



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



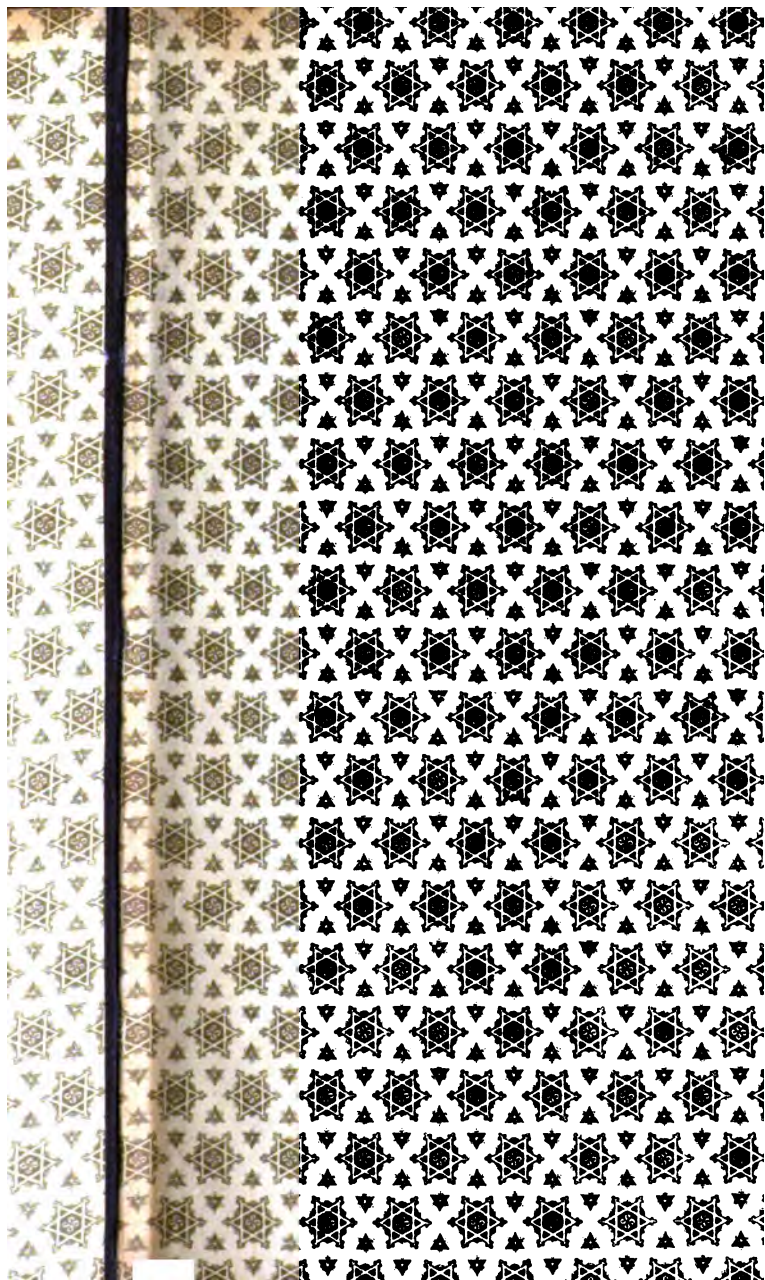
Library of the University of Michigan

*Bought with the income
of the*

*Ford - Hesser
Bequest*



574820



AS

182

,G5

Göttingische
1865
gelehrte Anzeigen

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1870.

Erster Band.

Göttingen.

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1870.

Göttingen.

Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

W. Fr. Kaestner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 1.

5. Januar 1870.

Chartes et documents de l'abbaye de Saint Pierre au mont Blandin à Gand depuis sa fondation jusqu' à sa suppression avec une introduction historique publiés par A. van Lokeren. Tome I. Gand. H. Hoste. 1869. L und 487 Seiten in gross Quart.

Die Abtei St. Peter zu Gent war eine der ältesten und angesehensten im Fränkischen Reich; sie hat unter manchem Wechsel der Dinge ihre Existenz bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts behauptet und zahlreiche Documente ihres Besitzes und Rechtes hinterlassen, die freilich zerstreut, zum Theil in private Hände übergegangen sind, aber meist doch in den Archiven zu Gent und Brüssel aufbewahrt werden. Die Lage des Klosters an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs, Vlämischer und Französischer Sprache geben ihnen ein mehr als gewöhnliches Interesse; auch in England hatte es Besitzungen, und Urkunden der Könige dieser drei Reiche finden sich hier neben einander. Die Bedeutung derselben für Ge-

schichte und Rechtsgeschichte hat deshalb nicht unbemerkt bleiben können; Warnkönig in seiner Flandrischen Staats- und Rechtsgeschichte hat von ihnen mannigfach Nutzen gezogen und mehrere in den Beilagen bekannt gemacht; andere sind einzeln schon in älterer Zeit, zahlreicher neuerdings in Belgien veröffentlicht; ein wichtiges Verzeichnis der an das Kloster gemachten Schenkungen in chronologischer Ordnung hat vor einigen Jahren Van de Putte herausgegeben. Immer aber blieb eine grosse Zahl von interessanten Urkunden und anderen Denkmälern ungedruckt; und der Archivar der Stadt Gent Hr. Van Lokeren hat sich daher ein nicht geringes Verdienst durch die Sammlung und Bekanntmachung eines vollständigen Urkundenbuchs der Abtei erworben, für welches er die erhaltenen Originale und Chartulare benutzte: mehrere der letzteren sind freilich verloren oder entziehen sich im Privatbesitz für jetzt der Kenntniss und dem Gebrauch (S. IX).

Der erste Band, welcher hier vorliegt, geht bis zum Jahre 1300: er zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste bis 1200 alle erhaltenen Actenstücke vollständig mittheilt, die zweite einen Theil nur dem Inhalte nach aufführt, die wichtigeren abdrucken lässt. Es sind dort 392, im ganzen aber 994 Nummern. Darunter manche namentlich zu Anfang freilich nicht vollständige Urkunden, sondern Stücke aus dem chronologisch angelegten Schenkungsbuch, wo aber meist mehrere unter einer Nummer zusammengefasst werden; einzelne später von sehr bedeutendem Umfang, wie ein Güterverzeichnis aus dem J. 1281, das nicht weniger als 30 der grossen in gespaltenen Columnen gedruckten Seiten (S. 392—422) füllt.

Aus der ältesten Zeit sind überhaupt so gut wie keine Urkunden selbst erhalten; die unter Nr. 2 mitgetheilte Bestätigung Papst Martins aus der Mitte des 7. Jahrhunderts wird unerachtet dessen, was der Herausgeber gegen früher vorgebrachte Zweifel beibringt, nicht für echt gelten können (vgl. Jaffé Regesta S. 940). Abgesehen von einem Briefe Einhards ist so das erste authentische Document die Bestätigung Ludwig d. Fr. vom 2. Juni 815, woran sich die zuerst von Warnkönig herausgegebene Precarie Einhards vom 7. Sept. 839 anreihet. Zahlreicher werden die Urkunden erst seit dem 10. Jahrhundert, wo der Markgraf Arnulf von Flandern das Kloster von Grund aus »nobiliori aedificio« neu aufbauen liess. Da hat es auch von mehreren Deutschen Königen für seine im Reich belegenen Güter Immunität und Zollfreiheit erhalten: zu Stumpf Nr. 395 und 694 (hier mit Unrecht dem Kloster St. Bavon beigelegt, und Breslau, Die Kanzlei Konrad II. Nr. 224, kommen eine zweite Urkunde Otto II. vom J. 977 ohne Tag (Nr. 49)*), eine undatierte, und ohne Zweifel unechte Otto III. (sie erwähnt den Abt Adelwin, der von 987—995 dem Kloster vorstand, nennt aber Otto III. schon Kaiser, hat auch den auffallenden Eingang: *celsi Tonantis gracia*), und eine Bestätigung Heinrich III. vom 28. Mai 1040, demselben Tage, wo auch das benachbarte Kloster St. Bavon eine Urkunde empfing (O. B. van Holland S. 50). Es ist dies die letzte königliche Verleihung, die sich findet: offenbar ist seitdem der Deutsche Einfluss in diesen Gegenden ganz in den Hintergrund ge-

*) Auf eine, wie es scheint, verlorne desselben Kaisers von 980 wird S. 50 N. hingewiesen.

treten. Auch päpstliche Urkunden sind zahlreich vorhanden: der Herausgeber klagt über die Schwierigkeit, die der gleichnamigen Päpste (Alexander III. und IV. Innocenz III. und IV.) zu unterscheiden und bemerkt in den Nachträgen, dass er nicht wisse, weshalb Delisle in einer Anzeige der früher erschienenen ersten Abtheilung Alexander IV. eine Reihe von Nummern beilege, die er unter dem Namen des III. publiciert. Die Aufenthaltsorte der Päpste, die Canzleipersonen u. s. w. kommen da in Betracht; gewiss wären ihm die Regesten Jaffés von grossem Nutzen gewesen.

Unter den Privaturkunden fallen die zahlreichen Ergebnissen von Freien in den Schutz des Klosters mit Verpflichtung zu Aus- und Abgaben bei Ehen und nach dem Tode auf; die ältesten Notizen des Schenkungsbuchs beziehen sich darauf und sie gehen hinab bis ins 12te Jahrhundert. Da werden solche tributarii auch zu Lehn gegeben (Nr. 388. 389); wiederholt werden Verzeichnisse derselben aufgestellt. Andere Stücke betreffen die Verhältnisse des Klosters zu den Vögten, wo sich manche eigenthümliche Bestimmungen finden, die aber wenigstens zum Theil schon von St. Genois in seiner *Historie des avoueries en Belgique* benutzt sind. Späterer Zeit gehört eine *forma pacis in comitatu Haynonie* vom 28. Jul. 1200 (Nr. 410) an, die durch Warnkönig bekannt geworden ist, an demselben Tage eine *declaratio legum*, betreffend die Nachfolge in Lehen (Nr. 411); dann *Anciennes lois et coutumes de Hollain* (Nr. 625, vgl. Nr. 663. 949), *de Saffelaire* vom 4. Febr. 1260 (Nr. 707), die Keure für die Bewohner des Dorfs Ter Pieten vom 29. März 1265 in vlämischem und lateinischem Text (Nr. 761); *li usage*

et les costumes de la mayrie de Crombrugghe vom April 1274 (Nr. 843), ein Reglement du metier des Parcheminiers vom 27. Oct. 1280 (Nr. 894).

Die älteste datierte Französische Urkunde ist vom Juni 1209 (Nr. 425), aber kein Original; vlämisch wird in einem Actenstück von 1230 gebraucht (Nr. 505), auch in einem Güterverzeichnis des 13. Jahrhunderts (Nr. 399) und sonst einzeln.

Die bei der Herausgabe befolgten Grundsätze sind die, welche immer mehr allgemeine Geltung erhalten, genaue Wiedergabe der Orthographie der Quellen, aber Anwendung der grossen Anfangsbuchstaben bei Namen und Interpunction nach jetzigem Gebrauch. Vielleicht hat der Herausgeber sich nur manchmal zu sehr an seine Vorlage, auch wo es kein Original ist, angeschlossen. So steht S. 48 Col. 1 Z. 6 'avicta' statt 'aucta'; S. 82 Col. 2 Z. 13 v. u.: 'In dominicatum' statt 'indominicatum' und S. 86 Col. 2 Z. 24: 'mansum I in dominicatu in M. mansum I' statt: 'mansum I indominicatum, in M. mansum I'. S. 96 Col. 1 Z. 5 ist zu lesen: deprehensi, incursiis (für: incurtibus; s. Ducange III, S. 806) autem indomminicatis plena libertate fruatur; S. 131 Col. 2 Z. 6 in der interessanten Urkunde über das Recht des Klosters auf Alluvion: hujusmodi terrae consuetudo est et pro lege habetur. Auch anderswo ist der Text zu emendiren: in Nr. 40: Ada~~l~~heidis, Liudolfus; Nr. 40: Wil(~~le~~)gisi; Nr. 50: Listrigaud(i)ensi (wie der Gau wenigstens Nr. 62 und sonst genannt wird). Der Herausgeber schreibt S. 98 (wie es freilich in Deutschland meist geschieht) unrichtig 'Labbé' statt 'Labbe'. — Manche kleine Versehen der Art sind nachträglich verbessert, eini-

ges was so bemerkt ist in dem mir vorliegenden Exemplar auch durch Cartons beseitigt. Eine Table topographique ist beigegeben; dagegen vermisst man ein Personenregister.

Im allgemeinen reiht diese Publication sich würdig denen an, durch welche Belgische Gelehrte in der neuern Zeit die reichen Schätze ihres Landes an Denkmälern seiner Geschichte allgemein zugänglich gemacht haben und denen auch unsere Studien mannigfache Förderung verdanken.

G. Waitz.

C. Julii Caesaris commentarii de bellis gallico et civili, aliorum de bellis alexandrino, africano et hispaniensi. Annotatione critica instruxit F. Dübner. Parisiis ex typographeo imperiali. 1867. Tom. I. XXVIII und 331 S. Tom. II. 406 S. gross Octav.

Im Anschluss an die Bearbeitung der Geschichte Cäsars wünschte Kaiser Napoleon III. auch die Hauptquelle dieser Geschichte, die cäsarianischen Commentarien, in einer dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Ausgabe dem französischen Publikum vorlegen zu können; und diesem Wunsche verdanken wir die vorliegende Bearbeitung, die gewiss auch in Deutschland von Allen, die sich mit Cäsar beschäftigen, mit aufrichtigem Danke aufgenommen werden wird, zumal in der Person unsers Landsmanns F. Dübner gewiss der rechte Mann für diese Aufgabe gewählt ist.

Die äussere Einrichtung der übrigens in For-

mat und prachtvoller Ausstattung sich genau an die Histoire de J. César anschliessenden Ausgabe ist folgende. Eröffnet wird sie durch eine französische, von A. Petetin, directeur de l'imprimerie imperiale, unterzeichnete Vorrede, deren Zweck mir nicht klar geworden ist, denn ausser einigen der Hist. de César entlehnten Phrasen und Trivialitäten ist ihr ganzer Inhalt der darauf folgenden in lateinischer Sprache abgefassten »Praefatio« Dübners entnommen. Diese praefatio selbst mit dem angehängten index codicum giebt gründliche Auskunft über die benutzten Handschriften, von denen in Folge der kaiserlichen Vermittlung fast alle wichtigen, theils von Dübner, theils für ihn von andern Gelehrten nochmals verglichen und die zweifelhaften Lesarten ganz festgestellt werden, zum Theil sogar der Apparat durch Vergleichung neuer Handschriften vervollständigt werden konnte. Für das bellum Gallicum ist eine Handschrift, der Moysiacaensis (M), hier zum erstenmal vollständig verglichen, nachdem Frigell auf sie aufmerksam gemacht und allerdings die Mehrzahl der kritisch wichtigen Varianten aus ihr mitgetheilt hatte. Immerhin ist diese Bereicherung des Apparats dankenswerth, da diese Handschrift der nicht sehr zahlreich vertretenen ältern und bessern Handschriftenfamilie angehört, die bekanntlich nur das bellum Gallicum enthält. Freilich hat das Zeugniß dieser Handschrift nicht viel selbständigen Werth, weil sie mit dem Bongarsianus bis auf die zufälligsten Versehen und Schreibfehler herab (z. B. I, 25, 3 commodae f. commode 51, 1 halarios f. alarios IV, 16, 5 Hubii, resp. Hubi f. Ubii I, 1, 7 Pireneos f. Pyrenaeos) übereinstimmt, so dass man versucht wäre, sie geradezu für eine Ab-

schrift desselben zu halten, wenn doch nicht andererseits zwar ziemlich seltne, aber desto überzeugendere Beweise für die Selbständigkeit von M bürkten, namentlich Stellen, wo ein Wort in B fehlt, in M aber wie in den übrigen Handschriften steht. (So II., 5, 2 salutis III, 8, 5 recipere I, 18, 10 eius). Auf jeden Fall aber ist es sehr wahrscheinlich, dass beide Handschriften ohne weitere Mittelglieder aus einer und derselben Quelle abgeschrieben sind. Daher hat M für die diplomatische Kritik nur die Bedeutung einer gewissen Controle für B, und nur an den Stellen des achten Buchs, welche in B fehlen, kommt jener Handschrift eine selbständigere Bedeutung zu.

Viel wichtiger ist dagegen die Bereicherung des Apparats für das viel weniger kritisch behandelte *bellum civile*, das bekanntlich nur in der jüngern interpolirten Familie erhalten ist. Hier konnte Nipperdey nur von einer einzigen Handschrift (Parisinus secundus oder Thuanus, n. 5764, a bei N., T bei D.) eine vollständige, zuverlässige Collation benutzen, sonst lagen ihm noch für drei Handschriften (Leidensis 1, Scaligeranus, Cuiacianus) die, namentlich bei den beiden letzteren, ziemlich spärlichen Angaben Oudendorps vor, aus einem fünften (Havniensis) hatte Elberling wenige Lesarten mitgetheilt, ebenso endlich aus dem Vindobonensis primus Schneider einige zum *bellum Hispaniense*. Vergleichen wir hiermit Dübners Apparat, so ist in demselben nicht nur der Thuanus noch einmal verglichen, sondern es liegt auch von dem Leidensis und Vindobonensis zum erstenmal eine vollständige Collation vor, und ausserdem sind drei Handschriften neu hinzugezogen, Dresdensis n. 122 (D), Florentinus bibl. Riccardianae

(F), und Ursinianus (U), welcher letztere Codex sich dabei als das Original des Havniensis herausstellt. So hat hier die Kritik zum ersten Male ein zuverlässiges diplomatisches Fundament erhalten.

Wenden wir uns nun zu der kritischen Verarbeitung dieses Materials, so kommt im bellum Gallicum zunächst das Verhältniss der Handschriftenfamilien in Frage. Von den Bemerkungen der praefatio hierüber ist vor Allem zu erwähnen, dass D. neben den beiden Hauptfamilien, den von Nipperdey sogenannten *integri* und *interpolati*, die übrigen schlechten und jungen Handschriften nicht als aus einer besondern Quelle abgeleitet sieht. Wenn daher in diesen Handschriften ganz vereinzelt ausgezeichnete, den ältern Handschriften fremde Lesarten vorkommen, so sagt er darüber, »correctoris emendationi felici accepta referes tutius quam antiquae alicui et reconditae membranae, cuius certum vestigium ego nusquam deprehendi.« Uebri- gens bezeichnet er die Handschriften der ältern Familie, wo sie übereinstimmen, mit A, wogegen ihm für alle übrigen Handschriften das Zeichen Δ gilt, aus deren Zahl er aber dann wieder diejenigen sechs, welche die vergleichungsweise ungetrübte Ueberlieferung der zweiten Familie enthalten,*) durch die Bezeichnung »sex Δ« von den übrigen, durch fortschreitende Interpolation oder durch Vermischung der Ueberlieferung entstellten deteriores scheidet. Sehr zweckmässig und übersichtlich ist gewiss die Bezeichnung des übereinstimmenden Zeugnisses einer ganzen Familie durch einen Buchstaben; nur hätte dann

*) Thuanus, Leidensis 1, Ursinianus, Yndobonensis 1, Andinus und Oxoniensis.

meines Erachtens consequenter Weise für die zweite Familie auch ein besonderer Buchstabe gewählt und dieselbe nicht unter der Bezeichnung *A* mit denjenigen Handschriften zusammengeworfen werden sollen, die wie D. selbst anerkennt, grösstentheils aus beiden Familien contaminirt sind. Auch die übersichtliche Methode Nipperdeys in der Bezeichnung der einzelnen Handschriften hat D. leider verlassen, indem er alle mit grossen lateinischen Buchstaben oder abgekürzten Namen bezeichnet.

Was die Handhabung der Kritik selbst betrifft, ist innerhalb des rein diplomatischen Gebietes die schwierigste Aufgabe die Entscheidung über die sehr zahlreichen Stellen, wo sich die Zeugnisse der beiden Handschriftenfamilien gegenüberstehn. Die Grundsätze, die D. darüber praef. p. XVI aufstellt, sind gewiss zu billigen. Denn wenn auch die jüngere Familie an sehr vielen (nach D. mehr als 500) Stellen durch ganz willkürliche Interpolation entstellt ist, so beruht sie doch auf einer neben der andern Familie selbständig dastehenden Quelle und hat daher häufig das Aechte allein erhalten, wo jene corrumpt oder lückenhaft ist. Im Allgemeinen also wird sich die Regel ergeben, dass Alles aus innern Gründen Vorzüglichere und der willkürlichen Aenderung nicht Verdächtige unbedenklich aus den interpolirten Handschriften aufzunehmen, dagegen bei gleicher sprachlicher und sachlicher Zulässigkeit beider Lesarten die der *codices integri* vorzuziehen ist; in der Durchführung dieses Grundsatzes im Einzelnen aber erkennt D. selbst an, dass die Entscheidung, ob man es bei einer Lesart der *codd. interpolati* mit geschickter Correctur oder mit ächter Ueberlieferung zu thun hat, oft sehr schwer ist.

Im Ganzen hat D. sich der in neuerer Zeit vielfach hervortretenden Tendenz angeschlossen, gegen Nipperdeys zu rücksichtslose Bevorzugung der integri einzelne Lesarten der interpolati wieder in ihr Recht einzusetzen. Das Gegentheil ist mir nur an einer Stelle aufgefallen VII, 8, 2, wo er nach Frigells Vorgange mit allen Handschriften ausser den »sex A« *mons* vor *Cevenna* weglässt. Nach meiner Meinung mit Unrecht, denn überall, wo C. eine derartige Localität Galliens oder Germaniens zuerst erwähnt, steht ein Appellativum dabei (*monte Jura* I, 2, 3. *monte Vosego* IV, 10, 1. *Pyrenaeos montes* I, 1, 7. *siloam Arduennam* V, 3, 4. *Hercyniam siloam* VI, 24, 3).

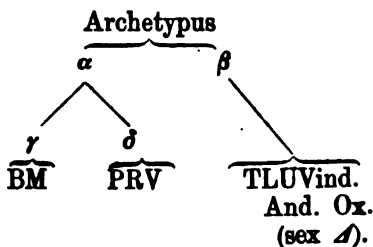
Ja selbst bei schon erwähnten Oertlichkeiten sind die einzigen mir bekannten Beispiele der Weglassung *Cevenna* VII, 8, §. 3 und *Arduennae* VI, 33, 3, gegenüber *montem Juram* I, 6, 1. *Hercyniae silvae* VI, 25, 1. *Arduennam siloam* VI, 29, 4. *mons Cevenna* VII, 56, 2. Mag also *mons* an jener Stelle aus dem Archetypus erhalten, oder durch Conjectur ergänzt sein, zu entbehren ist es nicht. Auch VI, 34, 8 hätte statt des in den integri stehenden *ad se vocat*, da die Unvereinbarkeit dieser Lesart mit Cäsars Sprachgebrauch von Vielhaber Ztschr. f. d. öster. Gymn. 1866 S. 234 nachgewiesen ist, *evocat* aufgenommen werden sollen. Häufiger sind die Fälle, wo mir D. im Gegentheil die oben bezeichnete Tendenz des Anschlusses an die Familie der interpolati zu weit verfolgt zu haben scheint. So giebt er V, 28, 6 das der strengen Regel entsprechende *quid esse levius* nach den »sex A«, statt des *q. esset l.* der integri. Aber diese Abweichung kommt auch sonst vor (so gleich c. 29, 7 in allen Handschriften haberet, wofür D. freilich

auch habere setzt) und derartige Anomalien zu verwischen ist recht eigentlich die Sache der interpolirten Handschriftenklassen. Ganz entsprechend stellen diese Handschriften c. 27, 5 *alteri legioni* her, und ich kann Dübner's Verfahren nicht consequent finden, wenn er dort mit den integri die abweichende Form *alterae* beibehält, hier aus den interpolati das regelmässige *esse* aufnimmt. V, 19, 2 schreibt D. mit Schneider nach den interpolati *omnibus viis notis semitisque*, während alle übrigen neuern Herausgeber das Wort mit den übrigen Handschriften auslassen. Aber entbehrlich ist das Wort gewiss, und bei der auch von D. anerkannten grossen Zahl von ganz willkürlichen Aenderungen und Zusätzen in diesen Handschriften wird man dem Argumente Schneiders, dass sich hier kein bestimmter Grund der Einschlebung nachweisen lasse, kaum viel Gewicht beilegen dürfen. Auch die Worte *ad luxuriam pertinentium* II, 15, 4 sind wohl mit Unrecht beibehalten, da mit den Worten »necessaria esse facile cognoscitur« meines Erachtens Nipperdeys gegen Schneider gerichteten Bemerkungen keineswegs widerlegt sind, wogegen II, 17, 4 D. mit vollem Recht *inflexis crebrisque* mit Nipperdey gegen Whitte und Frigell beibehält. II, 21, 5 (*detrudenda* BM Schneider, Nipperdey, Dinter — *detruenda* PR — *detrahenda* sex A Frigell Dübner) scheint mir Alles auf die Frage anzukommen: Welche von beiden Lesarten kann aus der andern entstanden sein? D.'s Meinung, die Lesart *detrudenda* sei aus der im R über *detruenda* geschriebenen entstanden, ist mit den Ursprungs- und Verwandtschaftsverhältnissen der Handschriften unvereinbar, vielmehr ist *detruenda* nur eine Corruptel der aus der Urhand-

schrift der integri fortgepflanzten Lesart *detruenda*, der das Zeugniß der interpolati für *detrahenda* gegenüber steht. Dann aber ist, abgesehen von dem sonstigen Werth beider Handschriftenklassen, eine Entstehung dieses ganz trivialen Ausdrucks aus jenem ungewöhnlichen und nur der hier beschriebenen Situation angemessenen doch höchst unwahrscheinlich. Endlich lässt D. II, 3, 1 mit den codd. interpolati *qui dicerent* weg, mit der Bemerkung: *q. d. codd. omnes praeter sex A, quos incredibile est de suo delevisse haec verba archetypi, quare ut antiquitus interpolata abicio.* Ein innerer Grund zur Annahme einer Interpolation liegt nicht vor, auch sind solche unächte Zusätze in den integri, die in den interpolati fehlen, zwar nicht unerhört (VI, 7, 7 fügen sie das gänzlich unhaltbare Gallos hinzu, das die *sex A* nicht haben), aber doch sehr selten. Dagegen kann ich dem Grunde, dass es unglaublich sei, dass der Schreiber der gemeinsamen Quelle der *sex A qui dicerent* getilgt habe, nicht viel Gewicht beilegen. Zu einer absichtlichen Tilgung der Art lässt sich freilich keine Veranlassung denken; dagegen ist die auf blossem Versehen beruhende Auslassung einzelner unzweifelhaft ächter Worte, die auch D. sämmtlich im Text behalten hat, in den *sex A* eine keineswegs sehr seltne Erscheinung (II, 15, 3 *Caesar.* 19, 7 *iam.* III, 19, 4 *impeditos.* V, 23, 6 *inita* 27, 1 *colloquendi causa* 32, 1 *maior.* VI, 14, 5 *maxime* 43, 3 *etiam.* VII, 8, 3 *quidem*). Ein solches Versehen wird also auch hier stattgefunden haben. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass bei mir von D. selbst richtig hervorgehobenen Schwierigkeit der Entscheidung die Erwähnung dieser wenigen Fälle, wo ich seinem Urtheil

nicht beistimmen kann, kein Tadel gegen seine Textesconstitution sein soll; vielmehr hebe ich ausdrücklich hervor, dass er mir sonst durchaus den methodisch richtigen Weg in der Schätzung und Verwerthung beider Handschriftenklassen eingeschlagen zu haben scheint.

Einen viel objectiveren Massstab kann die diplomatische Kritik in den ebenfalls sehr häufigen Fällen anlegen, wo ein Theil der Handschriften der einen Familie mit sämmtlichen der andern übereinstimmt. Schon bei oberflächlicher Betrachtung zeigt sich*), dass die bessere von Dübner mit A bezeichnete Handschriftenfamilie in zwei Zweige, BM und PRV, zerfällt, die aus zwei verschiedenen Originalen stammen, die selbst zwar wieder mittelbare oder unmittelbare Abschriften aus derselben Quelle, von einander aber unabhängig sind, also nach folgendem Schema:



Aus diesem Verhältniss ergibt sich die für die Kritik wichtige Folgerung, dass, wenn bei nicht ganz unbedeutenden und naheliegenden Abweichungen BM sex Δ gegen PRV oder PRV

*) Am klarsten beweisen dies die Lücken in PRV VII, 22, 5, in BM VII, 46, 8.

sex Δ gegen BM zusammenstimmen, die dem einen Zweige der alten Familie mit der gesamten jüngern gemeinsame Lesart im Archetypus gestanden haben muss, da es doch ausser aller Wahrscheinlichkeit liegt, dass dieselbe Veränderung der ursprünglichen Lesart ganz unabhängig von einander in zwei verschiedenen Handschriften (entweder $\beta\gamma$ oder $\beta\delta$ nach obigem Schema) vorgenommen worden sei. Und dieser kritische Grundsatz bewährt sich bei specieller Untersuchung der in Rede stehenden Stellen durchaus. Betrachten wir zunächst den ersten Fall, wo BM mit den sex Δ gegen PRV zusammenstimmen, so zeigt sich in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Stellen die Lesart jener Handschriften schon aus innern Gründen als allein zulässig oder doch entschieden vorzuziehen, und ist daher auch von allen Herausgebern oder wenigstens von den neuern seit Nipperdey und Schneider übereinstimmend aufgenommen. Ich habe 69 solcher Stellen gezählt. *)

Dagegen finden sich nur acht Stellen, wo die Lesart von PRV gegen BM und sex Δ den Vorzug verdient, aber sechs unter diesen sind der Art, dass die übereinstimmende Lesart von BM sex Δ recht wohl in der gemeinsamen Quelle unserer Handschriften gestanden haben, in der

*) Nicht mitgerechnet sind dabei alle Stellen, wo mehr als zwei Lesarten einander gegenüberstehen, abgesehen von vereinzelten Schreibfehlern einer oder der andern Handschrift, die das Verhältniss der beiden Hauptlesarten nicht alteriren. Ferner habe ich ganz unberücksichtigt gelassen rein orthographische Varianten, namentlich den in den Handschriften so häufigen Wechsel von i und e. Auch die Varianten in der Schreibung der Eigennamen sind meist übergangen.

Handschrift δ (PRV) aber durch sehr nahe-
 liegende Conjectur das Richtige hergestellt sein
 kann. III, 7, 1 nämlich (Illyricum profectus est
 BM sex Δ , in Illyricum pr. est PRV) gab
 eine der trivialsten Regeln lateinischer Syntax
 die Emendation an die Hand, VII, 39, 2 (provi-
 derat BM sex Δ , provideat PRV) stehn in un-
 mittelbarer Nähe lauter Conjunctivi praesentis
 und perfecti, so dass die Verbesserung sich
 geradezu dem Leser aufdrängen musste. VIII,
 36, 4 (Germani equites BM sex Δ , Germani
 equitesque PRV) steht in den vorhergehenden
 Worten ausdrücklich, dass die in Rede stehen-
 den Germanen von den Reitern verschieden
 waren. VIII, 14, 5 (ubi BM sex Δ , ibi PRV)
 und V, 18, 3 (praefixisque BM sex Δ , praefixis
 PRV) weist die Construction deutlich auf Un-
 haltbarkeit jener Lesart hin und die Verbesse-
 rung lag sehr nahe. VIII, 50, 4 (commendaret
 petitione BM sex Δ , commendaret PRV)
 weist schon die Sinnlosigkeit des, wie D. richtig
 bemerkt, aus §. 1 wiederholten Substantivums
 darauf hin, dass dasselbe getilgt werden musste.
 Allen diesen Stellen gegenüber stehen nur zwei,
 die sich mit dem sonstigen Verhältniss der
 Handschriften nicht vereinigen lassen: VII, 62, 3,
 wo die Worte *hostes pelluntur atque* und 66, 7,
 wo das Adverb *bis* in BM sex Δ fehlt, während
 doch an erster Stelle wenigstens das Subject
hostes ganz unentbehrlich, und an der letztern
 Stelle *bis* nicht nur sehr passend ist, sondern
 auch nicht abzusehen wäre, wie es in den Text
 gekommen sein sollte, wenn es nicht von C. her-
 rührte. Wie nun diese auffallende Erscheinung
 zu erklären sein mag, weiss ich nicht; jedenfalls
 aber wäre es unmethodisch, wegen dieser zwei
 Stellen die auf so zahlreiche Fälle gestützte An-

sicht von dem Verhältniss der Handschriften aufzugeben. Aus dieser Ansicht aber ergibt sich nun die Regel, dass überall, wo BM sex Δ und PRV einander gegenüberstehn, ohne dass innere Gründe für den Vorzug der einen Lesart sprechen, überall die der erstgenannten Handschriften als die diplomatisch beglaubigtere aufzunehmen ist. Und hierin vermisste ich bei D. hin und wieder die Consequenz. So hat er IV, 20, 1 mit Frigell septentrionem aus den übrigen Handschriften statt septentriones, wie Schneider und Nipperdey mit BM sex Δ lesen, aufgenommen, so ebenfalls nach Frigells Vorgang IV, 24, 3 omnibus membris expediti, während Schneider, Nipperdey, Dinter aus BM sex Δ das ebenso richtige expeditis geben. Ebenso wird man V, 14 5 mit BM sex Δ zu Schneiders und Nipperdeys sed qui zurückkehren müssen, während Dübner, wieder mit Frigell, sed si qui hat. Ebenso verhält es sich V, 33, 5 (ad pugnam BM sex Δ Nipperdey, Schneider, Frigell, ad pugnandum PRV Dinter, Dübner*), VII, 45, 7 quid fieri *velit* ostendit BM sex Δ , Nipperdey, Dinter, Frigell, *vellet* Schneider, Dübner), VI, 30, 2 (ab omnibus BM sex Δ Nipperdey, Dinter, ab hominibus PRV Schneider, Frigell, Dübner). VI, 37, 7 endlich, wo Frigell die in BM sex Δ überlieferte Wortstellung castra iam capta zuerst in ihr Recht eingesetzt hat, giebt D. iam capta castra. Diese Inconsequenz, der, abgesehen etwa von der vorletzten Stelle, besondere sachliche oder sprachliche Gründe nicht zu Grunde liegen können,

*) Die sonstige Variante in den Worten (indem alle auch BM, *hostes alacriores effecit*, sex Δ dagegen *homines alacriorem fecit* haben) hängt damit gar nicht zusammen.

ist um so auffallender, als D. an anderen Stellen die Lesarten von BM sex Δ gegen Frigell wieder in ihr gutes Recht eingesetzt hat, so V, 15, 1 *omnes* PRV Frigell Dinter, *eos* BM sex Δ Dübner; VIII, 13, 2 *paucisque in resistendo interfectis* PRV Frigell, Dinter, *paucisque resistentibus interfectis* BM sex Δ Dübner. Ebenso V, 9, 4 *videbatur* mit Schneider und Frigell gegen Nipperdey, Kraner und Dinter. *) Mit vollem Recht wirft D. VIII, 48, 7 alle Zusätze der übrigen Handschriften aus und giebt mit BM sex Δ nur *graviter vulneratus praefectus*.

Endlich stimmen an mehreren Stellen BM und sex Δ überein, wo keiner der neuern Herausgeber die Lesart dieser Hdschr. aufgenommen hat, ohne dass sich doch ein triftiger Grund für ihre Verwerfung anführen liesse. So VIII, 46, 1 *Aquitaniam nunquam ipse adisset, sed per P. Crassum quadam ex parte devicisset*, wo alle mit PRV *ipse* und *sed* weglassen. Denn dass hier *ipse* und *sed* entbehrlich sind, dass beide Worte, wenn sie ursprünglich nicht dagestanden hätten, leicht hätten von einem Abschreiber hinzugefügt werden können, darauf kommt hier gar nichts an, da durch Uebereinstimmung jener Handschriften das Vorhandensein jener beiden Worte in unserm Archetypus bezeugt ist; dieselben durften also nur dann weggelassen werden, wenn sie aus irgend einem innern Grunde unzulässig wären. Ganz ähnlich verhält es sich VIII, 48, 8 *obsidibus datis* firmat BM sex Δ , *obsidibus* firmat die Herausgeber mit den übrigen Handschriften. Auch VI, 5, 6 dürfte es wohl keinen Anstand haben, mit BM sex Δ *duas-*

*) Doch weiss ich nicht, ob der unpersönliche Gebrauch von *videri* in solchen Zwischensätzen mit *ut* auch sonst bei C. vorkommt.

que ad eum legiones statt duasque legiones ad eum zu schreiben, wenn mir auch im Augenblick kein völlig entsprechendes Beispiel für jene Wortstellung zu Gebote steht.

Hierher gehören denn auch die Stellen in B. VIII c. 39—43 und 52 bis zu Ende, wo B fehlt und deshalb M allein diesen Zweig der ältern Familie vertritt, nur dass uns hier die Controle verloren geht, was der gemeinsamen Quelle von BM, was dem Schreiber von M selbst angehört, denn dass dieser keineswegs ganz getreu seine Vorlage copirt hat, ergibt sich an zahlreichen andern Stellen aus der Vergleichung mit B. In jenen Capiteln also wird ebenfalls die Uebereinstimmung von M sex Δ (wenn auch nicht ganz mit derselben Sicherheit wie sonst, wo B noch hinzutritt) für die Ursprünglichkeit einer Lesart sprechen. Deshalb hat D. VIII, 42, 4 die Lesart ita quam quisque poterat maxime insignis wenigstens in sofern mit Recht in seinen Text aufgenommen, als die Uebereinstimmung von M sex Δ beweist, dass dies die Lesart des Archetypus ist und danach die von der Lesart der andern Hdschr. ohne quam ausgehenden Verbesserungsvorschläge (z. B. prout erat statt poterat) als unzulässig erscheinen. Ob man sich aber mit D. bei der Lesart des Archetypus beruhigen darf, ist mir deshalb zweifelhaft, weil ich nicht glaube, dass insignis von einer Person gesagt ohne nähere Bestimmung, wie Dübner will, gleich conspicuus im eigentlichen Sinn (an einem Orte befindlich, wo man gesehen wird) gebraucht werden kann. Dagegen hat VIII, 40, Dübner die Lesart der Hdschr. M sex Δ unbeachtet gelassen, indem er mit den andern Herausgebern cum contra expectationem omnium Caesar Uxellodunum venisset liest, wogegen jene

Hdschr. Caesar an den Anfang des Satzes vor cum stellen. Der Grund dieser Abweichung von der besser beglaubigten Lesart ist der, dass auch im vorhergehenden Satze Cäsar Subject ist. Und allerdings würde dann der Anfang des Satzes mit Caesar cum sehr auffallend sein; aber auch in der von den Herausgebern aufgenommenen Wortstellung ist die Beifügung des Namens unzulässig, denn auch in den zahlreichen Fällen bei Hirtius, wo er nicht den Anfang des Satzes bildet, ist regelmässig das Subject des vorhergehenden Satzes eine andere Person (VIII, 7, 3. 8, 1. 15, 2. 17, 1. 20, 1. 22, 1. 24, 1. 38, 5. 40, 4. 46, 1. 52, 1. Das bellum Alexandrinum kann bei dem Zustande der Ueberlieferung wohl nicht in Betracht kommen), sonst muss der Name ganz wegbleiben; er ist also auch hier zu streichen. Im Archetypus konnte er hinzugefügt werden, weil so häufig in den Commentarien Sätze mit Caesar cum z. B. gleich 43, 1. 44, 1 anfangen, und die spätere Umstellung des Namens nach omnium ist nichts als ein naheliegender, aber mit dem Sprachgebrauch nicht zu vereinigender Verbesserungsversuch.

Etwas anders als mit der Uebereinstimmung von BM sex Δ verhält es sich mit dem umgekehrten Fall, wo PRV mit sex Δ gegen BM zusammenstimmen. Denn hier fehlt es nicht an deutlichen Spuren, dass die Handschrift, aus der PRV abgeschrieben sind, aus einer der jüngern Familie angehörigen hier und da interpolirt ist. Das auffallendste Beispiel ist VI, 5, 3, wo BML (letztere Handschrift zeigt auch sonst Vermischung der Lesarten beider Familien) concertaturum, die sex Δ contenturum, PRV aber concertaturum tenturum haben. Wenn also auch in den meisten Fällen die übereinstimmende Les-

art von PRV und sex Δ die ursprüngliche sein wird, so können doch auch Fehler der jüngern Handschriftenfamilie durch Interpolation in die Quelle von PRV gekommen sein, so dass BM allein den Zeugnissen jener Handschriften gegenüber die Lesart des Archetypus vertreten. So wohl I, 26, 4 wo BM allein filia haben, so VII, 58, 3, wo gegenüber dem unsinnigen in insula Sequana (PRV sex Δ) jene beiden Hdschr. das richtige in insula Sequanae geben, was freilich auch eine sehr nahe liegende Correctur sein kann. Trotz dieser vereinzeltten Fälle aber ist jedesfalls auch hier an allen Stellen, wo kein innerer Grund der Entscheidung da ist, die übereinstimmende Lesart von PRV sex Δ der von BM vorzuziehen.

Ich gehe über auf das Gebiet der Conjecturalkritik. Hier ist Dübners Verfahren durch grosse Besonnenheit charakterisirt. Selten und nicht ohne gewissenhafte Prüfung nimmt er fremde Verbesserungen auf, noch seltener wagt er selbst eine Aenderung. Nur an einigen Stellen wüsste ich gegen die Nothwendigkeit oder Zulässigkeit von ihm aufgenommener Emendationen Einwendungen zu machen. Wenn er IV, 22, 3 für *contractisque, quod* die Conjectur *constratisque quot* aufnimmt, so würde dies wohl kaum geschehn sein, wenn er Hellers Bemerkungen Philol. XIX p. 490 gekannt hätte. VIII, 13, 1 schreibt er mit Hoffmann *intermitti* für das handschriftliche *intermittit*, das sonst in *intermittunt* oder *intermittuntur* geändert wurde. Dem steht aber die von Nipperd. quaestt. Caes. p. 22 hergehobene Thatsache entgegen, dass Hirtius Infinitivus historicus nicht braucht. Auch s. D. I, 53, 1 *quingenta* beibehält, statt Göler nach sämtlichen Handschriften *quin-* herzustellen, erscheint mir nicht gerechtfertigt.

tigt, da es auch sonst bei den spätern Schriftstellern an Abweichungen von Cäsars Angaben nicht fehlt. Dagegen hat aber D. trotz seiner vorsichtigen Zurückhaltung an manchen Stellen evidente Conjecturen Anderer, die man noch nicht in den Text zu setzen wagte, zu Ehren gebracht, wozu ich namentlich VI, 13, 2 Dinters *nobilibus*, *quibus* und II, 19, 2 Ursinus' *hosti* rechne, was nicht nur der besten hdschr. Ueberlieferung (*hostis*) sehr nahe liegt, sondern auch allein mit Cäsars Sprachgebrauch vereinbar ist. Unter den eigenen Conjecturen Dübners erscheint mir als die wichtigste die zu V, 34, 3, wo er *Esse* (statt *Erant*) *et virtute et numero pugnantium pares* schreibt und dann mit den Hdschr. *Nostri* zum folgenden Satze zieht. Diese Aenderung hat viel für sich, und das einzige Bedenken, das ich dagegen nicht unterdrücken kann, ist, dass die zum Kampfe anfeuernde Rede nach meinem Gefühl viel passender mit der kräftigen Aufforderung »*proinde omnia in victoria posita existimarent*« als mit der etwas matten Begründung *Esse* — *pares* schliesst.

Zu den aufgenommenen Conjecturen sind strenggenommen auch diejenigen Lesarten zu rechnen, die zwar aus Handschriften stammen, in diese selbst aber nicht durch ächte Ueberlieferung, sondern nur durch absichtliche Aenderung von Seiten des Schreibers gekommen sein können. Auch in dieser Beziehung muss man nur in seltenen Fällen Einsprache erheben. I, 17, 4 schreibt er mit einer einzigen Hdschr. (Bongarsianus II) *necessaria re* statt *necessariam rem*, was alle übrigen haben. Dies ist aber nicht nur nicht nothwendig, sondern sogar bedenklich, weil dann das Object zu *enuntiavit* fehlt. III, 15, 1 nimmt er statt *binæ ac ternæ*

aus zwei Hdschr. *b. aut t.* auf; aber die überlieferte Lesart lässt sich ganz gut erklären: »zwei und in andern Fällen drei«, wie V, 14, 5 *uxores habent deni duodenique inter se communes*, wo D. nichts ändert. Etwas weniger zurückhaltend, als mit sonstigen Aenderungen der Ueberlieferung, ist D. mit der Annahme von Interpolationen gewesen; doch auch hier ist er frei von jeder Willkür, und wenn auch die Unächtlichkeit der Worte I, 3, 3 *Ad eas res conficiendas — deligitur*. Is und I, 26, 5 *nullam partem noctis itinere intermisso* nicht ganz zweifellos ist, so sprechen doch gewichtige Gründe dafür.

Eher könnte man sich wundern, dass II, 12, 1 *confecto* und 15, 4 *eorum*, am meisten dass III, 1, 6 *ad hiemandum* beibehalten ist. Ueberhaupt scheint mir D. zuweilen in der Festhaltung der übereinstimmenden handschriftlichen Ueberlieferung zu weit zu gehn. So wenn er I, 54, 1 *quos ubi qui proximi Rhenum incolunt perterritos senserunt insecuti* gegen die Conjectur des Beatus Rhenanus *quos Ubii q. pr. Rh. inc. perterritos insecuti* aufrecht erhält; ich wenigstens kann Nipperdeys Bemerkung nur durchaus begründet finden, dass der ganz allgemeine Begriff »diejenigen welche zunächst am Rhein wohnen« hier nicht am Platze ist. Noch auffallender ist mir II, 22, 1, wo D. mit allen stimmfähigen Handschriften *delectusque collis* beibehält, gegen die Lesart *deiectusque c.*, die freilich nur in wenigen *deteriores* steht und offenbar Conjectur, aber dennoch mit Recht von Schneider, Nipperdey, Rigell, Kraner und Dinter aufgenommen ist. Eilich bemerkt D. zur Rechtfertigung seiner Lesart »Locum delegerant centuriones, cf. c. 17.« Aber was hat dieser Umstand, dass der Ort von centurionen ausgesucht war, hier zu thun, wo

nur die Verhältnisse angeführt werden sollen, die C. veranlassten, bei der Anlage des Lagers von den strengen Regeln der Kriegskunst abzugehen? II, 28, 1 hält er ebenso das *collectos* der Hdschr. gegenüber der Emendation *coniectos* fest, indem er darauf hinweist, dass aus dem c. 16 von derselben Sache gebrauchten Ausdruck *in eum locum coniecisse* nicht folge, dass hier mit Bezugnahme auf jene Stelle dasselbe Verbum stehen müsse. Gewiss nicht, aber was soll hier überhaupt der Begriff des S a m m e l n s? Die Aenderung selbst ist höchst unbedeutend, und dieselbe hat ja D. selbst III, 24, 1 *) unbedenklich mit allen übrigen Herausgebern vorgenommen, VIII, 5, 2 die umgekehrte (*coniectis* in *conlectis*). IV, 1, 9 vertheidigt D. die handschriftliche Lesart *quod* — *faciant* mit der Bemerkung: »*Quod* hic eandem fere vim habet quam *quippe qui*.« Aber bei *quippe qui* steht ja der Conjunctiv nur deshalb, weil im Relativsatze der causale Sinn eben durch diesen Modus ausgedrückt werden muss, ein Grund der bei einem Satze mit der Causalpartikel *quod* natürlich wegfällt. Dieses *quod* kenne ich mit dem Conjunctiv nur in der sog. obliquen Beziehung, d. h. wenn der angegebene Grund als die Ansicht eines Andern bezeichnet werden soll, so bei Cic. de or. I, 2, 5, womit Heller unsere Stelle zu vertheidigen sucht, offenbar als Ansicht des Angeredeten. Da von einer solchen Beziehung hier nicht die Rede sein kann, so ist die überlieferte Lesart nicht zu halten. VII,

*) Dass an dieser Stelle eine einzige, an der vorhererwähnten zufällig keine Handschrift *conlectis* statt *coll.* giebt, ist ganz irrelevant, denn aus dem Arhetypus kann diese vereinzelte Schreibung doch nicht stammen.

65, 5 behält D. das *sed et* vor *equitibus Romanis* bei mit der Bemerkung »*integra esse hic omnia censemus cum Schneidero*«. Aber Schneiders Beweisführung kann doch durchaus nicht befriedigen. Wenn man auch alles Andere, was er gegen Nipperdey vorbringt (und was mir keineswegs durchaus überzeugend erscheint), zugeben wollte, so bleibt die Thatsache bestehen, dass Caesar *et* nicht im Sinne von *etiam* braucht, und dieser Thatsache gegenüber ist es doch gänzlich gleichgültig, wenn Schneider aus Sueton, Justin und den Scriptores historiae Augustae Beispiele für ein ähnlich gebrauchtes *sed et* anführt. — Auffallend ist in einem Werk, das sich an Napoleons *histoire de César* anschliesst, dass darin eine evidente Emendation nicht aufgenommen ist, die sich aus den auf des Kaisers Befehl angestellten topographischen Forschungen ergibt. I, 38, 5 nämlich ist zu lesen *pedum mille sexcentorum*, da nach der *hist. de Cés.* II, p. 78 die in Rede stehende Entfernung thatsächlich 480 Meter = 1620 römische Fuss beträgt. Der Ausfall von *mille* und *milia* ist an sich nicht selten (Frigell vol. III, 1 p. 17) und hier nach dem *m* doppelt begreiflich. II, 30, 4 hat wohl D. das überlieferte *in muro sese collocare confiderent* weniger aus Ueberzeugung von seiner Richtigkeit unberührt gelassen, als weil keiner der gemachten Verbesserungsvorschläge ihn befriedigte.

Endlich noch einige Worte über die Interpunction. In derselben weicht D. mehrfach von allen oder den meisten der neuern Herausgeber ab. Dabei ist nicht zu läugnen, dass er namentlich durch häufigere Anwendung des Zeichens der Parenthese nicht selten die Verständlichkeit und Uebersichtlichkeit des Satzbaus be-

fördert hat. An andern Stellen jedoch kann ich mich von der Richtigkeit seiner Aenderungen nicht überzeugen. Wenn er I, 15, 3 *audacius subsistere, nonnunquam et novissimo agmine praelio nostros lacessere* schreibt, so widerspricht dem die schon oben berührte Thatsache, dass *et* bei C. nicht für *etiam* steht (Nipperd. quaestt. p. 69). 16, 6 setzt er nach Schneider und Frigell das Semikolon nach *susceperit*, statt, wie Nipperdey, nach *sublevetur*. Aber die Worte *quod sit destitutus* bezeichnen doch nichts anderes, als die vorhergehenden, *quod ab iis non sublevetur*, und so fehlt zu *multo gravius* der Vergleichungsgegenstand und der Satz wird sinnlos. Nimmt man dagegen *praesertim cum — suscepit* als Vordersatz zu *multo gravius — queritur*, so ergibt sich von selbst aus dem Zusammenhang die Beziehung: »Viel heftiger, als es auch schon ohne diesen erschwerenden Umstand der Fall gewesen wäre.«

II, 18, 2 schreibt D. nach Schneider *Ab eo flumine pari acclivitate collis nascebatur, adversus huic et contrarius, passus circiter ducentos, infimus apertus*, während Nipperdey, Frigell, Dinter und Kraner das Komma nach *ducentos* weglassen. Die Erklärung, dass *passus circ. duc.* die Höhe des Hügels bezeichne, hat Schn. selbst mit triftigen Gründen zurückgewiesen, aber ebenso wenig ist seine eigene Ansicht haltbar, dass dadurch die Entfernung des Hügels vom Flusse bezeichnet sei. Denn da nach der Wortstellung *Ab eo flumine* grammatisch unzweifelhaft von *nascebatur* abhängig ist, so kann überhaupt von einem Zwischenraume zwischen dem Hügel und dem Flusse nicht die Rede sein, sondern jener erhebt sich unmittelbar am Ufer. Daher ist das Komma zu streichen und *pass. circ. duc.*

von *apertus* abhängig zu denken. Ebenso wird II, 23, 3 das nach D.'s Interpunction zu *erant congressi* gehörige *ex loco superiore* passender zu *profligatis* gezogen (vgl. §. 2 *ex loco superiore in flumen compulerunt*). VI, 5, 2 setzt D. ein Komma nach *civitatis*, so dass dieses Wort von *odio* abhängig wäre, während alle Ausg. seit Schneider und Nipperdey es weglassen und also wohl *civitatis motus* verbinden. Grammatisch und sachlich ist freilich Beides zulässig, aber Schneider wird doch Recht haben, wenn er die Concinnität und die Gleichmässigkeit der einander gegenüberstehenden Glieder als Entscheidungsgrund für letztere Auffassung anführt. VII, 2, 2 hat D. *quo, more eorum, gravissima caerimonia continetur*, nach der Erklärung Schneiders, wogegen Kraner *quo more* verbindet. Dies halte ich für das Richtige, weil es im andern Falle *qua re* heissen müsste. Denn die beiden von Schn. angeführten Beispiele beweisen nichts: V, 56, 2 steht der Nominativ *hoc*, also ein vom Masculinum formell unterscheidbarer Casus, Alex. 45, 3 bezieht sich *quo* auf *vexillo*. — Ob ich auch VII, 28, 4 die Interpunction *Sic et Cenabi, caede et labore operis incitati, non aetate confectis, non mulieribus, non infantibus pepercerunt* auf Rechnung des Herausgebers setzen soll, weiss ich nicht. Denn ich kann mir nicht denken, dass D. die entscheidenden sachlichen Gründe, die gegen dieselbe sprechen, übersehen hätte, wogegen an der Verbindung *Cenabi caede* »durch das Blutbad von Cenabum« nach Nipperdeys auch von Schneider gebilligten Bemerkungen durchaus kein Anstoss zu nehmen ist. Ich bin daher eher geneigt das Komma nach *Cenabi* für einen Druckfehler zu halten.

Da mir für die Besprechung des meinen

Studien ferner liegenden bellum civile und der andern Commentare Zeit und Raum fehlt, so schliesse ich hiermit diese Anzeige, indem ich mein Urtheil dahin zusammenfasse, dass Dübner nicht nur durch die Bereicherung und Sicherstellung des handschriftlichen Materials, sondern auch durch besonnene und methodische Verwerthung desselben sich ein wesentliches Verdienst um die Kritik Cäsars erworben hat.

Rudolstadt.

W. Dittenberger.

Die Pflanzenstoffe in chemischer, physiologischer, pharmakologischer und toxikologischer Hinsicht. Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Pharmakologen bearbeitet von Dr. Aug. Husemann, Professor der Chemie an der Kantonschule in Chur und Dr. Theod. Husemann, Privatdocent der Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Göttingen. Erste Lieferung (Bogen 1—16). Berlin, 1870. Verlag von Julius Springer. 256 Seiten in Octav.

Wenn der Unterzeichnete schon der ersten Lieferung des genannten, in Gemeinschaft mit Prof. Aug. Husemann in Chur gearbeiteten Werkes die übliche Selbstanzeige in diesen Blättern mit auf den Weg giebt, obschon das Erscheinen der beiden rückständigen Lieferungen bereits im März resp. Juli zu erwarten steht: so glaubt er dies dadurch gerechtfertigt, dass trotz der Darlegung der bei Abfassung des Buches vorschwebenden allgemeinen Gesichtspunkte in dem der ersten Lieferung beigefügten Prospecte doch manche Punkte einer Erörterung bedürftig er-

scheinen, die ihnen sonst erst nach Ablauf eines halben Jahres zu Theil werden könnte. Das vorliegende Buch beabsichtigt, die zahlreichen und wichtigen Resultate der Forschungen neuerer Zeit über die chemischen Beziehungen der von der Pflanzenwelt hervorgebrachten Stoffe einerseits möglichst erschöpfend mitzutheilen und andererseits im Anschlusse daran die ebenfalls gerade durch neuere Untersuchungen stark geförderten Ermittlungen über die Wirkung der Pflanzenstoffe auf den Organismus im gesunden und kranken Zustande darzustellen. Der innige Zusammenhang, welcher zwischen den chemischen Eigenschaften der fraglichen Körper und ihrem Verhalten zum Organismus als Gift oder Medicament besteht, liegt so klar zu Tage, dass es wohl kaum einer Rechtfertigung bedarf, beide vereinigt zu haben, um so mehr als Aerzte und Apotheker, welchen vorzugsweise das in Rede stehende Werk gewidmet ist, unbedingt der Kenntniss beider bedürfen, wenn sie den Anforderungen, welche die Praxis, toxikologische einestheils und therapeutische andernteils, in Bezug auf die Pflanzenstoffe an sie stellt, Genüge leisten wollen. Wir beschränken uns zum Beweise für diese enge Zusammengehörigkeit auf die Anführung weniger Specialien. Zum Nachweise der Vergiftungen hat in der neuesten Zeit der sog. physiologische Nachweis d. h. die Prüfung der aus Leichentheilen Vergifteter durch Extractionsmittel in möglichst reinem Zustande isolirten giftigen Substanz eine Bedeutung erlangt, die es auch dem Chemiker unerlässlich macht, sich um die Wirkung der Pflanzenstoffe — denn um solche handelt es sich, von Canthariden abgesehen, bei dem sog. physiologischen Nachweise — auch auf niedere Thiere zu

bekümmern, ja selbst sie eingehend zu studiren. Der Arzt andererseits ist durch die neuen Methoden der Arzneimittellapplication, insbesondere die hypodermatische Injection, gezwungen, den Verhältnissen der Löslichkeit und andern chemischen Momenten der Pflanzenstoffe seine Aufmerksamkeit in vollem Masse zuzuwenden, da ja so zu sagen nur ausnahmsweise andre als Pflanzenstoffe subcutan applicirt werden. Ja es würden ganz bestimmt manche Irrthümer, die in Bezug auf therapeutisches Handeln begangen sind, nicht vorgekommen sein, wenn eine solche exactere Kenntniss der chemischen Eigenschaften mancher Pflanzenstoffe den Aerzten eigen gewesen wäre. Ich will hier nur auf einige freilich zum Theil erst der zweiten Lieferung angehörende Facta hinweisen. Das im Handel vorkommende Chinidin ist zum grössten Theile Cinchonidin (von Pasteur), die dem Cinchonin, d. h. dem schwächer fiebertreibenden China-Alkaloide, isomere Base, was den Umstand, dass die ursprünglichen Empfehlungen des Chinidins später nicht bestätigt werden konnten, erklärt. Das Narcein, welches Cl. Bernard als Hypnoticum ersten Ranges empfahl, ist ganz bestimmt kein reines Narcein, da es für solches viel zu leicht löslich ist, sondern wahrscheinlich mit einem nicht basischen Stoffe, dem Meconin, stark verunreinigtes Narcein gewesen, weshalb man sich nicht wundern darf, wenn spätere Versucher andre Resultate erhielten. Die erste Lieferung behandelt einen Körper, der so recht die Zusammengehörigkeit der chemischen und physiologischen Untersuchung offenbar macht, das Aconitin. Es ist zuerst durch die physiologischen Versuche von Schroff dargethan, dass das (deutsche) Aconitin von

Geiger und das (englische) Aconitin von Moron eine völlig differente Wirkung besitzen; später hat dann auch die Chemie die Verschiedenheit nachgewiesen. Nun ist es doch klar, dass wenn das englische Aconitin schon zu 2 Mgm. lebensgefährliche Erscheinungen bedingt, während vom deutschen mehrere Centigrammen ohne Schaden verabreicht werden können, der Arzt sich genau darum zu kümmern hat, welches Präparat er verordnet, da ihm sonst bei Verwechslung im schlimmsten Falle Schädigung der Gesundheit des ihm anvertrauten Patienten, im leichteren ein völlig verfehltes und nutzloses therapeutisches Handeln zur Last fallen würde.

Es existirt in der deutschen Literatur nur ein einziges Buch, welches die Pflanzenstoffe in chemischer und pharmaceutischer Beziehung vereint behandelt, nämlich die 1856 bei A. Hirschwald in Berlin erschienene *Materia medica* der reinen Pflanzenstoffe von W. Reil. Aber der chemische Theil ist in diesem, jetzt ohne dies in Folge der 13jährigen Fortschritte auf dem Gebiete der Phytochemie und Pharmakodynamik veralteten Buche so kurz und knapp behandelt, dass das Ganze kaum für Chemiker und Pharmaceuten ein Interesse bieten konnte, und ausserdem ist die alphabetische Ordnung des Stoffes nicht geeignet, das Buch zum Studium zu empfehlen, während es zum Nachschlagen zu wenig Material enthält. Von einer Sonderung wirklich reiner Pflanzenstoffe von Gemengen u. s. w. ist, da Reil nicht Chemiker ist, selbstverständlich keine Rede. Für den Chemiker ist dasselbe daher von keinem Werthe, und dass für einen solchen ein die Pflanzenstoffe behandelndes Werk nicht ohne Interesse ist, beweist das Erscheinen eines kleinen Werkes von H. C. Wittstein im

Jahre 1868, das als »Anleitung zur chemischen Analyse von Pflanzen und Pflanzentheilen auf ihre organischen Bestandtheile« betitelt ist, dessen Hauptinhalt aber ein Abschnitt bildet, in dem die bis jetzt gefundenen näheren Bestandtheile ziemlich vollständig in alphabetischer Ordnung bezüglich ihrer Darstellung, Eigenschaften und quantitativen Bestimmung kurz erörtert werden. Das Wittstein'sche Buch, vorzüglich für Anfänger bestimmt und für diese entschieden nicht ohne Werth, ist, da es aller Literaturnachweise entbehrt und die Darstellung der einzelnen Substanzen sehr knapp bemessen erscheint, für ein gründliches Studium nicht ausreichend. Diejenigen Chemiker, welche ein solches beabsichtigen — und ihre Zahl ist, wie die Fortschritte auf phytochemischen Gebiete bekunden, stets im Wachsen begriffen — finden nun freilich in den grösseren Werken über Chemie, insbesondere im Handwörterbuch von Liebig, Poggendorf und Wöhler und in dem von K. Kraut sorgfältigst fortgeführten Handbuche Gmelins, welche die Pflanzenstoffe in erschöpfender Weise behandeln, eine gute Aushilfe. Doch stammt das erstere zum Theil noch aus dem fünften Decennium dieses Jahrhunderts und kann somit die Ergebnisse vieler neuern Untersuchungen z. Th. höchst wichtiger Pflanzenstoffe noch nicht enthalten, während das zweite bei dem darin befolgten Systeme der organischen Verbindungen so wenig Uebersichtlichkeit darbietet, dass es bei dem Fehlen eines Registers oft der grössten Mühe bedarf, die einzelnen Pflanzenstoffe aus der Masse des übrigen Materials herauszufinden.

Was die auf die Wirkung der Pflanzenstoffe bezüglichen Facta anlangt, so findet sich Man-

ches in den verschiedensten Hand- und Lehrbüchern der Arzneimittellehre, namentlich vieles auf eignen Forschungen Beruhende in dem von uns in diesen Blättern besprochenen Lehrbuche der Pharmakologie von Schroff, sowie in denjenigen Büchern, welche der Darstellung des auf neueingeführte Arzneimittel bezüglichen Materials gewidmet sind, so aus früherer Zeit in dem bekannten Buche von Riecke und aus der jüngsten Zeit in der gekrönten Preisschrift Guibert's und deren sehr vervollständigter deutscher Bearbeitung durch R. Hagen. Aber vollständig findet sich das Material selbst für die als Arzneimittel benutzten Pflanzenstoffe in keiner der genannten Schriften noch in einem andern der Arzneimittellehre gewidmeten Werke, und obschon seit dem Erscheinen der Guibert'schen und Hagen'schen Schrift erst wenige Jahre verflossen sind, ist der Zuwachs neuer Arbeiten auf dem in Frage stehenden Gebiete ein so erheblicher gewesen, dass sie schon jetzt mannigfache Lücken darbieten. Ich erinnere nur, dass seit dieser Zeit von Pflanzenbasen das Curarin, Eserin, Cytisin u. a. neu entdeckt sind und ganze Gruppen von Verbindungen z. B. die Ammoniumbasen eine genauere Prüfung erfahren haben. Es strebt aber der pharmakodynamische Theil unsres Werkes nicht allein eine Darstellung der für die Therapie benutzten Stoffe, es giebt vielmehr eine Anzahl Substanzen, die vorläufig den Therapeuten nicht, dagegen den Physiologen und Toxikologen interessiren, z. B. Coriamyztin, die Helleborus-Glycoside, und für welche vielleicht später erst eine Verwendung in der Medicin, abgeleitet aus der physiologischen Prüfung, sich ergeben wird. Da wir keinesweges die vorliegende Arbeit zu dem engen Zwecke

einer *Materia medica* der reinen Pflanzenstoffe abfassten, wie eine solche in dem oben erwähnten Buche von W. Reil existirt, sondern die Interessen des Physiologen und Chemikers wie diejenigen des Therapeuten in gleicher Weise zu vertreten uns vornahmen: so liegt nicht allein in dem Zuwachse neuer Stoffe und neuer Arbeiten, die ja die Jahresberichte über Chemie und Pharmakologie alljährlich zur allgemeinen Kenntniss bringen, sondern in dem an sich durch die Bearbeitung auch der nicht für die Heilung von Krankheiten verwendeten Stoffe älteren Datums das unterscheidende Moment zwischen unserer Arbeit und den genannten, in das Bereich der Arzneimittellehre fallenden Büchern. Es muss aber bemerkt werden, dass in den früheren Sammlungen der als Arzneien benutzten Pflanzenstoffe und ebenso in den älteren Jahresberichten über Pharmakologie manche werthvolle Arbeit übersehen ist, zumal wenn dieselbe, wie dies gar nicht selten der Fall ist, als Dissertation publicirt wurde. Häufig betrifft dies sehr wichtige und interessante Körper, wie ich beispielsweise nur das Nicotin und deutsche Aconitin hervorheben will, die schon sehr früh zu Marburger Dissertationen Veranlassung gaben, welche fast ganz übersehen sind, obschon sie bereits Resultate enthalten, welche man insgemein späteren Forschern zuschreibt; beim Nicotin ist dasselbe der Fall mit einer Utrechter Dissertation von 1836 (W. J. Janssen, de *Nicotiana Tabaco*) und ebenso sind verschiedene der im Dorpater pharmakologischen Institut gearbeiteten Dissertationen bisher nicht genügend gewürdigt. Es war die Aufgabe des Unterzeichneten in dieser Beziehung möglichst Gerechtigkeit zu üben und das Uebersehene, nichts desto

weniger aber Werthvolle in seine gebührenden Rechte einzusetzen.

Ueber die Anordnung des Materials mögen mir noch einige Worte gestattet sein. Von einer streng wissenschaftlich chemischen Classification der Pflanzenstoffe musste aus dem einfachen Grunde abgesehen werden, weil einestheils die meisten derselben auch in chemischer Beziehung noch viel zu dürftig erforscht sind und weil andererseits dem Arzte eine solche Eintheilung deshalb von untergeordnetem Werthe ist, da, wenn wir auch die Wirkung im Organismus vorwaltend als eine in den Eigenschaften der Molecule begründete, chemische anzusehen haben, man doch bis jetzt sich ausser Stande sieht, aus der Zusammensetzung und Constitution der genauer bekannten Substanzen die Wirkungsweise abzuleiten. Wollten wir eine auf die Wirkung im Organismus gegründete Eintheilung wählen, so würde die grösste Zahl der Pflanzenstoffe, weil ununtersucht oder doch nur ungenau erforscht, als *substantiae incertae sedis* hinten angestellt werden müssen; auch ist dies unstatthaft, weil in Hinsicht der geprüften Stoffe die Ansichten der Autoren über deren Wirkungsweise bei einzelnen einander schroff gegenüberstehen, wie z. B. dem Solanin von Clarus u. A. nur eine entfernte, keine örtliche Wirkung zugeschrieben und erstere als auf das verlängerte Mark gerichtet bezeichnet wird, während Leybold u. A. ihm zugleich locale Action zutheilen und die entfernte auf das Gehirn gerichtet sein lassen. So geht es mit dem Aconitin, Nicotin, Coniin u. a. mehr und noch dazu wirken manche direct oder indirect auf diverse Organe und Systeme, wodurch unnütze und störende Wiederholungen resultiren müssten. Um dem Bedürfnisse des Chemikers und Arztes in glei-

cher Weise gerecht zu werden, classificiren wir zunächst in reine Verbindungen und Gemenge und bilden aus ersteren die drei Gruppen Basen, Säuren und indifferente Stoffe, aus den Gemengen die Gruppen ätherische Oele, Harze und Fette. Wegen der enorm nahen Beziehungen der Säuren und indifferenten Stoffe werden dieselben zwar in einem gemeinsamen Capitel, ebenso die Gruppen der Gemenge vereint abgehandelt, aber durch die Ueberschriften von einander geschieden, welches Verfahren wohl kaum Missbilligung finden kann. Innerhalb der einzelnen Gruppen tritt die auf das Vorkommen gegründete, also botanische Eintheilung ein, wobei das von Rochleder in seiner Phytochemie benutzte System adoptirt wurde.

Bei den Pflanzensäuren und indifferenten Stoffen werden die allgemeiner verbreiteten zuerst abgehandelt; unter diesen sind manche, die künstlich darstellbar sind oder vorzugsweise für die Praxis auf künstlichem Wege gewonnen werden, wie Essigsäure, Oxalsäure, nur mit grösstmöglicher Kürze behandelt, da sie doch mehr unter die Kategorie der Artefacte gehören. Ebenso sind die Verbindungen der Pflanzensäuren mit Alkali- und andern Metallen nur kurz abgehandelt, da ihre Wirkung nicht auf der Säure, sondern grösstentheils wenigstens auf der Base beruht. Bei den übrigen Pflanzenstoffen ist überall unter Angabe der einschlägigen Literatur und Beifügung geschichtlicher Notizen zunächst eine möglichst vollständige Erörterung über Vorkommen, Darstellung, Ausbeute und chemisches Verhalten, ferner über die zu ihrer Erkenntniss dienenden Reactionen, bei toxischen Substanzen auch über ihre gerichtlich chemische Nachweisung gegeben, die, wie

wohl kaum bemerkt zu werden braucht, von Prof. A. Husemann herrührt. Unmittelbar an diese vom Standpunkte des Chemikers gearbeiteten Abschnitte schliesst sich der vom Unterzeichneten gearbeitete pharmakologisch-toxikologische an, der allerdings bei einer grossen Zahl von Stoffen, namentlich in der dritten Lieferung entweder, weil Untersuchungen nicht vorliegen, ganz wegfällt oder doch häufig nur aus wenigen Zeilen besteht, so dass im Ganzen etwa ein Drittel der Arbeit vom Unterzeichneten herrührt. Da wo, wie bei den meisten Alkaloiden, es sich um pharmakologisch und toxikologisch gleich wichtige Stoffe handelt, sind die einzelnen vom Standpunkte des Arztes wichtigen Verhältnisse meist in der folgenden Weise angeordnet. Auf eine kurze historische Exposition folgt zunächst das Verhältniss der Wirkung bei Thieren und zur Mutterpflanze oder Mutterdrogue, die Wirkung beim Menschen, Dosis toxica und letalis, der Leichenbefund bei Vergiftung, die Behandlung der Intoxication, der physiologische Nachweis der Vergiftung, die Anwendung in Krankheiten, Contraindicationen, Dosis und Anwendungsweise, endlich Wirkung der Zersetzungsproducte, wo solche existiren, oder nicht bereits beiläufig abgehandelt sind, wie z. B. die Ammoniumbasen der Alkaloide in der Einleitung zu letzteren eine gemeinsame Besprechung gefunden haben.

Es war das Bestreben beider Bearbeiter, jede Weitläufigkeit und namentlich Wiederholungen möglichst zu meiden, da es sonst ausser dem Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, das Ganze auf den knappen Raum von 48—50 Bogen, wozu es veranschlagt ist, einzuschränken. Bezüglich des physiologischen Nachweises hat der Unterzeichnete es versucht, obschon er nur den beschränkten Werth dieses Verfahrens

gegenüber dem chemischen Nachweise, wie er ihn in diesen Blättern bei Gelegenheit der Besprechung der *Etude sur l'empoisonnement* von Tardieu und Roussin darlegte, anerkennt, für eine Anzahl giftiger Substanzen festzustellen, die in Bezug darauf von Tardieu und Roussin nicht in das Auge gefasst wurden.

Das vorliegende erste Heft unsres Buches umfasst ausser einer den Stoffwechsel der Pflanzen, ihre Bestandtheile im Allgemeinen und die Bedeutung der reinen Pflanzenstoffe für die Medicin u. s. w. behandelten Einleitung das Allgemeine über die Pflanzenbasen und das Specielle über die Alkaloide der *Caesalpineae*, *Papilionaceae*, *Rutaceae*, *Euphorbiaceae*, *Erythroxyleae*, *Meliaceae*, *Büttneriaceae*, *Sileneae*, *Chenopodieae*, *Violarieae*, *Cruciferae*, *Papaveraceae*, *Fumariaceae*, *Ranunculaceae* und *Berberideae*, sowie den Anfang des Artikels über Coniin, somit eine Folge der gerade für den Arzneischatz wichtigsten Pflanzenstoffe, die am besten geeignet sind, den Werth und die Bedeutung dieser Substanzen für die *Materia medica* — und auch für die Toxikologie — der Gegenwart schätzen zu lehren. Dass sowol die erste als namentlich die folgenden noch manchen Beitrag zur *Materia medica* der Zukunft liefern wird, dürfte kaum zu bezweifeln sein, und wenn dies Buch selbst diesem Streben förderlich sein sollte, würde es uns nicht gereuen, vorausgesetzt dass es sich nicht, wie so oft, um leicht hinsterbende Eintagsfliegen, sondern um stabile Bereicherungen der Pharmakopöen handelt. Damit dies geschehe, muss freilich Chroniker und Mediciner Hand in Hand gehen, mehr als dies bisher geschehen ist und geschehen konnte, denn nur ganz reine Substanzen verdienen pharmakodynamische Prüfung — wenn auch die Medicin

natürlich nicht der Rohproducte und der Extractionsformen entbehren kann —, weil nur sie constante Resultate geben können, und bei dem Gegentheil kann es sich nur zu leicht ereignen, dass die Verunreinigung das eigentlich Wirksame ist, wie solches z. B. wohl bei dem Narkotin älterer Beobachter gewesen ist

Theod. Husemann.

Grammatik der classischen Armenischen Sprache von Dr. M. Lauer in Trier. Wien, 1869; bei Wilhelm Braumüller. — VIII und 98 S. in 8.

Institutiones fundamentales linguae arabicae in usum juventutis academicae editae ab Hermannno Zschokke C. R. capellano aulico, s. s. theologiae doctore, linguarum semiticarum nec non biblicae Veteris Foederis exegeseos sublimiori in universitatis Vindobonensis facultate theologica prof. publ. etc. Vindobonae, 1869; sumtibus Guil. Braumüller. — XXIV und 262 S. in 8.

Diese beiden Bücher erscheinen mit den schönen Morgenländischen Typen gedruckt welche seit den letzten Jahrzehenden die K. K. Hof- und Staatsdruckerei auszeichnen; und da sie nur für Anfänger in diesen Sprachen bestimmt sind, so darf man nicht die strengsten wissenschaftlichen Forderungen an sie stellen.

Dies gilt vorzüglich von dem ersteren beider. Der Verf. erklärt auf der einen Seite wiederholt er wolle nur für practische Zwecke hier das Armenische beschreiben: allein was in der Sprachen-erlernung practisch sei, ist eben die Frage; und leider ist dies Wort in dem jetzigen Deutschen nur noch eins von den Lockwörtern geworden die man ganz nach Belieben anwendet wenn man sich vor der erschöpfenden Gründlichkeit und der daraus am Ende sprossenden äch-

ten Leichtigkeit des Wissenschaftlichen fürchtet. Auf der andern Seite mischt er aber dennoch manches ein was dem welcher das Armenische bloss rasch zu verstehen und zu übersetzen wünscht ziemlich ferne liegt und von ihm ebensowohl übersehen werden kann. Besser aber sollte dieser Widerspruch überhaupt aufhören: es ist ja möglich jede Sprache auf das genaueste und unterrichtendste wissenschaftlich zu beschreiben und dennoch kurz und deutlich für Anfänger darzustellen. Bei unserm Verf. aber spielt die blosse Nachahmung des keineswegs überall nachahmungswerthen Boppischen Verfahrens noch immer eine zu grosse Rolle: was soll es z. B. wenn er S. 68 sagt das Armenische habe einige seiner Präpositionen aus dem Sanskrit ererbt? Das beruht auf einem ungeschichtlichen und leicht irre führenden Grundsatz. — Uebrigens besitzen wir in Deutschland noch immer so wenige Hilfsmittel zur Erlernung des Armenischen, dass dieses neue Werk schon deshalb einen trefflichen Nutzen stiften kann. Der Druck ist gut; doch sollte es S. 44, 3 *lytwul* *vivere* für *virere* heissen, da die Begriffe des Lebens und Blühens allerdings eine Urverwandschaft haben, diese aber hier gewiss nicht hervorgehoben werden sollte. Auch wäre zu wünschen der Verf. hätte, da er doch hier einmahl das classische d. i. das in den alten Büchern gebrauchte Armenische so bestimmt unterscheidet, in einem kurzen Anhang auch einen Begriff von dem jetzt gewöhnlichen Neuarmenischen gegeben.

Dies ist wenigstens die Anlage des zweiten Werkes. Dr. H. Zschokke welcher selbst längere Zeit in Palästina war und daher wie wir voraussetzen das Neuarabische aus eigener Uebung kennt, gibt S. 158 ff. auch von diesem einen kurzen Begriff; und bei solchen Sprachwerken welche wie diese einen nach dem obigen Ausdrucke vorzüglich practischen Zweck haben, ist die Rücksicht auf die heutigen Sprachen immer doppelt zu empfehlen. Aber auch der Haupttheil dieses Werkes, die Beschreibung des Arabischen der alten grossen Schriftsteller, ist hier nicht ohne vielfache Rücksicht auf die neuere wissenschaftliche Bearbeitung dieser Sprache entworfen. Wir bemerken nur noch dass dieses kleine Lehrbuch an die Stelle des schon vor einem halben Jahrhunderte veröffentlichten Andr. Oberleitner's, eines der Vorgänger des Verfs. an der Wiener Universität, zu treten bestimmt ist.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 2.

12. Januar 1870.

Voyage dans le Soudan occidental (Sénégal-Niger). Par M. E. Mage, lieutenant de vaisseau, officier de la legion d'honneur, 1863—1866. Ouvrage illustré d'après les dessins de l'auteur de 81 gravures sur bois, par E. Bayard, A. de Neuville et Tournois et accompagné de 6 cartes et de 2 plans. Paris librairie de L. Hachette et Cie. 1868. X. und 693 Seiten. Gr. Octav.

Die Geographische Gesellschaft in Paris hat dem Verf. in ihrer Sitzung am 12. April 1867 eine goldene Medaille für seine geographischen Entdeckungen in Afrika zuerkannt (S. 661), gewiss wohlverdient. Denn seine Reise, die er ernstlich vorbereitet unternahm und mit vieler Kühnheit ausführte, hatte einen culturgeschichtlichen Zweck, nämlich die Colonisation des Sudan anzubahnen (vgl. die Antwort des Generals Faidherbe p. IX. und X. auf die Dedicationsworte des Verfs. und die Conclusion p. 662 f.). Er selbst sagt darüber in seiner Vorrede: »Ce livre est l'histoire de trois années de ma vie

dans lesquelles j'ai beaucoup souffert pour servir à la fois la cause de la civilisation, mon pays et la science.« Sein Plan war ein klar durchdachter; er schrieb im Februar 1863 dem Minister der Marine und der Colonien u. a. »Voilà la question pendante: explorer le Niger, remonter ce fleuve; savoir enfin d'une manière positive et pratique le mystère du Soudan et disputer à l'Angleterre les produits de l'intérieur de l'Afrique, vers lequel sa politique envahissante marche à grands pas, soit par des explorations, soit par le commerce, soit par l'occupation militaire« (p. 2). Sein dem Titelblatt vorgeheftetes Portrait zeigt den entschlossenen characterfesten Mann; sein Begleiter, der Marinearzt Quintin, dessen Bild S. 3, bewies sich ebenfalls der Aufgabe gewachsen. Hr. Mage rühmt an dem Manne mit der »petite taille et la faiblesse apparente« »l'energie d'une grande nature« etc. (p. 4.). Beide Herren waren bereits früher in Afrika gewesen. Die dem Werke beigelegte Karte umfasst das Gebiet vom 8. bis 20. Grad nördl. Breite und vom 5. (genauer 4°. 30') bis 21. Grad östl. Länge; sie ist deutlich gezeichnet, trägt viele Fluss- und Ortsnamen, die Angaben der Verbindungsstrassen der letzteren, mehrere Reiserouten, auch älterer Reisenden, z. B. Mungo Park's 1805, sowie die des Hrn. Mage in den Jahren 1859 und 60 und die, von welcher das Buch handelt. Sehr viele hübsche Holzschnitte, meistens Landschaften und Portraits, zieren das zwar in grossem Format, aber ziemlich enggedruckte Buch, welches schon durch seinen grossen Umfang, noch mehr durch seinen wohlklingenden Stil für den ausdauernden Fleiss des Verf. zeugt. In seiner Introduction p. 1—27 berichtet er sehr gründlich über seine um-

fassenden Reisevorbereitungen. Er engagierte 6 Neger (abgebildet p. 18) und sah sich leider auf kaum zureichende Geldmittel beschränkt, mit denen er aber sehr pünktlich umgegangen ist, wie p. 25 u. ff. die spezifizierte Uebersicht der für 4000 Francs, die ihm nachbewilligt wurden, gemachten Anschaffungen bezeugt. (Die Ueberschrift: »Note sur l'emploi de cinq mille francs donnés pour le voyage« p. 25 scheint nicht ganz zutreffend.) Wir können des Raums wegen die weitere Darstellung der Reise des Hrn. Mage nur kurz fassen. Sie ist zwar etwas breit, aber fließend und fesselnd geschrieben. Schon im Juli 1863 befand er sich im Hafen von Gorée; von da ging er sofort nach St. Louis und nachdem er hier fast drei Monate sich sorgfältig vorbereitet hatte (S. 4 ff.), brachte ihn das Kanonenboot »la Couleuvrine«, welches er 1859 commandirte, den Senegal in 7 Tagen hinab bis Bakel (19. Octbr.), von wo er sich nach Medina, nachdem er sich noch 12 Transportesel gekauft hatte, begab. Ein Ausflug nach dem Wasserfall von Gouïna (p. 34) überzeugte ihn, dass der Senegal bis oberhalb dieses Falles befahren werden könne (p. 34). Am 25. November brach er mit seiner gesammten Begleitung auf und kam in 2 Tagen nach Mansolah, wo der Marsch beschwerlicher wurde. Hr. Mage schreibt darüber S. 45: »Les chemins passant au milieu de rochers sont entravés par de très hautes herbes, du milieu desquelles on voit, le soir, bondir des gazelles, des antilopes, qui fuient avec la rapidité du vent, effrayant des compagnies de perdrix et de pintades, que leur vol lourd livrait souvent à nos coups. Chaque arbre auprès duquel nous passions, était le refuge de bandes de perruches, fléau des champs qu'elles dévastent et sur chaque rocher aboyait ou

grimaçait un singe gris ou un cynocéphale. Mais toutes ces choses qui, en d'autres moments, eussent captivé mon attention me laissent froid; ma tête alourdie se balançait sur mes épaules, le frisson me gagnait; je ressentais, en un mot, tous les symptômes d'un accès de fièvre, et d'un des plus violents que j'aie éprouvé dans le cours de mon voyage. Le ciel était couvert et les rayons du soleil tombaient sur nous avec une lourdeur incroyable. La difficulté de la route, qui m'obligeait à tenir constamment le cheval en main, venait ajouter à mon malaise. J'éprouvais une soif intense, et la végétation qui devenait de moins en moins touffue me laissait sans abri. Par trois fois pris d'étourdissements je me laissai glisser de mon cheval et m'étendis à l'ombre de broussailles etc.» Vorstehendes mag als Stilprobe, aber auch als des Verf. Art zu schildern dienen. Wir können nicht umhin auf den »bedeckten Himmel«, von dem dennoch »Sonnenstrahlen« herabfallen, aufmerksam zu machen; ebensowenig scheint sich das »tenir constamment le cheval en main« mit dem »se laisser glisser de cheval« vollständig in Einklang bringen zu lassen. Von Flusspferden verfolgt, in einsamer Gegend ohne Führer — so wurde die Reise fortgesetzt, welche den Negern, die Hrn. Mage begleiteten, schon längst zuwider war (Ch. II p. 54). Ein terrassenförmiger Berg am Ufer des Senegal war dicht bedeckt mit Affen (p. 58 vgl. p. 61). Die Kanoes konnten auf 6 Meilen, ohne auf Hindernisse zu stossen, benutzt werden (p. 65). Nach mancherlei Beschwerlichkeiten wurde am 12. December Bafoulabé, wo der Fluss sich theilt (p. 72), erreicht. Nach des Verf. Beobachtungen liegt Gouina 14° 00' 45" nördl. Breite und 13° 30' 14" östlicher Länge; Bafoulabé 13° 48' 27" n. Br.

und $13^{\circ} 09' 46''$ östl. Länge; Koundian, die nächste Station nach Bafoulabé, bestehend aus einer Festung und einem Dorf, $13^{\circ} 08' 57''$ n. Br. und $12^{\circ} 58' 22''$ ö. Länge. Hier residierte Diango, Feldherr von El Hadj Omar, der den Verf. feierlich und ehrenvoll empfing (S. 78). In nördlicher Richtung fortschreitend wurde der Senegal gekreuzt (S. 85) am 9. Jan. 1864, dann eine östliche Richtung eingeschlagen durch ein jetzt ganz ödes Land, voll Ruinen, in der Sonne bleichender Schädel u. s. w., wahrscheinlich alles in Folge der Hungersnoth 1856, der ein Krieg vorhergegangen war (S. 86.) Von Firia an befanden sich die Reisenden auf einer Hochebene, sie hatten bis dahin das Thal des Senegal durchschnitten (S. 92). Hier war Makadiambougou $13^{\circ} 2' 56''$ n. Br. und $11^{\circ} 44' 34''$ ö. Länge ein wichtiger Ort, am Berge Kita gelegen, gesund, in einer an Bauholz reichen Gegend, vortrefflich für einen Handelsplatz geeignet, wenn wirklich einmal Frankreich hier festen Fuss fassen sollte (Ch. IV. S. 104). Drei Tage-reisen weiter beginnt die Landschaft Kaarta, welche der Bakhoy von Foula-Dougou scheidet (S. 106). Mungo Park ist hier 1796 und Raffanel 1845 gewesen (Ch. V. S. 112). Die Reisenden marschirten in nördlicher Richtung, fanden überall freundliche Aufnahme, zuerst in Kouroungkoto, dann in Guettala (am 2. Februar), in Koundianko u. s. w. In Gouémoukoura wurde Hr. Mage durch den Häuptling des Dor-
tes belästigt und hingehalten (Ch. VI. S. 129 ff.), aber er liess sich nicht einschüchtern. setzte seine Reise fort (S. 134), passirte Karé und wurde in Ghiangounté von dem Häuptling besonders willkommen geheissen (S. 6). Von hier führen drei Strassen nach

Segou; die gewöhnliche war durch einen Aufstand in Beledougou, über welche sie geht, unpassirbar, der Verf. wählte die zweite durch die Provinz Lambalaké (S. 142). Man näherte sich dem Niger, dem Reiseziel. Das folgende Kapitel VII. beschreibt die Wanderung über Fabougou und mehrere andere Ortschaften bis nach Toumbula, wo die Strasse sich wieder südlich wendet. Kap. VIII führt den Leser über Marconnah und Medina, die vornehmsten Dörfer, nach Banamba, das grösste Dorf, das der Verf. bis jetzt gesehen hatte (S. 167). Hier machten sich schon die Anzeichen einer kriegerischen Bewegung bemerklich, die in der Nachbarschaft herrschte und unter welcher Hr. Mage später so sehr zu leiden hatte. Es gab im Dorf nur noch Kälber, keinen Ochsen. »Je demandai où était le troupeau; celui-là encore avait été enlevé par les Bambaras revoltés du Beledougou, qui avaient pillé ce village afin de l'entraîner dans la revolte« (S. 170). Am nächsten Tage, dem 21. Februar, verliessen die Reisenden Banamba und kamen nach Yamina am Niger. Die Einwohner sind Kaufleute (Ch. X. S. 184) und vom Stamm der Soninkés, welche gegen den Krieg die grösste Abneigung haben, daher sie jedem Eroberer erbarmungslos in die Hände fallen (S. 185). Der Verf. beschreibt die Stadt, in der er bis zum 26. Februar blieb, ausführlich (Ch. X. u. XI). Dann schiffte er sich auf zwei Piroguen ein und fuhr bis nach Segou-Sikouro, der Residenz des Ahmadou, von welcher S. 208 ein Plan im Massstab von $\frac{1}{6,500}$ beiliegt), wo er am 28. Februar 1864 eintraf. Den ersten Anblick der Stadt schildert er so: »Sa haute muraille grise, élevée sur le bord même de la berge, dominait une plage rocheuse

littéralement couverte de population. Il y avait là des femmes, en quantité; se baignant, lavant, puissant de l'eau dans les calebasses; les unes s'en allaient isolément, les autres en file et en ordre, conduites par un chef de captifs; mais ce qui frappait de plus, c'était le bruit de tout ce monde que nous entendions à travers le fleuve et une animation que je n'avais jamais vue depuis mon départ de Saint Louis et à laquelle on peut à peine, dans cette ville, comparer le quai de la Pointe du Nord, lorsque les laveuses y viennent en foule.» (S. 208 f.) Hier erging es nun unserm Verf. nicht besser, als es fast immer den Fremden, die in die Residenzen eingeborner Häuptlinge kommen, ergeht: Ahmadou wollte ihn nicht wieder fortlassen; er verhinderte stets unter wichtigen Vorwänden seine Abreise und zwang ihn dadurch 27 Monate (S. 176) in Segou bis zum 6. Mai 1866 (S. 613) zu verweilen. Damit war der Plan des Hrn. Mage, der noch weiter den Niger hinab vordringen wollte, zerstört — denn er ist nur noch wenige Meilen über Segou hinausgekommen. Der grösste Theil des umfangreichen Werks von Ch. XII. S. 208 bis Ch. XXXVIII. S. 612 handelt von dem, was die Reisenden in Segou erlebten. Wir können indessen nur mit einigen Worten darauf hinweisen. Nachdem er von dem, was er in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Segou gesehen — Ahmadou und seine Minister — in Ch. XIII. berichtet, erzählt er Ch. XIV—XVIII die Geschichte des Herrschers El Hadj, wie er sie aus den mündlichen Mittheilungen der Talibés nach und nach sammelte. Dadurch gewinnen diese an Glaubwürdigkeit und hat somit dieser Abschnitt für die Geschichte des Sudan einigen Werth. Von Ch. XIX. S. 283

berichtet Hr. Mage über seinen Aufenthalt in Segou, welches er im März 1864 wieder zu verlassen beabsichtigte, jedoch schon damals stieß er auf Widerstand (S. 300), den er weder jetzt, noch später zu überwinden im Stande war (S. 303). Man kann nun nicht sagen, dass er die Zeit seines unfreiwilligen Aufenthalts in Segou dazu benutzt — soweit wir nämlich nach dem Inhalt seines Buchs darüber zu urtheilen vermögen, — die Sitten und Gebräuche, die Denk- und Lebensweise seiner ihm fremden Umgebung kennen zu lernen, wie dies für einen Mann der Wissenschaft die vornehmste Aufgabe gewesen wäre. Der Verf. erzählt vielmehr nur seine Erlebnisse, namentlich seine vielen fruchtlosen Verhandlungen mit Ahmadou und anderen angesehenen Persönlichkeiten, um sich Erlaubniss zur Abreise auszuwirken. Dass dabei auch manches mitgetheilt wird, was über dortige Sitten und Lebensverhältnisse ein Licht verbreitet, versteht sich von selbst. Wir müssen uns mit dieser Andeutung begnügen, fügen nur noch hinzu, dass einzelne Illustrationen, wie z. B. die von dem Hause, in welchem die Fremden in Segou wohnten, und den vornehmsten Hausgeräthen, deren man sich dort bedient, in dieser Beziehung der Beachtung werth sind (Vgl. zu S. 214). Zunächst dauerte des Verf. Aufenthalt in Segou fast ein ganzes Jahr (Ch. XIX. S. 283 bis Ch. XXVII. S. 414), bis in den Januar 1865 hinein. Um diese Zeit wurde Ahmadou zur persönlichen Theilnahme an dem schon seit länger im Lande herrschenden Kriege genöthigt und es war ihm nicht unlieb, dass Hr. Mage ihn auf seinem Feldzuge zu begleiten bereit war. Wir erfahren bei der Gelegenheit manches Interessante über die Heeresausrüstung und Krieg-

führung, das Lagerleben u. dgl. m., bisweilen sehr lebhafte Scenen. Das in Feindeshand befindliche Dorf Toughou sollte erobert werden. Der Marsch dahin, der am 28. Januar 1865 angetreten wurde, führte über Marcadougouba, das noch am Niger liegt, dann landeinwärts im Süden des Flusses nach Toughou, welches leicht aber doch blutig genug erobert wurde (Ch. XXIX. S. 427 ff.). Nach Segou zurückgekehrt, bereitete Ahmadou bald aufs neue eine Expedition. Hr. Mage bat ihn abermals begleiten zu dürfen. Seitdem er es zum ersten Mal gethan, war er sehr populär geworden, auch sagt er: »c'était d'ailleurs un moyen unique de voir le pays« (S. 452). Diesmal ging der Marsch, nach vielen Zögerungen, den Niger hinauf nach Dina. Ehe man dahin kam, wurde u. a. in Kamini ein Lager bezogen oder vielmehr 2000 Metres von diesem Dorf am Ufer des Flusses. Von der Gegend hier schreibt der Verf.: »une grande plaine limitée au Sud par une chaîne de collines qui semblaient s'élever à mesure que nous avançons vers l'Ouest; les grands espaces cultivés n'étaient plantés que de schés (Karités) dont quelques-uns étaient d'une taille remarquable; ils atteignaient jusqu'à quarante centimètres de diamètre en dessous des branches etc. (S. 458). Wild war hier in Ueberfluss: Rebhühner, Antilopen, Hasen; letztere werden von Muhamedanern verachtet, daher nicht verfolgt (S. 459). Der Verf. betheiligte sich selbst an der Antilopenjagd. Das Leben im Freien wirkte sehr wohlthätig auf seine Stimmung, die in Segou so gedrückt gewesen (S. 460.). Am 7. April wurde Dina angegriffen. Ahmadou befahl 3 Corps: den linken Flügel bildeten die Talibés mit einer schwarzen Fahne, das Centrum

die Armee von Segou, deren Fahne roth und weiss, und den rechten Flügel die Sofas und Toubourous, die einer rothen Fahne folgten (S. 464). Das Dorf wurde erobert und der Verf. liess sich selbst zum Kampfe fortreissen (S. 466). In den folgenden Tagen wurde der Marsch längs des Flusses fortgesetzt bis nach Gouni, dessen Einwohner bei Annäherung des Heeres flohen. Hier fand man viel Baumwolle, auch Indigo, aber fast gar keine Lebensmittel (S. 477). Dann wurde der Fluss überschritten und am jenseitigen (nördlichen) Ufer die Reiterei bis nach Manabougou hinauf geschickt, während das Gros der Armee in der Richtung nach Yamina vorrückte (S. 478 ff.), wo es am 14. April eintraf. Die Stadt war in Jahresfrist ganz verändert: »jadis ouverte, elle était fermée par une muraille crénelée et une porte fortifiée ... la population avait diminué« (S. 481). Ohne zu rasten trieb Ahmadou weiter. Bei Diabal liess er wieder über den Fluss nach Mignon am südlichen Ufer setzen »avec de l'eau jusqu'au haut du poitrail des chevaux« (S. 484). Hr. Mage war 15^{1/2} Stunde zu Pferde, dennoch musste er nach kurzer Ruhe weiter; am 17. April kam er wieder nach Segou, wo er heftig erkrankte: »ses forces étaient épuisées« (S. 486). Nach seiner Genesung überfiel seinen Begleiter, Hrn. Quintin, ein schmerzhaftes Augenübel, ihn selbst Zahnschmerz: »ces petites souffrances aigrissent plus qu'on ne saurait le croire« (S. 495). Am 4. Juli begleitete er Ahmadou auf einem Feldzuge nach Sansandig (Ch. XXXIV.). Bei Bafou, südlich von Segou, setzte man über den Niger. Darüber verstrichen 3 Tage. Dann wandte sich der Zug nördlich den Fluss entlang nach Dampina, wo der Niger eine starke

Krümmung macht und von da nach Vélentiguila (S. 508) »le premier village habité«. Nicht weit davon liegt Sansandig, das gut vertheidigt wurde, so dass Ahmadou nach einer 72tägigen Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen musste. Er kehrte am 23. September nach Segou zurück (S. 543). Erneuerte Versuche des Verf. abzureisen bleiben fruchtlos, Krankheit verstimmt ihn. Am 29. Sept. spricht er Ahmadou selbst: »Ma maigreur était devenue affreuse; mon teint brulé par le soleil, bronzé par la vie au grand air, avait subitement pris des teintes cadavéreuses et Ahmadou lui-même en parut touché« (S. 545). Aber die sofortige Abreise gestattete er dennoch nicht. Erst später zeigte er sich geneigter, wie aus einer S. 560 u. 561 mitgetheilten Unterredung hervorgeht, die damit schloss, dass Ahmadou, von Hrn. Mage um seine Zustimmung gedrängt, über dessen Hartnäckigkeit, womit dieser auf seiner Abreise beharrte, lächelnd antwortete: »Eh bien, maintenant, les envoyés sont revenus, c'est fini.« Hr. Mage hatte die Beruhigung von ihm scheiden zu können mit dem Bewusstsein, das unter diesen Umständen schon etwas Tröstliches enthielt: »Nous partirons, mais quand?« Bald hernach nahmen die Kriegsunruhen wieder überhand. Ahmadou hielt sich unzugänglicher als je (S. 567) und wenn er sich sprechen liess, gab er ausweichende Antworten. Das neue Jahr 1866 brach an und Hr. Mage befand sich noch in Segou wie ein Gefangener (»dans une demi-captivité au milieu de l'Afrique« Ch. XXXVII. S. 576). Das Kriegsglück war dem Ahmadou in den letzten Wochen gewogen gewesen. Zeigte er sich daher auch in besserer Laune, immer erfand er doch neue Vorwände, die Abreise der

Fremden zu verzögern. Fast von nichts anderem wird im 37. Kapitel berichtet, ausgenommen von einem »*Traité passé entre M. M. Mage et Quintin, envoyés du gouverneur du Sénégal, agissant en son nom, et S. M. Ahmadou, fils du Cheick ElHadj Omar, roi du Ségou* (S. 588 ff.)«. Der Vertrag, »*conclu en paroles le 26 février*«, gewährleistet ungehinderten Verkehr zwischen »*les hommes du gouverneur du Sénégal und den Unterthanen des Ahmadou, in dessen Landen die Ersteren gegen Erlegung der gewöhnlichen einfachen und einmaligen Abgabe (10 pour 100) auf allen Routen verkehren dürfen. Dasselbe verspricht der Gouverneur des Senegal allen Männern und Frauen aus dem Lande des Ahmadou. Dies ist das Einzige von vielleicht weitgreifendem Erfolg, was Hr. Mage durch seine mühevollen Reise erreicht hat. (Vgl. weiter unten.) Wieder wurde seine Abreise verschoben. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht: El Hadj, seine Söhne und einige bedeutendere Männer seiner Umgebung seien bei der Belagerung von Hamdallahi gefallen (S. 601 ff.). Endlich am 6. Mai (1866) konnten Hr. Mage und seine Gefährten abreisen (S. 613). Bis Nioro wurde ihnen eine Escorte mitgegeben (S. 615). Diese Route war grossentheils eine andere, als der Verf. auf der Hinreise benutzt hatte. Von Yamina ab litten die Reisenden Mangel an Wasser (S. 619), der Krieg hatte viele Ortschaften verwüstet z. B. Medina. Vier Männer von der Escorte starben an den Folgen des Durstes (S. 620). Hinter Moroubougou verloren die Führer den Weg, die Reisenden geriethen »dans les épines et les brouissailles« (S. 621). Unter mancherlei Beschwerden wurde die Weiterreise fortgesetzt. Von Toumboula an musste, der*

feindlichen Bevölkerung wegen in der Nachbarschaft, ein Umweg über Ouosébougou genommen werden (S. 630). Die vielerlei Entbehrungen dauerten fort: sehr ermüdende Märsche, Mangel an Lebensmitteln, am Tage grosse Hitze, so dass man nur zur Nachtzeit marschiren konnte. Am 19. Mai wurde Nioro erreicht, aber erst am 20. begaben sich die Reisenden in diese von einer Mauer umgebene Stadt, wo sie sich in einer bequemen Wohnung und bei reichlicher Speise erquicken konnten (S. 639). Am 27. Mai reisten sie weiter, gelangten in 3 Tagereisen nach Niogomera, am 27. Mai nach Koniakary (S. 651), wo der Verf. mehrere Freunde hatte, und ritten am 28. unter dem Banner der heimatlichen Tricolore in die Festung Medina am Senegal ein. Mit der grössten Freude vom Commandanten Beliard und anderen Landsleuten empfangen, blieben sie hier bis zum 31. Mai. Ein Kanoe brachte sie dann nach Bakel (S. 657). Zehn Tage, vom 5. bis 15. Juni, dauerte die Reise nach Podor, von wo sie ein Dampfschiff in kaum 3 Tagen nach St. Louis brachte (S. 661). Hier schliesst das Buch. Was ist das Ergebniss der mühevollen Reise gewesen? Der Verf. antwortet selbst S. 662 in der Conclusion: »Le résultat le plus efficace de mon voyage sera certainement de permettre aux nombreux Diulas qui peuplent le Diafounou, le Guidimakha, le Diombokho, le Kaniarémé et en général tout le Kaarta, de venir s'approvisionner de marchandises dans nos comptoirs, d'aller, à la faveur de périodes de calme, les vendre à Ségou et d'en rapporter de l'or et des esclaves« etc. Auch hält er eine Intervention Frankreichs in die politischen Bewegungen im Sudan für wünschenswerth und ausführbar. Endlich schreibt

er dem Islam den Haupttheil der Schäden in Afrika zu (S. 662). Der Anhang (S. 667—685) enthält die Stammtafel von El Hadj Omar (geboren 1797), Bemerkungen über die Könige von Kaarta (S. 669—672) u. s. w., ferner nur kurze, aber charakteristische Beobachtungen über die Bodengestaltung des Sudan (S. 674—679), Bemerkungen über Mineralien und Bergwerke, am Schluss einige sprachliche Beiträge. Ausser der schon oben erwähnten Karte machen wir noch, abgesehen von mehreren kleinern Itinéraires, auf das sehr schöne kartographische Bild des Niger von Koulikoro bis Sansandig (S. 243 eingeleftet) aufmerksam. Es ist im Massstabe von 1^{mm}/400 entworfen, und in der unteren Ecke rechts mit einem tableau de la crue des eaux du Niger en 1864 vom Juni bis September versehen. Wir haben nur einen, kaum nennenswerthen Druckfehler gefunden: die Ausstattung des Buchs gereicht den Verlegern in jeder Beziehung zur Ehre. Die specifisch wissenschaftliche Ausbeute ist gering, aber als interessantes und sicher auch den wirklichen Verhältnissen entsprechendes Charactergemälde des westlichen Sudangebietes wird das Buch stets seinen Platz behaupten.

Dr. Biernatzki.

Mörkoffer, J. C., Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. 1. Bd. 1867. (XVI. und 351 S.) 2. Bd. 1869. (XVI und 520 S.) Leipzig, Hirzel.

Zwingli ist lange Zeit hindurch das enfant

terrible der Reformation gewesen. In welcher Weise Luther über ihn geurtheilt hat, braucht nicht erst gesagt zu werden, aber auch das Urtheil Calvins über den Mann von Zürich lautete abfällig genug, und damit war denn die Meinung über ihn für Jahrhunderte lang entschieden. Nicht bloss die Lutheraner blieben meistens dabei, ihn nach dem Vorgange ihres Meisters in den »einen Kuchen« mit den Schwarm- und Rottengeistern zu rechnen, auch die Reformirten mochten ihn nicht gern als den Ihrigen anerkennen. Mit welcher Geflissenheit sucht z. B. der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz auch nur den Schein von sich abzuwehren, als ob er mit Zwingli's Geiste gemeinsame Sache zu machen gedenke, und bis in die neuere Zeit redete man unter Reformirten oft genug von einem »einseitigen und längst überwundenen Zwinglianismus«. Nur in Zürich ist das Andenken des Reformators der Stadt unausgesetzt in Ehren gehalten worden, aber auch nicht ohne dass den Zürchern von Seiten der übrigen Reformirten aus dieser Anhänglichkeit an ihren »Leutpriester« ein Vorwurf gemacht worden wäre und man auf diese Stellung der Zürcher Kirche als auf eine bedauerliche Absonderlichkeit achselzuckend geblickt hätte. Erst in der neusten Zeit, wo die objective und unbefangene, von confessioneller Verengung befreite Geschichtsforschung den richtigen Blick für so manche Grössen der Vorzeit, namentlich auch der Reformationsperiode eröffnet hat, hat man auch wieder angefangen, den Reformator von Zürich besser zu würdigen und ihm diejenige Bedeutung zuzuerkennen, welche ihm Mit- und Nachwelt so hartnäckig versagt haben und die ihm doch zukommt als Einem, der, wie Wenige,

über seine Zeit hinausragte und die Keine neuerer Entwicklungen so voll und lebendig in sich trug. Die letzten Jahrzehende haben eire ganze Reihe von Werken gebracht, welche sich speciell mit Zwingli beschäftigen und, bald die eine, bald die andre Seite im Wesen und Wirken des Mannes eingehend beleuchtend, sein Bild von den Flecken zu reinigen suchen, die auf dasselbe geworfen worden sind, indem sie ihn wieder in das Licht vorurtheilsfreier geschichtlicher Betrachtung stellen. Dahin gehören die Werke von E. Zeller und Ch. Sigwart, welche sich mit Zwingli's Theologie, das von Christoffel, welches sich mit dem Leben und Wirken Zwingli's im Allgemeinen beschäftigt, und eben so sind hier zu nennen Zwingli-Studien von Spörri und was von Hundeshagen im ersten Bande seiner »Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und kirchlichen Politik« über Wirken und Bedeutung des Mannes in's Licht gestellt worden ist. Auch Baur im 4. Bande seiner Kirchengeschichte, Ranke in der Geschichte der Reformation und Bluntschli in der Geschichte der Republik Zürich haben zur gerechten und anerkennenden Würdigung Zwingli's das Ihrige gethan und nicht minder auch Alex. Schweizer in seinen »Centraldogmen« und in seiner quellenmässigen Darstellung der Dogmatik der Reformirten Kirche. Nach allen diesen, auf den vorliegenden Quellen beruhenden Forschungen stellt sich das Bild des so lange verkannten Mannes denn in der That in einem wesentlich günstigeren Lichte dar, als die ganze Zeit vorher, und wohl darf man danach behaupten, dass die Bedeutung Zwingli's noch immer nicht erloschen ist, dass auch unsre Zeit noch gegründete Ursache hat,

auf ihn zu sehen und von ihm zu lernen, dass es aber vor allen Dingen nicht mehr angeht, mit der alten Missachtung auf ihn zu blicken und ihn als einen Abgethanen zu ignoriren.

Und diesen Werken schliesst sich das oben genannte von Mörikofer würdig an, das sich ebenfalls zum Ziele gesetzt hat, das Bild des Reformators herauszustellen, nicht wie der getrübe Blick einer kirchlichen oder politischen Partei es sehen möchte, sondern wie es aus den vorhandenen Quellen heraus sich selbst darstellt, und zwar mit aller Objectivität des Standpunktes, wenn auch mit all der Liebe und Anerkennung, welche der Mann verdient und welche namentlich bei dem Schweizer sich von selbst versteht. Auch meinen wir nicht, dass der Verf. — nach den oben genannten Werken — mit der Bearbeitung seines Buches etwas überflüssiges gethan habe, auch wenn sein Buch selbst ein Zeugniß dafür ist, dass, wie er selbst meint, das Bild Zwingli's sich im Wesentlichen nicht anders herausstellen lässt, als wie es bereits durch seinen Zeitgenossen Bullinger gezeichnet und zusammengefasst worden ist. Der Verf. hat nämlich über ein viel umfassenderes geschichtliches Material verfügt, als irgend einer seiner Vorgänger, und wenn auch nicht der Charakter Zwingli's im Allgemeinen, so haben dadurch doch die »Veranlassungen und die Ursachen der Handlungen, der innere Zusammenhang, die Verknüpfung der Ursachen und Folgen der Begebenheiten in ein vielfach neues und helleres Licht gestellt« werden können, so dass man wohl mit Grund behaupten darf, gerade diese Darstellung hebt Charakter und Bedeutung des Reformators über jeden Zweifel hinaus und bringt sowohl durch die lichtvolle Anordnung,

als auch durch die Menge des einzelnen Tatsächlichen, das sie verarbeitet hat, die Forschung auf diesem Gebiete zu einem schönen und erfreulichen Abschlusse, zumal es auch aus dem Ganzen und überall ersichtlich ist, wie der Verf. sich nur von dem Bestreben nach wirklich geschichtlicher Wahrheit hat leiten lassen, unbedenklich auch alles dasjenige heraushebend, was vielleicht im Stande wäre, ein ungünstigeres Licht auf den Gegenstand seiner Forschung zu werfen.

Der Verf. hat sich, wie auch das ganze Werk und namentlich die an dieselbe angehängten urkundlichen Nachweise darthun, in unverdrossener Weise bemüht, sich alles dessen zu bemächtigen, was irgend an Urkunden über Zwingli und seinen Wirkungskreis noch zu haben und aufzufinden war. Ausser der meistens benutzten Quelle, der sog. Simler'schen Sammlung, welche auf der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrt wird und in Abschriften die Urkunden des Zürcher Staatsarchivs sowohl, als des Archivs des Antistitiums enthält, hat der Verf. diese Urkunden auch im Originale eingesehen, gewiss eine mühevollen Arbeit, da dieselben wenig geordnet sind und manche Papiere an verkehrte Orte verschleppt enthalten, aber dafür ist es ihm denn auch gelungen, manche bisher nicht gekannte und wichtige Akte wieder aufzufinden, durch welche erst das gehörige Licht in die betreffende Begebenheit gebracht wird. Dann hat er auch von dem Staatsarchive zu Bern, von der Vadian'schen Sammlung zu St. Gallen und, der gerechten und unparteiischen Beurtheilung der Gegner wegen, auch von dem Luzerner Staatsarchive, welches ihm mit aner kennenswerther Bereitwilligkeit geöffnet worden, die eingehendste

Einsicht genommen, und was ihm namentlich noch von grossem Nutzen gewesen, das sind die von seinem Oheim, dem Schaffhauser Antistes und Kirchenhistoriker Melchior Kirchhofer veranstalteten Collectaneen über die Reformationszeit. Diese, aus fast allen Archiven und Sammlungen der Schweiz und Süddeutschlands zusammengetragen, sind auf der Stadtbibliothek von Schaffhausen neben dem Nachlasse Johannes Müller's niedergelegt, zweiundzwanzig Quartbände von Abschriften, grösstentheils ungedruckter Sachen aus der genannten Zeit. So hat der Verf. denn allerdings über das umfassendste und zuverlässigste Material zu gebieten gehabt, und die Arbeit, die er geliefert, bewegt sich durchaus in diesem Elemente: man trifft auf keine Seite, die sich nicht als aus den Quellen und zwar mit grosser Gewissenhaftigkeit, geschöpft erwiese.

Doch ist nun das Werk keineswegs eine trockene und unlebendige Zusammenstellung bloss des quellenmässigen Materials, im Gegentheil — und das rechnen wir gerade zu den Vorzügen des Buches — wie sehr auch dies Material überall zu Grunde liegt, so ist doch Alles zu einem lebenswarmen Bilde künstlerisch verarbeitet, so dass man den Gelehrten und seine Mühsal wieder völlig vergisst und sich rein zurückversetzt sieht in das Leben und die sich entspinnde und fortentwickelnde Geschichte jener Tage. Mit grosser Kunst, weil mit völliger Beherrschung seines Materials hat es der Verf. verstanden, nicht bloss die Begebenheiten übersichtlich zu gruppieren, so dass man überall mitten im Fortgange der Geschichte steht, sondern auch uns in das innerste Herz der Menschen und Begebenheiten blicken zu lassen und die verborgenen Triebfedern aufzudecken, aus

denen jede besondere Wendung des geschichtlichen Verlaufes hervorgegangen ist, und zwar erstreckt sich die Darstellung, wie es ja auch der Gegenstand verlangte, nicht bloss einseitig auf die kirchlichen Dinge, sondern auch auf den ganzen politischen und selbst socialen Zustand jener Zeit. Gerade Zwingli — wie auch aus dieser Darstellung deutlich wird — stand mehr, als einer der andren Reformatoren, Calvin etwa ausgenommen, im vollen Zusammenhang des ganzen Volkslebens seiner Zeit und seines Landes, er war nicht bloss der kirchliche Reformator in dieser Beschränkung bloss auf das kirchliche Gebiet, sondern er war der Volksmann im ganzen Sinne des Wortes, der alle Seiten des Volkslebens mit umfassendem Blicke übersah und auf alle seinen umbildenden Einfluss zu erstrecken suchte und zu erstrecken wusste, und wenn es irgend wo zu Tage tritt, dass die Reformation nicht bloss diese einseitig kirchliche Tendenz hatte, sondern auf eine Neuordnung des ganzen gemeinsamen Lebens der Völker hinausging, so war es eben bei Zwingli. Aber das tritt denn auch in dem vorliegenden Werke deutlich hervor und ist von dem Verf. mit grosser Kunst zu Tage gebracht worden: sein Leben Zwingli's stellt sich, wie sehr dieser auch den Mittelpunkt der Darstellung bildet, dennoch oder vielmehr eben deshalb als eine Geschichte seiner Zeit und seines Landes überhaupt heraus, und zwar als eine Geschichte, in der man durchweg gewisse Tritte thut, weil an der Hand der Urkunden und der durch sie beglaubigten Thatfachen. Wir glauben, das Werk Mörikofer's unbedingt zu den besten Leistungen der Neuzeit auf dem Gebiete der historischen Kunst rechnen zu dürfen.

Einzugehen auf Einzelheiten ist bei der Fülle des Stoffes hier kaum möglich, und wir können in dieser Beziehung nur an das Werk selbst verweisen. Der Verf. hat seinen Stoff in sechs grosse Abtheilungen gebracht, welche je zu drei auf die beiden Bände vertheilt sind: 1) Zwingli's Jugend und Anfang seiner Wirksamkeit, 1484—1518; 2) Zwingli in Zürich; die Grundlage für die Reformation, 1518—1522; 3) die Durchführung der Reformation in Zürich, 1523—25; 4) Wachsender Widerstand gegen die Reformation Zürichs und der Schweiz, 1525—29; Zwingli's Verhältniss zum Auslande und weitere reformatorische Schöpfungen, 1529—30; 6) die Entscheidung, 1531. Schon aus diesen Abtheilungen und ihrer Aufeinanderfolge sieht man den durchaus geschichtlichen Gang, den die Darstellung innehält, und in diese sechs grossen Rahmen ist dann alles Einzelne an seinem Orte vertheilt, indem der Verf. einen jeden wieder in eine grössere Anzahl von meistens nicht langen Kapiteln gebracht hat, mit Ueberschriften, welche die besonderen Materien und Begebenheiten angeben, welche dort behandelt sind, deren Aufzählung hier aber zu weit führen würde. Gerade durch diese Einrichtung wird aber die Uebersicht des Ganzen wesentlich erleichtert, und ihre Zweckmässigkeit stellt sich jedem Leser von selbst heraus. —

Was wir nun aber noch besonders hervorheben möchten, ist die Darstellung des Verhältnisses zwischen Luther und Zwingli, wie sie der Verf. giebt. Davon zu reden, obgleich ja noch immer der unerquickliche Hader, der damals begründet wurde, nicht aufgehört hat, brachte der Gegenstand natürlich und nothwendig mit sich, und man muss nun sagen, dass sich der

Verf. dieses Geschäftes in der Weise entledigt hat, wie sie von einem Historiker allein erwartet werden kann: in objectiver Darstellung der Sache selbst. Gerade hier tritt es so besonders zu Tage, mit welcher kühlen und doch nicht interesselosen Nüchternheit und Unparteilichkeit der Verf. seine Darstellung zu geben bemüht gewesen ist. Allerdings steht er selbst, was er nicht verkennen lässt, auf der Seite des Zürcher Reformators und verschweigt oder beschönigt Nichts von dem, was dem Sächsischen zur Last fallen möchte; aber er stellt eben Alles aus den Quellen dar, so dass er immer nur diese reden lässt, und wie er auch an Zwingli's Verhalten die Schatten nicht verschweigt, so weiss er auch das Berechtigte an Luther vollauf hervorzuheben und anzuerkennen. Namentlich die Schlussabhandlungen am Ende jedes Bandes, in denen der Verf. eine Parallele zwischen den beiden Reformatoren zieht, zeigen uns, wie derselbe — allerdings ganz im Sinne der reformirten Kirche, die ja nie aufgehört hat, Luther mit unter ihre Reformatoren zu rechnen! — die Grösse des Mannes von Wittenberg sehr wohl zu würdigen versteht und freudig bereit ist, diese anzuerkennen, nur dass er den Zürcher Reformator gegen jenen nicht ungebührlich in Schatten stellt oder gar ihn zu den Verwerflichen zählt. Es wäre sehr zu wünschen, dass gerade auch diese Parteen des Buches auch von den Anhängern der Lutherischen Kirche recht beachtet würden. Soll der alte Streit beigelegt werden, so kann es nur geschehen auf dem Wege einer uneingenommenen geschichtlichen Erkenntniss und Würdigung, wie der Personen, so auch der Verhältnisse, durch welche der Haader herbeigeführt worden ist. Dadurch allein

bleibt man davor bewahrt, wie in einseitiger Weise das Licht bloss bei den seinen zu sehen, so auch, wie es leider jetzt wohl geschieht, die Streitpunkte zu verrücken und Differenzen hervorzuziehn, die damals nicht bestanden und über die man sich schon würde vertragen haben.

Die Ausstattung des Werkes ist eine vortreffliche und der Druck, mit leicht zu verbessernden ganz wenigen Ausnahmen, völlig correct.

Dr. Brandes.

Die Phönizische Sprache. Entwurf einer Grammatik nebst Sprach- und Schriftproben. Mit einem Anhang, enthaltend eine Erklärung der Punischen Stellen im Pönulus des Plautus. Von Dr. Paul Schröder. Mit 22 Tafeln. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1869. X und 342 S. in 8.

Kein sachverständiger Mann wird in Abrede stellen dass während der letzten dreissig bis vierzig Jahre unsre Erkenntniss des Phönikischen als Sprache und als Schrift überraschend grosse Fortschritte gemacht hat. Eine mächtige Hülfe dazu gewährten uns die vielen Entdeckungen von kleineren oder grösseren Inschriften welche sich in unsern Zeiten häuften, und deren Zustrom wie wir wünschen müssen besonders von Asien her noch lange fort dauern möge. Wäre jedoch unsre Mühe und Lust diese aus vielen Ursachen sehr schwierig zu entziffernden Urkunden jenen Entdeckungen nicht immer mit

gleichem Eifer entgegengekommen, so hätte das erfreuliche Ergebniss nicht kommen können von welchem wir hier reden. Indem aber beides man kann sagen gleichen Schritt hielt, wurde das Verständniss auch der längst bekannten geringen Ueberbleibsel Phönikischer Sprache, wie der Stücke in Plautus, mit einer neuern höheren Sicherheit begründet und nach allen Seiten hin die erste feste Grundlage zu einer Wissenschaft Phönikischer Schrift und Sprache gewonnen.

Indessen sind bei einer solchen gleichsam stück- und ruckweise allmählig fortschreitenden Erkenntniss eines nur in Bruchstücken geringen Umfanges erhaltenen weiten Schriftthumes manche Uebelstände schwer zu vermeiden. Ein neuentdecktes Stück wirft, sobald es sicherer verstanden wird, leicht vielfach neues Licht auf die früheren. Die einzelnen Stücke bleiben leicht sehr vereinzelt liegen, auch wenn sie einmal schon veröffentlicht sind; und nicht jeder hat Musse sie immer neu um sich zu versammeln. Sorgfältige Sammlung aller der einzelnen Stücke und genauere übersichtliche Erklärung aller soweit die Zeit es erlaubt ist hier daher von Zeit zu Zeit höchst wünschenswerth; und wer heute die zuerst von Gesenius 1836 angefangene Sammlung und Erläuterung aller Phönikischen Ueberbleibsel aufs neue unternähme, würde sich falls er der rechte Mann dazu wäre unstreitig ein gutes Verdienst erwerben. Allein zwei Vorbedingungen sind dazu unerlässlich. Von der einen Seite muss ein solcher nicht bloss im allgemeinen wohl begreifen was überhaupt menschliche Sprache sei und was sie erlaube oder nicht erlaube, sondern auch die zuverlässigste und umfassendste Kenntniss aller Semitischen Sprachen

sich erworben haben; ohne diese allererste und nothwendigste Vorbereitung lassen sich die todten Züge dieser in der Alten Welt zerstreuten kleinen Bruchstücke einer untergegangenen Sprache nie mit steigender Sicherheit wieder in ihr volles Leben zurückrufen. Und diese erste Bedingung muss umso unerlässlicher erfüllt werden je mehr dagegen früher gefehlt wurde und noch heute gefehlt wird. Denn noch immer meint heute leicht ein jeder der etwas Hebräisch versteht auch das Phönikische deuten zu können; und da nun dazu das Verständniss des Hebräischen durchaus nicht so leicht ist wie man gewöhnlich meint, so kann man wohl ahnen welche schwere Irrthümer hier überall nahe liegen und wieviel diese oft für längere Zeiten geschadet haben. Von der andern Seite muss ein solcher Mann wohl begreifen, was bisher zum Verständnisse des ganzen weiten Gegenstandes wirklich in sicherer Weise mit gründlichem Eifer geleistet sei, und daher vor allem sich von dem zänkischen bösen Wesen fern halten welches durch die Schuld einzelner Gelehrter hier eingerissen ist. Dass ein solches hier früher einriss und noch immer sich hie und da fortsetzen will, ist unverkennbar: ebenso gewiss ist aber dass es nur von solchen ausging welche die eben erwähnte erste Bedingung nicht erfüllten, und so umso leichter der Gefahr ungehöriges und schädliches hier einzumischen unterlagen.

Wir können leider nicht behaupten dass der Verf. des oben bemerkten neuen Werkes diese beiden, wie eben gezeigt, unter sich sehr eng verbundenen Grundbedingungen so erfüllt habe wie es zu wünschen ist. Seine Kenntniss der

Semitischen Sprachen ist, wie er sie hier zeigt, ziemlich beschränkt und ungründlich; und dazu erhebt er sich nicht hinreichend über allerlei Vorurtheile welche erst durch die Schuld neuerer Gelehrten eingedrungen sind. Zwar wollen wir an dieser Stelle gerne anmerken dass der Verf. die besseren Bestrebungen das Phönikische sicher zu verstehen nicht ganz so einseitig und unbillig beurtheilt wie es manche von ihm wohl gewünscht hätten: dennoch ist er von jenen Vorurtheilen noch immer zu viel abhängig, und verkennt deshalb vieles was er bei einem zugleich freieren und tieferen Erforschen der Dinge besser erkannt haben würde. Dazu enthält das Werk auf der einen Seite vieles dessen es (zumal da es unrichtig ist) besser ermangelte, und giebt auf der anderen weniger als man des Nutzens der Sache wegen wünschen sollte.

Der Vf. zieht nämlich auch die Fragen über die Ursprünge und den gesammten eigenthümlichen Geist der Phöniken hieher: und sofern zu Anfange des Werkes zu zeigen war welche Stellung das Phönikische im Umfange aller Semitischen Sprachen einnehme, war ein solcher weiterer Umblick hier ganz an seiner Stelle. Wir wollen uns nun nicht dabei lange aufhalten dass der Verf. meint die Hebräer seien ursprünglich Aramäer gewesen und hätten erst nach ihrer Einwanderung in Kanáan die hebräische Sprache von den dortigen Kanaanäern oder Phöniken angenommen: diese Irrthümer sind heute widerlegt, führen aber noch immer leicht zu der Meinung das Hebräische sei einerlei mit dem Phönikischen, was nicht richtig ist; man könnte sonst eben so richtig sagen das Aethiopische sei mit dem Arabischen eins,

was niemand behaupten wird der beides kennt. Allein indem der Verf. auch die in der neuesten Zeit von Renan aufgestellten Ansichten über Monotheismus und Polytheismus, über den beschränkten Geist der Semiten und anderes der dort sich aneignet und hieher zieht, mischt er Dinge ein welche zur Erkenntniss der Phönikischen Sprache nicht gehören, und billigt zugleich völlig grundlose Ansichten welche nur weil sie so eben frisch von Paris ausgehen leider nur zu sehr die Sinne und Geister so vieler Deutschen der neuesten Zeit eingenommen haben. Die Grundlosigkeit dieser Ansichten ist dazu jetzt schon längst gezeigt, und hätte dem Verf. bekannt sein können. Allein während wir dies alles hier gerne gemisst hätten, werden manche ein vollständiges Verzeichniss aller bis jetzt bekannten Phönikischen Wörter mit den nöthigen genauen Nachweisen hier vermissen; und je weniger eine Phönikische »Grammatik« nach den bis heute uns offen stehenden Quellen schon ganz vollständig entworfen werden kann, desto nützlicher stände daneben in einem solchen Sprachwerke eine vollständige Uebersicht aller uns heute zugängliche Wörter, da die früheren Versuche dazu nicht mehr ausreichen. Auch eine vollständige Sammlung aller Phönikischen Schriftdenkmäler, wie sie heute möglich ist, wäre sehr erwünscht: während die hier angehängten 19 Tafeln nur eine Auswahl von ihnen geben.

Eine umfassende und ganz genaue Erklärung der Phönikischen Schrift ist jedoch in einem solchen Werke nothwendig. Der Verf. kommt S. 117 ff. nur wie gelegentlich bei der Frage über die Phönikischen Selbstlaute auf ihre Ei-

genthümlichkeit: allein man bemerkt sofort dass er nur sehr ungenügend von ihr redet. Die Grundgesetze aller Semitischen Schrift sind jetzt sicher erkannt und zuverlässig erläutert: der Verf. hat sie aber offenbar nicht begriffen, und so verfällt er hier wieder in alle Irrthümer, deren verhängnissvollster sogleich dieser ist dass er meint die Vocale »blieben in der Phönikischen Schrift unbezeichnet«, was so allgemein behauptet unrichtig ist. Es ist auch unrichtig dass in der alt Arabischen Schrift das lange *i* am Ende von كتاب (mein Buch) nur deswegen durch einen Buchstaben ausgedrückt sei weil man dafür immer, auch *kitábija* habe sprechen können: das Gesetz der Arabischen Schrift verlangt vielmehr für das lange *i* beständig *ي* zu schreiben. Und dies Gesetz leidet sogar dadurch keine Ausnahme dass im Qorane z. B. نذير für mein Warner geschrieben wird und daher im Reime (da man im Qorane die ursprünglichen Reime überall wiederherstellen sollte) *nadir* zu lesen ist: man sieht daraus nur dass in der Mundart von Mekka welcher Muhammed im Qorane folgte, dies *i* verkürzt werden konnte, wie es ja im Syrischen weiter ganz lautlos wird. Solche Grundgesetze aller Semitischen Schrift sollte man doch heute aufs Genaueste kennen und überall richtig anwenden. Man wird dann auch begreifen dass die Phönikische Schrift von den allgemeinen Gesetzen aller Semitischen gar nicht abweicht, und bloss darin etwas eigenthümliches hat dass sie die ächt Semitische Schrift immer in ihrer ältesten Art treu erhal-

ten hat, sodass sogar die alt Hebräische gegen sie neu ist. Ist doch die ganze Bildung der Phöniken uralte: und ihre gelehrten Schulen mochten einen Stolz darein setzen den Hebräischen und anderen neueren Schriften gegenüber das ihnen eigene alterthümliche Wesen desto zäher zu behaupten. Sobald freilich jene alten Schulen zerstört wurden, rissen die Neuerungen ein, wie die Neupunische Schrift zeigt.

Wie wenig der Verf. aber die Schwierigkeiten eines richtigen Verständnisses der Inschriften lösen konnte, vorzüglich weil er die Fähigkeiten Semitischer Sprachen und den Zusammenhang der Worte nicht beachtet, wollen wir an einigen wie zufällig sich uns darbietenden Beispielen zeigen. Die Buchstaben in der Grabchrift Kit. 2, 2 למבחיי will er aussprechen למבחיי, als könnte dieses Wort mit drei vorgeetzten Präpositionen bedeuten für (die Zeit wo ich) nicht mehr im Leben (bin), während es doch, wenn man dies für eine wörtliche Uebersetzung ausgibt, in meinem Leben heissen müsste. Allein dass das מן jemals in einer solchen Bedeutung und Verbindung gebraucht werden könne, hat der Verf. weder bewiesen noch ist es an sich möglich; die Fälle aber welche dem Verf. dabei etwa von Ferne vorschweben mögen, sind von völlig verschiedener Art. Sollten die Buchstaben מן wirklich mit בחיי aufs Engste zusammenzuziehen sein (was aber dort, wie die seltene Punctuation jenes Stückes zeigt, nicht einmal nöthig ist), so müsste man למבחיי sprechen und versuchen ob sich damit die Zusammensetzungen למבחיי 2 Chr. 15, 13 und למחי 2 Chr. 30, 3 vergleichen liessen: allein schwerlich würde man auf diesem

Wege zum Ziele kommen. Jene Grabschrift ist vielmehr einfach בִּחַי d. i. zu Lebzeiten des Stifters gesetzt, wie so oft ähnlich bemerkt wird.

Dann kann das לֵב dem Syrischen ܠܒ entsprechen und nämlich bedeuten, ein Wörtchen aus לֵבָא entstanden und in dieser vollen Aussprache in Eschmunazar's Grabschrift gebraucht; oder לֵב wechselt im Laute mit לֵבִי noch, wie לֵבִי so lange noch so oft vorkommt.

Wie die Erfahrung gelehrt hat, war es nicht gerade so leicht sicher festzustellen wie im Phönikischen das angelehnte Fürwort sein lautete und wie es schriftlich ausgedrückt wurde. Der Verf. erkennt nun jetzt an dass ein Fürwort der Art im Phönikischen — im lautete: dieses schien auf den ersten Blick unglaublich, und hat sich doch nun bewährt. Der Unterzeichnete bewies aber alsdann schon 1852 in der »Entzifferung der Neupunischen Inschriften«, dass auch ein blosses אֶ- zu sprechen -ē (entweder aus jenem -em oder -im verkürzt oder anders wie entstanden) als ein solches Fürwort sich finde; und dass damit bloss nach verschiedener Schriftweise ein אֶ — wechsele, ward in der Abhandlung über die grosse Karthagische Inschrift S. 41 bemerkt. Ein Beweis für das Erstere ward auch darin gefunden dass die Endung des st. constr. pl., wenn sie an gewissen Stellen durch die Schrift ausgedrückt wurde, ebenfalls bald durch אֶ — bald durch אֶ — bezeichnet wird, weil sie allen Anzeichen zufolge fast ebenso lautete. Findet sich aber dieses angelehnte Fürwort in solcher Weise dreifach verschieden bezeichnet, so muss man bedenken

dass die Phönikischen Inschriften welche allmählig wieder ans Licht kommen aus den aller-
 verschiedensten Zeiten und Ländern abstammen,
 und dass das Phönikische selbst sich als Sprache
 und als Schrift in diesen sehr verschieden ge-
 stalten konnte. Aber vom Hebräischen weichen
 alle diese Laute und Schriftarten freilich ab:
 der oben berührte Irrthum dass beide Sprachen
 einerlei seien, wird also auch dadurch wider-
 legt. Der Verf. kann nun nicht umhin die
 Richtigkeit jener drei wichtigen Entdeckungen
 des ächt Phönikischen Fürwortes im Zustande
 seiner Anlehnung anzuerkennen. Allein wenn
 er S. 153, um dennoch auch hier das Hebräi-
 sche dem Phönikischen gleichzumachen, damit
 die Hebräischen Bildungen der Pluralsuffixa
 לְמִי, לְלִמִּי, לְלִמֵּי, לְלִמֵּי, welche bei Dichtern auch wol
 (obgleich sehr selten) für den Singular ge-
 braucht werden, nicht bloss zusammenbringt
 sondern auch sogleich vermuthet das schliessende
 י — sei in ihnen zu streichen, so ist das völlig
 grundlos und setzt dazu keine richtige Erkennt-
 niss von dem Wortgefüge des Alten Testaments
 und dessen Geschichte voraus. Dazu kommt
 dass der Verf. jene Phönikischen Suffixe an
 Stellen bringt wohin sie nicht gehören. Er
 will z. B. in der ersten Zeile der grossen Sido-
 nischen Inschrift das Suffix von לְמִלְכִּי wieder
 só verstehen als bedeute es nicht die erste
 sondern die dritte Person: allein dies ist noch
 zuletzt in den Gel. Anz. 1868 S. 150 hinrei-
 chend widerlegt, und der Verf. hätte dies be-
 rücksichtigen müssen. Aehnlich will er S. 151
 die Redensart in der 5ten Zeile der Massili-
 schen Opfertafel לְבִי אֶשְׁקִי so verstehen
 als wäre קִרְנִי sein Horn oder seine Hörner

und in letzterem Falle קרני statt קרני auszusprechen. Wir vermissen bis jetzt noch den sichern Fall eines solchen Pluralsuffixes: allein auch abgesehen davon, gibt jedes Suffix an jener Stelle gar keinen Sinn, wie der Verf. selbst an einer andern Stelle seines Buches S. 239 durch die Uebersetzung »ein Rind welches Hörner hat« beweist: wogegen nichts gilt wenn er S. 244 die einfachen Worte so umschreiben will »welchem (schon) seine Hörner (sind)«. Man wird hier das קרני in einfacher Weise immer für nichts halten können als für den *st. constr.* eines Duals, nach einer Wortverbindung die sich im Aramäischen häufig, im Hebräischen nur dichterich selten findet.

Dieselbe Erscheinung eines solchen Phönikischen Suffixes führt uns hier auf die in Spanien gefundene Inschrift, welche von dem Unterzeichneten in den Nachrichten der K. G. der Wiss. 1866 S. 348—352 zuerst veröffentlicht und erläutert wurde. Die allgemeine Richtigkeit der Erklärung dieser Inschrift welche dort gegeben wurde, steht fest. Es findet sich aber in jener Inschrift ein einzelnes Zeichen welches, wie dort erörtert wurde, einige Schwierigkeit macht; so wie es bei dem heutigen Zustande der Entzifferung Phönikischer Inschriften überhaupt vorzüglich die Menge immer neuer Buchstabenzüge ist welche noch bedeutende Schwierigkeiten macht. Man darf hier nicht übersehen einmal die ungemein weite Ausbreitung Phönikischer Kunst und Schrift im Alterthume, worin diese neben der jüngeren Griechischen ganz einzig dasteht; und dann die ebenso ungemeine Fügbarkeit und Umbildbarkeit der Phönikischen Buchstabenzüge, welche in der That so gross war

dass wir noch immer den einen oder andern uns ganz neuen Buchstaben wiederfinden welchen seiner richtigen Lesung nach festzustellen oft schwierig genug ist. Ein solcher Buchstab ist hier der 4te der 2ten Zeile: eine wiederholte Untersuchung hat mich jedoch jetzt überzeugt dass man ihn am richtigsten für ein ה hält, und dass damit die zweite der beiden Möglichkeiten des Zusammenhanges der Worte richtig sei welche dort vorgeschlagen wurden. Damit ist schon gesagt dass das früher ה gelesene Zeichen als ה zu lesen sei, obgleich auch dieser Zug in der Inschrift (sofern er aus 2 einfachen Strichen || besteht) ungewöhnlich ist. Der Sinn einer Wortverbindung wie לַעֲבֹדָא שְׂמִן »der Diener (Sklav) Abdeschmûn's« ist nach den Möglichkeiten Semitischer Sprache nicht zweifelhaft, obgleich im Aramäischen dann für ל eher י gesetzt wurde; aber schon dass man dafür Hebräisch לֵאשֶׁר sagen würde, zeigt wie richtig das ל an sich ist. Und ebenso wenig zweifelhaft ist dass man im Phönikischen auch ה für א schreiben konnte um jenes Suffix auszudrücken, wie es im Aramäischen beständig so ist. Man könnte ganz mit demselben Sinne auch an eine Lesart עֲבֹרִי denken, wenn nicht das Zeichen für י an den zwei Stellen der Inschrift wo es sich augenscheinlich findet zu verschieden wäre. Wenn aber der Verf. meint das Suffix weise auf Harpokrates als den Namen des Gottes dieses Bildes zurück und der Sinn sei Chaikal habe das Bild Harpokrates als sein Diener dem Abdeschmûn geschenkt, so leuchtet leicht ein wie unmöglich dieser Sinn sei. Von dem Diener eines Bildes, auch wenn dieses einen noch viel grösseren

Gott als den Harpokrates darstellte, konnte niemand reden; und ebensowenig erhellt warum Chaikal als ein solcher Diener dies Bild dem Abdeschmûn geschenkt hätte. Der Verf. müsste wenigstens erst eine andere Inschrift aufweisen welche einen ähnlichen Inhalt hätte. — Wir bemerken noch dass der Verf. für die Stellen im Pönulus eine neue Vergleichung der handschriftlichen Haupturkunde mittheilt.

H. E.

Wecker: *Traité pratique des maladies des yeux*. Deuxième édition. Paris 1867.

Charles Bader: *The natural and morbid changes of the human eye*. London 1868.

Das Werk von Wecker, dessen erste Lieferungen bis in das Jahr 1862 zurückdatiren zeichnet sich aus durch die Umfänglichkeit seines Inhaltes (125 Bogen gr. 8^o in zwei starken Bänden) und durch die Vollständigkeit, mit welcher für die einzelnen Abschnitte die Literatur angegeben ist. Der Plan des Ganzen ist der Art angelegt, dass Herr Wecker die Bearbeitung fast des ganzen klinisch-praktischen Theils übernommen hat, während die anatomisch-physiologischen Kapitel auf eine Anzahl Mitarbeiter vertheilt worden sind. Wir finden daher zugleich eine Anzahl guter Namen vertreten, z. B. W. Krause: die Anatomie und Physiologie der Conjunctiva; W. Manz: Anatomie und Physiologie der Sclerotica, Cornea, Iris und Choroidea;

W. Henke: Anatomie und Physiologie der Augenlider, der Orbita und der Thränenwege; C. Ritter: Anatomie der Linse, des Glaskörpers, der Retina und des Sehnerven; Heymann: Theorie des Augenspiegels, endlich: Donders: die Refractions- und Accommodationskrankheiten mit Anmerkungen von Javal.

Es würde uns zu weit führen und scheint auch kaum nöthig den Inhalt eines jeden einzelnen Abschnittes anzugeben, es handelt sich eben um den Gesamttinhalt der Augenheilkunde, wir können uns nur die Aufgabe stellen, anzudeuten, in welcher Weise der Herr Verf. die Bearbeitung des klinischen Theils durchgeführt hat. Das Streben nach möglichster Vollständigkeit haben wir bereits rühmend anerkannt, freilich aber brachte das reichlich angesammelte Material die Gefahr mit sich, gelegentlich ungleichartiges zusammen zu fügen; auch der Widerstreit differenten Meinungen über wichtige Fragen erforderte manchmal einen kritischen Gang und eine präzise Entscheidung nach der einen oder andern Seite hin. — Wir glauben hiermit die Klippen angedeutet zu haben, an welchen der Verf. gelegentlich kleine Haverien erlitten hat, und wollen zur Begründung des eben gesagten auf einige Punkte näher eingehen.

Ueberall finden wir den Verf. bestrebt das klinische Material auf anatomischer Grundlage einzutheilen. Im allgemeinen ist dieses Bestreben gewiss zu billigen; es hat aber seine Grenzen; und da von anderer Seite gerade bei Gelegenheit der Retinitis die von W. benutzte anatomische Eintheilung gewissermassen zur Nachahmung empfohlen wurde, so möchten wir Gelegenheit nehmen hier die Bedenken zu erwähnen, welche sich dagegen geltend machen. Verf.

statuirt, hauptsächlich auf Grund der Iwanoff'schen Untersuchungen eine retinitis serosa, parenchymatosa, interstitialis diffusa, perivascularia u. s. w. — Wir haben gewiss nichts dagegen, dass der pathologische Anatom das durch seine Untersuchungen angesammelte Material gruppire, wie es ihm am zweckmässigsten scheint, daraus aber folgt keineswegs für den Kliniker die Verpflichtung, die am Secirtisch construirten Schemen am Krankenbett zu galvanisiren, am wenigsten in der Ophthalmologie, wo die klinische Erkenntniss der pathologisch anatomischen Forschung weit vorausgeeilt ist. Wir können auch nicht sagen, dass der Verf. besonders glücklich gewesen sei in dem Versuch, die klinischen Befunde in jenes pathologisch anatomische Schema einzufügen; mindestens hat er selbst die Nothwendigkeit gefühlt, den prägnantesten klinischen Krankheitsbildern, wie der Retinitis bei Morb. Brightii der Ret. syphilitica u. s. w. ihr Recht wiederfahren zu lassen.

Was wir oben über den Widerstreit differenten Meinungen gesagt haben, findet seine Bestätigung z. B. beim Glaucom. Der Verf. behandelt das Glaucom bei den Choroidalkrankheiten und bezeichnet es von vorn herein als eine Choroiditis serosa, also ganz der Standpunkt v. Graefe's. Beim acuten Glaucom und beim chronischen macht es gewiss keine Schwierigkeiten diese Ansicht festzuhalten, schliesslich aber finden wir beim glaucoma simplex den Verf. plötzlich auf der Seite der entgegenstehenden Donders'schen Ansicht, und diesen Standpunkt bewahrt er auch bei der Auseinandersetzung über die Natur des Glaucoms. Aber auf welche Seite stellt sich nun eigentlich der Verfasser? Hält er das Glaucom

mit v. Graefe für eine Choroiditis serosa oder mit Donders für eine Neurose der Secretionsnerven — beiden Ansichten zugleich kann man sich doch wohl kaum anschliessen?

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch auf einen Irrthum aufmerksam machen, welchen wir dem Verf. um so weniger zur Last legen, als er sich in den meisten Abhandlungen über Glaucom wieder findet. Es handelt sich um das im Beginne des Glaucoms zu beobachtende rasche Abrücken des Nahepunktes, welches häufig mit einem gleichzeitigen Abrücken des Fernpunktes verbunden vorkommt. Helmholtz hatte bereits 1855 constatirt, dass bei Zunahme des Druckes der Flüssigkeiten im Auge die Form der Cornea sich ändert, indem ihr Krümmungsradius desto grösser wird, je grösser der Druck, und leidet daraus die Folgerung ab, »dass in allen Krankheiten des Auges, welche mit einer Veränderung des Druckes der Augenflüssigkeiten verbunden sind, sich diese Veränderung an der Hornhaut verrathen werde, auch selbst dann, wenn der zufühlende Finger sie noch nicht erkennen kann.« Es war eine richtige Schlussfolgerung aus dieser Entdeckung, dass v. Graefe die rasche Zunahme der Presbyopie im Anfange des Glaucoms auf die Abflachung der Cornea bezog, leider aber wurde diese Wahrheit, welche man schon als sicher gestellt betrachten durfte wieder in Zweifel gezogen durch eine Aeusserung von Haffmans, welcher in seiner vortreflichen Monographie des Glaucoms die Behauptung in Cours setzte, jene oben citirte Helmholtz'sche Entdeckung sei durch die Untersuchungen von Junge und Schelske nicht bestätigt worden. Offenbar war Haffmans durch nicht hinreichend genaue Berichte

irre geleitet, denn die Untersuchungen von Junge scheinen überhaupt gar nicht veröffentlicht worden zu sein, während Schelske erst auf Grund jener Haffmans'schen Aeusserung seine mittlerweile unabgeschlossen liegen gebliebenen Untersuchungen von Neuem aufnahm und zu Resultaten gelangte, welche keineswegs mit Helmholtz in Widerspruch stehen. Die Aeusserungen Haffmans war also eine »Verfrühung,« welche, wie Nachrichten dieses Genre's es an sich haben, unaufhaltsam ihren Weg durch die Presse nahm. Seitdem werden stets »Junge und Schelske« contra Helmholtz citirt, und wer recht genau sein will, fügt auch noch das Citat der späteren Arbeit Schelske's bei (Arch. f. Opth. B. X. 2), obgleich derselbe dort ausdrücklich gegen jene Verfrühung protestirt und sich ganz einverstanden erklärt mit der Helmholtz'schen Entdeckung und den Schlussfolgerungen, welche Graefe daraus gezogen. In der That erwies es sich, dass gerade bei jenen Drucksteigerungen geringeren Grades, welche den im Anfange des Glaucom vorkommenden ungefähr entsprechen mögen, die Länge des Hornhautradius constant zunimmt, erst bei höherem Druck tritt eine Umkehrung dieser Verhältnisse ein, während bei weiterer Drucksteigerung wiederum eine zunehmende Verlängerung des Radius sich herstellt.

In dem eben auseinander gesetzten weit verbreiteten Irrthum befangen, sucht nun auch der Verf. die zunehmende Presbyopie und das Auftreten von Hypermetropie auf eine andere aber keineswegs glückliche Art zu erklären; er glaubt dass die Sehaxe sich verkürze indem das Auge sich der Kugelgestalt annähere und der Hornhautradius jene, als zweifelhaft be-

zeichnete, Verlängerung erfahre. Offenbar liegt hier ein leicht nachzuweisender Irrthum vor. Durchschnittlich nimmt man doch wohl an, dass das emmetropische Auge sich der Kugelgestalt am meisten annähert, und dass eine Abweichung davon im myopischen Auge durch Verlängerung, im hypermetropischen durch Verkürzung der Sehaxe stattfindet; in keinem Fall also würde eine Annäherung des Auges an die Kugelgestalt Hypermetropie verursachen können.

Eine unverkennbare Neigung zu straffer Systematik, welche vielfach hervortritt, halten wir für eine Folge der französischen Atmosphäre, in welcher sich der Verf. seit einer Reihe von Jahren bewegt. Nur keine Lücke im System! — jedwede Entzündung findet sich, wenn irgend möglich, in drei verschiedenen Formen vertreten, als seröse, parenchymotöse und suppurative — freilich weder die pathologische Anatomie noch die klinische Beobachtung scheinen sich allemal gutwillig diesem Schema fügen zu wollen.

Einen auffallenden Gegensatz zu dem eben besprochenen Werk bildet das Buch von Bader. Fast sieht es aus, als wäre unser Landsmann während seines langjährigen Aufenthaltes in England zum reinen »matter of fact man« geworden; überall finden wir das Bestreben mit möglichster Kürze lediglich die wichtigsten That-sachen zusammen zu stellen. Auf diese Weise war es möglich einen ausreichenden Ueberblick über das Gebiet der Augenheilkunde in einem verhältnissmässig gedrängten Raume zu liefern (32 Bogen gr. 8.)

Der eigentliche (in der Vorrede angedeutete) Zweck des Buches scheint der zu sein, als Leit-faden für die Vorlesungen des Verf. an Guy's

Hospital zu dienen und wir zweifeln nicht, dass dieser Zweck auch in entsprechender Weise erreicht worden ist. Gewiss kann es für den Zuhörer wie für den Vortragenden nur angenehm sein, die wesentlichsten Thatsachen auf diese Weise fixirt zu haben, um desto mehr Zeit verwenden zu können auf den Nachweis des inneren Zusammenhangs, welcher die einzelnen Facta miteinander verbindet. Beides zusammen giebt erst ein lebendiges Bild und ermöglicht ein genügendes Verständniss für den Lernenden. Etwas anders freilich stellt sich die Sache, wenn wir das Buch, ohne begleitenden und erläuternden Vortrag, so wie es eben vorliegt, betrachten. Wir fürchten, dass der Anfänger, welcher durch Selbststudium einen Ueberblick über die Ophthalmologie gewinnen will, sich durch die etwas zu trockene Kürze abgeschreckt fühlen und zu einem klaren Verständniss der Fragen, um die es sich handelt, nur schwierig durchdringen werde. Wer aber bereits bewandert ist in diesem Gebiet wird eine Anzahl gut beobachteter und neuer Thatsachen finden und wird sich auch durch einige Behauptungen von zweifelhafter Richtigkeit nicht weiter irre machen lassen. Wir finden hier wirklich ein nicht unbeträchtliches schätzenswerthe Material angesammelt, welches der Sachkundige in nutzbringender Weise verarbeiten kann.

Die 10 Tafeln Abbildungen, welche der Verf. dem Werke beigegeben hat, dürften mit den neueren deutschen Leistungen auf diesem Gebiet kaum in Concurrrenz treten. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 3.

19. Januar 1870.

I. Aus F. H. Jakobi's Nachlass. Ungedruckte Briefe von und an Jakobi und Andere. Nebst ungedruckten Gedichten von Goethe und Lenz. Herausgegeben von Rudolf Zoeppritz. Zwei Bände in 8. Leipzig bei Engelmann 1869.

II. Friedr. Heinr. Jakobi's Briefe an Friedr. Bouterwek, aus den Jahren 1800 bis 1819. Mit Erläuterungen herausgegeben vom Obergerichtsrath Dr. W. Mejer. Göttingen bei Deuerlich 1868 in 8.

Der liebens- und achtungswürdige Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München F. H. Jakobi, gestorben 1819, ist seit einiger Zeit in unserer Literatur gleichsam wieder aufgelebt. Im Jahre 1867 erschien von Herrn Dr. E. Zirngiebl »F. H. Jakobi's Leben, Dichten und Denken,« als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie, — eine unseres Erachtens sehr schätzbare Arbeit, die in ihren Gegenstand mit Umsicht und Tiefe einzugehen sucht. Sollte man auch Herrn Zirn-

gibt den Vorwurf machen wollen, er habe den Philosophen zu sehr nur mit der ungerechten Schelling-Hegel'schen Elle gemessen: so ist dabei doch die vielseitige Erwägung des Sinnes und Erwerbs des Jakobischen Philosophirens von Werthe, da aus ihr hervorgeht, was nun wohl schwerlich noch in Zweifel gezogen werden mag, dass, — alles Verdienst Jakobi's bereitwillig anerkannt und ungeschmälert, — dieser doch stets nur ein Dilettant in der Philosophie blieb, sein Dichten aber, wenn man von eigentlicher Poesie in Allwill und Woldemar reden wollte, kaum irgend in Betracht kommen kann.

Die oben Nr. II aufgeführte Sammlung, erschienen 1868, enthält die Briefe Jakobi's an Bouterwek, aus den Jahren 1800 bis zu J.'s Tode nebst Erläuterungen des Herausgebers über die darin berührten Personen und Zeitverhältnisse. Es wird dadurch belegt, welche Freundschaft zwischen dem Schreiber und dem Empfänger der mitgetheilten Briefe stattgefunden und dass der Letztere freimüthig ausgesprochen, wie es dem verehrten Freunde an der doctrinalen Wissenschaftlichkeit und dem befriedigenden logischen Abschlusse fehle; was dieser selbst auch fühlt und wörtlich eingesteht.

Jetzt hat Herr Zoeppritz die Briefsammlung Nr. I herausgegeben, der wir unsere Anzeige zunächst widmen. Das Buch enthält 73 Briefe von F. H. Jakobi an verschiedene Personen aus den Jahren 1778 bis 1812, und ausserdem gegen 120 Schreiben mehrerer Correspondenten, grösstentheils an Jakobi; nebst drei Zugaben, erstens Briefe betreffend den Uebertritt des Grafen F. L. von Stolberg zum Katholicismus, — zweitens Goetheana — drittens Lenziana.

Man darf wohl bedauern, dass Herr Zoeppritz

der Anheimgabe unseres verstorbenen Geh. H. R. Ritter nicht gefolgt ist, sich mit dem eben zur Druckbesorgung anschickenden Herausgeber der Sammlung der Briefe Nr. II zu verbinden und so die üble Zerrissenheit zweier recht eigentlich zusammengehöriger und sich ergänzender Sammlungen zu vermeiden. Denn keiner der in der obigen Nr. II enthaltenen Briefe findet sich in Nr. I und doch sind beide Sammlungen oft in sehr genauem Bezüge zu einander. So ist der erste Brief Jakobi's an Bouterwek in dem Mejer'schen Buche vom 2ten November 1800 die zutreffende Antwort auf Bouterwek's Brief vom 18. October desselben Jahrs (den 80. in Nr. I); und die vollständige Beurtheilung der bei weitem werthvollsten Arbeit J's, »von den göttlichen Dingen,« wie ihrer Aufnahme in dem philosophirenden Kreise, geht erst aus dem hervor, was Fries, Köppen, Bouterwek und Jakobi selbst zusammen darüber gesagt haben (s. die Briefe und Erläuterungen in beiden Sammlungen aus dem Jahre 1812).

Dass Herr Zoeppritz die Lenzianna seinem Buche beizugeben sich entschlossen hat, müssen wir bedauern. Diese Dinge haben sich zwar in Jakobi's Nachlass gefunden, aber das giebt doch wohl keinen Grund ab, sie hier beizufügen. Sie stehen mit J. in keiner Beziehung. Was könnte sich da nicht alles noch gefunden haben? — Die Absicht, den im Elend und Wahnsinne seinen Sturm und Drang auslebenden Lenz in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen zu lassen, als man bisher gelten liess, ist gewiss eine schätzbare Bemühung von Dorer-Egloff und von Gruppe. Allein diese Apologeten des ungezognen Schwärmers können uns nicht überzeugen, dass die offenbar sehr schonende Be-

urtheilung, welche Goethe dem überdreisten Anstandsverletzer gegönnt hat, thatsächlicher Begründung irgend ermangele. Wenn man zusammennimmt, was Herr Zoeppritz für seine Hypothese (wie er selbst es nennt) zur Rettung des längst mit Recht vergessenen Mannes und zur Würdigung der angehängten, leidenschaftlichen und ächzenden Verse desselben, vorzutragen sich bemüht: so dürfen wir wohl bescheidenlich mit allen Unbefangenen den Vorwurf »philiströser Platitude« zurückweisen, den Herr Zoeppritz allen denjenigen macht, die nicht des hoffnungslosen und still (?) verzweifelnden Lenz später eingetretenen Wahnsinn als eine natürliche Folge seines Unglücks nachempfinden.

Fast gleicherweise scheint uns der Anhang in Nr. I, »Goetheana« betitelt, hier kaum am rechten Orte zu stehn. Der kleine Scherz, »concerto drammatico,« — gesetzt auch, dass er wirklich und allein von Goethe entworfen sei, — ist schwerlich in einer wesentlich dem Andenken Jakobi's bestimmten Sammlung des Abdrucks werth, und die sogenannte Anekdote über »Werthers Leiden und Freuden«, war schon längst gedruckt. Desto willkommener muss den Lesern die Zusammenstellung der Jakobi'schen und an ihn gerichteten Briefe sein, welche den Uebertritt des Grafen F. L. von Stolberg zur römisch-katholischen Kirche betreffen. In einem Briefe an Reinhold, dessen Sohn in des Vaters Leben S. 257 darüber den Beweis vorlegt, hat J. jenen Uebertritt eine wahnsinnige Handlung genannt. Mit der gewaltigsten Entrüstung spricht er in dem an die Gemahlin Stolbergs gerichteten Briefe vom 2. August 1800 (Nr. 174 in der Zoeppritz'schen

Sammlung) von jenem Schritte, den er keinen unschuldigen Wahnsinn nennt und über welchen J. »das Hohngelächter der Hölle hört.« Er citirt dabei Hamann's Wort »dass alle förmliche Religion, als solche, nur Lamadienst, nur ein Kothfressen sei.«

Dass J. den schwachen, von lang gepflegten Leidenschaften bewegten Freund nicht hasste, sondern ihm theilnehmende, mitleidige Liebe bewahrte, wiewohl er ihn nicht wiedersehen wollte, geht aus dem weiteren Verlauf dieser unheilvollen Begebenheit hervor, — unheilvollen für Viele davon berührte.

Die Zeit hat die Wunde zum grossen Theil vernarbt. Ein Urtheil über Stolbergs Handlungen dürfte aber jetzt nicht schwer zu finden sein, wenn man erwägt, welch' einen Drang er hatte, auch ein berühmter Mann zu werden, und dass ihm dies in keiner andern Weise, am wenigsten als Gelehrter oder als Dichter, hatte gelingen wollen. Schiller in einer der Xenien (Mus. Alm. v. 1796 S. 227) scheint ihn schon durchschaut zu haben.

Für die Mittheilung der 172 Briefe, welche den drei Anhängen vorangehen, und für die beigegebenen Anmerkungen, sind wir dem Herrn Herausgeber warmen Dank schuldig. Jakobi erscheint darin nicht anders, als man ihn schon kannte; aber alle Züge seiner merkwürdigen Persönlichkeit finden in diesen Briefen ihre Bestätigung. Seine ganze Liebensefähigkeit und Liebensewürdigkeit, seine stete Begeisterung für die höchsten Ideen, sein Trieb zum ununterbrochnen Weiterstreben, sein tiefsinniges Suchen nach den letzten Gründen, seine wahre Herzensfrömmigkeit, sein Eifer für Recht und Treue — das sind die Hauptzüge, die Alle, welche ihn

gekannt haben, durch unwiderstehlichen Zauber zu ihm ziehen mussten.

Werfen wir nun einen Blick auf J.'s Werke, so entsprechen sie im Ganzen der Erwartung nicht völlig, welche jene edlen Eigenschaften und seine hervorragenden Schriftstellertalente erwecken mussten. Man darf sagen, keine seiner Arbeiten ist völlig fertig geworden. Immermehr verzogen von seinen tyrannisch-zärtlichen Halbschwestern, scheint er durch jeden kleinen Kränklichkeitsanfall sich stören gelassen zu haben. — Sein bedeutendstes Werk (»von den göttlichen Dingen«), ist nur fragmentarisch. Auch sein Allwill ist Fragment geblieben; und der am meisten beendigte Woldemar wird trotz des gewaltigen selbstquälerischen Wühlens im Sittlichen, das er lehren soll, sowohl in Form als Inhalt nur verfehlt zu nennen sein. Goethe, der (zufolge der Vorrede von 1794 vor der zweiten Ausgabe) die Beendigung des Buchs durch freundschaftliches Andringen gefördert hat, mag sicher gehofft haben, dass es in der wieder aufzunehmenden Bearbeitung ruhiger, präciser und eben dadurch anschaulicher, kurz erträglicher werden würde. Denn dass dies Buch, nun gar in seiner ersten Erscheinung, im Kreise jugendlich Uebermüthiger bei Ettersburg, keinen Beifall finden konnte und durch das Annageln an einen Baum gerichtet werden durfte, kann uns gar nicht Wunder nehmen; wohl aber, dass J. in seiner heftigen Empfindlichkeit diese von Goethe vollzogene Strafe einen »schlechten Streich« nennt. Vgl. überhaupt den sehr betrübenden Brief vom 13. Nov. 1779 Nr. 3 in der Sammlung I, in welchem Jakobi

nahe daran ist, Goethe allen Charakterwerth abzusprechen. Dies scheint er 1794 in der Dedication der zweiten Ausgabe des Woldemar durch seine neue Berufung auf die Freundschaft mit Goethe lebhaft bereut zu haben. Die grosse Erregbarkeit Jakobi's, zum Theil gewiss eine Folge seiner Kränklichkeit, verleitete den Mann auch zu manchen andern Anstössen und Widersprüchen (z. B. in den Verhältnissen zu Wieland, zu Reinhold u. a. m.), — zu den beständigen Wiederholungen überschwänglicher Gefühlsbetheuerung an seine Correspondenten, — zu hyperbolischer Uebertreibung in der Darstellung etc. Doch kann dies Alles uns nicht so schmerzen, wie dies, dass J. nicht lieber, statt seiner ausführlichen oder selbst diffusen Briefe, einen präcisen und klaren Abschluss seines Systems in die Feder seiner hülfreichen Halbschwester (nicht Stiefschwester, wie Hr. Zöppritz irthümlich schreibt) dictirt hat, welcher die Freunde seiner Werke von allen Zweifeln über die Meinung des tiefsinnigen Denkers erlöset haben würde. Jetzt muss es z. B. jeden Leser, wenn er J.'s Anstrengungen kennt, diejenigen zu bekehren, welche »die Vernunft zu Verstande bringen« wollten, in Erstaunen setzen, dass J. dennoch die Vernunft, als unzulänglich, wieder an den Verstand verweist, welcher ihm in der wichtigsten Angelegenheit des menschlichen Geistes allein genügt, da ja der Verstand den historischen Beweis ausschliesslich führt. Vgl. den Brief J.'s an Buchholz (Zoeppr. Samml. Nr. 21. v. 19. Mai 1786), welchen der Herausgeber vermuthlich nur im Auszuge vorgefunden und deshalb auch nur im Auszuge mitgetheilt hat, der aber Sätze enthält, welche, wenn sie nicht dem Missverständ-

niss ausgesetzt bleiben sollen, die allerausführlichste Begründung verdient hätten.

Ueber die Mejer'sche Sammlung (Nr. II) setzen wir nach den schon oben gemachten Bemerkungen nur noch Weniges hinzu:

Die Herausgabe dieser 32 Briefe J.'s nebst den Erläuterungen hat den Zweck, über dessen Philosophie, wie über sein vertrautes Verhältniss zu Bouterwek möglichst helles Licht zu erneuen und beiden Denkern gerecht zu werden. Es ist dessalb darin versucht, alle in diesen Briefen beregten persönlichen und literarischen Verbindungen nachzuweisen. Man kann nicht verkennen, dass Nr. I. dadurch wesentlich ergänzt wird. Insbesondere dient die Mejer'sche Sammlung dazu, J.'s Ansichten von der Philosophie Fichte's, dann auch Schelling's, zu zeigen; wobei nicht zu übersehen ist, dass J. wegen der Gerechtigkeit, welche Bouterwek dem Genie Schellings widerfahren lässt, einige Empfindlichkeit gehegt zu haben scheint. Ausser Allem, was über J.'s Uebersiedelung nach München und seine dortigen, bald sehr unangenehm werdenden Verhältnisse aus seinen Briefen an B. sich ergiebt, ist das Document (Sammlung II. vor und zu dem 30. Brief vom 2. März 1816) von der grössten Bedeutung, weil Jakobi darin gleichsam ad articulos über die wichtigsten Sätze seiner Philosophie antwortet. Wir glauben, auf dieses Schriftstück nicht genug aufmerksam machen zu können, wenn man den Kern der Lehren J.'s präcisiren will. — Den 33. Brief von Helene J. an Bouterwek über den Tod ihres Bruders wird jeder Leser gern beigegeben sehn.

Göttingen.

M.

Cartulaire de l'abbaye de Saint-André-le-Bas de Vienne, ordre de Saint-Benoît, suivi d'un appendice de chartes inédites sur le diocèse de Vienne (IX^e—XII^e siècles) publié par l'abbé C. U. J. Chevalier. Vienne. E. J. Savigné, imprimeur. 1869. LI. 368 et 43 Seiten. 8^o.

Inventaire des archives des Dauphins à Saint-André de Grenoble en 1277, publié d'après l'original avec table alphabétique et pièces inédites par C. U. J. Chevalier. Paris. A. Franck. 1869. 48 Seiten. 8^o. (Documents historiques inédits sur le Dauphiné.)

Als im Jahre 1866 das französische Ministerium des Unterrichts einen Preis für die beste Ausgabe eines Chartulars ausgeschrieben, konnte Leopold Delisle in seinem Bericht als Anhang ein Verzeichniss von 89 seit dem Jahre 1840 erschienenen Chartularen geben, und diese ungemein fruchtbare Thätigkeit hat in den letzten drei Jahren noch bedeutend zugenommen. Der Gewinn, der der Geschichtsforschung daraus erwachsen, ist ein ungemein bedeutender, die jüngsten deutschen Arbeiten haben aus ihnen reiche Aufklärung geschöpft: ziehen wir doch mit gewisser Vorliebe die Geschichte der dem Deutschthum und dem deutschen Reich jetzt, wohl auf immer, entrissenen Provinzen in den Kreis unserer Forschungen. Und welche Schätze noch die Sammlungen der französischen Departementalarchive oder Privaten bieten, hatte Referent in den verflossenen beiden letzten Jahren des öfteren Gelegenheit zu bemerken. Es ist bei uns in Deutschland eine sehr verbreitete Annahme, dass die Religionskriege und die erste Revolution den Archivschätzen Frankreichs im höchsten Grade verderblich gewesen sei. Sickel

hat zuerst in Bezug auf Tours das Gegentheil erwiesen, Referent selbst hat z. B. fast den ganzen Vorrath von Cambrayer Urkunden und Chartularen, Dank des verstorbenen Le Glay's Fürsorge, in Lille benutzen können. Speziell für den Dauphiné enthalten zwar die Archive von Grenoble, Lons-le-Saulnier und Valence wenig, aber glückliche Funde haben doch in den letzten Jahren manches Chartular wieder erscheinen lassen; die Katalogisirung der Pariser Kaiserlichen Bibliothek bringt erst jetzt Licht über die ungemeine Fülle der vorhandenen, von den Benedictinern, Baluze, Gaignières und Anderen gefertigten Abschriften.

Aus diesem Material entstand auch das uns vorliegende Chartular von Saint-André-le-Bas. Der Herausgeber Chevalier ist seit Jahren mit der Erforschung seiner heimathlichen Geschichtsquellen beschäftigt, und so haben wir in rascher Folge von ihm eine Reihe sehr dankenswerther Publikationen erhalten, denen sich nun als jüngste Gabe die beiden genannten Werke anschliessen.

Das Original des Chartulars von Saint-André existirt heute leider nicht mehr. Im Jahre 1843 wieder aufgefunden und für das Museum in Vienne erworben, ging es mit anderen Schätzen am 5. Januar 1854 bei einer Feuersbrunst unter. Glücklicherweise hatte Herr Giraud durch einen Zögling der École des chartes genaue Copie nehmen lassen, die Herrn Chevalier behufs Herausgabe zur Disposition gestellt wurde. Die Handschrift stammte aus dem zwölften Jahrhundert, und zwar wurde sie, wie es der Herausgeber sehr wahrscheinlich gemacht, ums Jahr 1135 geschrieben. Auf den am Ende leer gelassenen Blättern wurden dann, wohl zu ver-

schiedenen Zeiten, einzelne Nachträge eingezeichnet. Am Anfang muss etwas verloren gegangen sein, der Herausgeber vermuthet wenigstens vier Blätter; wir glauben ein weit grösseres Defizit annehmen zu müssen: eine Stiftung, die bis zum Jahre 542 hinaufgeht, musste weit mehr als 269 Urkunden aufzuweisen haben. Jedoch ist eine Entscheidung in diesem Punkte schwer zu treffen, weil das Chartular die Urkunden nach den Besitzungen des Klosters und nicht chronologisch geordnet enthält. Diese territoriale Anordnung bildet gewissermassen einen ersten und umfassendsten Theil des Chartulars, Bullen der Päpste und Urkunden der burgundischen Könige bilden den zweiten durch Zusätze vermehrten. Als ältestes Stück konstatiren wir eine Urkunde vom J. 920, als jüngstes eine vom J. 1273. Die Hauptmasse lieferte das zehnte Jahrhundert.

Der erste Anhang enthält 98 Urkunden (einige anderweitig veröffentlichte sind hier nur angeführt) für folgende Stiftungen der Diöcese von Vienne: St.-André-le-Haut, Cisterzienserkloster von Bonnevaux-la-Côte, Saint Chef (Sanctus Theudericus), Sainte Colombe-lez-Vienne, Notre Dame de l'Isle, Saint Maurice de Vienne, Saint Pierre de Vienne. Sie umfassen den Zeitraum von 842 bis 1200. Erst während des Drucks lernte der Herausgeber aus dem Delisle'schen Katalog der Manuscrite von Saint-Germain-des-Prés der kaiserlichen Bibliothek in Paris eine andere Abschrift von Urkunden für Saint Maurice kennen, die ihm 24 unedirte Stücke lieferte. Sie wurden nebst anderweitiger Nachlese in einem zweiten Appendix, mit besonderer Paginirung, aber unter fortlaufenden Nummern, vereinigt, und bieten als zeitliche

Grenzpunkte die Jahre 857 und c. 1200 dar. Was nun die Ueberlieferung der in den beiden Appendices veröffentlichten Urkunden betrifft, so lagen hier ebenfalls mit wenigen Ausnahmen nur Abschriften vor, namentlich die unter Baluze's Papieren im 75. Bande, sowie die im Cod. Lat. Parisiensis 5214 (cf. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 482) bewahrten, sowie die von Pierre de Rivaz, de Valbonnais und du Bouchet angefertigten und im Privatbesitz befindlichen Sammlungen. Was die in der Collection de Baluze sich vorfindenden Abschriften anbetrifft, so sind wir nach Einsicht des Manuskripts in den Stand gesetzt, die Angabe des Herausg. theilweise zu berichtigen und zu ergänzen. Er irrt sich nämlich insofern, wenn er annimmt (p. XII), die Abschrift sei, mit Ausnahme einiger Urkunden, von Baluze selbst angefertigt. Dies ist nicht der Fall, B. hat nur eine für ihn gefertigte Abschrift mit dem Original selbst und zwar sehr genau verglichen. Jedenfalls lag ihm aber das Chartular selbst vor, da er auf der ersten Seite die Bemerkung verzeichnete: *Ex chartulario ecclesiae Viennensis*. Es war also das Chartular des Kapitels St. Maurice. Aus der Vergleichung dieser Abschrift mit cod. Paris. lat. 5214 ergibt sich nun, dass die in diesem vorhandenen Copien ebenfalls nur aus dem Chartular geflossen sind, und nicht etwa aus den Originalen, wie man aus dem dort vorangeschickten Titel: *ex tabulario Viennensis ecclesiae* schliessen könnte. Auf dieselbe Quelle geht denn auch Cod. Paris. lat. 11743 zurück, wo die Angabe: *Copie et extrait du chartulaire de l'église de Vienne*; ebenso die vom Genealogisten du Bouchet angefertigten Copien (vom H. als ms. de

Secousse 5968 bezeichnet) laut des vorangeschickten Titels: Cartulaire de l'esglise de Saint Maurice de Vienne, und wie wir uns durch eigenen Augenschein überzeugen konnten. Es ist also mit diesen Hülfsmitteln möglich, das Ur-exemplar selbst in der Reihenfolge der einzelnen Stücke wiederherzustellen, und Herr Chevalier hätte sich unsern wärmsten Dank verdient, wenn er, anstatt nur die ungedruckten Urkunden daraus zu geben, sich der Reconstruction des Ganzen unterzogen hätte, zumal die bisher veröffentlichten Texte verstreut gedruckt und unendlich mangelhaft sind. Der Reichthum dieses Chartulars, auch für die deutsche Reichsgeschichte, erhellt wohl am Besten daraus, dass in der Baluzeschen Abschrift 25 Kaiserurkunden enthalten sind.

Kehren wir jedoch zur Ausgabe selbst und zu den dabei befolgten Grundsätzen zurück.

Die Einleitung giebt zuerst Aufschluss über die benutzten Quellen und bespricht dann in kurzen Zügen die verschiedenen durch Urkunden bedachten Stiftungen. Ein besonderes Augenmerk hat der Verfasser namentlich auf die Herstellung der Abtsreihen gerichtet. Der Text der Urkunden von Saint André-le-Bas ist nach der Reihenfolge, die im Chartular angewandt, gegeben, die in den beiden Anhängen sind chronologisch geordnet, jedoch bemerken wir im zweiten Appendix kleine Abweichungen von diesem System. Die berechneten Daten sind an die Spitze des Textes gestellt. Was die zu gebenden Anmerkungen betrifft, so sagt der Herausgeber gewiss mit vollem Rechte, dass er darin ein gewisses Maass inne gehalten, es habe sich ja nicht darum gehandelt, »eine Geschichte des Dauphiné in der Form von Commentaren

zu den Urkunden dieser Provinz zu geben«. Wir finden somit über Ueberlieferung, bisherige Ausgaben oder Erwähnungen, streitige Punkte der Datirung, endlich über die Varianten der Texte, succincte aber vollkommen genügende Angaben. Die beiden Indices alphabetici personarum, locorum, rerum, sind vorzüglich sorgfältig gearbeitet, die geographischen Ortsbestimmungen aus eigener genauer Kenntniss des Terrains gewonnen. Nur glauben wir, dass der H. manchmal in der strengen alphabetischen Anordnung zu weit gegangen, p. 330 z. B. finden wir Chuondradus, Chuonradus u. s. w., p. 331 Conradus. Warum nicht da gleich zusammenziehen?

Was endlich den Text selbst betrifft, so erhebt sich da, wie immer bei Publikationen von Urkunden, die nicht mehr im Originale vorliegen, die Frage, ist der Herausgeber verpflichtet, seiner Vorlage scrupulös, selbst wenn sie offenbare Fehler enthält, zu folgen. Herr Chevalier hat, wenigstens für das Chartular von St. André-le-Bas, dies System adoptirt. Wir glauben mit Unrecht. Einmal wäre eine chronologische Anordnung der Urkunden weit übersichtlicher gewesen, der vorangeschickte Index chronologicus kann dieselbe nie ersetzen. Zum Zweiten glauben wir, ging der Herausgeber in seiner Gewissenhaftigkeit zu weit, wenn er nur fehlende Buchstaben oder Silben ergänzte, freilich ist das Latein der ältesten Stücke ein so barbarisches, dass hier es gerathener war sich jeder Aenderung zu enthalten. Nur hätten wir gewünscht, dass die Interpunktion strenger durchgeführt worden. In den Appendices verfährt der Herausgeber weit mehr nach philologischer Methode der Textgestaltung. Die Ausstellungen

jedoch, die wir so zu machen haben, sind im Grunde nur unbedeutender Natur, Herr Chevalier hat aufs Neue einen glänzenden Beweis von seiner Befähigung für diplomatische Arbeiten gegeben, hoffen wir, dass er, der die französische und deutsche Literatur in gleichem Maasse kennt, uns bald neue Früchte seines emsigen Sammelfleisses biete.

Von Königs- und Kaiserurkunden sind eine bedeutende Anzahl solcher von den burgundischen Herrschern ausgestellt zu erwähnen, so dann Conrad II. (p. 260; cf. Archiv XI, 482), Friedrich I., p. 292 Nr. 81 und 82, p. 300 Nr. 85., p. 305 Nr. 89.; ausserdem viele päpstliche Bullen, darunter die ungemein interessante Fälschung für Ainard von Clermont (p. 283); das culturgeschichtlich und literarhistorisch wichtige Schreiben über den bei der Restaurirung der Kirche von Saint-Genix-sur Guier 1134 März 7 vorgekommenen Unfall; Begräbnissverordnungen, gegenseitige Verbindungen verschiedener Klöster zur Einrichtung von Todtenfeiern, Güterübertragungen u. s. w. Wir sind überzeugt, dass auch die deutsche Rechtshistorie reichen Gewinn aus dieser Arbeit ziehen wird, ebenso die Sprachforscher für die Formen der Eigennamen.

In dem zweiten Schriftchen giebt uns Hr Ch. das im Jahre 1277, auf Befehl der Dauphine Beatrix von Savoyen angefertigte Inventar der Urkunden, die in der Kirche des h. Andreas zu Grenoble in einem hinter dem Hochaltar befindlichen Schrank aufbewahrt wurden. Das Verzeichniss bildet einen Rotulus, der von vier Notaren amtlich beglaubigt ist. Im Anhang druckt Hr. Ch. 16 auf die Dauphin's bezügliche Urkunden ab, wir finden unter ihnen eine Kai-

mehrere von erheblichem Umfang und nicht geringer Bedeutung: sie betreffen die Stellung der Stadt zum Bischof, die Verfassung derselben, verschiedene rechtliche Verhältnisse; so Nr. II: *Quod creditores possunt suos debitores auctoritate propria pignorare et de pena ictus pugni vel palme*, v. 30. Juni 1218; V. *Statuta et leges municipales civitatis Diensis per syndicos ejusdem ab Humberto episcopo et universitate electos conditae et ordinatae*, vom 9. Juni 1240 (S. 101—112). Einzelne hier aufgenommene Stücke beziehen sich aber auch auf das Bisthum und andere kirchliche Verhältnisse.

Unter dem übrigen Inhalt des Bandes gewährt am meisten Interesse eine doppelte Geschichte der Bischöfe von Vienne, eine ältere, die schon in der Zeit Karl d. Gr. unvollständig abbricht, und eine jüngere kürzere, die bis zum J. 1239 geht, und ein kurzes *Chronicon episcoporum Valentinsium* bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts fortgeführt, aber von verschiedenen Verfassern, wie es scheint; doch dürfte es bedenklich sein, den Anfang, wie hier geschieht, bis ins 10. Jahrhundert zurückzuführen; in dem ältern Theil ist Ado benutzt.

Aus dem noch ungedruckten Chartular von St. Chaffre sind nur die auf die Dauphiné bezüglichen Urkunden und Nachrichten aufgenommen. Dasselbe gilt von dem letzten Stück: *Polyptica id est regesta taxationis beneficiorum dioecesium Viennensis, Valentinsis, Diensis et Gratianopolitanae*, aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, die auch die Bisthümer Lyon, Mâcon, Autun, Châlon, Langres, Viviers, Genf, Maurienne, Besançon, Lausanne, Belley, Tarentaise, Sion und Aosta umfasst.

Jeder Abtheilung sind eine Einleitung, die

über die benutzten Handschriften, den Inhalt und Werth der publicierten Actenstücke und anderes Nachricht giebt, ausserdem sorgfältige Register beigefügt. Der Herausgeber Chevalier zeigt sich auch hier als einen der Geschichte seines Landes sehr kundigen, aber auch allgemein auf dem historischen Gebiet wohlbewanderten Gelehrten.

G. Waitz.

XPHEMOI ΣΙΒΥΛΛΙΑΚΟΙ. Oracula Sibyllina, editio altera ex priore ampliore contracta, integra tamen et passim aucta, multisque locis retractata, curante C. Alexandre, Instituti Gallici, in eoque Academiae Inscriptionum et Literarum socio. Parisiis, apud Firmin Didot fratres, 1869. — XLVII und 419 S. in 8.

Diese Aufschrift ist nicht sehr verständlich gefasst, da man sie so verstehen könnte als wäre dies überhaupt erst die zweite Ausgabe der Sibyllenbücher. Der Herausgeber will aber sagen sie sei eine aus seiner eignen grösseren Ausgabe verkürzte und theilweis erneuete. Er veröffentlichte nämlich von 1841 bis 1856 eine grössere Ausgabe, welche er damals in ihrer Aufschrift die *editio quarta graeco-latina* nannte. Diese Bezeichnung war deutlich und unterrichtend zugleich.

Der Unterz. hat nun schon in seiner 1858 erschienenen grösseren Abhandlung über die Sibyllenbücher bemerkt dass die Arbeit des Hrn. C. Alexandre ihre guten Vorzüge hatte. Der Herausgeber hatte einzelne Handschriften neu verglichen, und auch nach ihnen ein besseres

Wortgefüge dieser sehr schwierig zu verstehenden Bücher hergestellt; dazu hatte er eine Menge nützlicher Erläuterungen über die alten Sibyllen überhaupt und über einzelne Stellen dieser Bücher hinzugefügt. Jene Ausgabe hatte also ihre Vorzüge, und diese wurden in der erwähnten Abhandlung ganz nach ihrem Verdienste anerkannt. Allein obwohl der Herausgeber auch die höheren Fragen welche sich bei diesen seltsamen Büchern erheben beantworten wollte, so fehlten ihm doch sehr die Fähigkeiten dazu, und er verfiel so in grosse und schwere Fehler. Weder die wahre Zusammensetzung dieser Bücher noch das Zeitalter der einzelnen Gedichte aus welchen die jetzige Sammlung entstand noch die eigenthümliche Kunst und den ächten Inhalt und Zweck jedes einzelnen fand er richtig, vorzüglich weil er das ganze Wesen des mannichfachen weiten Schriftthumes zu welchem die Hellenistischen Sibyllenbücher gehören nicht kannte. Die Unsicherheit über diese höheren Dinge wirkte dann auch (wie immer in solchen Fällen) auf diejenigen zurück welche man hier die niederen nennen kann: auch viele Lesarten wurden nicht richtig bestimmt, und der Sinn mancher einzelnen Stelle schwer verkannt.

Man konnte diese Mängel damals weniger schwer nehmen und sehr gelinde über sie urtheilen, theils weil Sibyllenbücher schon an sich nicht so leicht zu verstehen sind, theils weil die uns bis jetzt bekannten bis dahin noch wenig näher untersucht waren. Allein jetzt will der Herausgeber alle die von der einen Seite sehr unvollkommenen von der anderen fehlerhaften Meinungen aufrecht erhalten welche er damals aufgestellt hatte, ja er will sich ihrer rühmen und sie vertheidigen. Dadurch gestaltet

sich diese Sache anders. Dann würden diese Bücher einem grossen Theile nach in die Dunkelheit zurücksinken welche auch ihrer richtigen Schätzung und Anwendung für andere Zwecke bei uns sehr hinderlich ist. Das Unvollkommne bliebe unvollkommen, das Ungenügende ungenügend, und die Wissenschaft (was der Verfasser gar nicht bedacht zu haben scheint) würde sich ganz vergeblich bemühen festere und nützlichere Einsichten zu schaffen. Dass Schriften welche so wie die Sibyllenbücher von ganz besonderen Schwierigkeiten umgeben sind und aus gewissen Ursachen allerdings mit zu den dunkelsten aller zählen können welche uns das Alterthum hinterlassen hat, nicht sofort heute nach allen ihren dunkeln Seiten wieder hell werden können, versteht sich leicht; und der eine Erforscher solcher vielverschlungener Räthsel lässt in unsern Tagen immer noch dem andern genug Knoten zu lösen. Allein nur um so unwissenschaftlicher ist das Verfahren des Verf., wenn er alle seine früheren Irrthümer schützen zu können meint. Nehmen wir hier das wichtigste in näheren Augenschein!

Eine Hauptsache worauf der Verf. ungemein viel Gewicht legt und die er als einen Grundstein aller seiner Sibyllischen Einsichten so gleich an der Schwelle aufgerichtet wissen will, ist seine Meinung der Abschnitt in dem ältesten Sibyllengedichte 3, 295—488 sei von einem späteren Dichter unter Hadrian oder vielmehr unter den Antoninen hier eingeschaltet, das Gedicht selbst sei aber schon aus der Zeit des Ptol. Philometor. Es ist umsonst dass jetzt sogar schon aus der gesammten Anlage des ältesten Gedichtes bewiesen ist, jener Abschnitt mache einen richtigen ja nothwendigen Bestand-

theil desselben aus: auf alle solche Dinge der künstlerischen Anlage einer Dichtung nimmt der Verf. keine Rücksicht. Umsonst erwartet man auch er werde aus der verschiedenen Farbe der Rede und der dichterischen Kunst die Verschiedenheit des Dichters beweisen: er weiss dafür nichts anzuführen. Der einzige Grund auf welchen er sich für seine Meinung vorzüglich stützt, ist dér, in dem ersten und dritten Theile des Gedichtes werde Rom zwar auch erwähnt aber nicht so viel als im zweiten und die Drohungen gegen es seien in diesem stärker; um das Jahr 124 v. Ch. (in welchem der Dichter allen Anzeichen nach schrieb) habe wol ein Polybios den künftigen Sturz Rom's weissagen können, nicht aber ein Sibyllendichter. Allein nach der Zerstörung Karthago's und Korinths worauf die Sibylle hier ausdrücklich anspielt, konnte nicht bloss ein Polybios sondern jeder etwas tiefer nachdenkende geschichtskundige unbefangene Mann schon hinreichend ahnen, Rom werde einst ebenso fallen wie Karthago; und wenn der Verf. sich einen Sibyllendichter so einfältig denkt dass er das damals nicht hätte ahnen können, so thut er ihm Unrecht. Auch fragt sich ob denn ein Sibyllendichter Hellenistischen Blutes und Judäischen Stammes nicht im Weissagen einmal kühner und klüger sein konnte als selbst ein Polybios war. Es ist aber auch unrichtig dass diese Sibylle in den beiden anderen Theilen nicht schon ebenso drohend von Rom rede: vielmehr ist der Sinn aller Stellen über Rom hier überall derselbe; das übrige erklärt sich aus der Kunst der Vertheilung des Stoffes nach den drei grossen Theilen des Gedichtes. Wäre der mittlere Abschnitt erst unter Hadrian geschrieben, so würden die Cäsaren in ihm wie

bei allen späteren Sibyllen hervortreten: aber weder auf viele noch auch nur auf einen einzigen derselben wird hier angespielt. Dass eine Sibylle aber 3, 444. 457 schon am 124 v. Ch. dem Rhodischen Staate den Untergang und dem dem Erdbeben so ausgesetzten Cypren ein neues Erdbeben androhen konnte, versteht sich leicht.

Fragt man wie der Verf. denn wirklich auf eine solche grundlose Meinung gekommen sei, so zeigt sich dass er nur durch die unrichtige Deutung zweier Aussprüche auf sie hingeführt wurde. Er meint der 3, 388 ff. gezeichnete blutige Krieger welcher plötzlich nach Asien kommen werde, sei Hadrian als er den bekannten Aufstand der Judäer blutig niederschlug. Hadrian aber kam damals gar nicht so plötzlich nach Asien: er war in diesem sowie sonst im Morgenlande schon früher viel gewesen, und führte jenen ihm sehr wider seinen Willen aufgezwungenen Krieg weniger selbst als durch seine Legaten; doch beruhet dieser Begriff »plötzlich« nur auf einer unbeglaubigten Lesart, die der Verf. unbefugt einführt. Aber auch die ganze Beschreibung welche die Sibylle hier von jenem blutigen Krieger giebt, trifft auf Hadrian nicht zu; noch weniger hat der Verf. gezeigt dass der Zusammenhang der Rede auf ihn hinführe. Allein der Verf. muss nun auch erläutern wie die Sibylle hier weiter sagen könne der einzige Spross jenes den zehn Hörnern entsprossenen blutigen Kriegers werde durch einen neuen mörderischen Krieg unter Beihülfe der Judäer fallen, worauf ein Nebenkönig folgen werde: und man beachte wie er von jener Voraussetzung aus diesen neuen und noch verwickelteren Knoten zu lösen sucht. Hadrian,

meint er, mache von den drei Flaviern an mit seinem Nachfolger Antoninus und dessen zwei angenommenen Söhnen M. Aurelius und L. Verus eine Reihe von 9 Cäsaren aus; als der zehnte sei um jene Zehnzahl zu schliessen der Antichrist gemeint und dieser sei der Nebenkönig der Sibylle; die Judäer aber würden durch die sonst bekannte Rückkehr der Zehnstämme zum Sturze der Nachfolger Hadrian's mithelfen. Alle diese Annahmen des Verf. sind aber so gänzlich willkürlich und unzutreffend dass das Räthsel der Sibylle dadurch erst völlig unlösbar werden würde. Dass die zehn Hörner d. i. Könige hier unter den Cäsaren zu suchen seien und ihre Reihe mit den drei Flaviern beginne, ist beides grundlos; der Verf. beruft sich hier zwar auf den »heiligen Apostel« nämlich die Stelle Apoc. 17, 12 ff., auf das Buch des Hippolytos über den Antichrist und auf 4 Ezra 12, 21 ff., allein wer diese Stellen kennt wird in ihrem Heranziehen zu diesen Ort nur etwas ganz ungehöriges finden. Aber jener Nebenkönig von welchem die Sibylle redet, soll ja nach ihrem Sinne nicht der zehnte in der Reihe sein, sondern ganz ausserhalb der zehn stehen. Auch auf die Rückkehr der Zehnstämme wird hier nicht entfernt hingewiesen. Und so ergiebt sich auch aus diesem zweiten vergeblichen Versuche wie wenig die Sibylle hier überhaupt an Hadrian und seine Zeit gedacht wissen wollte.

Wie der Verf. hier einen nach Kunst und Dichtung vollkommen richtigen Zusammenhang zerreisst, ebenso thut er dies auch sonst: während sich hieraus fast von selbst versteht dass er an anderen Stellen wieder das eng zusammenziehen will was an Inhalt Dichtungsart und Verfasser höchst verschieden ist. Ein wichtiges

Beispiel davon giebt das Stück 8, 360—500. Dieses bildet nicht nur ein in sich abgeschlossenes Gedicht welches als eines der frühesten christlichen geschichtlich denkwürdig genug ist, sondern es ist auch streng genommen kein Sibyllisches zu nennen, da es einen ganz anderen Zweck und Inhalt hat. In die Sammlung Sibyllischer Bücher fanden zuletzt auch solche Stücke Eingang welche nur eine entferntere Aehnlichkeit mit ihnen haben: wie dies die langen Zeilen des Phokylides am deutlichsten beweisen. Dennoch will der Verf. die Zeilen 8, 360—429 wieder von diesem Stücke losreissen und mit dem vorigen wozu sie allen den klarsten Merkmalen zufolge nicht entfernt gehören, enger verbinden. Als einzigen Grund für die Zerreißung des besten Zusammenhanges führt er hier an, die ersten Zeilen schmeckten sehr nach Philosophie. Allein diese Philosophie, wenn man mit dem Verf. hier so reden will, ist keine andre als die des jungen Christenthums selbst: und eben diese setzt sich 3, 430—500 in ganz gleicher Weise fort. Die erste Pflicht eines guten Erklärers ist es aber überall den Gedankengang eines Schriftstellers oder eines Dichters richtig aufzufinden und für jeden heutigen Hörer oder Leser überzeugend darzulegen. Und das muss nicht bloss von kleineren sondern auch von den grössten Stücken mit ganz derselben Nothwendigkeit gelten.

Zwischen dem achten Sibyllenbuche dessen Schluss dieses in seiner Art sehr schöne aber nicht eigentlich Sibyllische Gedicht bildet, und dem eilften fehlen uns bis jetzt bekanntlich zwei: wir können jedoch hoffen diese künftig noch irgendwo wiederzufinden, da auch die letz-

ser Friedrich I. und mehrere Friedrich II., die bisher unbekannt geblieben.

Die Ausstattung beider Werke ist überall geschmackvoll und schön.

Paris.

W. Arndt.

Ich füge vorstehender Anzeige ein paar Worte hinzu über eine ähnliche von demselben Herausgeber besorgte Publication.

Documents inédits relatifs au Dauphiné. 2. Volume, contenant: Les cartulaires de l'église et de la ville de Die, le nécrologe de Saint-Robert-de Cornillon, un hagiologe et deux chroniques de Vienne, une chronique des évêques de Valence, le cartulaire Dauphinois de l'abbaye de St.-Chaffre, les pouillés des diocèses de Vienne, Valence, Die et Grenoble, édité par les soins de M. l'abbé C. U. J. Chevalier. Grenoble 1868. 8.

Die einzelnen Abtheilungen, welche die Lieferungen 3—7 der von der Academie Delphinale herausgegebenen Documents inédits bilden, sind besonders paginiert. Mehrere der hier publicierten auf dem Titel vollständig aufgeführten Stücke haben ein nicht bloß provincielles Interesse und verdienen hier genannt zu werden.

Das wichtigste ist ohne Zweifel das zu Anfang stehende Chartular des Bisthums Die, oder wie der Titel lautet: Tituli Dienses, eine Sammlung von 33 Urkunden, die der Bischof Bertrand im J. 1230 veranstalten liess, der aber noch zwei spätere aus dem J. 1238 nachträglich eingefügt sind. Sie beginnen mit dem Jahre 1148 und betreffen die Freiheiten, Rechte und be-

deutende Besitzverhältnisse des Stifts. Unter ihnen sind 6 von Deutschen Kaisern, sämmtlich ungedruckt, 2 nur in Auszügen früher bekannt, Friedrich I. Stumpf Nr. 4257, Friedrich II. Böhmer Nr. 100; ganz unbekannt 3 andere von diesem, 24. Nov. 1214, 28. Sept. 1238 und ohne Tag Sept. desselben Jahrs; dazu kommt eine von Heinrich, Friedrichs Sohn, datum apud Lugdunum 12. Kal. Augusti, die der Herausgeber Heinrich VI. zuschreibt und ins Jahr 1189 setzt, die aber vielleicht dem Sohne Friedrich II. beigelegt werden muss, ohne dass sich freilich das Jahr mit Sicherheit bestimmen lässt: von keinem der beiden ist ein Aufenthalt in Lyon bekannt. Es ist ebenso, wie Friedrich II. 1214, ein Erlass an Aimar II. von Poitiers, Grafen von Valentinois 1189—1230, betreffend die Freiheit des Stifts von *pedagium* und *gaium*, in dem Friedrichs mit specieller Rücksicht darauf, dass der Graf widerrechtlich sich erlaubt »*stratam publicam munire, firmare*«. Ich hebe ansserdem hervor den Eid des Grafen Isoard von Die 13. Januar 1168, einen Urtheilsspruch des Raymundus dux Narbone, comes Tolose, marchio Provincie in einem Streit zwischen dem Bischof und diesem Grafen, 22. März 1159. Das Chartular, das hier vollständig zum Abdruck kommt, befindet sich in der K. Bibliothek zu Paris.

Dagegen sind die Urkunden der Stadt Die meist aus den Originalen herausgegeben, die sich aber zum Theil jetzt im Privatbesitz befinden (Einleitung S. XLVI). Der Herausgeber hat eine Auswahl und mitunter auch eine Abkürzung des formellen Theils der Urkunden für nothwendig gehalten; sie gehen bis zum Jahre 1441 hinab. Unter den aufgenommenen sind

der Angeklagte könne sicher nicht der üble Mann sein zu welchem ihn der Verf. machen will.

Wir bemerken im Vorübergehen nur kurz dass man sich nicht wundern darf wenn der Verf. bei solchen allgemeinen Ansichten über die Gegenstände seiner zu erklärenden Schrift auch die einzelnen Worte sehr wenig sorgfältig behandelt und noch immer auch in dieser Ausgabe eine Menge unrichtiger Lesarten und Uebersetzungen bringt. So wird ihm bei der eben erwähnten Verflüchtigung des wahren Inhaltes des jüngsten Sibyllenwortes das Wort *Σικελῶν* 14, 312 verdächtig, obgleich es in allen Handschriften steht: warum sollte eine völlig verwirrte Sibylla auch gerade an Sicilien denken? dies Wort könnte ja auf bestimmte geschichtliche Dinge anspielen welche der Erklärer hier überall nicht haben mag. Also ändert er es in *Σκυθῶν*, alsob eine faselnde Sibylle in ihrer Faselei doch wol eher von Skythen reden möge. — Und wenn die älteste Sibylle in jener weiter oben besprochenen Stelle 3, 397 mit der Zeile

Ἐκ δέκα δὴ κεράτων, παρὰ δὲ φυτὸν ἄλλο φυτεύσει
von den zehn Hörnern d. i. Königen der Griechen einen andern aus einem verschiedenen Geschlechte unterscheidet, so lässt der Verf. diesen durch seine Uebersetzung

Atque novam plantam denis e cornibus edet
vielmehr aus ihnen hervorgehen.

Solche Fehler entspringen nicht etwa aus blossen zerstreuten Versehen, welche wenn der Grund der ganzen Forschung fest genug wäre leicht verbessert werden könnten: sie kleben vielmehr wie unzertrennlich an der gesammten Art wie der Verf. seine Stoffe als Philologe behandelt. Es gab früher Philologen welche mit

einem vollen und wissenschaftlich genügenden Verständnisse der schwierigen alten Schriftsteller niemals ernst machten, und schon genug zu thun meinten wenn sie hie und da ein paar abgerissene Anmerkungen machten und einige willkürliche Vermuthungen aufstellten. Eine solche man sollte meinen heute endlich veraltete Weise von Philologie treibt der Verf. noch, und bedenkt nicht einmal dass uns auf diesem Wege die Schriften des Alterthumes höchst unnütze Stücke bleiben würden. Aber freilich trifft bei ihm noch etwas ganz besonderes ein, was wir da es von aller Wissenschaft ferne liegt an dieser Stelle gar nicht berühren würden, wenn es nicht einen tieferen Einfluss auf den Verf. und dieses sein Werk geübt hätte und heute auch sonst immer wichtiger würde. Er schliesst sein Werk mit einer höchst feierlichen Erklärung dass, sollte ihm in seinen eigenen Worten irgend etwas entfallen sein was von der *doctrina* der Päpstlichen Kirche *vel minimum abscidat*, er es zum voraus wolle für verworfen und für nicht geschrieben halten. Da nun die Sibyllenbücher sogar nach dem bekannten Kanon des Tridenter Concils nicht zu der Bibel gehören, so ist eine solche Erklärung sogar bei einem jener Kirche ganz ergebenden Manne überraschend: sie enthält eine völlige Unterwerfung sogar aller und jeder Wissenschaft unter den päpstlichen Stuhl, wie das allerdings der *Syllabus* vom J. 1864 fordert. Aber damit man nicht meine das alles sei so harmlos gemeint, so vergleiche man damit die Bemerkungen s. 347 und an anderen Stellen, und man wird sehen dass der Verf. sogar in solchen sehr unschuldigen Dingen wie Erklärung alter Schriftsteller Geschichte und dgl. sind, jeden

verdächtigt und verurtheilt der nicht von der päpstlichen Kirche ist. Auch hier also sieht man worauf der wahre Ernst und Eifer heute an so vielen Orten losgeht; und ganz wie man vor 300 Jahren von derselben Seite aus der Wissenschaft die noch sehr jungen Flügel auszureissen sich beeiferte, will man sie jetzt der allerdings nicht mehr so jungen beschneiden. So möge denn diese heute zeitig nur umso wachsamer und treuer ihre Rechte bewahren! Etwas anderes als dies lässt sich hier nicht sagen; und hoffentlich wird dies genügen. H. E.

Officium et Miracula Sancti Willigisi. Nach einer Handschrift des XII. Jahrhunderts mit zwei chromolithographischen Tafeln und einem Facsimile der Neumen, herausgegeben von W. Guerrier, Prof. der Gesch. an der Universität Moskau. Moskau und Leipzig. (1869). 40 und 46 Seiten Grossoctav.

Je bekannter der heilige Willigis durch das ihm beigelegte Sprüchlein ist, das er einer im Volke umlaufenden Sage nach um seiner niedrigen Abkunft immer eingedenk zu bleiben über die Thür seines schlichten Hauses zu Mainz soll haben setzen lassen und das Ref. selbst schon in seiner Jugend aus Grattenauer's berühmtester Schrift kennen gelernt (Willigis Willigis, deiner Abkunft nicht vergiss!«) und je grösser und ruhmreicher die Rolle war, die jener hohe geistliche Würdenträger einst im X. Jahr-

hundert in den deutschen Reichsangelegenheiten spielte, desto weniger und nur Sagenhaftes ist doch, wie der Herausgeber hervorhebt, über ihn bekannt. Mit Recht also hält er es für einen glücklichen Zufall, wenn eine nach Moskau verschlagene Handschrift des XII. Jahrh., obschon nicht in historischer Beziehung, doch wenigstens in kirchlicher einige Angaben enthält, die jenen Heiligen und die ihm zu Theil gewordene Verehrung betreffen, denn »auch in dieser Hinsicht sind wenig Nachrichten auf uns gekommen und wir sind nicht im Stande, etwas Gewisses über diese Verehrung aufzustellen. Von dieser Seite aus betrachtet, gewinnt die Moskauer Handschrift ein grosses Interesse für uns und bietet ein wichtiges Zeugniß für die Geschichte des Willigiscultus dar, denn sie enthält eine Liturgie zu Ehren des heiligen Willigis und die Erzählung von einigen Wundern an seinem Grabe.« Die Handschrift ist wahrscheinlich das Original dieser unter dem Erzbischof Heinrich I. verfassten Liturgie, wie er denn auch auf dem zweiten Blatt derselben neben Willigis abgebildet ist. Um aber den Gewinn, der sich aus der Handschrift erzielen lässt, festzustellen, hat der Herausgeber es für nöthig gehalten, das Wichtigste von dem, was man über Willigis weiss, dem Leser ins Gedächtniss zurückzurufen; doch konnte er sich hierbei um so kürzer fassen, da eine vollständige Darstellung seiner Wirksamkeit vor nicht gar langer Zeit Gegenstand zweier Monographien geworden ist (Ossenbeck, *De Willegisi etc. vita et rebus gestis. Monasterii 1859* und Euler, *Willigis von Mainz u. s. w. Schulprogramm von Pforta. Naumburg 1860*), obwohl er nichts destoweniger verschiedene

Punkte mit willkommener Eingänglichkeit erörtert hat. Besonders handelt es sich von dem Epitaphium des Willigis, welches einst um den Thurm der Stephanskirche geschrieben und, ehe derselbe niederbrannte, in einige Handschriften übergegangen war, wie es sich denn auch, nebst einigen andern Zusätzen späterer Zeit, in der hier edirten Moskauer von einer Hand des XIV. Jahrh. eingetragen findet. Diese Grabschrift ist vielfach, auch von Leibnitz, besprochen worden, allein trotzdem bleibt es unsicher, ob Willigis wirklich in Schöningen geboren sei, denn aus der hier veröffentlichten Liturgie ist, wie der Herausgeber bemerkt, zu ersehen, dass die Gebeine des Willigis erst nach dem XII. Jahrhundert erhoben worden sind; folglich konnte auch die Grabschrift nicht früher verfasst sein, und es fragt sich, ob die Ueberlieferung vom Geburtsort des Willigis sich in Mainz so lange erhalten konnte, obgleich sie von keinem Annalisten aufgezeichnet ist. Demnächst bespricht der Herausgeber, mit Beseitigung der wahrscheinlich auf einem Lesefehler beruhenden, Willigis zugeschriebenen Erbauung des Mäusethurmes, zwei andere an jenem haftende Sagen, nämlich die von seiner Herkunft und die andere vom goldenen Kreuz in Mainz. Nach ersterer soll Willigis der Sohn eines Fuhrmannes oder Wagenbauers gewesen sein und zur Erinnerung daran in seinem Gemach Wagenräder haben malen oder aufhängen lassen mit dem dazu geschriebenen Reim: »Willigis, Willigis, gedenke von wannen du kommen bist« (also etwas abweichend von dem oben von mir angeführten); daher schreibe sich auch das Rad im Wappen der Bischöfe und der Stadt Mainz, welches

letztere späterhin zur Unterscheidung von dem erstern ein doppeltes geworden ist. Die neueste Forschung hat jedoch dargethan, dass das Rad häufig auf römischen Meilensteinen in der Gegend von Mainz vorkommt und von diesem zum Stadtemblem angenommen wurde, dass also das Mainzer Wappen viel älter ist als die ersten Nachrichten über die Aufnahme des Rades in dasselbe und über das Gewerbe von Willigis' Vater. Ich komme übrigens auf dieses Rad bald noch einmal zurück. Der zweite Sagenkreis betrifft das grosse goldene Kreuz des Willigis, welches am genauesten beschrieben ist im Chronicon Moguntinum vom Erzbischof Christian, der es aber nicht mehr gesehen hatte. Ich will die von dem Herausgeber nach Jaffé (Bibl. Rer. Germ. III, 676) mitgetheilte Stelle hier wiederholen, da sie, wie ich zu zeigen gedenke, von ganz besonderer Wichtigkeit ist. In dem genannten Chronicon nämlich, welches zwischen den Jahren 1251 und 1253 geschrieben worden, wird unter den frühern Schätzen der Mainzer Kirche besonders hervorgehoben: »Ein hölzernes Kreuz, mit reinstem Golde bekleidet, und darauf das Bild des gekreuzigten Herrn. Das Bild übertraf an Grösse den gewöhnlichen Wuchs eines Mannes, war hohl aber sehr dick. Das Innere war angefüllt mit Reliquien und kostbaren Steinen. Man sagte, dass es im ganzen römischen Reich keine besseren gäbe. Dieses Kreuz konnte gliederweise in den Gelenken auseinander genommen werden. Es wurde selten ausgestellt, nur in Gegenwart des Königs oder eines andern mächtigen Fürsten, um Ostern und Weihnachten und auf Befehl des Erzbischofs. . . Im Kopfe dieses Bildes waren statt der Augen

zwei Edelsteine, welche Karfunkeln genannt werden, von der Grösse eines Eidotters. Das Kreuz trug die Inschrift: »dieses goldene Kreuz hat 600 Pfund Goldes.« Es ist zu bemerken, dass ein Pfund 2 Mark Goldes hat; es waren also 1200 Mark reinsten Goldes. Auch ist nicht zu verschweigen, dass wegen des besondern Werthes dieses ausgezeichneten Goldes das Kreuz einen eigenen Namen hatte. Es wurde nämlich *Benna* genannt.« Es ist dieser Name *Benna*, über welchen der Herausgeber und wohl auch Jaffé nichts weiter bemerkt, der hier näher besprochen und erklärt werden soll. Es ist nämlich bekannt, dass in der deutschen Heidenzeit Sitte war, Götterbilder zu gewissen Zeiten des Jahres im Lande auf Wagen umherzufahren, und dass diese Zeiten als festliche gefeiert wurden; wir wissen dies von der Nerthus und der ihr entsprechenden Isis, Nehalennia, Gertrud, so wie von Freyr. Eine bekannte Sache ist es ferner, dass da, wo das Heidenthum nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten war, die Feste und Gebräuche desselben, welche man beibehalten musste, wenigstens eine christliche Umwandlung und Ausdeutung erfuhren. Nimmt man nun an, was höchst wahrscheinlich ist, dass am Mittelrhein in der Gegend von Moguntiacum eine eben solche festliche Umführung eines männlichen Götterbildes auf einem Wagen Statt fand, die ebenso unaus tilgbar sein mochte wie die der Isis am Niederrhein, welche noch im XII. Jahrh. bestand, und deshalb ebenso eine christliche Form erhielt, wie Isis sich hie und da in St. Gertrud verwandelte (Simrock Myth. 354 ff. dritte Aufl.), so dürfen wir leicht als wahrscheinlich betrachten, dass jenes Götterbild zu Moguntiacum von den

ersten Bekehrern in ein Crucifix umgestaltet und zur herkömmlichen Zeit auf einem Wagen umhergeführt wurde. Letzterem lächelte freilich nicht der Zufall so freundlich wie dem noch in Nivelles vorhandenen der Gertrud-Nehalennia (Simrock 358); die Umfahrt und endlich der Wagen gingen im Lauf der Zeit verloren, aber das Crucifix behielt den Namen des letzteren und hiess vor wie nach der Wagen; denn dies bedeutet das oben hervorgehobene *benna*, wie man laut dem Chronicon Moguntinum noch im XII. Jahrh. das Mainzer Crucifix nannte (vgl. Grimm WB. 1, 1473 v. *benne* und Diez Etym. WB. 1, 61 v. *benna*). Frägt man nun weiter, welches jener umgeführte Gott war, so giebt das, wie man gesehen, uralte Mainzer Stadtwappen, das Rad, alsobald die entscheidende Antwort, dass es ein Sonnengott war, der nämlich, dem zu Ehren noch heutzutage wie ehemals das flammende Sonnenrad am Frühlingsanfang von den Bergen in der Nähe des Rheins hinabrollte (s. Schmitz Sitten und Sagen des Eifeler Volkes 1, 24 f. Simrock 356), also wol Fró. Da nun goldener und vergoldeter Götterbilder bei den Deutschen und im Norden mehrfach Erwähnung geschieht (Grimm Myth. 97. 102), so ist es mehr als wahrscheinlich dass auch das Bild des leuchtenden Sonnengottes aus dem leuchtenden Metall gefertigt war, und so erklärt sich gleicherweise die Nachbildung desselben, jenes Mainzer Crucifix aus Gold, das auch in seinen übermenschlichen Dimensionen („es übertraf an Grösse den gewöhnlichen Wuchs eines Mannes“) einem Götterbilde entsprach; nicht minder wahrscheinlich ist es ferner, dass zur Anfertigung desselben das Gold des letztern so wie des ganzen Tempelschatzes ver-

wandt wurde. Es erklärt sich auf diese Weise am leichtesten die Provenienz des Goldes für das Mainzer Kreuz, welches der Sage nach einem ganz unnachweisbaren Lombardentribut entstammen sollte, wogegen eine andere Nachricht (S. 25 Anm.) diesem Golde einen heimischen Ursprung zuweist, und dies wäre demnach das richtige. Nur kam es eben nicht von den Juden, sondern von den Heiden. Eine dunkle Erinnerung des wahren Herganges lässt sich in dieser Angabe ganz wohl erkennen; Heiden und Juden galten im Mittelalter überhaupt ziemlich gleich. Demnach nun darf man die einstige Existenz des in Rede stehenden Crucifixes durchaus nicht bezweifeln, wozu der Herausgeber geneigt ist (S. 25). Doch bemerke ich, dass, da alle Nachrichten von diesem Crucifix auf die Pöhlde Annalen (Annales Palidenses, Pertz Monum. XVI) als ihre erste Quelle zurückgehen und das Interesse der letzteren bekanntlich darauf beruht, »dass in ihnen viele Nachrichten aus einer verlorenen sagenhaften Quelle aufgenommen sind, welche sich für uns auf diese Weise erhalten haben«, eine sorgfältige Durchforschung derselben sehr wünschenswerth erscheint und mancherlei Ausbeute gewähren dürfte. In Betreff des Rades will ich nur noch erwähnen, dass wenn ein solches auch als Wappen anderer deutscher Städte vorkommt, wie Erfurt, Roda (Altenburg), Mühlhausen u. s. w. (S. 17), dies ein weiteres Zeugniß für das Bestehen des Frocultus auch in jenen Gegenden sein möchte. — Zu der Moskauer Handschrift zurückkehrend bemerke ich ferner, dass, nachdem der Herausgeber die Willigissagen erörtert, wobei jene nur eine negative Beweiskraft besass, er im Folgen-

den mit Hülfe derselben zu dem bestimmten Ergebnisse kommt, dass die besondere Verehrung des Mainzer Heiligen, deren ältestes Zeugniß bisher nur die ungewisser Zeit entstammende Grabschrift war, erst im Jahre 1147 ihren Anfang nahm und unter dem Erzbischof Heinrich I eine bestimmte Form erhielt. Ueber die Entwicklung des Cultus ist jedoch nichts näheres bekannt, noch auch wann und von wem Willigis canonisirt worden; denn die römische Kirche hat ihn als Heiligen niemals anerkannt und seine Liturgie befindet sich nicht im Breviarium Romanum; er ist also nur einer jener Localheiligen, deren Verehrung von der Kirche bloss geduldet wird. Seinen Todestag, den 23. Februar, feiern die Mainzer Kirchen durch eine missa privata, die Stephanskirche aber, wo er begraben liegt, feiert ihn den darauf folgenden Sonntag durch eine missa solemnis. Warum nun hat Rom seine Anerkennung versagt, wenn sie überhaupt gefordert wurde? Diese und andere hiemit verbundene Fragen müssen unbeantwortet bleiben und nur der Geschichte der Canonisationen überhaupt sucht der Herausgeber einige aufklärende Andeutungen zu entnehmen. Was die Liturgie anbelangt, so ergiebt sich aus derselben, dass sie unter dem Einfluss des Domprobstes Hartmann so wie unter dem besonderen Schutze und vielleicht der Mitwirkung des Erzbischofs verfasst worden. Da nun letzteren im J. 1153 zwei päpstliche Legaten auf einer Synode seiner Würde entsetzten, weil er sich in der Handhabung der Kirchenzucht zu schwach und gegen den Papst ungehorsam erwiesen, so dürfen wir vielleicht gerade deshalb annehmen, dass jener Umstand die Veranlassung war, weshalb die Liturgie unter dem

Nachfolger Heinrichs, Arnold, zu dessen heftigsten Gegnern Hartmann gehörte, beseitigt und später ganz vergessen wurde; denn die jetzt gebräuchliche, die der Herausg. zum Vergleich hat mit abdrucken lassen, bietet nichts übereinstimmendes dar. — Was schliesslich die Herausgabe der HS. betrifft, so konnte die anfängliche Absicht die Neumen der alten Liturgie in heutige Noten umzusetzen nicht ausgeführt werden, da Niemand in Moskau die dazu nöthige Kenntniss besass, und der Herausg. musste sich also damit begnügen, die interessanteste Seite derselben facsimiliren zu lassen; es ergibt sich daraus, dass die Mainzer Kirche sich noch bis zuletzt an das ältere Neumensystem hielt. Die Miniaturen, welche Willigis und den Probst Hartmann so wie Willigis und den Erzbischof Heinrich vorstellen, liefern einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kunde der mittelalterlichen Bischofstrachten. — Die hier nur kurz angedeutete Erörterung der mancherlei in der vorliegenden Arbeit sehr sorgfältig behandelten Punkte wird mehrfach willkommen sein, da sie bisher zweifelhafte Umstände feststellt, andere berichtigt und vielleicht auch Anlass zu weiteren Forschungen über Einzelnes geben dürfte, wie ich selbst oben in einem Beispiel gewiesen.

Noch bemerke ich, dass mir folgende Druckfehler aufgefallen sind: S. 33 Z. 10 st. 1694 l. 1294; — 39, 6 statt zweiten l. ersten, und im lat. Text S. 41, VI st. 1443 l. 1143.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Maßhafa Tomâr. Das Aethiopische Briefbuch nach drei Handschriften herausgegeben und übersetzt von F. Praetorius. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1869. 31 S. in 8.

Seit dreissig bis vierzig Jahren hat sich die Menge der aus dem fernen Afrikanischen Berglande in unsre Länder eingeströmten Aethiopischen Bücher fortwährend vermehrt: und dennoch sind, nimmt man die durch Dillmann veröffentlichten aus, erst so wenige Stücke aus ihnen unter uns gedruckt oder auch nur übersetzt. Wir machen deswegen auf das hier verzeichnete kleine Aethiopische Buch aufmerksam, welches zwar schon vor beinahe dreissig Jahren von dem Unterz. übersetzt und etwas näher erläutert wurde, hier aber zum ersten Male Aethiopisch gedruckt erscheint. Es gehört zu der Zahl der christlichen Apokryphen welche sich vorzüglich nur in den von der grossen christlichen Kirche getrennten Gemeinden erhalten haben und von deren Umfange und Wesen wir uns erst jetzt allmählig richtigere Vorstellungen bilden können. Unter diesen ist das hier erscheinende eins der kleinsten und spätesten, auch mehr als vielleicht irgendein anderes aus rein kirchlichen Beweggründen hervorgegangen, und dazu nur aus solchen welche alsdann im Mittelalter immer herrschender wurden. In der christlichen Fassung aber ist es schon wie eine Nachahmung des Qorân'es. Wir wollen indessen an dieser Stelle nur noch bemerken dass der Herausgeber ausser einer neuen Uebersetzung dem Aethiopischen alle die verschiedenen Lesarten dreier Handschriften und einige weitere Erläuterungen hinzufügt.

H. E.

Ausführliches Lehrbuch der Hebräischen Sprache des Alten Bundes von Heinrich Ewald. Achte Ausgabe. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1870. XV und 960 in 8.

Wir möchten den Lesern dieser Blätter die Nachricht von dem noch im vorigen Jahre vollendeten Neudrucke dieses Werkes nicht vorenthalten. Der Neudruck ist diesmal noch viel gedrängter als in den früheren Ausgaben: da der äussere Umfang des Werkes selbst aber trotzdem bedeutend gewachsen ist, so kann man schon daraus schliessen wie viele neue Bemerkungen und sonstige Zusätze hier erscheinen.

H. E.

Berichtigung.

Ich bin darauf aufmerksam gemacht, dass ich in meiner Anzeige der Ausgabe der *Historia miscella* von Eyssenhardt (1869 Stück 19) demselben insofern Unrecht gethan, als ich sagte, dass hier nur Bamberger Handschriften der *Historia Romana* des Paulus Diaconus benutzt seien, keine des vollständigen Werkes: eine derselben, ohne Zweifel die, auf welche ich S. 756 hinwies, enthält die *Historia miscella* und ist für diese zu Rathe gezogen.

G. Waitz.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 4.

26. Januar 1870.

Bibliotheca Rerum Germanicarum edidit Philippus Jaffé. Tomus quintus. Monumenta Bambergensia. Berolini apud Weidmannos 1869. — 865 Seiten in Octav.

Das wesentlichste Merkmal der heutigen historischen Kritik, im Gegensatz zu der früherer Zeiten, ist doch zweifelsohne, dass wir vor Benutzung einer Quelle immer erst ihr Verhältniss zu der Zeit, für deren Erforschung wir sie verwerthen wollen, festzustellen suchen. Die grosse Bedeutung, welche die Urkunden für uns haben, ist darin begründet. Sobald der Nachweis geführt, dass sie wirklich die lebendigen Glieder der Vergangenheit sind, für die sie sich ausgeben, ist jeder Reconstruction der entschwundenen Welt ein bestimmter Halt geboten, und indem wir die Urkunde wiederum nach allen Seiten zu verstehen suchen, eröffnen sie vor allem, als die wichtigsten Geschichtsquellen, uns den Blick in das Gefüge des Rechts, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen, denen sie ihr Dasein verdanken, und die das sind, wonach

wir suchen, der Grund und die Ursache des Werdens in der vorübergehenden Erscheinung des Seins.

Zu solchen Gedanken kam Ref. unwillkürlich, als er den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes der Bibliotheca Rerum Germanicarum durchsah. Es enthält derselbe zum grössten Theil schriftliche Aufzeichnungen, welche bestimmt waren, dem Leben des 11. bis 13. Jahrhunderts selbst zu dienen, nicht etwa, um von ihnen ferneren Zeiten Zeugniß zuzutragen. Gleich das erste Stück hat, wie im Ganzen, so auch im Einzelnen, diesen Zweck.

Udalrich, ein bamberger Kleriker, stellte in dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, mit Hülfe des Schreibers Vitus, »haut minimo sane precio vigilique labore«, wie ihm gern zu glauben ist, eine sehr umfangreiche Masse von Briefen und Actenstücken aller Art in einem Codex zusammen, der zunächst den Zweck einer Formelsammlung für etwa vorkommende Fälle hatte, in dem dann aber auch, wohl als dankenswerthe Frucht des einmal angeregten Sammeleifers, viele Schriftstücke aufgenommen wurden, die dem Verfasser nur bemerkenswerth erschienen, und die uns auf solche Weise erhalten sind. Im Jahr 1125 konnte Udalrich sein Werk dem Bischof Gebhard von Würzburg, dem er es gewidmet, überreichen. Uns ist es in zwei von einander unabhängigen Handschriften des 12. Jahrhunderts überliefert, welche den vollständigen ursprünglichen Text zu enthalten scheinen, dann aber auch durch übereinstimmende Nachträge aus den Jahren 1125—1137 zeigen, dass ihnen nicht die erste, sondern vielleicht eine vermehrte zweite Bearbeitung vorlag.

Quisquis eris, dominus vel lector codicis hujus, Sis memor Udalrici Babenbergensis alumpni bittet unser Kleriker in der Dedication. Der Wunsch ist in Erfüllung gegangen, denn wir bezeichnen sein Werk stets durch Hinzufügung seines Namens. Und der Codex Udalrici ist auch bereits seit lange eine unserer angesehensten Geschichtsquellen, deren Benutzung aber freilich bis zu der vorliegenden Ausgabe, durch die kritischen Mängel, durch die Häufung des Materials ohne übersichtliche Inhaltsangaben, und insbesondere auch durch die wenig saubere Ausstattung der einzigen Ausgabe im Corpus historicum von Eccard gar wesentlich erschwert wurde. Aus diesem Grunde sind schon von Giesebrecht seiner Kaisergeschichte einige Urkunden des Codex Udalrici nach der bamberger Handschrift angehängt.

Jaffé hat für seine Ausgabe, welche auf jenen beiden Handschriften und Bruchstücken in drei anderen beruht, viel gethan, so dass sie sich, womit ich die höchste Anerkennung aussprechen möchte, ebenbürtig an seine früheren Editionen grosser Briefsammlungen anschliesst. Zweifelhafte kann es auf den ersten Blick scheinen, ob es richtig gewesen, nahe an hundert Stücke, welche Udalrich früher aufgenommen, und auch Eccard mit abgedruckt hat, in dieser neuen Ausgabe fehlen zu lassen. Da es sich aber nur um Urkunden handelt, welche uns auch anderweitig, und zwar besser als im Codex, zuweilen gar im Originale überliefert, und danach bereits, zum Theil selbst in den früheren Bänden der Bibliotheca, gedruckt sind, so wird diese Ausscheidung wohl ziemlich allgemeine Billigung finden, wenn freilich auch Werke wie Martene,

wo viele der fraglichen Stücke abgedruckt, nicht gerade in jedermanns Händen sind.

Der Inhalt der 283 Briefe, Formeln, Synodalacten, Verse, Grabschriften, Rechtsdenkmäler, kurz Schriftstücke aller Art, welche Jaffé zum Abdruck gebracht, und dadurch doch erst für wissenschaftliche Verwerthung recht zugänglich gemacht hat, ist ein überaus reicher, so dass er hier nicht einmal nach Gruppen erwähnt werden kann. Eine lange Reihe der wichtigsten und daher dann auch bekanntesten Urkunden des Mittelalters liegen uns in der saubersten Bearbeitung und gereinigt von zum Theil geradezu entsetzlichen Lese- und Druckfehlern Eccards vor.

Nur über einige, und zwar gerade von den bekannteren Urkunden, mögen hier kurze Bemerkungen gestattet sein, da auf sie durch die kritische Ausgabe theils von neuem die Aufmerksamkeit gerichtet ist, da theils auch die neue Bearbeitung den Text in erheblicher Weise verändert hat.

Eines der wichtigsten, doch auch räthselhaftesten Diplome für die deutsche Geschichte zur Zeit der Salier ist unter Nr. 14 abgedruckt: die zuletzt von Giesebrecht, Kaiserzeit, 3. Aufl., II, 686 mitgetheilte Urkunde Conrad II. für die Ministerialen in Weissenburg vom 20. Mai 1029. Während Stumpf 1991 an der Echtheit zweifelt, hält Jaffé es für zweifellos, dass hier nur ein Excerpt vorliege, und Bresslau, in seiner tüchtigen Schrift über die Kanzlei Konrads II. (Berlin 1869), meint S. 129, die Urkunde müsse »mindestens überarbeitet sein.« Auch daran kann aber wohl kaum gedacht werden. Die Formen der Narratio und Dispositio widersprechen doch zu sehr: Herzog Ernst übergiebt

dem Kaiser Weissenburg; die dortigen Ministerialen bitten nun den neuen Herrn um Bestätigung ihrer aufgezählten Rechte; sie werden redend eingeführt; dann nimmt aber plötzlich der Kaiser wieder das Wort: *His singulis — decrevimus dandum*, worauf im folgenden Satz wiederum, wie früher, die Bitte der Ministerialen: *eo jure petimus*. Für diese *Traditio* erhält Ernst das Herzogthum Baiern. Nun werden, ohne irgend welchen Zusammenhang, seine *primi servitorum* aufgezählt. Darauf die *Corroberationsformel*. Zwischen ihr aber und der *Recognition* des Kanzlers, mit darauf folgender *Datierung*, die den Schluss bildet, ist dann noch eine zweite Aufzeichnung der Rechte der Ministerialen eingeschoben. Die Abweichung von der gewöhnlichen Form findet freilich theilweise in dem sog. limburgischen Dienstrecht (St. 2070; Bresslau 217) ein merkwürdiges Analogon. Die *Indicationsformel* für das Monogramm fehlt. Weder an der ersten noch an der zweiten Stelle wird den Rechten der Ministerialen eine besondere Bestätigung ertheilt. Bei der zweiten Aufzählung werden dieselben als *»justitia eorundem clientum, scilicet singulorum«* bezeichnet, doch ist damit kein Gegensatz gegen das Frühere hervorgehoben, da auch hier von der *justitia* und den *singulis* die Rede ist, und da auch hier wie dort über Vergütung von Dienstleistungen, auf welche sich das letzte Stück ausschliesslich bezieht, gehandelt wird. Dazu kommt, dass an einer Stelle von der *imperialis traditio* (für ein einfaches *dare*, während sonst *traditio* zweimal in dem gewöhnlichen technischen Sinne gebraucht wird), an zwei andern Stellen aber in demselben Zusammenhang von dem *rex* die Rede ist. Dem

entspricht es, wenn Ernst einmal dux, ein andermal comes genannt wird.

Weit verdächtiger als durch diese Aeusserlichkeiten wird die Urkunde doch aber noch durch ihren Inhalt.

In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts sind Zunamen selbst noch bei Grafen sehr selten; hier aber werden die *primi servitorum* sämmtlich mit solchen aufgeführt. Ein anderer Anachronismus liegt darin, dass den *clientes* (für Ministerialen, zumal in dieser Zeit gewiss ein bedenklicher und sehr seltener Ausdruck; Fürth hat nur diese Urkunde dafür) von dem Kaiser für die *Italica expeditio* zwei *servientes* bewilligt werden. Der *Cliens* wird geradezu als deren *dominus* bezeichnet. Ferner wird gesagt: »*petentibus quoque clientibus atque assentientibus*«: wass doch auf die Verhältnisse der Ministerialen im Anfange des 11. Jahrhunderts gar nicht passen will. Und vergleichen wir nun weiter die Vergütungen, welche den weissenburger Ministerialen für den Kriegsdienst zustehen sollen, so sind dieselben ganz unverhältnissmässig gross. Nach dem bamberger Dienstrecht, welches auch in dem vorliegenden Bande der Biblioth. S. 50 ff. abgedruckt ist, sollen dem einzelnen Schwerbewaffneten bei der *expeditio in Italiam* ein Pferd und drei Pfund gegeben werden. Nach der *Constitutio de expeditione romana* hat der Ministerial aus gleichem Anlass sechs Pfund, zwei Pferde und ein Saumthier »*victualibus bene oneratus*« zu empfangen. Dagegen haben die weissenburger Ministerialen ein Recht auf zehn Pfund (Talent), den Hufbeschlag von fünf Pferden, zwei Ziegenfellen, einem Maulesel »*oneratum duabus manticis plenis necessariorum*«, endlich auch zwei *servientes*,

von denen wiederum jedem ein Pferd und ein Pfund (Talent) zu geben ist. Somit müssten den ehemaligen Ministerialen des Herzogs Ernst, ausser Kleidung, 6 Pfund und Hufbeschlag für 5 Pferde mehr verliehen sein als das, was der Verfasser der Constitutio für allgemeines Recht ausgeben möchte.

Es scheint mir kaum bezweifelt werden zu können, dass wir es hier mit einer Urkunde zu thun haben, für welche ein echtes Document vom 20. Mai 1029 benutzt, die selbst aber mindestens hundert Jahre später abgefasst wurde. Dafür sprechen die Zunamen und die für die Ministerialen angenommenen Verhältnisse, namentlich wenn man sie mit dem sog. limburger Dienstrecht, das etwa gleichzeitig ist, mit der Constit. de exped. rom. und dem köln'schen Dienstrecht unter der Berücksichtigung vergleicht, dass es sich hier um Reichsministerialen handelt. Auch dass dem Herzoge Ernst »recompensato sibi honore« das Herzogthum Baiern als Gegengabe verliehen sei, möchte dazu stimmen. Diese wichtige Thatsache wird sonst nirgends, und in der Urkunde nur ganz nebenbei erwähnt. Die neuen Bedenken, zu denen dieses Anlass giebt, sind keineswegs etwa dadurch zu heben, dass, wie von Giesebrecht II, 579 geschieht, zwischen Belehnung und Einführung unterschieden wird. Der Herzog übergiebt »Wizenburg cum omnibus appendiciis suis« und der Kaiser ist bereits 14 Tage im Besitz desselben als diese Urkunde ausgestellt wurde. Da ist doch nun aber nach ganz ähnlichen, wenn auch jüngeren Auffassungen, um Reichslehen zu erhalten, gar nicht anzunehmen, dass mit der Uebergabe von Weissenburg an den Kaiser, die von Baiern an den

Herzog nicht gleichzeitig gewesen. Doch verwerfe ich die ganze Nachricht.

Der Erzauführer Ernst war Mai 1029 noch im Besitz des Herzogthum Schwaben, wie sich aus einer Urkunde für Kloster Seckingen vom 29. März 1029 und aus Wipo deutlich ergibt. Nun sollte ihm noch ein zweites, das bedeutendste Herzogthum des Reichs anvertraut sein? Das ist doch gar zu unwahrscheinlich. Wie jene andern Momente auf eine Abfassung der Urkunde im 12. Jahrhundert hinweisen, so wird es auch bei diesem der Fall sein. Die Ernstsage war da schon ausgebildet, und sie verlegt eben (vgl. jetzt besonders Bartsch, Herzog Ernst S. XC ff.) die Geschichte ihres Helden nach Baiern. Und somit wird denn nicht die Nachricht der Urkunde mit einen Anlass zur Ausbildung der Sage gegeben haben, sondern es wird umgekehrt, die Sage entscheidend für diese Fassung der Urkunde gewesen sein.

Ich halte es für sehr wohl möglich, dass die Urkunde für die aufstrebenden Ministerialen eigens fabricirt ist, um in die zweite Redaction des Codex Udalrici aufgenommen zu werden.

Die Wichtigkeit der besprochenen Urkunde für die politische und für die Verfassungsgeschichte mag es entschuldigen, wenn Ref. auf dieselbe ausführlicher als sonst für diese Blätter statthaft eingegangen ist. Doch würde freilich mit der gleichen Entschuldigung hier ein unverhältnissmässiger Raum in Anspruch genommen werden können: kaum einige Zeilen weiter steht ein neuer Text des berufenen Papstwahldecrets Nikolaus II. von 1059, dem die beiden wichtigsten Handschriften des Cod. Udalr. und ausserdem ein bamberger Codex zu Grunde liegen. Letzterem hat nach Giesebrecht, Münch-

ner historisches Jahrbuch 1866 S. 156, der erstere seine Copie entnommen. Jaffé spricht sich nicht darüber aus, was doch, z. B. des »trac-tent« wegen, hätte geschehen müssen. Nach Vergleichung aber der von ihm angegebenen Lesarten, insbesondere S. 41, *h*; S. 42, *m*; S. 43, *f*, *h*, *m* u. a. mit dem von Pertz, LL. II, app. 177 edirten Text einer vaticanischen u. a. Handschriften, ist es unzweifelhaft, das Udalrich dem vorliegenden bamberger Codex seine Abschrift nicht entnommen hat. Es zeigt sich zu demselben nur eine nahe Verwandtschaft, wie sie ähnlich denn auch wieder zu dem Pertz-schen Texte besteht. Jaffé hat auf den letz-tern keine Rücksicht genommen, was bei einer Urkunde von so hoher Bedeutung doch zu be-dauern ist. Den Satz der beiden Handschrif-ten des Cod. Udalr.: Nec aliqua super hac audacia venia ei aliquando reservetur würde un-ser Herausgeber sonst wohl nach dem Cod. Bamb. aufgenommen haben, da dessen Lesart: Nec aliqua super hoc audientia aliquando ei reservetur, durch die von Pertz benutzten Hand-schriften, und insbesondre auch durch Hugo Flavinia., also einen durchaus andern Text, (der seinerseits mit dem Codex Udalr. übrigens auch bei pari — *mancipatus* stimmt), Beglaubigung erhält. Auch das »ne«, welches sich mit der wesentlichen Verbesserung »subrepat« sehr wohl verträgt, hätte ich doch in den Text ge-nommen.

Ueber die Bedeutung des nun in der Biblioth. Rer. Germ. vorliegenden Textes, dem auch ich den Vorzug vor dem bei Hugo Flavin. gebe, darf ich mir hier, aus angeführten Gründe, ver-hältnissmässig nur wenig Worte erlauben. Dass das genaue Datum (Idus Aprilis) uns nur in den

von Jaffé herangezogenen Handschriften überliefert, ist seit länger bekannt. Bedeutsamer ist, dass in dem vorliegenden Text die Stelle, welche sich auf die Theilnahme des Königs bezieht, die wichtigste von allen, verändert ist. Jaffé hat da: *statuimus, ut — — imprimis cardinales diligentissima simul consideratione tractent, salvo debito honore — Heinrici etc.* Das *tractent* haben, wie freilich Giesebrecht für die bamberger Handschrift entgangen zu sein scheint, beide Handschriften des Codex Udalrici; dagegen haben die Codd. Bamb. und Vatic., wie auch Hugo Flavin.: *tractantes*. Dieses ist handschriftlich also weit besser, durch verschiedene Textfamilien, beglaubigt. Und ich halte es auch dem Sinne nach für erforderlich.

Jaffé schliesst, was wieder nur durch *tractent* möglich ist, obigen Satz mit: *Heinrici, qui — futurus imperator speratur*. Alle bisherigen Herausgeber haben unmittelbar: *sicut jam sibi etc.* angeschlossen. Daraus aber hat Jaffé diesen Satz gebildet: *Sicut jam sibi, mediante ejus nuntio Longobardie cancellario Wiberto concessimus, et successor illius, qui ab apostolica sede personaliter hoc jus impetraverit, ad consensum novae electionis accedat*. Nach der handschriftlichen Ueberlieferung des Cod. Vat. und Hugo Flavin. würde für *impetraverit* und *accedat* (dieses liest auch Giesebrecht in Codd. Udal. und Bamberg.) der Plural, und für *successor* (Giesebrecht hat nichts bemerkt) *successorum* zu lesen sein. Der Cod. Bamb. hat, es auf *sibi* beziehend, *successori*. Allein für den Text bei Hugo Flavin. ist zu bedenken, dass er gerade hier eine andere Bestimmung herstellen will.

Der Sinn des Satzes möchte doch aber für

die Richtigkeit des Plurals sprechen. Nach dem Jaffé'schen Text hat die durch den Kanzler Wibert bewirkte Concession an den jungen König darin bestanden, dass sein Nachfolger, sofern derselbe es persönlich ab apostolica sede erlangt hat, *ad consensum novae electionis accedat*. Aber man muss sich in der That fragen, weshalb dieses wohl mit solcher Feierlichkeit, und zwar als eine Concession, die dem Könige Heinrich gemacht sei, in das Dekret aufgenommen? Wenn die Nachfolger personaliter ein solches Recht erhielten, so lag doch kein Grund vor, im voraus zu bestimmen, dass sie es auch handhaben sollten. Dazu kommt, dass noch gar nicht einmal von dem besondern Rechte Heinrichs die Rede gewesen ist, dieses vielmehr nur in dem Satze: *Salvo debito honore etc.* vorausgesetzt wurde, und erst im folgenden Satz: *Ut nimirum einigermaßen näher bestimmt wird*. Hier hat Jaffé das auf dem ersten Blick anstössige *»promovendi«* (sc. *summi pontificis electione*) beibehalten, und es ist augenscheinlich handschriftlich auch allein beglaubigt.

Meines Erachtens giebt der Satz mit *tractantes* einen, wenn nicht guten, so doch ausreichenden Sinn: *statuimus, ut — imprimis cardinales, diligentissima simul consideratione tractantes, — — ad consensum novae electionis accedant*. Bei dem *tractare* haben sie dann die Rechte des deutschen Königs und seiner Nachfolger zu beachten, und kommen so mit ihm und überhaupt *ad consensum*. Daher werden sie denn auch in dem folgenden Satz, (der beiläufig gesagt, wiederum die Unabhängigkeit der verschiedenen *Codices* von einander beweist) mit dem Könige als die *praeduces* in *electione* bezeichnet, worauf

in Verbindung des Gedankens mit *imprimis: reliqui autem sequaces.*

Allerdings ist dieser Sinn schwerfällig und unklar genug in dem langen Satz ausgedrückt. Doch ist auch zu erwägen, dass ganz unklare Rechtsverhältnisse in einer Weise codificirt werden sollten, welche allen Betheiligten, deren Rechte sich eigentlich gegenseitig ausschlossen, genehm war, und dass jene Zeit fest gegliederte Wahlvorgänge gar nicht kannte, also auch urkundlich nur sehr schwer anordnen konnte. Reconstructionen, wie sie Giesebrecht und Saur versucht, setzen eine viel zu feste Ordnung des Wahlgeschäftes voraus.

Es scheint mir auch keine rechte Nothwendigkeit vorzuliegen, eine wesentliche Interpolation des fraglichen Textes anzunehmen. Früher habe ich für eine solche selbst den Satz gehalten: *»sicut jam sibi mediante ejus nuntio Longobardie cancellario Wiberto concessimus.«* Der Ausdruck Longobardie cancellarius ist ein auffallender. Doch kommt gerade auf ihn und die damit zusammenhängenden Worte wenig an. Wesentlicher ist, dass dem Könige Heinrich hier von dem Papste Nikolaus ein Recht ertheilt wird, durch dessen frühere Handhabung (also Besitz) Nikolaus selbst Papst geworden. Doch mochten sich die Zeitgenossen diesen Vorgang eigenthümlich genug zurecht denken, um ihn mit dem kanonischen Rechte in Einklang zu bringen. Legt Lambert doch bei dieser Erhebung den Römern die Worte in den Mund: *nihil ordinationi obstare, si quis non per legitimae electionis ostium, sed aliunde ascendisset in ovile ovium.* Gewiss möchte es mindestens sein, dass dem *futurus imperator* schon vor der Synode ein Recht der Mitwirkung bei der Papstwahl von Nikolaus zugestanden. In der Disceptio

lässt Petrus Damiani dieses den Defensor des Königs bestimmt hervorheben: Nicolaus papa hoc domino meo regi privilegium (nämlich den principatus in electione ordinandi pontificis), quod ex paterno jam jure susceperat, praebuit, et per synodalis *insuper* decreti paginam confirmavit. Die Worte: mediante ejus nuntio Langobardie cancellario Wiberto sehen doch aber immer verdächtig aus. Sie erinnern an die Beglaubigung durch Zeugen, die für königliche Urkunden bis gegen Ende des Jahrhunderts entbehrlich gehalten wurde. Hier gebe ich dem Text bei Hugo Flavin., in dem jene Worte fehlen, den Vorzug, zumal die kirchliche Partei wohl ein Interesse haben konnte, das Dekret durch die Nennung des verhassten Schismatikers zu verunzieren, während in der königlichen doch, zur Zeit als die Fälschung erfolgt sein muss, Wibert, mindestens bei den Höheren, ein grosses Ansehen genoss, eine gewisse Führerstellung einnahm.

Am wenigsten Schwierigkeit haben allen, welche sich mit dem Papstwahldecrete beschäftigt haben, die ersten der Wähler gemacht. Alle, mit Einschluss von Hinschius, der sich vor kurzem in seinem Kirchenrecht ausführlich über die Sache ausgesprochen, nehmen an, dass nicht einfach cardinales, wie in unserm Text, sondern cardinales episcopi, wie bei Hugo Flavin., ursprünglich in dem Text gestanden haben müsse. Dafür sprechen ganz entschieden einige Stellen in den Schriften von Petrus Damiani, während andere, die dafür angeführt werden, theils leicht zu beseitigen, theils durch Stellen, in denen »episcopi« fehlt, aufzuwiegen wären. Ich habe doch aber sachlich die entschiedensten Bedenken gegen ein solches Wahlrecht der Cardinalbischöfe. Zunächst ist zu berücksichtigen, dass

die Ausdehnung des Titels Cardinal auf die Suffragane der Erzdiocese Rom damals noch keineswegs eine geläufige war, wie auch die Unterschriften des Dekrets erweisen. Man rechnete, wie sich aus Benno, Bonitho, Leo Cassin. u. a. ergibt, die Bischöfe mit zu den Cardinälen, allein man sprach dann noch lange häufiger einfach von: *episcopi* oder von *episcopi et cardinales*. Aber auch ganz davon abgesehen: wäre es nicht gar zu sehr gegen die obwaltenden Verhältnisse gewesen, wenn den Cardinalbischöfen ein solches Vorrecht gegeben? In der römischen Kirche jener Zeit waren gerade viele der übrigen Cardinäle von der entschiedensten Bedeutung: und diese Männer, wie Stephan, Hugo Candidus, ja sogar Hildebrand, sollten sich ihr altes Wahlrecht einfach haben nehmen, oder doch mindestens auf das stärkste beschränken lassen? Und dazu wäre auf solche Weise das kanonische Herkommen arg verletzt worden. Es war nach demselben in dieser Zeit unerhört, dass die Suffragane ihren Metropolitan wählten, vielmehr stand solches nach altkirchlichem Recht, das naiver Weise von dem Texte bei Hugo Flavin. in Erinnerung gebracht wird, Klerus und Volk der Diocese zu. Dahingegen kommt eine Mitwirkung der Suffragane bei der Wahl nicht nur in Rom, sondern auch vielfach in Deutschland, z. B. in Magdeburg, vor. — Ich bezweifle ferner sehr, dass sich irgend eine der vielen Papstwahlen, über die wir genauer unterrichtet sind, nachweisen lässt, wo die Cardinalbischöfe ein solches Vorrecht ausgeübt, als ihnen, nach der heute überwiegenden Auffassung, das Dekret Nikolaus II. zugestanden. Namentlich möchte auch die eigne Wahl Nikolaus dagegen sprechen. Die Seele derselben war der Cardinal Hildebrand: also kein Bischof. Derselbe war auch

der Urheber des Papstwahldekrets; und er scheint gerade keine grosse Sympathien für die Cardinalbischöfe gehabt zu haben; nach Benno: *episcopos a colloquio cardinalium separavit*. Endlich war es sicher keine Empfehlung für die Cardinalbischöfe, dass der Adelspapst zu ihnen gehörte.

Diese Bedenken werden übrigens schwerlich nach der einen oder andern Seite hin beseitigt werden können, bis ein kritisch bearbeiteter Text der Schriften des Petrus Damiani vorliegt. Ich glaube, dass in mehreren Fällen: *episcopi et cardinales*, oder umgekehrt: *cardinales et episcopi* gelesen werden muss, welches letztere auch keineswegs dem Sprachgebrauch der sonstigen Quellen widerstreitet.

Somit bekenne ich mich denn im wesentlichen zu dem vom Jaffé, doch mehr noch zu dem früher von Pertz publicirten Text. Gern verzichte ich übrigens auf eine breitere Darlegung meiner Ansicht, — die hier schon durch Rücksicht auf den Raum unstatthaft wäre, — da bisher schon so viel, und noch immer nichts Entscheidendes über das berühmte Papstwahldecret geschrieben wurde, und auch nicht von mir geschrieben sein soll.

An diese Bulle schliessen sich mehr andere Dokumente aus der Zeit des Streites zwischen Papstthum und deutschem, oder vielmehr italienischem Königthum im 11. Jahrhundert, so dass die Bibliotheca, nachdem sie früher schon das Registrum Gregorii gebracht, jetzt das wichtigste historische Material für diesen Wendepunkt der europäischen Geschichte in sich vereinigt. Aber auch weiter reichend finden sich für die betreffenden Verhältnisse Quellen vom ersten Range: so ein Bericht Heinrich V. über die Vorgänge in Rom im Februar 1111, der uns

auf sehr wesentliche Mängel der Zusammenstellung von Pertz in den LL. aufmerksam, und die Ereignisse erst recht verständlich macht. Unter den Urkunden, welche uns für die innere Entwicklung Deutschlands geboten werden, sind nicht wenige, die bisher kaum Beachtung fanden, und die jetzt erst durch ihre gedrängten, jedoch ausreichenden Inhaltsübersichten, sowie durch die sorgsame Textbehandlung mit jener Leichtigkeit und Sicherheit gelesen und verstanden werden können, die herzustellen doch immer die vornehmste Aufgabe eines Herausgebers von Geschichtsquellen ist.

Doch muss ich darauf verzichten, weiter auf den Inhalt des Codex Udalrici einzugehen, um so mehr, da auf ihn eine, allerdings willkürlich zusammen gestellte, aber kann durch ihren geringeren Umfang weniger werthvolle andere Briefsammlung (S. 470—536) folgt.

Und da könnte ich ja gleich eine ganz ansehnliche Abhandlung über das erste Stück der »Epistolae Bambergenses« schreiben, welches nichts Geringeres enthält als: »Numeri loricorum, a principibus partim mittendorum partim ducendorum«, wie der Herausgeber vorsichtig ein Actenstück betitelt, durch dessen editio princeps er sich ein neues grosses Verdienst um die Geschichtskunde des deutschen Reiches erworben hat.

Die hochmerkwürdige Urkunde ist einem bamberger Codex, welcher Excerpte der Werke Augustins enthält, und noch im 10. Jahrhundert geschrieben wurde, entnommen. Abgefasst wird sie gewiss innerhalb der Jahre 979—983, und aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 980 sein. Jaffé hat dieses in seinen zwar kurzen, aber inhaltsreichen Noten nachgewiesen, und

Lehmann hat es im Einzelnen in den Forschungen X, 436 ff. weiter ausgeführt.

Die Anordnung in unserm Schriftstück ist leidlich klar, was merkwürdiger Weise Jaffé und Lehmann entgangen ist.

Die Aufzählung wird durch zwei Kreuze in drei Gruppen abgetheilt. In der ersten sind die Zuzüge aus dem Theil Deutschlands aufgezählt, welcher am längsten unmittelbar mit dem Frankenreiche verbunden war und auch jetzt unmittelbar unter dem Könige stand: also im wesentlichen das deutsche Franken, freilich im weitesten Umfange. Hier hätte auch der Bischof von Eichstädt mit genannt werden können, allein ob dessen Gebiet zu Baiern oder zu Franken gehörte, war immer zweifelhaft; thatsächlich wurde er doch meistens zu Baiern gerechnet. Ein anderes Bedenken bietet Köln dar, doch spreche ich davon besser bei der zweiten Gruppe. Vielleicht sind zu diesen Franken auch diejenigen Fürsten gestellt, welche überhaupt, abgesehen von Lothringen und Sachsen, eignen Heerbann hatten. Es kommen da fast nur einige schwäbische Grafen in Betracht. Ich bin auf diese Idee gekommen, weil ich den Azolinus Rodulfi filius für das von Stälin gesuchte Mittelglied zwischen den Welfen Rudolf I. und II. halte.

Die zweite Gruppe umfasst das regnum Lotharingiae, welches sich 911 nach dem Tode Ludwig des Kindes von Deutschland getrennt, und 925 durch Heinrich I. wieder mit dem Reiche vereinigt wurde. Der Elsass, der damals beim Ostreich blieb, steht bei Franken. Schwierigkeit macht hier nur Köln, das zu den westfränkischen Lothringen gehört, aber hier gleichfalls zu dem Ostreich gestellt ist. Die Bedenken sind jedoch nicht so schwer, wie sie auf den ersten Blick scheinen. Ein grosser

Theil des Sprengels von Köln wird zweifelsohne bei dem Ostreich geblieben sein, und zu dem hatte der Erzbischof überhaupt, — ich erinnere nur an seine bremer Ansprüche, — viele Beziehungen, so dass er sogar Urkunden nach den Jahren des deutschen Königs datirte. Er war also keineswegs so zweifellos wie etwa der von Trier ein Fürst des regnum Lotharingiae, und so wird er nach Vereinigung desselben mit dem Ostreich, besonders durch seine Stellung zu dem Könige, wohl mehr als zu diesem, denn zu jenen gehörig aufgefasst sein, trotz seiner steten und nahen Beziehungen zu den lothringischen Fürsten.

In der dritten Gruppe endlich finden wir die beiden alten Herzogthümer Baiern und Allemannien, also diejenigen Theile des Frankenreiches in Deutschland, welche lange Zeit eine Selbständigkeit unter eignen Herzogen, die auch die späteren Schicksale derselben bestimmt, zu geniessen hatten. Von Allemannien ist, obwohl politisch mit ihm vereinigt, der Elsass getrennt und zu Franken gestellt: weil er lange Zeit mit Lothringen verbunden war, und weniger als ein Theil des Herzogthums Schwaben, denn, früheren Vorgängen entsprechend, als ein besonderes Gebiet, dem der Herzoge desselben vorgesetzt, aufgefasst wurde.

Diese ganze Anordnung kann uns auch gar nicht befremden: sie entspricht den letzten grossen territorialen Umgestaltungen des Reiches. Schwaben und Baiern sind immer feste Begriffe. Der Elsass ist in jenem zweifelhaften Verhältnisse bis in die Stauferzeit geblieben. Und Lothringen, für welches ja sogar eine Zeit lang eine eigne Kanzlei mit dem Erzbischof von Trier an der Spitze bestand, wird noch lange als ein besonderer Reichstheil aufgefasst.

Bedenken könnte hier nur ein Name erregen. In »Otto XL ducat« wollen Jaffé und Lehmann den gleichnamigen Herzog von Schwaben und Baiern erkennen. Aber dem widerspricht die von mir nachgewiesene Anordnung. Dazu kommt: De ducatu Alsatiense mittuntur LXV. Von diesem Gebiete seines einem Herzogthums sollen 70, und von den beiden mächtigen Herzogthümern zusammen nur 40 gesandt werden? Auch der interessante Ausdruck selbst möchte widerstreiten. Warum wird für den Elsass wohl kein Führer genannt? Ich denke, weil sein Vorsteher anderweitig eine viel wichtigere Stellung einnahm, und weil dadurch der doch nur loser mit seinen Schwaben verbundene ducatus Alsatiense selbständiger geworden, in engere und unmittelbarere Beziehungen zu dem Könige getreten war. Jener Otto ist vielleicht der Herzog von Kärnthen, dessen Bedeutung ja keine erhebliche war, und dem dann diese Stelle aus demselben Grunde wie dem Azolinus angewiesen wäre.

Sonst bin ich mit der Erklärung der Personen durch Jaffé, welche von Lehmann noch eine, gerade für obige Ansicht über die Anordnung sehr wichtige Erweiterung erfahren hat, im allgemeinen einverstanden. Am meisten Schwierigkeit macht immer ein Dominus Sicco imperatorius frater ducat XX, über den wir weiter gar nichts wissen. An einem filius notus Ottonis I. imperatoris, wie Jaffé, glaube ich nicht. Die Namen der übrigen weltlichen Fürsten sind theilweise wohl nicht so ganz schwer bestimmten Persönlichkeiten zuzuweisen. Es ist mir bereits bei mehreren gelungen. Doch fordert ein solcher Nachweis ein tieferes Eingehen auf die Entstehung des Reichsfürstenstandes, wofür die Urkunde von ganz unschätz-

barem Werth, und kann daher hier nicht dargelegt werden.

Von den weltlichen Fürsten des Reiches mit eigenem Heerbann sind mehrere nicht aufgezählt. Vielleicht sind ihre Namen durch Nachlässigkeit des Schreibers ausgelassen; es ist wenigstens auffallend, dass zwei derselben später noch an den Rand geschrieben wurden. Möglich wäre es auch, dass vielen dieser Fürsten erlaubt war, wie später einst Erzbischof Anno von Köln und Herzog Gottfried von Niederlothringen: *ex benignitate domini nostri regis ipso in Italiam eunti, domi remanere*. Von den Bischöfen fehlen nur drei, von denen vielleicht der zu Passau, wie die Ostmark, nur gegen die benachbarten Lande dienten. Die Schaar des Bischofs von Metz hat vielleicht der *filius Sicconis comitis* (Siegfried von Luxemburg?) geführt. Es kann mindestens auffallend sein, dass hier das »*filius*« nicht zur nähern Bezeichnung der Person, welche XXX *secum ducat*, wie doch sonst geschieht, gesetzt ist. Ausserdem fehlt noch der Bischof von Utrecht. Besonders merkwürdig ist, dass Otto, der Herzog von Baiern und Schwaben, — wovon ich wenigstens fest überzeugt bin, — nicht genannt. Er war der mächtigste der Fürsten. Er hatte, mit Ausnahme der Bisthümer und Reichsabteien, den Heerbann in dem ganzen Umfange seines Herzogthums Baiern, und in Schwaben stand er ihm, obwohl die Entwicklung der herzoglichen Gewalt früh unterbrochen, doch auch sehr ausgedehnt zu. Es wäre, insbesondre bei den nahen Beziehungen des Herzogs zu dem Kaiser Otto II., wohl denkbar, dass mit ihm, wie später zuweilen vorkommt, gesondert *pactirt*, und dass er dadurch nicht mit in diese Aufzählung gekommen.

Dass die Sachsen fehlen, ist nicht auffallend. Bei ihnen waren ganz andere Verhältnisse wie in den andern Theilen des Reichs, da die Zeit der fränkischen Herrschaft, deren Traditionen sonst massgebend waren, bei ihnen zu kurze Zeit gedauert, um tiefere Wurzeln zu schlagen. Auch ist zu beachten, dass wir es hier keineswegs mit einem allgemeinen Reichsaufgebot, für welche die Heerespflicht jedes Vollfreien sich in einzelnen Gegenden bis in das 17. Jahrhundert verfolgen lässt, zu thun haben. Dieses übersieht Lehmann, indem er aus den Zahlen unseres Dokuments auch für die Folgezeit grosse Rückschlüsse machen will: während doch jedes Dienstrecht ihn eines Besseren hätte belehren können. Es handelt sich wohl um eine Art bewaffneten Hofdienst, der sich aus besonderen Verhältnissen des karolingischen Heerdienstes entwickelt und zu bestimmten Normen gekommen war, die dann lange Bestand hatten. Lehmann hat bereits darauf hingewiesen, dass der Abt von St. Gallen später (1200) einmal eine gleiche Anzahl von Schwerbewaffneten, freilich aber in Deutschland, dem Könige zuführt, als hier von ihm gesagt wird. Ich füge in dieser Beziehung eine andere, wichtigere Nachricht hinzu; Ann. Colon. max. zu 1166: Imperator expeditionem suam in Italiam indixit. — Nec mora, Reinoldus episcopus, tam a clero quam a populo Coloniensi accepta licentia, cum centum loricatis militibus — transalpinavit. In unserm Document heisst es: Coloniensis archiepiscopus mittat centum (loricatos).

Was nun schliesslich noch die Ausgabe anbelangt, so bedauere ich hier ganz besonders, dass der Bibliotheca Rer. Germ. keine Facsimile beigegeben werden. Es wäre ja immerhin mög-

lich, dass die Namen von einigen der weltlichen Fürsten noch etwas anders zu lesen wären, da die Entzifferung, selbst für Jaffé, keine leichte gewesen ist.

Es folgen nun einige Schriftstücke, die sich, was doch bei den meisten in diesen Monumenta Bambergensia nicht der Fall, wirklich auf Bamberg, nämlich auf die Gründung des Bisthums beziehen. Zunächst ist der interessante Brief abgedruckt, in dem der Bischof Arnold von Halberstadt den Bischof von Würzburg ermahnt, den Plänen des Königs Heinrich nicht weiter entgegen zu treten. Die folgenden Actenstücke sind theils von Jaffé selbst, theils in Hirsch, Jahrbücher Heinrich II., innerhalb der letzten Jahre zumeist publicirt worden, erscheinen hier aber in correctem und handlichem Abdruck. Der Brief Heinrich IV. an die Römer, welcher sodann folgt, wird zum ersten Mal veröffentlicht. Jaffé entnahm ihn einem londoner Codex des 13. Jahrhunderts. Die allgemeine Fassung könnte diesen Brief wohl verdächtigen, allein er wird doch auch in dieser Beziehung durch einen früheren Brief des Königs, der in dem vorliegenden Bande der Biblioth. S. 139 abgedruckt ist, gerechtfertigt; und es stimmen die einzelnen Vorstellungen auch ganz gut zu der Lage nach dem ersten vergeblichen Versuch auf Rom im Januar 1081. Wie in der Regel die Manifeste, welche eine Wirkung auf die Gemüther bezwecken, gewährt auch das vorliegende gerade keinen bedeutenden positiven Abschluss, ist aber an und für sich bereits eine werthvolle Bereicherung unseres Quellenmaterials. Demnächst schliessen sich mehrere der wichtigen Actenstücke an, die sich auf das Ende Heinrich IV. beziehen.

Sehr dankenswerth ist der Abdruck einer ziemlich ansehnlichen Masse von Briefen aus der Originalhandschrift des Annalista Saxo, die jetzt in Paris aufbewahrt wird. Waitz hat dieselben bereits vor mehr als einem Vierteljahrhundert für die Monumenta abgeschrieben: gut, dass wir nun nicht mehr auf deren Ausgabe zu warten brauchen, und uns auch der Benutzung des oft nicht einmal zugänglichen Werkes von Martene und Durand entschlagen können. Auffallend ist, dass Jaffé nicht alle bezüglichen Schriftstücke, z. B. nicht das kleine Decretum Pape Trevis datum (SS. VI, 745) abgedruckt hat. Die Urkunde über das s. g. Würzburger Abkommen (S. 517) ist auch von Waitz mitgetheilt. Eine Vergleichung ist besonders dadurch interessant, dass beide Herausgeber genau übereinstimmend gelesen haben.

Von den bisher ungedruckten Diplomen verdient weiter ein leider nicht ganz erhaltenes Schreiben des Papstes Innoncenz II. an Kaiser Lothar hervorgehoben zu werden. Der Herausgeber entnahm dasselbe einer münchener Handschrift. Diese epistola ist an dem vierten Tage nach der Kaiserkrönung ausgestellt, an dem auch die Mathildische Erbschaft geordnet wurde. Wichtig ist sie insbesondere durch den Schlusssatz, der augenscheinlich zu der ganzen Bulle Veranlassung gegeben hat, und uns somit in etwas die Nachricht der Vita Norberti cap. 21, SS. XII, 702, von neuen Verhandlungen über die Investitur der Bischöfe, die damals in Rom stattgefunden, durch seinen Inhalt bestätigt. Dieser ist nicht ganz klar: *Interdicimus autem, ne quisquam eorum, quos in Teutonico regno ad pontificatus honorem vel abbatae regimem evocari contigerit, regalia usurpare vel*

invadere audeat, nisi eadem prius a tua potestate deposcat, quod ex his, quae jure debet tibi, tuae magnificentiae faciat. Die Schrift ist sehr verderbt. Für quod könnte auch atque gelesen werden. Die letzten Worte sind meistens dieselben wie im Wormser Concordat: et, quae ex his jure tibi debet, faciat. Um so auffallender ist die Fassung des ersteren, grösseren Theiles des Satzes. Es wird hier nichts, wie doch im Calixtinum, über die Form der Wahl, insbesondere über die Theilnahme des Königs gesagt. Und selbst ob bereits *der electus*, oder erst *der consecratus* die *regalia* zu fordern hat, ist nicht ausgesprochen. Dass es in Beziehung auf die Zeit der Investitur bei den Bestimmungen des Wormser Concordats bleiben soll, ergibt sich erst indirect aus der Erwähnung des deutschen Reiches, und aus der That-
sache, dass mit der Consecration der Bischof auch ein volles Recht hat, wonach aber eine Usurpation eintritt, wenn ihm die Regalien nicht zuvor verliehen sind. Friedhergs Ansichten über die Stellung Lothars zu dem Calixtinum, Forschungen VIII, 77 ff. finden durch diese Urkunde im allgemeinen Bestätigung, doch sind sie im einzelnen zu modificiren. — Von geschichtlichem Interesse sind ausserdem besonders auch noch die Worte: *imperatoriae dignitatis plenitudinem tibi concedimus et debitas et canonicas consuetudines praesentis scripti pagina confirmamus.*

Von den sonst noch in dieser Sammlung zum ersten Male gedruckten Schriftstücken sind vorzugsweise einige Briefe hervorzuheben, die an den Erzbischof Conrad von Salzburg gerichtet sind und sich auf die Erhebung Conrad III. beziehen. Sie bestätigen unsere bisherige Auf-

fassung. — Mit Nr. 40, aus den Jahren 1233 —1235, schliessen diese Epistolae Bambergenses.

Der Auswahl für den Rest des Bandes (S. 537—841) kann ich aus gleichem Anlass wie in diesen Blättern früher schon für vorangehende Bände ausgesprochen wurde, zum Theil meine Anerkennung nicht zollen, so sehr ich auch seit dem ersten Tage ihres Erscheinens an, ein eifriger Verehrer der Bibliotheca Rerum Germanicarum bin.

Wir finden hier Geschichtswerke abgedruckt, die grösstentheils auch bereits in dem Monumenta Aufnahme fanden, und für deren Erläuterung und Textkritik doch eben nichts Erhebliches durch die neue Ausgabe geliefert werden konnte. Nur dieser letztere Umstand ist es, wesshalb ich einen solchen neuen Abdruck beklage. Er trifft für mehrere, insbesondere für das erste Stück nicht zu.

Für die Auszüge ex Heimonis de decursu temporum libro (S. 537 — 552) hatte Jaffé reicheres Material als Pertz, hat dasselbe auch sorgfältiger benutzt, und hat namentlich den Umfang der Excerpte erheblich erweitert. Für die Geschichte, besonders der chronologischen Studien haben dieselben erst jetzt Werth erhalten, und der politischen Geschichte ist gleichfalls neues Material zugeführt. Auch den Abdruck der folgenden Quellen billige ich durchaus. Die kurzen Annales S. Michaelis Bambergenses (S. 552, 553) scheinen correcter als für die Monumenta abgeschrieben, indem namentlich auch ein Zusatz von zweiter Hand aufgenommen wurde. Die Annales S. Petri Babenbergenses (S. 553, 554) wurden, wie auch das älteste Nekrologium von Bamberg, von Jaffé selbst vor wenig Jahren in den Monumenten edirt. Dann

folgen Auszüge aus drei andern bamberger Nekrologien. Auch diese habe ich an dieser Stelle gern abgedruckt gesehen, da sie theils trefflich erläutert, theils auch vollständiger sind als in den Ausgaben von Hirsch oder Huber, zu denen sonst am ehesten gegriffen werden wird.

Den Rest des Bandes (S. 580 — 841) füllen Auszüge ex miraculis (vollständig in den Monumenten) und die von Ebbo und Herbord verfassten Biographien des Bischofs Otto von Bamberg. Ich will gern zugeben, dass für die Textkritik und für die Erläuterung der beiden letzteren Geschichtswerke durch diese Jafféschen Ausgaben noch weiteres geleistet ist, als durch Köpke, dessen Bearbeitungen für die Monumenta, die ihm die wesendlichsten Dienste leisteten, unser Herausgeber sonst selbst eine sehr verdiente und volle Anerkennung zollt. Allein ein Bedürfniss zu neuen Ausgaben lag nicht im geringsten vor. Allerdings wird ein Besitzer der Monumenta und der Bibliotheca, den Fortbezug der letztern wegen des für seine Zwecke zu etwa ein Drittel unnöthigen Inhalts wohl ebenso wenig aufgeben, als den der Monumenta, wenn für diese ganz plötzlich und ohne jede zwingende Veranlassung die durchgehende Zählung der Bände aufgehoben, und dadurch für die meisten Besitzer eine, mindestens des Einbandes wegen, sehr empfindliche Verlegenheit beschafft wird, die freilich ja durch die Herausgabe eines neuen Titelblattes von irgend einer Buchhandlung sehr leicht beseitigt werden kann.

Der Herausgeber von Geschichtsquellen sollte sich doch aber immer bewusst sein, dass auch ihm ein öffentliches Amt anvertraut, und dadurch für ihn eine entscheidende Rücksicht de-

nen gegenüber geboten ist, die sich an ihn wenden, seine Arbeiten für die ihrigen benutzen und erwerben müssen. Am meisten beklage ich immer solche unnöthige Editionen für die *Bibliotheca* selbst. Die *Monumenta* sind glänzend durch Staatsunterstützung ausgestattet. Die *Bibliotheca* steht wesentlich auf eignen Füßen. Damit ist schon gegeben, dass für die ersteren viel mehr geschehen kann. Allein schon die Ausstattung sichert ihnen eine längere Dauer. Die *Bibliotheca* dahingegen ist auf ganz jämmerlich schlechtem Papier gedruckt, und wenn dasselbe auch für den vorliegenden Band etwas besser als früher ist, so finden sich doch noch immer Bogen, z. B. ist das Papstwahldekret darauf gedruckt, auf denen nicht geschrieben werden kann, und auch die andern sind rauh und so stark mit Chlor bearbeitet, dass die Schrift einer festen Hand sofort durchschlägt. Der Werth der *Bibliotheca* wird hierdurch allein schon, so schwach auch unsere Erfahrungen über die Haltbarkeit des jetzt gebräuchlichen Papiers sind, nothwendig, den *Monumenta* gegenüber, ein zeitlich beschränkterer sein. Kommen dazu nun noch viele Ausgaben von solchen Geschichtswerken, die in den *Monumenten* für die Zwecke der Historiker (bei Philologen ist es natürlich etwas ganz anderes) schon vollkommen ausreichend bearbeitet vorliegen, so werden die *Monumenta* die *Bibliotheca* erst recht zurückdrängen, zumal das Citiren nach jenen immer manche Vorzüge haben wird. Zum Schluss will ich jedoch noch hervorheben, dass der Abdruck des Ebbo und Herbord, in der neu aufgefundenen, ursprünglichen Gestalt, mir jedenfalls zweckentsprechender erscheint, als die Aufnahme des Poeta Saxo und Monachus Sangallensis in dem vorangehen-

den Bande. Jene beiden haben doch mindestens als Geschichtsquellen eine weit grössere Bedeutung, wie diese literarischen Erzeugnisse der absterbenden karolingischen Zeit.

Der Index rerum memorabilium ist für diesen 5. Band von Max Lehmann, und zwar, ich spreche wiederum zu meinen grössten und aufrichtigen Bedauern, ungenügend bearbeitet. Nicht nur eine Menge der in den Nekrologien verzeichneten, sondern auch sonst fehlen viele Namen von Personen, die in dem Bande vorkommen. Für künftige Fälle könnte das von Weiland zu dem letzten Bande der Monumenta ausgearbeiteten Register zu einem sehr nachahmungswürdigen Vorbilde genommen werden. Doch auch die Register zu den früheren Bänden der Bibliotheca sind, obgleich sie von dem Herausgeber selbst angefertigt wurden, — der doch seine Zeit gewiss fruchtbringend benutzen konnte, — weit besser bearbeitet.

Kiel.

R. Usinger.

Chemische Untersuchungen über die fälschlich Hirnfette genannten Substanzen und ihre Zersetzungsproducte. Von Dr. Hermann Köhler, Privatdocenten der Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Halle, pract. Arzt. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1868. 95 Seiten in Octav. Mit einer Tafel in Farbendruck und zwei in den Text gedruckten Holzschnitten.

Das vorliegende kleine Buch bildet die deutsche Bearbeitung eines dem Institut eingereichten Memoires über die sog. Hirnfette, erweitert durch ein Capitel, das literarhistorische Vorbemerkungen enthält, und ein andres, welches

die Zersetzungsproducte behandelt, und ausserdem vermehrt durch eine Reihe von Zusätzen, welche Angaben älterer Autoren betreffen. Es ist die Frucht langjähriger Untersuchungen des in neuerer Zeit durch eine Anzahl pharmakologischer und toxikologischer Experimentalstudien und früher durch seine Monographie der Meningitis spinalis in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Verfassers, zu welchen ihn schon 1859 seine Beschäftigung mit der amyloiden Entartung des Rückenmarks führte. Es hatten daher auch die Hirnuntersuchungen Köhler's zuerst mehr eine pathologisch-chemische Tendenz, indem sie bezweckten, den zwischen der chemischen Zusammensetzung amyloid entarteter und normal beschaffener Partien des Rückenmarks bestehenden Zusammenhang aufzuklären, wurden aber rasch in die physiologisch chemische Bahn gedrängt, indem das Studium der vorhandenen Angaben über die Constitution der normalen, integrirenden Bestandtheile des Hirn- und Rückenmarkes vermöge der grossen Differenzen, welche dabei zu Tage treten, davon überzeugen musste, dass diese zur Beurtheilung der physiologischen Verhältnisse recht unzuverlässige Anhaltspunkte lieferten. Köhler musste daher zu einer Wiederholung der Arbeiten Frémys, von Bibra's u. A. schreiten, die Ursache der Widersprüche in ihren Angaben zu ermitteln suchen, die Fehlerquellen verbessern und eine Methode der Hirn- und Rückenmarksanalyse zu ermitteln streben, welche jedwede Zersetzung der integrirenden Bestandtheile des Hirn- und Rückenmarks unmöglich erscheinen lässt.

Wie ändern Forschern, welche die chemische Zusammensetzung der Nervensubstanz sich zur Aufgabe gestellt haben, ist es auch Köhler

ergangen: während seiner Jahre langen Beschäftigung mit dem Gegenstand schienen sich ihm immer neue, zahlreichere, bedeutendere Hindernisse in den Weg zu legen, durch welche die Erreichung des gesteckten Zieles in immer weitere Ferne gerückt wurde. Unter diesen Schwierigkeiten steht natürlich voran die leichte Zersetzlichkeit der eigenthümlichen Bestandtheile der Nervencentren bei höherer Temperatur und unter dem Einflusse stärkerer Reagentien, dann der Umstand, dass sie insgesamt gegen gewisse Lösungsmittel sich gleich verhalten, wie gegen kalten Aether, dass sie sich gegenseitig in Lösung halten, dass sie durch fractionirte Präcipitation nicht trennbar und in unzersetztem Zustande nicht verseifbar sind; ausserdem aber sind noch manche Besonderheiten einzelner Körper, wie sie Köhler im Vorworte (S. VI) aufführt, und welche weder vorausszusehen noch an sich leicht zu ermitteln sind, sehr geeignet von dem Versuche der Scheidung so zahlreicher und einander nahestehender Substanzen zurückzuschrecken. Zu letzteren gehört der Dimorphismus des Cholesterins, das in Blättchenkrystallen und Nadeln aufzutreten vermag, die gleichzeitige Löslichkeit der von Köhler Myeloidin und Neuroleinsäure genannten Körper etc.

· Köhler's Methode der Hirnanalyse besteht darin, dass er zuerst das Hirn durch Behandlung mit absolutem Alkohol von Wasser befreite; dann dasselbe in einem dazu passenden Apparate und bei einer Temperatur von $+^{\circ}$ durch kalten Aether erschöpfte, jeden Zusatz von kaustischem Alkali und Mineralsäuren vermied, diejenigen Basen ermittelte, mit denen die betreffenden sog. Hirnfette Verbindungen eingehen oder nicht eingehen, jede dieser Sub-

stanzen durch dasjenige Metallsalz, zu dem sie die grösste Affinität zeigte, niederschlug und da, wo Mischungen mehrerer Salze resultirten, eine Trennung derselben durch indifferente Lösungsmittel (Aether z. B.) bewirkte, alle Niederschläge bei gewöhnlicher Temperatur über Schwefelsäure und mit Hülfe der Luftpumpe trocknete, die getrockneten Präcipitate auf kaltem Wege durch Schwefelwasserstoff vorsichtig zersetzte, die gewonnenen Producte bei gewöhnlicher Temperatur aus den indifferenten Menstruen umkrystallisirte und die Ungemischtheit derselben durch mikroskopische Untersuchung und mikrochemische Reagentien prüfte.

Als das Hauptresultat, welches Köhler mittelst dieser Methode erhielt, ergibt sich die Beseitigung des Myelins als eines chemischen Individuums unter den Hirnsubstanzen und der Nachweis, dass dieses von Beneke so schwärmerisch als Glycyloxyd-Verbindung von Gallensäuren und Cholesterin hingestellte Myelin zu einer von den Mikroskopikern gebrauchten Bezeichnung gewisser eigenthümlicher Bildungsformen welche die indifferenteste chemische Zusammensetzung haben könne, zusammenschrumpfe. Denn nach Köhler's Untersuchungen entstehen die eigenthümlichen Myelinfiguren sowol in der phosphor- und stickstofffreien Mischung des Myelomargarins und Cholesterins als in der phosphorhaltigen Neuroleinsäure bei Wasserzusatz, ja es können dieselben Formen, wie dies nach Rainey im Vorworte noch hervorgehoben wird, aus rein unorganischem Material, nämlich aus mit concentrirter Glaubersalzlösung in Berührung gebrachten Chlorbariumcrystallen, erhalten werden. Hervorzuheben ist dabei übrigens, dass Virchow ursprünglich sein Myelin

niemals als eine chemische Einheit bezeichnet, sondern die Frage, ob es sich um ein Gemisch handle, offen gelassen hat.

Ueber das Protagon von O. Liebreich, dessen Untersuchungen zum Theil neuer sind als die von Köhler, enthält das Buch des Letzteren besondere Untersuchungen nicht; doch hält Köhler die Existenz der von ihm als besondere neue Substanzen stickstoff- und phosphorhaltige Hirnmaterien aufgefundenen Körper, des Myeloidin's und der Myeloidinsäure, neben demselben, um so mehr aufrecht, als die Elementaranalyse Siewert's, an je zu verschiedenen Zeiten dargestellten Portionen angestellt, die constante Zusammensetzung der Bleisalze nachwies. Ausserdem spricht dafür, dass es Köhler gelang, aus denselben die bei den den Ausgangspunkt der Arbeit bildenden pathologischen Affectionen innerer Organe wahrscheinlich schon früher beobachteten Substanzen als Zersetzungsproducte nachzuweisen. Das Myeloidin zerfällt beim Erhitzen in Myelinfiguren gebende Neuroleinsäure, die Myeloidinsäure auf gleichem Wege in eine durch Jod und Schwefelsäure roth gefärbte, und, weil die Nüancen dieses Roths mit dem des Meckel'schen Speckroths übereinzustimmen schien, Erythrostearinsäure genannte Substanz, aus der ein Kalksalz und ein Albuminat, welche dieselbe Reaction zeigen, sich darstellen lassen, durch deren Zusammenschmelzen mit Cholesterin ein die Eigenschaften des Meckel'schen Speckvioletts zeigender Körper aber nicht erhalten werden kann.

Es gehören Untersuchungen über die chemische Constitution der Nervensubstanz zweifelsohne zu denjenigen, welche für den Pharmakologen und Toxikologen das grösste Interesse ha-

ben. Denn schliesslich können wir die Effecte der wichtigsten Arzneimittel, der Narkotica im weitesten Sinne, nur auf chemische Aenderungen der Nervensubstanz zurückführen. Aber freilich handelt es sich bis jetzt nur um Hypothesen, wozu denn die neuesten Entdeckungen rasch herhalten müssen. Ich erinnere nur an Ludimar Hermann's Theorie über die Wirkung der Anästhetica durch Lösung des Protagons (Arch. für Anatomie und Phys. 1866. H. 1 p. 33) und an die im Vorworte der Köhler'schen Arbeit erwähnte Gubler's über die Alkoholwirkung, wonach das Hirn, begünstigt durch die eiweissarme Beschaffenheit der Cerebrospinalflüssigkeit, den Alkohol nach Art eines Schwammes einsaugen und jener dann das »Myelin« als Constituens der Nervensubstanz auf irgend welche Manier alteriren soll. Dass von einer Myelintheorie nach dem Fallen des Myelins keine Rede mehr sein kann, ist selbstverständlich und sicher müssen noch viele mühsame Studien gemacht, viele Früchte jahrelanger Untersuchungen zur Reife gebracht werden, ehe die Pharmakologie zur Klarheit über das eigentliche Wesen der Narcotica gelangt!

Theod. Husemann.

Beecher, Henry Ward, Geistliche Reden. Aus dem Englischen mit Genehmigung des Verf. und mit einer biographischen Einleitung von Henri Tollin, Lic. th., Prediger an der reform. Kirche zu Frankfurt a. O. Berlin, Otto Müller, 1870. (340 S.)

Mr. H. W. Beecher, ein Bruder der vor fast zwei Jahrzehenden so bekannt gewordenen

Verfasserin von *Uncle Tom's Cabin*, ist Prediger an der Plymouth-Church zu Brooklyn und einer der bedeutendsten Kanzelredner, welche New-York und vielleicht Amerika überhaupt gegenwärtig hat. Aus diesem Grunde ist es denn gewiss recht dankenswerth, wenn Herr Lic. Tollin es unternommen hat, durch eine Sammlung von »Geistlichen Reden« Beecher's den Mann und seine Geistesart auch in Deutschland näher bekannt zu machen, und wir bekennen gern, dass das, was in dieser Sammlung dargeboten wird, uns auch werth zu sein scheint, recht sehr beachtet zu werden, selbst wenn die Art und Weise, wie hier die christliche Wahrheit den Gemeinden nahe gebracht wird, von der bei uns hergebrachten Gewohnheit zu predigen gar sehr abweicht und deshalb vielleicht nicht von Jedem durchaus gebilligt werden möchte. Es sind zehn Predigten, die wir in der Sammlung finden, unter folgenden Ueberschriften: 1) Schätze im Himmel, 2) die Hausschule, 3) Göttliche Traurigkeit, 4) die neue Geburt, 5) eine Neujahrspredigt, 6) der Sünder-Heiland, 7) Lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhle, 8) der auserwählte köstliche Eckstein, 9) Hindernisse des religiösen Lebens, und 10) der Brief eines Zweiflers; ausserdem finden wir in einem Anhange »eine Volksrede in der Kirche«, das Thema behandelnd, dem die Familie Beecher so viele Arbeit zugewandt hat, nämlich die nun bereits gelungene Befreiung der Neger von der Sklaverei in den Südstaaten Amerika's, und dann noch als Einleitung eine biographische Charakteristik Beechers aus der Feder des Herausgebers und auf der Grundlage von Notizen, welche demselben aus Amerika von »des Predigers bestem Freunde Rossiter W. Raymond,

Professor am College zu Brocklyn* zugegangen sind. So erfüllt das Buch denn in jeder Weise seinen Zweck, nämlich den, uns eine nähere Kenntniss von dem bedeutenden Zeitgenossen jenseits des Oceans zu verschaffen, und so mag es denn hierdurch der Beachtung bestens empfohlen sein.

Beecher, um uns zunächst zu der Persönlichkeit des Mannes selbst zu wenden, wurde am 24. Juni 1813 zu Litchfield in Connecticut geboren, wo sein Vater Lymman B. ebenfalls ein bedeutender Theologe und Kanzelredner, damals Prediger war. Unterrichtet wurde er in der Commonschool seiner Vaterstadt und später auf dem berühmten Amherst-College in Massachusetts, welches auch jetzt noch eines bedeutenden Rufes und einer anerkennenswerthen Wirksamkeit sich erfreut. Im Jahre 1834 bezog er dann die theologische Schule zu Cincinnati, Ohio, das Lane Seminary, von welcher sein Vater kurz zuvor Präsident geworden war, und nach kaum dreijährigen Studien wurde er schon als Prediger an die Presbyterianer-Gemeinde zu Lawrenceburg in Indiana und dann nach 2 Jahren nach der Hauptstadt desselben Staates, nach Indianapolis, berufen, bis er im Jahre 1847, nachdem er bereits einen bedeutenden Ruf in den westlichen Staaten der Union erlangt hatte, von der neugebildeten Plymouth-Gemeinde zu Brooklyn zu ihrem Prediger bestellt wurde. Dies der kurze Lebenslauf des Mannes, der gewiss nicht mit Unrecht in seinem Vaterlande einer auf weite Kreise ausgedehnten Anerkennung genießt und eine Wirksamkeit entfaltet hat, wie sie wenigen seiner Berufsgenossen zu Theil geworden ist. B. ist ein Mann von seltener Begabung und von einer noch selteneren Vielseitigkeit der Befähigung und des Wirkens.

Ausser seiner Kanzelthätigkeit ist er ein äusserst rühriger Journalist, der sogar auf Gebieten sich versucht hat, die mit seinem Hauptberufe kaum Etwas zu thun zu haben scheinen, so z. B. hat er eine Gartenzeitung, wenn auch nur in der ersten Zeit seiner Wirksamkeit in Indiana, herausgegeben, und eben so ist er als Romanschriftsteller aufgetreten: es liegt dem Ref. u. A. ein 1868 erschienener Roman von ihm vor, *Norwood or Village life in New-England*, welcher zu den besten Erscheinungen dieser Art in Amerika gezählt werden dürfte. Durchaus aber ist es eine frische, ursprüngliche, unverkünstelte Persönlichkeit, die uns überall entgegentritt, ein Yankee, möchte man sagen, der besten Art, der das Leben stets mit fester Hand und unverzagtem Muthe zu erfassen weiss und, ohne durch Schultheorien eingeengt und beschränkt zu sein, es stets versteht, den sich darbietenden Fragen die praktisch bedeutsamen Seiten abzugewinnen und den Dingen und Zuständen in ihr Herz zu blicken und sie in ihrem wirklichen Sein aufzufassen und zu beleuchten. Der Herausgeber sagt von ihm: »Das Bild, welches Beecher in einer seiner Predigten von Paulus entwirft, passt auch auf ihn selbst. »Er ist nicht fähig, blosse Schicklichkeitsphrasen zu gebrauchen. Die Gemeinplatzsprache der Frömmigkeit, die landläufigen und Gesprächsworte der Religion wendet er niemals an. Sein Herz ist gesund. Er schießt seine Worte heraus, wie der Bogenschütz einen Pfeil schickt, mit einem kräftigen Ruck von dem strammen und starren Bogen, und ein jegliches seiner Worte meint, was das Herz dahinter fühlt. Dieser unfreiwillige Ausdruck ist dann nicht ein artiges Wörtlein von den Religion, sondern eine Offenbarung seiner eigenen tiefsten

Ueberzeugung.« Der irrt gewaltig, der da meint, B. gezeichnet zu haben, wenn er ihn einen Unitarier, Derbisten, Calvinisten oder Independanten nennt. Wir haben vor uns einen Hohenpriester, der unablässig am Herzen Gottes selber schöpft, unbekümmert um die zeitweiligen christlichen Denominationen, wenn er nur melden darf, was er in Gott geschaut, nur frei heraussagen, was ihn die Bibel, das Gewissen, die Vernunft, was ihn die Lebenserfahrung, die Natur und die Wissenschaft gelehrt hat. B.'s grosse Seele ist nicht durch todtten Gedächtnisskram von Kanzel-Ueberlieferungen, Standes-Vorurtheilen und Partei-Dogmen zerspalten, in Fächer abgetheilt und mit Verzäunungen verschlossen; sondern da ruht alle Art Wahrheit in paradiesischem Frieden freundnachbarlich nebeneinander, und er taucht hinunter unverdrossen, gewiss, dass, was auch seine Begeisterung hervorholen mag, von Gottes Gnaden gegeben ist!« Mag man aus dieser Schilderung auch die warme Liebe des Herausgebers zu dem Newyorker Prediger herauslesen und manche von den da gebrauchten Ausdrücken auf Rechnung dieser Liebe setzen, Angesichts der mitgetheilten »Reden« kann man doch nicht umhin, sie als wesentlich zutreffend zu erkennen: was wir da finden, ist wirklich ein Schöpfen aus dem Vollen heraus, wie aus einem von Frömmigkeit erfüllten Herzen und einem an den mannigfaltigsten Erfahrungen und Kenntnissen reichen Geiste, so auch aus der ganzen Fülle des menschlichen Lebens, wie es jenseits des Oceans seine verschlungenen Fäden spinnt, und gerade das ist es, was diese Reden so interessant und lehrreich macht, dass sie mit jedem ihrer Worte mitten im wirklichen Leben

stehen und diess durch die christliche Wahrheit zu beleuchten und zu läutern suchen.

Die Art, wie B. zu predigen pflegt, ist im Grunde eine höchst einfache, auch wenn die dargebotenen Reden das bei uns gewohnte und erträgliche Maass meistens um das Doppelte überschreiten. Er stellt ein Bibelwort an die Spitze, sucht dessen Meinung zunächst im Allgemeinen den Hörern deutlich zu machen, und geht dann rasch dazu über, es nun auch auf das Leben und seine mannigfaltigen Beziehungen anzuwenden, zeigend, wie gerade durch die hier dargebotene Wahrheit die innerlichen und äusserlichen Verhältnisse der Menschen eine befriedigende und heilvolle Gestalt zu gewinnen vermögen. Und da lässt er denn nicht leicht irgend Etwas völlig ausser Acht: die intimsten Verhältnisse der einzelnen Menschen, wie sie in Haus und Schule, in Handel und Wandel, in dem mannigfachen Verkehr der Menschen unter einander gegeben sind, und zwar von der ersten Kindheit an bis zu dem letzten Augenblicke, werden hier gleich eingehend besprochen, und zwar immer im Lichte des an die Spitze gestellten Bibelwortes, wie die grossen Beziehungen des öffentlichen Lebens, die ja in Amerika vor Allem eben so die Angelegenheiten jedes Einzelnen sind, wie seine eigenen bloss persönlichen. So aber gewinnt die ganze Darstellung denn auch eine eigenthümliche Lebendigkeit, weil es eben das wirkliche, das praktische Leben selbst ist, mit dem sie es zu thun hat, und weil sie immer zeigt und darauf dringt, wie die an die Spitze gestellte Wahrheit in das Leben eingeführt werden und diesem eine höhere und bessere Gestalt geben soll, und so kann man es denn wohl verstehen, wie dieser Mann mit

seinen Predigten eine so bedeutende Wirksamkeit in seiner Heimath zu erlangen im Stande gewesen ist: der Hörer merkt es eben bei jedem Worte, dass hier seine eigenen Angelegenheiten verhandelt werden und dass das, was der Prediger da sagt, nicht etwa bloss eine allgemeine Theorie, ein abgezogenes Dogma ist, wie es den Verstand wohl beschäftigen mag, ohne doch die Persönlichkeit in ihrem individuellen Sein näher zu berühren, sondern dass das Alles ihn auch persönlich angeht und eine Wahrheit ist, die für ihn da ist und von ihm beachtet sein will in seinem eigenen Verhalten. Und keineswegs unterliegt der Redner, was man vielleicht denken könnte, der Gefahr, die ja hier so nahe zu liegen scheint und an der die Prediger, die praktisch sein wollen, der Erfahrung nach so leicht scheitern: der Gefahr, trivial und gewöhnlich zu werden. Allerdings sind es auch die alltäglichen Verhältnisse, die er stets herbeizieht und oft sogar bis in ihre einzelnsten Details aus einander legt, aber es geschieht gleichwohl niemals in kleinlicher und platter Weise, man merkt in Allem, auch bei den alltäglichsten Gegenständen, immer den geistreichen Mann, der sie eben in ihrer Tiefe und Wahrheit zu erfassen vermag und der niemals mit einem oberflächlichen Darüberhinstreifen sich begnügt, sondern zu zeigen versteht, dass auch diese alltäglichen Dinge eine hohe Bedeutung haben und erst in dem Lichte der höheren Wahrheit recht beleuchtet und recht gestaltet werden können. Ganz überraschend sind da oft die Beziehungen, die er ans Licht zu ziehen versteht, und — doch ist auch nirgends wieder ein gesuchtes Geistreichthum, ein Haschen nach schlagenden und überraschenden Bildern, ein sich Ergehen

in einer precïösen Sprache; Alles ist schlicht, einfach, sachgemäss und in dem gewöhnlichen volksverständlichen Stile vorgetragen, wie er auch dem Kanzelredner geziemt und diesem einen wirklichen Erfolg auf die Dauer sichern kann.

Es ist nicht möglich, hier auf die einzelnen Reden näher einzugehen und eine Analyse derselben zu geben, durch welche das Gesagte bestätigt werden möchte. Wir können das Buch lediglich der Beachtung, vor Allem der Beachtung angehender Kanzelredner empfehlen. Gerade diese würden Vieles aus ihm lernen können für ihre eigene Amtsthätigkeit, vor Allem, wie man es anzufangen hat, um die christlichen Wahrheiten wirklich den Gemeinden nahe zu bringen.

Dr. Brandes.

Druckfehler.

S. 109 Z. 21 lese man abscedat für abscidat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 5.

2. Februar 1870.

A treatise of the law relative to Merchant Ships and Seamen by Charles, Lord Tenterden. The eleventh edition. By William Shee. London Shaw and Sons, 1867.

Ein Werk, welches im Jahre 1802 erschienen ist, und im Jahre 1867 seine elfte Auflage erlebt, ist sicherlich so bekannt, dass eine Anzeige desselben völlig entbehrlich erscheinen möchte. Wenn sie dennoch erfolgt, so hat dies einen mehrfachen Grund. Zunächst soll dem deutschen Publicum die Mittheilung zu Theil werden, der würdige Herausgeber der fünf letzten Ausgaben, Herr Shee, ebenso wie Abbott, der spätere Lord Tenterden, früher Advokat, sei als Richter an der Queen's Bench, kurz nach Vollendung dieser letzten Ausgabe des unsterblichen Werkes, dessen berühmtem Verfasser, welcher als Chief justice of England längst verstorben ist, in das Jenseits gefolgt. Wo seine Wiege gestanden, weiss Ref. nicht anzugeben: das Haus aber, in welchem Abbot geboren wurde, hat er vor mehreren Jahren in

einer illustrierten englischen Zeitung abgebildet gesehen: es ist eine armselige Bauernhütte. Dem Lord Oberrichter war es vergönnt, bei seinen Lebzeiten fünf Auflagen seines Werkes zu sehen, von denen er vier selbst besorgt hat, die fünfte von seinem Sohne herausgegeben ist. Ref. besitzt noch jene vierte von dem Verf. im Jahre 1822 vollendete Ausgabe der Schrift. Ihr Text wie ihr Anhang haben sich seitdem fast um das Doppelte vermehrt. In den späteren Ausgaben sind alle Zusätze des Herrn Shee zu derselben zu Anfang und am Ende, auch bei längeren Zusätzen bei Beginn und am Schluss einer jeden Seite mit Sternchen bezeichnet gewesen. Diese Sitte der Sternchen als Zeichen der Vermehrung einer neuen Auflage hat in Deutschland unseres Wissens nur ein langjähriger Mitarbeiter dieser Anzeigen, der verst. Hugo, in seinen eignen Werken befolgt, ohne Nachahmung zu finden. Hr. Shee dagegen wählte die Sternchen, um seine sämmtlichen Zusätze in den verschiedenen Ausgaben von dem Werk des Verfassers zu scheiden, weil dieses in den englischen Gerichtshöfen als unbestrittene Autorität angeführt zu werden pflegte, und er selbst sich die gleiche nicht beimessen mochte. Er hat aber in der gegenwärtigen elften Auflage diese Bezeichnung der Zusätze um deswillen aufgegeben, weil auch diese in den Gerichten keinerlei Anfechtungen erfahren haben, und die Bemerkung genügte, dass alle Rechtsfälle seit dem Jahre 1827 seiner, des Herrn Shee, Darstellung angehören, und die Fälle aus dem Jahre 1818, wo Abbott an die Stelle von Lord Ellenborough trat, bis zum Jahre 1827 nur in sehr geringer Zahl aufgenommen worden sind. — Ein fernerer Grund für die gegenwärtige Anzeige liegt in der Nothwendig-

keit, eine Ansicht des Herausgebers zu berichtigen, die wenigstens für die Küste der Nord- und Ostsee, soweit an ihnen Seerechtsfälle zur Entscheidung kommen, bis jetzt als irrig bezeichnet werden muss. Es ist die Klage, dass ein so ausgezeichnetes Werk von so hohem Ansehen keine genügende Beachtung in der Rechtsliteratur auswärtiger Staaten gefunden habe. Dem Herausgeber ist nur eine portugiesische Uebersetzung des Werkes bekannt geworden, und er findet den Grund der Vernachlässigung von Abbott in den tiefen und erschöpfenden Untersuchungen, welche von französischen Juristen, in Anlehnung an die alles Bisherige übertreffende Ordonnanz Ludwigs XIV und deren verbesserte in dem französischen Handelsgesetzbuch ersichtliche Auflage, über jeden irgend erheblichen Punkt dieser Rechtsmaterie geliefert worden sei. Selbstverständlich ist es natürlich für den Herausgeber, dass das Werk in Nordamerika die gebührende Verbreitung gefunden hat. Der Richter Story allein besorgte vier Ausgaben unter Beifügung amerikanischer Präjudicien und Advokat Perkins von Massachusetts bearbeitete die zehnte von Shee veranstaltete englische Ausgabe für das amerikanische Publikum. Doch diese sechszehn Ausgaben in englischer Sprache genügen dem Herausgeber nicht. Er übersieht aber, dass Uebersetzungen in fremde Sprachen kein sicheres Kennzeichen für die Verbreitung eines Werkes, sondern nur dafür sind, dass es sich zur buchhändlerischen Speculation eigne. Denn nicht immer sind die Uebersetzer der Sprache und des Inhaltes eines Werkes so mächtig, um es in dem eignen Idiome so wieder zu geben, dass Kenner nicht oft an den Vers

erinnert würden: risum teneatis Achivi! Genug! Wo Seerecht getrieben und Seerechtsfälle beurtheilt werden, da ist Abbott ein unentbehrliches vademecum. — Freilich hat er selbst und später sein Herausgeber fremden Gesetzgebungen und Schriften eine ganz untergeordnete Aufmerksamkeit gewidmet. Das französische Handelsgesetzbuch ist sein Omega; und Niemand darf sich wundern, dass das deutsche Handelsgesetzbuch, dessen Seerecht vor Englands Thoren, in Hamburg, zwei Jahre lang berathen ward, und welches seinem grössten Theile nach mittelst der allerneusten Revision des allgemeinen Plans hamburgischer Seeversicherungen sicherlich dem Theil des englischen handeltreibenden Publikums, welcher in Hamburg Versicherungen zu nehmen pflegt, zur Kunde gelangt sein dürfte, Herrn Shee so unbekannt geblieben ist, wie die unentdeckten Inseln der Südsee. Denn es ist bereits in diesen Anzeigen wiederholt darauf hingewiesen, dass die deutsche Wechselordnung, welche doch in unserem jubiläumssüchtigen Zeitalter nicht verfehlen wird, ihr Fünfundzwanzigjähriges mit Festessen und Reden zu feiern, in den englischen Schriften theoretischer Natur so eben über dem Horizont erscheint, und in den praktischen Werken noch völlig unbekannt ist. Wer also in späten Jahrhunderten nur diese englischen Schriften zu Gesicht bekommen sollte, könnte sich leicht veranlasst finden, mit einem der Gegenwart würdigen Scharfsinn aus jenem Schweigen das Nichtvorhandensein jeder gesetzgeberischen Bewegung in Deutschland während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts abzuleiten. Nun! das scheint unseren nationalen Koryphäen wohl ganz undenkbar. Aber sie übersehen, dass

die Berge, welche sie versetzen, für die Weltgeschichte nur Maulwurfshaufen sind. Doch kehren wir von unseren gesetzgeberischen Maulwürfen zu der Seerechtsliteratur von Abbott zurück. Für Frankreich sind Valin, Pothier, Émérigon und Pardessus seine Matadore. Auch Boulay-Paty ist dem Herausgeber bekannt. Aus Deutschland und Skandinavien aber sind lediglich die Schriftsteller seine Gewährleute, welche in dem vorigen Jahrhundert Heineccius, der bekanntlich nicht bloss in der Nähe von Leipzig, auf der Königlich preuss. Friedrichsuniversität Halle seine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, sondern eine zeitlang an einem Orte lebte, wo ihm der Seewind um die Nase ging, in seinem bekannten Quartbande zusammen drucken liess, und bevorredet hat. O! Pöhl! O! Kaltenborn! Eure Verdienste schlummern, wie die des Wachtmeisters in Wallensteins Lager! Erwecken wir sie nicht aus dem Schlaf der Gerechten! Um so weniger als den Ersteren die Nemesis erreicht für das Wohlwollen, welches er dem für ihn unerreichbaren Benecke zu Theil werden liess. Herr Benecke aber findet in England auch in unserem Werke Berücksichtigung; aber nicht bloss seiner inneren Verdienste wegen, sondern weil er war: of Lloyds. Nach deutscher Professoren-, oder wie man jetzt viel bezeichnender sagen müsste, nach deutscher Kammer-Dozenten-Weisheit, deren Spitzen nicht ausgenommen, steht also Abbott um ein Jahrhundert zurück; und uns Norddeutschen, die wir die europäische Intelligenz repräsentiren, wird solch ein Werk empfohlen? Ja! und zwar mit vollem Recht. Jeder Schriftsteller ist mit dem Maasse seiner Zeit zu messen, und es ist eine erbärm-

liche Recensentenweisheit, mit ungetrübter Brille nur das zu sehen, was fehlt, und nicht Dasjenige, was vorhanden ist. Noch ertönt laut über den Canal das stolze Wort von Lord Palmerston: »Ich bin ein englischer Staatsmann«; und seine continentalen Affen und Aeeffchen wiederholen es in allen Mundarten. Ebenso lesen wir bei Abbott wiederholt den Ausspruch: er sei ein englischer Richter, kehre sich durchaus nicht an fremde Gesetze, und überlasse deren Studium den betreffenden Liebhabern. Das hat allerdings in gewisser Weise seine volle Berechtigung. Wir haben in unseren römischen Rechtsquellen nicht den Schatten einer Spur, dass die Richter der ewigen Stadt je von dem Rechte der Parther, der Britten, oder selbst der edlen Germanen die allergeringste Notiz genommen hätten. Barbaren ignorirt die gebildete Nation der Römer. Ihr Recht ward und blieb bis auf den heutigen Tag die geschriebene Vernunft. Mit gleichem Recht wendet der stolze Britte die aus dem Bedürfniss des Lebens, aus dem grossartigsten Seeverkehr der ganzen Welt hervorgegangenen, und durch die Praxis der Gerichtshöfe festgestellten Principien ohne Weiteres an. Und mit ungekünsteltem Behagen folgen den Spuren angelsächsischen Stolzes die Kleinen und die Kleinsten. Klein ist Jeder, dessen Stimme zur Zeit im europäischen Concert verhallt. So eine Stimme aus der deutschen Hansestadt Bremen, welche da meint, in einem von Engländern über eine Reise von Ostindien nach England mit einem englischen Schiff abgeschlossenen Frachtcontract könne in Deutschland deutsches Recht also das Handelsgesetzbuch zur Norm dienen, weil über das englische Recht doch nur aus etlichen englischen Büchern eine

ungewisse Kunde sich schöpfen lasse. Allein: Ist denn überhaupt Rechtskenntniss vorhanden bei denen, welche nur ein Gesetzbuch auswendig gelernt haben? Ferner: Erstreckt sich die Rechtsweisheit Vieler über dasjenige jemals hinaus, was sie aus Thibaut, Mühlenbruch, Puchta und deren neuesten Nachfolgern, also sicherlich auch aus Büchern über die römischen Sätze unseres gemeinen Rechtes erlernt haben? Wir stehen heutzutage nicht mehr auf dem römischen und nicht mehr auf dem englischen Standpunkt von Abbott. Die Gegenwart kennt nicht bloss eine, sondern mehrere civilisirte Nationen. Die neueren Verkehrsmittel, deren Gebrauch vor einem halben Jahrhundert noch rein in das Reich der Träume gehörte, haben die Nationen in einer Weise einander nahe gebracht, dass ein Ignoriren des ausheimischen Rechtes nichts weiter sein würde, als eine Negation materieller Gerechtigkeit; dass eine Provocation auf das nationale Rechtsbewusstsein als alleinige Entscheidungsnorm nichts weiter ist, als ein Appell an die Geistesträgheit. In einem Theile unserer Rechtsquellen, dessen Lectüre freilich in Hamburg möglicherweise um deswillen für unanständig erachtet wird, weil er von den Slaven handelt, findet sich ein vielen Rechtskennern um deswillen unbekannter Spruch, weil er griechisch lautet; und zwar dahin: *καὶ τὸν ἑαυτοῦ νόμον ἐν τῇ σωφῶν ἔχω, προσμαθεῖν τι βουλομένην*. Mögen also Diejenigen, deren Beruf es künftig sein wird, das deutsche Seerecht zu üben, sich vor Allem zunächst bemühen, etwas mehr von der englischen Sprache zu lernen als bisher im Binnenlande üblich war: sodann aber sich in das Studium der betreffenden nicht zahlreichen englischen Rechts-

schriftsteller zu vertiefen, unter denen Abbott den ersten Platz einnimmt. Hier finden sie keine metaphysischen Luftgebilde, keine antiquarische Studien, sondern eine ähnliche Weisheit, wie diejenige ist, durch welche Papinian noch heutzutage als der »durch die Gewalt der Wahrheit unfehlbare« Geistesfürst der Rechtswissenschaft über alle Zeiten hervorragt. Es ist die Weisheit, welche sich in den *responsa prudentum* kundgibt, die einzige Weisheit, durch welche das Recht für die Dauer und in der Wahrheit fortgebildet wird; wovon sich das kommende Jahrhundert abermals und abermals zu überzeugen Gelegenheit haben dürfte, wenn die grossen und kleinen Kunststückchen der nationalen Rasch- und Recht-Macher den Weg alles Fleisches abermals gegangen sind. *Hominum commenta delet dies, naturae judicia confirmat*. Diese immerhin nicht mit affenhafter Geschwindigkeit fortschreitende Entwicklung des Rechtes, welche einen der Factoren bildet, durch welche England und Nordamerika zu einer wahrhaft nationalen Grösse sich empor geschwungen haben, ist es, an welcher wir in Abbott einen ebenso bescheidenen wie hervorragenden Mitarbeiter zu würdigen und zu verehren haben. Alt-England hat grosse Seehelden gehabt und hat sie noch. Aber es hat auch eine Reihe von Seerechtshelden, deren Standbilder in Lebensgrösse an der Pleisse aufgerichtet werden mögen, als unerreichte Vorbilder bis zu dem Zeitpunkt, wo sie durch eigene Helden des Geistes ersetzt sein werden von anderem Kaliber als dem physischen aus der Gegenwart, deren Characterzeichnung billig der Zukunft überlassen bleibt. — Herr Shee ist so glücklich, von seinem Heros das Zeugniß

ablegen zu können, die Richtigkeit des in dessen Werk niedergelegten Schatzes von Sprüchen sei seines Wissens nur zweimal vor den Gerichten in Zweifel gezogen und von diesen zwei Fällen trifft nur der eine den Verfasser, und betrifft die Verbindlichkeit eines Schiffspartners zu den Kosten beizutragen, welche unter seinem Widerspruch zur Ausrüstung eines Schiffes für eine neue Reise verwendet worden sind. Der zweite Fall hat eine Veränderung zum Gegenstand, welche sich der Herausgeber an dem Text von Abbott gestattet hatte, dessen ursprüngliche Fassung nunmehr in dieser neuen Ausgabe wieder hergestellt ist, indem sich der Herausgeber, wie er selbst sagt, der Autorität der Queen's-Bench unterwirft. Der Fall betrifft die Verbindlichkeit einer Deckladung, zur grossen Haverei beizutragen. Bei Mittheilung des betreffenden, in fast allen Seerechten mittelalterlichen Ursprungs bis auf die neueste Zeit aufgestellten Rechtssatzes hatte Abbott dessen Anwendung für England nur »auf die Praxis« gestützt, und Shee die virgulirten Worte hinweggelassen, um nicht dem Zweifel Raum zu geben, es sei unmöglich, ihn aus allgemeinen Rechtsgrundsätzen abzuleiten. Der Gerichtshof war anderer Ansicht, und sein Mitglied submittirte — eine Bescheidenheit, welche sich die Personen zum Vorbild nehmen mögen, deren Geistesfülle oder Armuth sich darin gefällt, gegen die Praxis eines Menschenalters immer von Neuem anzubellen. Aber auch die Hunde bellen oft den Mond an. Herr Shee submittirte jedoch nicht, ohne seine Meinung gründlich zu rechtfertigen: und so verdanken wir denn in dieser neuen Ausgabe der Beitragspflicht der Deckladung eine Note, welche gewiss Alle mit

Vergnügen lesen, denen nicht die eitle Schöpfung sondern die verständige Feststellung eines internationalen Rechtes als Aufgabe der Zukunft erscheint. — Aber wir haben diese an sich unbedeutenden Fälle auch aus einem anderen Grunde hervorgehoben. Der continentale Jurist erzählt sich das Ammenmärchen von der Buchstabenjurisprudenz seiner überseeischen Stammesbrüder von Geschlecht zu Geschlecht, und die Geschichte von der Laterne mit und ohne Kerze, mit und ohne Licht ist sicherlich geeignet, ein müssiges halbes Stündchen auszufüllen. Allein wer aus diesem Beispiel einen Schluss auf englische Rechtsübung machen wollte, dessen Blödsinn wäre wohl kaum geringer, wie der des verewigten Herausgebers der europäischen Wechselrechte, in dessen beiden dicken Hochoctavbänden England auf wenigen Seiten abgethan ist, deren Lichtpunkt der Brief eines beliebigen mindestens geistigen Winkelkrämers bildet, in welchem der langen Rede kurzer Sinn darauf hinausläuft: in England gebe es kein Wechselrecht, die Fälle würden von der Jury das eine Mal so, das andere Mal anders entschieden. Also das leibhaftige Bild des baseler Gescheidgerichtes, dessen bunte Variationen in der Entscheidung völlig gleicher Fälle als das probatste Mittel gegen Processsucht schon gerühmt worden sind. — Nun! Auch im Wechselrechte giebt es seitdem in England einzelne legislative Schöpfungen, wiewohl sich das Land zu den continentalen Musterbauten auf diesem Gebiete noch nicht emporgeschwungen hat. Jenseits des Canals wird vorzugsweise Dasjenige geordnet, was des gesetzgeberischen Ordneus bedarf, nämlich neue Erscheinungen im Leben, und abgestorbene Institutionen aus der Vergangenheit.

Und dennoch wird Vielen, namentlich auch Rechtsgelehrten viel zu viel von dem Parlament verordnet, und die Regierung der most gracious Queen übertrifft in dem Contingent, welches ihre Regierung zu dem in jedem englischen Rechtsbuch anzutreffenden Appendix von Gesetzen etc. geliefert hat, bei Weitem ihre Regierungsvorgänger. Es giebt eben ein contagium und ein miasma in dem physischen wie in dem geistigen Leben der Völker; und keine Nation unseres Erdenrunds bleibt unbeleckt von der Mode. Doch: Maass zu halten ist gut, sprach schon ein griechischer Weiser. Sonst könnte leicht aus allem Ordnen eine radicale Unordnung hervorgehen; und die Flüssigkeit in den Begriffen des öffentlichen Rechtes auch auf das Privatrecht übertragen werden, ohne dass darum die Träume von dem goldnen Zeitalter verwirklicht würden, in welchen selbst Plato sich gewiegt hat. Aber noch ein Wort von der englischen Buchstabenjurisprudenz. Glauben wirklich die Machthaber der Gegenwart, dass es möglich sei, organische Gesetze mit Gedankeneinheit in Commissionen zu Stande zu bringen, in denen Wasser und Feuer friedlich neben einander sitzen? Oder glauben sie vollends, dass durch die sofortigen General- und Specialdebatten in den vollen Versammlungen der gesetzgebenden Körper eine höhere Vollendung erzielt wird? Der Buchstabe erzeugt den Buchstaben, und das ganze kommende Menschenalter wird bei der Rechtssprechung seine vorzüglichste Aufgabe darin finden, die Dissonanzen der Buchstaben in Consonanzen umzuwandeln — eine wenig dankbare Sisypusarbeit, bei welcher als Hobelspäne — plectuntur Achivi, die rechtsuchenden Parteien — gar leicht mehr

Buchstaben-Jurisprudenz an den Tag kommen dürfte, als Altengland je producirt hat. Wir stehen eben an der Schwelle eines dialectischen Zeitalters, in welchem »Meinungen« und »Aeusserungen« gespalten, gewogen, gedrittheilt und geviertheilt werden — dass die Heide wackelt, wie man in Niedersachsen zu sagen pflegt. Aber kehren wir von den düsteren Ahnungen in Betreff der Zukunft noch einmal in die lebensfrohe und frische Gegenwart zurück; aus der finstern Tiefe in die frischen grünen Wellen von der Sonne beschienenen Seewassers, an dessen Reinheit und Glanz wir durch Abbotts Werk in seiner neusten Ausstattung so lebhaft erinnert werden; und zu jener oberwähnten Aeussereung desselben über Anwendung des fremden Rechtes. Schriebe Abbot heutzutage, so schriebe er sicherlich ganz anders. Denn der Geist der englischen Jurisprudenz steht namentlich im Handelsrecht in Begriff, dessen cosmopolitischem Character volle Rechnung zu tragen und das Recht anderer civilisirter Nationen, wenigstens der Franzosen, findet bereits jenseits des Canales die ihm gebührende Anerkennung, wie demnächst in der Anzeige eines Buches von einer der deutschen Jurisprudenz recht fremdartigen Beschaffenheit dargethan werden soll: wir meinen ein Buch von Tudor.

The anatomical memoirs of John Goodsir F. R. S. Late professor of anatomy in the university of Edinburgh. Edited by W. Turner. With a biographical memoir by H. Lonsdale. Edinburgh. Adam and Charles Black. 1868. Vol. I. XX und 469 S. mit II Taf. 8. Vol. II. XXVIII und 524 S. mit XI Tafeln. 8.

Wenn Mediciner den Namen Goodsir nennen hören, so denken die Meisten sogleich an die *Sarcina ventriculi* Goodsir, an dieses räthselhafte, 1842 entdeckte Gebilde, von dem man heute noch zweifelt, ob es constant im menschlichen Magen wohnt, ob es eine Alge sei oder ein Thier, mit feuerbeständiger Kieselhülle ausgerüstet. Andere, die für Nordpol-Expeditionen sich lebhaft interessiren, kennen einen Goodsir als muthvollen zoologischen und ärztlichen Begleiter Sir John Franklins, dessen trauriges Schicksal nur eine Zeitlang verhindert hat, dass Eichenherzen von Neuem in jene Eiswüsten einzudringen versuchten: *Illis robur et aes triplex circa pectus erat.* — Der Begleiter John Franklin's aber war Harry Goodsir, ein jüngerer Bruder des berühmten Entdeckers der *Sarcine*. Der Anatom erinnert sich bei Nennung des Letzteren vor Allem an die Schrift über Entwicklung der Zähne (1839) und die Zoologen hatten Gelegenheit gehabt, von John Goodsir beschriebene Arten unter seinem Namen zu registriren. Hiermit sind, wie sich noch zeigen wird, die wichtigsten wissenschaftlichen Leistungen angegeben.

Das Leben eines solchen Mannes eingehend zu schildern ist die Aufgabe des auf den Titel genannten Biographen geworden. Die Goodsir's waren ein altes Geschlecht in der Nähe von

Edinburgh, dessen Glieder zwei Jahrhunderte rückwärts zu verfolgen sind und sich regelmässig der Kirche oder dem ärztlichen Stande (Gewerbe — muss man heutzutage sagen) widmeten. Der Grossvater John's war ein in seiner Gegend angesehener Arzt, dessen dankbare Patienten ihn einst mit einem Silber-Pokal erfreuten. Er war sprüchswörtlich wegen der Pünktlichkeit seiner Krankenbesuche, die Anlass gab, in jenen abgelegenen Gebirgsdörfern sein Erscheinen mit der Präcision englischer Postboten zu vergleichen. Auf einsamen Pfaden reitend pflegte er Nachts eine Blendlaterne am Knie befestigt zu führen, welche hörnerne Reliquie noch aufbewahrt wird.

Der Vater war Arzt in Anstruther und hinterliess fünf Söhne nebst einer Tochter; John war der älteste, 1814 geboren; der zweite Sohn als Geistlicher und die Tochter leben noch in Edinburgh; das vierte Kind war jener Nordpolfahrer Harry, der im Jahre 1845 Englands Küsten verliess und von dem man nicht weiss, an welchem Orte ein Schneegrab seinen vielleicht noch erhaltenen Körper deckt. Der vierte Sohn machte zwei Expeditionen mit, um dem verlorenen Bruder im arktischen Gewässer Hülfe zu bringen; die letzte in dem von Lady Franklin selbst ausgerüsteten Schiff. Der jüngste Sohn starb als junger Doktor in Folge seines anatomischen Eifers, vielleicht an Leichen-Vergiftung.

Die Familie der Goodsir war durch verwandtschaftliche Bande mit vielen Männern bekannten Namens verknüpft. Der Staatsmann Forbes of Culloden, sowie der Physiker gleichen Namens; die Anatomenfamilie der Monro, welche durch drei Generationen den anatomischen Lehr-

stuhl von Edinburgh berühmt machte, bis des Enkels Amt in John Goodsir's Hände übergang; Gregory, dessen *Conspectus medicinae theoreticae* heute noch von historischem Interesse ist; endlich die Mackenzie's, sind als die hervorragendsten zu nennen.

Das Meer sendete seine Wogen und mit ihnen die wunderbaren Thierformen des atlantischen Oceans bis fast an den Fuss des Goodsir'schen Wohnhauses: *The sea, the sea — the open sea. — — And the whale it whistled, the porpoise rolled, — And the dolphins bared their backs of gold.* So war es natürlich, dass die Söhne an Zoologie ein frühzeitiges Interesse fassten, sie fingen z. B. einen Seehund und zähmten ihn bei Milchgenuss. Später hatte John gleichsam eine kleine Menagerie in seinem Hause, deren Glieder hier und da etwas Blut etc. von ihrem Körper zu microscopischen Forschungen hergeben mussten. Ein Affe war der Köchinnen Schreck, denn er pflegte nachahmend die Kochtöpfe aufzudecken, jedoch nur in der Absicht, um seine unter Schottlands trübem Himmel erkalteten Pfötchen im warmen Wasserdampf zu beleben.

John sollte Medicin studiren, wurde aber aus Ersparungsrücksichten zu dem sehr bekannten Dentisten Nasmyth in die Lehre gethan. Hier sind die Quellen jenes »*memoir on the origin and development of the human teeth*« (1839) zu suchen, welches allseitig für das beste Werk Goodsir's gehalten wird. Als Vertreter seines Lehrmeisters hatte er die Ehre, dem grossen Agitator O'Connell einen Zahn auszuziehen, den Jener unter Scherzreden als seinen Weisheitszahn erkennen musste.

Die Beschäftigung: mittelst einer Art von

Schmiedezangen das Zahnweh zu curiren, ekelte Goodsir bald und er wandte sich auf der anatomischen Schule der descriptiven Anatomie zu. Die damaligen Resurrection-men forderten aber exorbitante Preise und der Student zahlte z. B. für eine obere Extremität zwei Pfund Sterling, wobei freilich der Eifer das kostbare Material auch recht auszunutzen, in gleichem Verhältnisse stieg. Sein Lehrer war Barclay, ein Mann, der unter den Anatomen Englands durch geistvolle Beredtsamkeit hervorgeragt zu haben scheint; wenigstens wird eine Vorlesung von ihm von 500 Zuhörern als das Maximum, welches dort auf diesem Gebiete erreicht sei, genannt. Barclay war ursprünglich Geistlicher gewesen; seine Pfarrkinder empfanden aber wenig Respect vor einem Manne, dessen liebste Beschäftigung darin bestand, Fröschen die Haut abzuziehen (skinning puddocks). Es war die Zeit der Bell'schen Versuche!

Als Goodsir im Jahre 1842 die Sarcina entdeckt hatte, begann er von nah und fern mit brieflichen Anfragen und Consultationen überhäuft zu werden; sein Sinn wandte sich jedoch dem Lehrstuhl für Anatomie zu, den Monro der Dritte im Jahre 1846 niederlegte. Dass der Bewerber Freimaurer war, hat ihm vielleicht geschadet, wenigsten vermochten die strengen Calvinisten ein Drittel der Wahlstimmen auf einen anatomisch nicht näher bekannt gewordenen Mr. Handyside zu vereinigen, während Sharpey in London vor dem Entscheidungstermin zurücktrat.

Von da ab lebte Goodsir wesentlich für seine Lehrthätigkeit, insbesondere den Sectionsaal. Reisen führten ihn häufig nach Deutschland und wichtige Verbindungen z. B. mit Du-

Bois machten ihm die deutsche Wissenschaft lieb; es ist charakteristisch, dass er in hohem Alter begann deutsch zu lernen. Sein in letzterer Periode mehr und mehr hervortretender Hang zu naturphilosophischen Träumereien auf anatomisch-physiologischem Gebiet wird von dem englischen Biographen naiver Weise dem Aufenthalt in Deutschland zugeschrieben, während doch gerade die Deutschen den übrigen Nationen sehr weit vorausgeeilt sind im Abstreifen der mystischen »force vitale« etc. etc. Der Freundschaft Goodsir's hatte Du-Bois die Uebersendung lebender Zitterwelse zu danken, deren Treiben in so prachtvoller Weise geschildert worden ist. Auch war G. der Erste, welcher die zahlreichen Apparate moderner physiologischer Laboratorien nach England brachte.

Im Jahre 1865 kam er auf die Idee, das Dreieck sei die Basis aller organischen Formen. Wie es scheint, entstand sie ursprünglich aus der Thatsache, dass Muskelfasern sich schräg an ihre Sehnen ansetzen, also mit den benachbarten Winkel bilden. Wenigstens kann die in der Biographie erwähnte Entstehungsart unmöglich ernst gemeint sein. Sein Professor Stirling wurde mit der Aufgabe betraut, diesen neuen Organisationsplan, der die ganze Schöpfung umfassen sollte, durch anatomische Präparation (!) nachzuweisen. Ausserdem spielte aber in Goodsir's Berechnungen die logarithmische Spirale eine Hauptrolle, welche das Fundamentalgesetz darstellen soll, wonach die Organismen wachsen. In seiner letzten Krankheit, die mit wiederholten Schlaganfällen auftrat, hoffte er noch, dass seine Schüler diese dreieckigen Ideen auf weitere Generationen übertragen würden.

So trivial uns das Alles erscheinen mag, lässt sich doch nicht verkennen, wie wenig die Leistungen des Mannes auf anderen Feldern dadurch alterirt worden. Eine seiner merkwürdigen Beobachtungen ist auch die von syphilitischen Veränderungen, Exostosen an Schädeln, die 1838 zu Kingsmuir bei Fife ausgegraben wurden und entweder Dänen oder schottischen Ureinwohnern vor mindestens 1000 Jahren angehört haben mussten. Es ist dies eine bisher, wie es scheint, unbeachtet gebliebene Beweisführung für das Auftreten jener Krankheit in uralter Zeit; der Herausgeber bemerkt dazu, dass die »French infirmité« besser satanisch, wenn nicht spanisch zu nennen wäre.

Goodsir starb am 6. März 1867; sein Grabstein steht in Edinburgh neben dem von E. Forbes und trägt ausser dem Namen: »John Goodsir, anatomist« die spiralige Curve, welche der philosophische Forscher, wie gesagt, als Symbol der Lebenskraft ansah. Aus dem Sectionsbericht ist noch Atrophie der Medulla spinalis hervorzuheben; das Gehirn wog $57\frac{1}{2}$ Unzen avoirdupois. Er war unverheirathet geblieben und zeigte stets Abneigung gegen grössere Geselligkeit, Besuche, private Correspondenz und vor Allem wider Besorgung häuslicher Angelegenheiten. Er lebte nur für seine Wissenschaft; ihm war, wie Lonsdale bemerkt: labor ipse voluptas.

Nach der Lebensbeschreibung folgt zunächst ein Abschnitt, welcher 10 akademische Vorlesungen in Form von kurzen Aufsätzen wiedergiebt. The nature of animality, the essence of humanity, Teleology and Morphology, the position of Man in the scale of being, retrogressive and progressive man sind solche naturphilosophischen Inhalts.

In Deutschland würde man sie schwerlich reproducirt haben. Etwas interessanter sind Bemerkungen über die obere Extremität des Menschen, den aufrechten menschlichen Gang, über Schädel und Gehirn, äussere Haut, Sinnes- und Sprachorgane etc.

Eine 1856 in der Royal medical society gehaltene Vorlesung über Leben und Organisation beschäftigt sich hauptsächlich mit den Unterschieden zwischen Thier- und Menschenseelen. Allgemein pathologischen Charakters ist eine Anrede an die 1859 Graduirten der Medicin. Dagegen enthält eine Antrittsvorlesung in der medico-chirurgical society of Edinburgh, deren Präsident Goodsir 1859 wurde, eine interessante Darstellung des damaligen Zustandes der Medicin, resp. des Werthes der Prophylaxis. Eine 1846 gehaltene Antrittsvorlesung bei Besteigung des anatomischen Lehrstuhls über den Fortschritt in der Anatomie schildert genauer das Leben und die Leistungen der Monro's und die Verdienste J. Hunter's. Ueber die sogenannte microscopische Anatomie bricht Goodsir den Stab, da sie aus einer Reihe von Thatsachen bestehe, deren einziges verbindendes Band der ganz zufällige Umstand bildet, dass dieselben nur mit Hülfe des Microscops beobachtet werden können. Ausserdem warnt G. vor einem zu frühzeitigen Gebrauch des letzteren, bevor die Details der descriptiven Anatomie bekannt sind. Insofern es sich um Erwerbung von technischen Geschicklichkeiten handelt, die Jeder um so leichter lernt, je geringer sein Lebensalter, ist dieser Rath offenbar nicht ohne Schattenseite. Viel eher könnte man eine vorläufige Kenntniss der microscopischen Formen verlangen, die man in Präparaten darzustellen lernen will. Alle die bisher erwähn-

ten Abhandlungen waren noch nicht veröffentlicht gewesen.

Der zweite Abschnitt umfasst Vergleichend-Anatomisches. Die Abhandlungen über die Anatomie des *Amphioxus lanceolatus*, über *Orthogoriscus mola*, *Thalassema*, *Echiurus*, *Pelonalia* waren bereits 1840—1841 publicirt; eine solche über *Tethea* 1853. Dagegen war ein 1855 verfasstes Memoire über eine neue Art von *Diphyllidia* noch nicht zur Veröffentlichung gelangt. Ein Appendix ist unten näher zu besprechen.

Der zweite Band enthält anatomische, physiologische und pathologisch-anatomische Abhandlungen. Hier sind zuerst diejenigen zu erwähnen, welche bisher nicht veröffentlicht wurden.

Die für den Bewegungs-Mechanismus wirksamen Facetten der Gelenkflächen werden nach einem schon früher auszugsweise veröffentlichten Manuscript abgehandelt. Goodsir's Vorstellung geht im Wesentlichen dahin, dass in jedem anscheinenden Charnier-Gelenk zwei Paare von entgegengesetzt gewundenen Schraubenflächen vereinigt sind, die während der Bewegung abwechselnd in Ruhe sich befinden. Zahlreiche Facetten werden an den Gelenkoberflächen unterschieden (S. 220), so z. B. sieben an der Patella. Es soll nämlich der Letzteren Knorpelfläche zwei senkrechte und zwei horizontale Riffe zeigen. Das laterale senkrechte Riff ist von Alters her bekannt, das mediale läuft parallel dem ersteren und schneidet ein kleines Segment vom medialen Rand der Patella ab. Die beiden lateralen Längssegmente der Kniescheibe werden nun durch zwei horizontale Linien in Unterabtheilungen gebracht, deren

meistens sechs, also im Ganzen dann sieben Facetten vorhanden sind. Die mediale der beiden untersten kann jedoch fehlen.

Was den Gang des Kniegelenks betrifft, so ist die mediale senkrechte Facette der Patella in der completen Beugung mit dem Condylus medialis femoris und die laterale obere mit dem Condylus externus in Contact.

In halber Streckung des Gelenks berühren sich gegenseitig die mediale und laterale der oberen Facetten einerseits mit dem medialen und lateralen Condylus andererseits. Bei stärkerer Streckung sind die mittleren, in vollständiger Streckung die unteren Facetten in demselben Contact. Dass derartige Berührungen der Patella mit dem Os femoris in der angegebenen Aufeinanderfolge statthaben, ist bekannt genug; die neuen Angaben bestehen wesentlich in der Aufstellung anatomisch kenntlicher Riffe resp. Facetten.

Auf den Condylen der Tibia ist jederseits eine semilunare Facette zu unterscheiden, welche durch eine schwache aber distincte stumpfe Kante (blunt ridge) von der centralen Femoral-Facette getrennt wird.

Das Os femoris besitzt an seinen Condylen die correspondirenden semilunaren und centralen Facetten für die Tibia. Auf dem medialen Condylus zeigt sich eine halbmondförmige (crescentic) Facette, welche die schrägen Curven des inneren Condylus begrenzt, und für das mediale Längssegment der Patella bestimmt ist.

Nach freilich rohen Messungen betrachtet Goodsir das Kniegelenk als aus zwei conischen doppeltgewundenen Schrauben - Combinationen bestehend. Im rechten Kniegelenk ist die vordere eine linksgewundene (lefthanded, dextiotrope),

die hintere eine rechtsgewundene Schraube; linkerseits ist es natürlich umgekehrt. Die Durchmesser der Knorpel sind beträchtlich grösser als ihre verticale Höhe. Sie sind doppeltgewunden, tiefeingeschnitten, bilden aber wenig mehr als halbe Windungen.

Auch der Mechanismus des Hüftgelenks ist untersucht worden (S. 509). Die Krümmung des Kopfes ist, wie man mit blossem Auge schon sehen kann, keine genau sphärische. Mit letzterer Erklärung bestätigt Goodsir eine bekannte Entdeckung Aeby's. Die Knorpeloberfläche der Pfanne besteht aus drei Abtheilungen (areas), entsprechend den drei Knochen, aus welchen das Os innominatum zusammengesetzt ist. Ihre Grenzen sollen an eingedrückten Linien kennbar sein. Wo letztere am Pfannenrande endigen, springt derselbe ein wenig vor und zeigt meistens eine undulirende Configuration. Dasselbe gilt von dem unteren Rande des Caput femoris. Derselbe ist ausgeschweift gegenüber dem grossen Trochanter, leicht abwärts (below) gebogen gegenüber dem Trochanter minor und medianwärts gegenüber dem oberen Rande des Trochanter major. Das Caput selbst hat zwei entsprechende Abtheilungen (areas), eine vordere und eine hintere; die vordere ist im rechten Hüftgelenk Theil einer rechtläufigen Schraube, im linken umgekehrt. Der Kopf wird bei der Streckung medianwärts oder vorwärts geschraubt und in das Acetabulum gepresst. Der hintere Rand der Femoralgrube stellt die Axe dieses Schraubenganges dar. Das Lig. teres ist gespannt in der Mitte zwischen Beugung und Streckung, ungefähr so wie ein Ligament im Sprunggelenk des Pferdes.

Aus dem Gebiete der Myologie ist die Bemerkung (I, S. 455) über den *M. popliteus* hervorzuheben. Derselbe ist ein Streckmuskel, da seine Ansatzpunkte bei der Extension einander sich nähern. Diese Bewegung beginnt aber mit Contraction des *M. popliteus*; die Beugung mit Contraction der *Mm. sartorius, gracilis* und *semitendinosus*.

Der *M. iliacus internus* ist als Analogon des Scapulartheil des *M. deltoideus* zu betrachten (S. 452). Im Uebrigen stellt sich die Analogie zwischen oberer und unterer Extremität folgendermassen:

M. subscapularis = *M. obturator internus*.

M. popliteus = Claviculartheil des *Deltoides*.

M. adductor magnus = Claviculartheil des *M. pectoralis major*.

Mit Rücksicht auf den *M. subscapularis* wäre ferner das *Tuberculum majus humeri* als Analogon des *Trochanter minor femoris* zu betrachten und umgekehrt der andere *Trochantere resp. Tuberculum minus*.

Es lässt sich nicht verkennen, dass alle diese osteologischen und myologischen Angaben des geistreichen Autors schwere Bedenken gegen sich wachrufen, die nicht ohne erneute Untersuchungen zu beseitigen sein dürften.

Eigenthümliche Ansichten hat G. auch über die *Retina* aufgestellt und in zwei Abhandlungen (II, S. 265 u. 273) niedergelegt. Nach Bestätigung der Beobachtungen von H. Müller und Kölliker bestreitet G. (*Edinb. medic. Journ.* S. 377 Oct. 1855) zunächst die nervöse Natur der Stäbchen, Zapfen und Radialfasern. Dagegen glaubt Goodsir, dass die letzteren in ihrer Axe eine feine Nervenfasern (Ganglienzellen-Ausläufer) enthalten, deren Ende wahrscheinlich

am inneren Ende der Stäbchen resp. Zapfen gelegen ist. Auf dieses Ende fallen die nicht in der Choroidea absorbirten, sondern von derselben resp. von den (Aussengliedern der) Stäbchen und Zapfen reflectirten Lichtstrahlen und es kann also nur reflectirtes Licht empfunden werden. Ein Stäbchen oder Zapfen incl. der daran sitzenden Stäbchen- resp. Zapfenfaser nannte Goodsir (Proceed. of the Royal society of Edinburgh. 6. April 1867) einen »lichtempfindenden Körper« (photaesthetic body). Wir wissen heutzutage, dass die Sache nicht so einfach ist, vielmehr eine Radialfaser der inneren Schichten mit mehreren Stäbchen oder Zapfenfasern durch Vermittlung der multipolaren Zellen der Membrana fenestrata zusammenhängt. Die versuchte Analogie der einfachen und zusammengesetzten Augen muss im Original nachgesehen werden.

Was nun die einzelnen Abhandlungen des zweiten Bandes anlangt, so wurde die über den Ursprung und die Entwicklung der Säcke der menschlichen Zähne bereits erwähnt. Dann folgen solche über das bläschenförmige Stadium in der Dentition der Wiederkäuer, mit einigen Bemerkungen über denselben Process in anderen Ordnungen der Säuger; über die Art, in welcher Musketenkugeln und andere fremde Körper in das Elfenbein der Stosszähne von Elephanten eingeschlossen werden; über die Entwicklung der Nebennieren, Thymus und Schilddrüse; über die morphologischen Beziehungen des Nervensystems in dem Annulaten- und Vertebraten-Typus; über die morphologische Beschaffenheit des Skelets des Wirbelthierkopfes; über die morphologische Constitution der Extremitäten; über die Anwendung mathematischer Formen der Unter-

suchung bei der Bestimmung von Organismen; über die horizontale Krümmung des Condylus medialis femoris; über die Bewegungen und Beziehungen der Patella, halbmondförmigen Knorpel und Synovialbeutel des menschlichen Kniegelenks; über den Mechanismus des Kniegelenks; über die Krümmungen und Bewegungen der wirksamen Flächen der Gelenke; über die Retina; über die Art, in welcher das Licht auf die letzten Nervenendigungen des Auges einwirkt und über die Beziehungen zwischen einfachen und zusammengesetzten Augen; über die Lamina spiralis der Schnecke; über den electrischen Apparat von Torpedo, Gymnotus, Malapterurus und Raja; über den gegenwärtigen Stand der Lehre von der thierischen Electricität; über den Pilz, welcher auf der Haut des Goldfisches wächst; über die Geschichte eines Falles, in welchem erbrochene Massen vegetabilische Organismen von einer bisher unbeschriebenen Form (*Sarcina ventriculi*) enthielten; über eine krankhafte Beschaffenheit der Gl. intestinales; über den Bau und die Pathologie der Niere und Milz.

In einem Appendix (S. 443—455) zum ersten Bande sind noch in dieses Gebiet gehörige Abhandlungen enthalten, nämlich über Asynchronismus der Vorhofscontractionen des Reptilien-Herzens; Bemerkungen über die Myologie des Elephanten; über die generelle Morphologie der Muskeln; über die Morphologie der Extremitätenmuskeln, über die Wirkung des *M. popliteus*.

Ein selbständig (1845) in Edinburgh erschienenes Werk »Anatomische und pathologische Untersuchungen« (II. S. 389—476) ist

ebenfalls vollständig abgedruckt. Dasselbe enthält Abhandlungen über Nutritions-Centra; über den Bau und die Functionen der Darmzotten; über Absorption, Ukeration und die Gewebe, welche bei diesen Processen betheiligt sind; über die Geschwürsbildung in Gelenknorpeln; über den Bau der Absonderungsapparate; über den Hoden und seine Secretion bei den Decapoden; über die Structur der serösen Membranen; über den Bau der Lymphdrüsen; über den Bau der menschlichen Placenta; über den Bau und die Einrichtung des Knochens; über die Art der Wiederherstellung eines Röhrenknochens nach dessen Absterben; über den Modus der Reproduction verlorener Glieder bei den Crustaceen; über die Anatomie und Entwicklung der Eingeweidewürmer, die aus Cysten bestehen. Dazu kommen noch Artikel über eine erectile Geschwulst; Beschreibung einer angeborenen Hodengeschwulst und die schon erwähnte Abhandlung über die Krümmungen der Gelenkoberflächen und den allgemeinen Mechanismus des Hüftgelenks.

Ueberblickt man die lange Reihe (60) von kleineren und grösseren Abhandlungen, so findet man, dass etwa 35 die normale Anatomie betreffen, 13 die vergleichende, 12 die pathologische. Dieselben umfassen den Zeitraum von 1839 bis 1858, insoweit sie schon abgedruckt sind, und unter diesen sind, wie gesagt, offenbar am bedeutendsten diejenigen über die Entwicklung der Zähne und über die Sarcina ventriculi. Die übrigen hätten wohl nicht reproducirt zu werden brauchen, da sie dem enormen Fortschritt der Anatomie und Physiologie gegenüber unvermeidlicher Weise nur noch histori-

sches Interesse haben. Die zum ersten Male an dieser Stelle veröffentlichten Abhandlungen betreffen die philosophischen Anschauungen Goodsir's, an deren oben charakterisirten Bedeutung es Nichts ändern kann, dass sie z. B. noch im Jahre 1862 gehegt wurden, oder es sind längst veraltete akademische Antrittsvorlesungen, die Goodsir selbst heute kaum in dieser Form halten, viel weniger drucken lassen würde. Es blieben also als jetzt noch interessant die im Appendix (I. S. 443—455) niedergelegten Notizen, und die Abhandlungen über Curvaturen und Bewegungen der Gelenke, speciell des Hüftgelenks (II. S. 246 und 508): im Ganzen 47 Seiten von 763' ausser der Lebensbeschreibung. Es wäre hiernach vielleicht ausreichend gewesen, die neu veröffentlichten Abhandlungen mit der vortrefflich geschriebenen Biographie zusammen herauszugeben, da wenigstens für den continentalen Leser das Uebrige nichts Besonderes mehr enthalten kann. In Beziehung auf die Darstellungen der Biographie ist noch Ein Punkt näher zu erörtern. Bekanntlich hat Virchow die Lehre von den Nutritionscentren aufgestellt, d. h. von Zellengruppen, die unter gemeinschaftlichen Ernährungsbedingungen stehen und in Folge davon alle zusammen z. B. erkranken können. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Aufstellung kann man verschiedener Meinung sein, je nachdem man zu den Anhängern der Cellular-Pathologie gehört oder nicht. Vielleicht sind manche Physiologen der Ansicht, dass die gleichartigen Ernährungsverhältnisse wichtiger seien, als die Zellengruppen. Aber hiervon ganz abzusehen, sagt nun der Herausgeber Lonsdale: es sei unfreund-

lich (scanty civility) von Virchow, einen Mann (Goodsir) nur einmal in der ganzen Cellularpathologie zu citiren, dem die englische Ausgabe der letzteren gewidmet sei. Und gerade bei den Nutritionscentren habe Virchow eine Idee Goodsir's benutzt. Natürlich muss der englische Leser denken, es solle wieder einmal Jemand ein Plagiat begangen haben, wie es perfider Weise bei Gelegenheit der Leukämie von Engländern behauptet worden ist. Die Wahrheit aber ist ad 1., dass die Cellularpathologie überhaupt ein Citatenfreies Buch ist und diesem Umstand vielleicht einen Theil ihres Erfolges verdankt. Ad 2. aber ist zu bemerken, dass die Sache ein etwas anderes Aussehen bekommt, wenn man ihr auf den Grund geht. Unvorsichtiger Weise sind nämlich die Goodsir'schen Ansichten über die Nutritionscentra in dem Buche II. (S. 389) wiederum abgedruckt und da findet man denn die erstaunliche Behauptung, dass es in allen Geweben Zellengruppen gebe, die mit einer centralen oder Hauptzelle (capital cell) in Beziehung stehen, von der sie namentlich auch abstammen. Solche »Hauptzellen« existiren nun bekanntlich nicht, sind auch von Goodsir nicht im mindesten anatomisch nachgewiesen; um so weniger lag also Grund vor, eine so gänzlich hypothetische Behauptung noch express zu citiren, oder gar sie ausführlich zu widerlegen. Goodsir's Andenken ist reich genug geschmückt, ohne dazu derartiger Mittel zu bedürfen — das würden auch die Herausgeber wohl bedacht haben, wenn nicht ein höchst lobenswerther Nationalstolz wiederum in's Spiel gekommen wäre.

Druck und Ausstattung der Tafeln sind vor-

trefflich; man muss nur diejenigen schönen Kupfertafeln bedauern, welche keine besseren microscopischen Präparate wiedergeben können, als man sie ihrer Zeit anzufertigen im Stande war.

W. K.

Geschichte des Volkes Israel von Anbeginn bis zur Eroberung Massada's im Jahre 72 nach Christus. Von Dr. Ferdinand Hitzig, Kirchenrath und o. Professor der Theologie in Heidelberg. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1869. VIII und 631 S. in 8.

Dieses Werkes Name Zweck und Inhalt veranlasst uns etwas ausführlicher über die Behandlung des Gegenstandes zu reden welchem es dienen will. Ein Werk mit dem Namen »Geschichte des Volkes Israel« ist zuerst 1843 von dem Unterz. unternommen, und wie bekannt in einer längeren Reihe von Bänden beendet. Der Name hat vielen Beifall gefunden, wie eine Menge von Zeugnissen beweisen. Er ist doch aber auch unstreitig richtiger als der ganz unpassende »Jüdische Geschichte«; treffender auch als der bisweilen früher gebrauchte »Geschichte der Israeliten«, da er in aller Kürze auch das rechte Ende dieser ganzen langen Geschichte bezeichnet. Denn von einem Volke dieses Namens ist seit dem Ende des Hadrianischen Krieges in keinem einzigen wahren Sinne mehr zu reden; oder wenn man dennoch den Namen Volk missbrauchen will, so

kann man wenigstens seitdem von einer Volksgeschichte Israel's nicht reden. Der Name »Hebräisch-Jüdische Geschichte« endlich, welchen de Wette einst in seinem kleinen aber auch sehr wenig genügenden Abrisse derselben einführte, ist nicht bloss schwerfällig und leidet an denselben Gebrechen welche eben bezeichnet wurden, sondern schliesst auch gerade den Namen aus dessen sich dies Volk in seinen schönsten Zeiten selbst am höchsten rühmte und der seitdem nicht ohne Ursache stets das Andenken an diese seine herrlichsten Zeiten am treuesten bewahrt hat.

Unstreitig ist nun dieser Gegenstand heute zu einer wirklichen Wissenschaft geworden; und es wäre lehrreich genug etwas näher zu erörtern wie diese Wissenschaft sich ausgebildet habe. Wir haben hier keinen Raum dazu; auch lässt sich der Verf. des hier zu beurtheilenden Werkes darüber nicht aus. Den Zweck aber welchen er bei ihm ins Auge gefasst habe, bezeichnet er genau genug in einer »Selbstanzeige«, welche er statt der sonst üblichen Vorrede voransetzt und deren neuer Name hier auf sich beruhen mag. Danach wurden beim Entwerfen desselben »sehr verschiedenartige Leser ins Auge gefasst«; und weil »das Buch in weiteren Kreisen sich Eingang verschaffen sollte«, so »durfte es nicht zu einer Reihe von Bänden anschwellen«. Nun hängt ja freilich der Umfang in welchem ein Schriftsteller seinen Gegenstand abhandeln will, nur von ihm selbst ab; und kein billiger und am wenigsten ein wissenschaftlicher Mann wird ein Werk von 631 Seiten deswegen verwerfen weil es, wenn es dem Gegenstande ganz nach unsern heutigen Hilfs-

mitteln genügen wollte, sehr wohl und sehr nützlich hätte viel länger sein können. Man kann es auch übersehen wenn ein geschichtliches Werk manche der Seiten seines weiten Gegenstandes wenig oder gar nicht berücksichtigt; so wie das vorliegende auf die ganze ältere Geschichte des Volkes Israel bis zur ersten Zerstörung Jerusalems nur 258 Seiten verwendet, die Geschichte der Entstehung des Christenthumes ausschliesst, und die Erzählung nur bis zu dem Tituskriege herabführt, während sie doch um vollständig zu sein bis zu den grossen Bewegungen und Kriegen unter Trajan und Hadrian herabsteigen müsste. Alles dies mag also in die Willkür gestellt sein, sofern sich dabei dem Schriftsteller nichts vorschreiben lässt. Aber dass ein wissenschaftlicher Mann sich nach solchen ganz unwissenschaftlichen Zwecken richte wie die vom Verf. oben angeführten sind, darf nicht gelobt werden. Ein mächtiger Zug unserer Tage geht freilich überhaupt dahin nur möglichst viele Leser sich zu verschaffen, nach den Winken und Befehlen der Buchhändler sich zu richten, und lieber für den Augenblick recht anziehend als für die lange Zukunft recht gründlich und lehrreich zu schreiben. Und doch wird man solchen Zwecken eben weil sie verkehrte sind, niemals rein genügen können: sowie in diesem Werke zwar jeder Hebräische Buchstabe ängstlich vermieden, dagegen eine Menge Bemerkungen eingeschaltet werden über welche gemeine Leser überaus leicht stolpern. Was aber am schlimmsten ist: es ist nicht zu vermeiden dass wenn man Zwecke festhält welche ganz ausserhalb der Wissenschaft liegen, während man doch eigentlich für wissenschaftliche Männer schreiben will,

diese Zwecke dann auch die Fassung und Art des Inhaltes selbst vielfach anders bestimmen als es die Wissenschaft billigen kann.

Kommen wir damit auf den Inhalt welchen ein solches Werk haben kann, so ist bekanntlich in unsern Tagen nichts verhängnissvoller als in diesen Inhalt eine zu unsichere und gefährlich wankende Freiheit einzumischen. Der Verf. hat sich seit seinen frühesten gelehrten Tagen der freien Wissenschaft ergeben: nichts ist besser, wir wollen die edle Freiheit auch in dieser besondern Wissenschaft, und wissen die unersetzlichen Vortheile zu schätzen welche sie bringt. Allein wenn die durch falsche Zuthaten getrübt Freiheit überall schädlich wirkt, so wirkt sie hier aus bekannten Ursachen doppelt schädlich: und leider müssen wir das hier nur zu sehr befürchten.

Fragen wir zunächst wie der Verf. mit dem grössten und zugleich dem wichtigsten Theile der Quellen dieser Geschichte verfare, so vermissen wir hier nicht nur eine allgemeine Rechenschaft die er darüber zuvor ablegte, sondern auch die strenge Gewissenhaftigkeit welche nirgends so nothwendig ist als bei der Frage über die Quellen der Geschichte. Das Stück Erzählung Gen. c. 14 ist in unsern Zeiten aus guten Gründen als ein kostbares Ueberbleibsel aus einem uralten Kanaanäischen Geschichtswerke erkannt und als solches angewandt: der Verf. widerlegt die Gründe welche dafür sprechen nicht, verdächtigt es aber S. 44 f. als ein ganz spätes für die Geschichte völlig unbrauchbares. Er erhebt gegen es den allgemeinen Verdacht es sei nicht frei von Absichtlichkeit: was er damit aber meine, erklärt er nicht; und der Verdacht erinnert nur an die Tendenz welche die

jetzt bereits so gut wie erloschene Baur-Strauß'sche Schule in den NTlichen Büchern finden wollte. Dass die Namen von den vier Königen V. 2 erdichtet seien weil sie (wie der Verf. meint) nichts bedeuten könnten als »Frevler, Schurke, Schlangenzahn, Skorpiongift«, ist eine eitle Einbildung, womit der Erzählung zugleich ein schweres Unrecht angethan wird: mag noch heute in Gesenius' Wörterbuche zu lesen sein בֶּן רָע und בֶּן רָעָה sei aus בֶּן רָע und בֶּן רָעָה entstanden, so hätte man doch nicht erwartet solche im Hebräischen unbeweisbare Annahmen aus des alten M. Hiller's Zeiten heute wiederkehren zu sehen; auch für die Eigennamen סָלֵם und סָלֵם sind jene Bedeutungen grundlos angenommen. Dass der Ort Salém Gen. 14, 18 Jerusalem bedeute, glaubt der Verf. nur der bekannten späteren Meinung; aber dass der König Malkiśédeq gar kein König und kein Mensch, sondern mit dem Götzen 'Anammélekh 2 Kön. 17, 31 und einem Sanskritisch erdachten Annarâg'â einerlei sei, ist zwar eine sehr neue aber ebenso grundlose Einbildung des Verf. Denn sollte dies etwa dadurch bewiesen werden, dass Gen. 14, 18 bloss Brod und Wein erwähnt wird, so reicht es hin auf Richt. 19, 19. Ps. 104, 15 zu verweisen. Und was sollen wir gar sagen wenn der Verf. verlangt die Erzählung von dem vierzehnten Jahre v. 4 f. müsse jener von dem vierzehnten Jahre der Herrschaft Hizqia's 2 Kön. 18, 13 nachgebildet sein! Mit solchen willkürlichen Etymologien und grundlosen Verdächtigungen kann sich jeder anheischig machen die ganze alte Geschichte in Dampf aufzulösen; und mit solchem Plunder im Penta-teuche sich zu beschäftigen wäre gar nicht mehr der Mühe werth. Allein der Verf. hat nicht

bewiesen dass solcher Plunder im Volke Israel auch nur zu jener Zeit entstehen konnte wo die Chronik oder wo das B. Judith geschrieben wurde.

Aber ähnlich ist es bei dem Verf. fast mit dem ganzen Pentateuche. Wir erwähnen hier nur folgendes. Es ist eine sehr späte und so wie sie vorgebracht wird völlig bodenlose Meinung der Pentateuch sei erst von Ezra verfasst. Allein wie Dr. Hitzig auch sonst solche Rabbinische Einbildungen liebt wenn sie ihm seine eignen zu bestätigen scheinen, so will er auch an dieser festhalten: weil sie doch aber irgendwie bewiesen werden muss, so meint er die Erzählung über die Zusammenkunft Mose's mit seinem Schwiegervater Ex. c. 18 könne erst in Ezra's und Nehemja's Zeitalter geschrieben sein. Als Beweis dafür könnte man nur dies auffinden dass manche Redensarten und Wörter dieses Stückes sich in den BB. Ezra und Nehemja wiederfinden. Allein dies ist zur Hälfte nur Schein: wie z. B. das Wort כִּלְכֵּל Ex. 18, 8 welches auch spätere Schriftsteller gerne gebrauchen, sich noch in einem anderen Stücke des Pentateuches Num. 20, 14 findet welches die deutlichsten Merkmale eines hohen Alters an sich trägt. Zur andern Hälfte erklärt es sich däraus dass die Späteren, wie man jetzt genau genug weiss, die Worte und Redensarten des von ihnen schon wie ein Buch höherer Art gelesenen Pentateuches überhaupt gerne sich aneigneten. Wie kann also ein solcher Grund hinreichen die deutlichsten Merkmale auszulöschen nach welchen die Erzählung Ex. c. 18 vielmehr zu den ältesten im jetzigen Pentateuche gehört! Diese aber berührt der Verf. nicht einmal, noch weniger strengt er sich

sie zu widerlegen an. Die Wissenschaft dieser Dinge ist jedoch heute nicht mehr so weit zurück dass es gerathen wäre sie so zu übersehen.

Was der Verf. nun über die geschichtlichen Bücher des ATs weiss, das können wir an solchen einzelnen Beispielen erkennen bei welchen er sich hier wie zufällig über sie ausspricht. Ueber geschichtliche Verhältnisse in den dichterischen und prophetischen Büchern hat er sich in anderen seiner Schriften früher erklärt, und manche von ihnen richtig andere aber und diese leider in grosser Menge nur sehr unsicher ja völlig unrichtig erkannt. Was er über ein Israelitisches Königreich Massa aus Spr. c. 30 f. ableiten wollte, hat sich nicht bestätigt; und wie sehr seine Meinung von Makkabäischen Psalmen in unserm Psalter verfehlt sei, ist noch neuerlich in den Gel. Anz. 1869 S. 1805 ff. erwähnt. Trotz alle dem verwendet er solche Meinungen hier als Quellen der Geschichte, und schaltet sie je an ihrem Orte in der Erzählung kurz ein, als wären es ausgemachte Thatsachen. Ja er legt auf solche Einschaltungen in seiner übrigens so wenig vollständigen Erzählung sichtbar ein besonderes Gewicht. Wenn nur Dinge die nicht sind auf einem solchen Wege zu wirklichen würden, und es gut wäre die weniger kundigen Leser mit ihnen zu überraschen! Allein solche Ueberraschungen pflegen nicht lange zu dauern; vorübergehend aber vermögen sie allerdings viele Störungen zu veranlassen.

Wenn der Verf. jedoch in solcher Weise die Quellen der Geschichte gebraucht, so erklärt sich schon daraus dass er in ihr auch sonst vieles voraussetzt was wenig sichern Grund unter sich hat. Gerade die entfernteren Felder der

Geschichte für welche die sichern Quellen am schwersten richtig zu finden und richtig anzuwenden sind, erlauben dann erklärlich am leichtesten allerlei grundlose Voraussetzungen, und kommen dem suchenden Auge so gerne entgegen um die empfindlichen Lücken auszufüllen welche man sonst ganz leer lassen müsste. Eine der bei unserm Verf. beliebtesten Voraussetzungen ist so die dass einst in den Ländern in welchen wir bis jetzt immer nur Semiten als die ältesten ansässigen Völker entdecken konnten, vielmehr Völker mit Mittelländischen Sprachen sesshaft gewesen seien. Diese Meinung hat der Verf. schon vor ziemlich langer Zeit ausgesprochen: er fing damit an die Philistäer für Pelasger zu halten; und liess sich dann, weil diese Ansicht doch gar zu vereinzelt bleiben würde, in solchen Vermuthungen immer weiter verlocken. Bewiesen hat er nie etwas von alle dem: allein wie er alles das hier aufs neue aufnimmt und aufs neue beweisen möchte, macht es den Eindruck als ob er nun zu weit darin gegangen wäre um es leicht wieder aufgeben zu können. Vorzüglich wendet er nun das Sanskrit mit einer ungemeinen Vorliebe zur Erklärung der Eigennamen von Menschen und Ländern in Palästina und dessen Umgegenden an: man meint hier etwa 40 Jahre zurück in jene Zeiten versetzt zu werden wo das Sanskrit in Deutschland noch von einem ganz frischen Zauber umflossen war und ein Bohlen in Königsberg gerne alles damit machen wollte. Nur verpflichtet sich bei unserm Verf. damit die Meinung die Hebräer seien mit den Kanaanäern nicht von Nordost sondern von Südwest her eingewandert: ein Satz welchen er den ausdrücklichsten und feststehendsten Urerinnerungen des

Volkes selbst entgegen vertheidigen mag aber zuletzt doch nur dadurch beweisen will dass die Hebräer ihrer Wohnsitze wegen doch immer den Kanaanäern gefolgt sein müssten. Mitten aus der bunten Verbindung aller solcher Voraussetzungen entstehen denn bei dem Verf. die seltsamsten Gedanken im einzelnen. So nimmt er an von den beiden Namen Abraham und Abram sei nur dieser der ursprüngliche (wovon sich leicht das Gegentheil beweisen lässt), dieser aber komme von den Aegyptischen Wörtern *ape* (Haupt) und *râm* (Mensch), weil Abraham eine Art von Indischem *Manu* sein müsse; Isaak sei dagegen dem Sanskrit entnommen *Ixracu* erster König von Ajôdhjâ und Manu's Sohn. Den Namen Mose's will er S. 66 nicht nach dem neulich leider auch in Volkszeitungen zu viel herumgezogenen Münchener Buche Lauth's vom J. 1868 einem Aegyptischen Meschu gleichsetzen, sondern von der Sanskritwurzel *mush* d. i. stehlen ableiten, als ob er wegen der bekannten Erzählung von der Entwendung der Aegyptischen kostbaren Gefässe und Kleider den Dieb bedeute; u. s. w.

Hieraus ersieht man denn dass Dr. Hitzig in der Urgeschichte Israel's noch bis in Mose's Zeit herab nichts geschichtliches zu finden weiss: und der beliebte Name »Mythus« welcher seit länger als einem halben Jahrhunderte die Sinne der Bibelerklärer wunderbar in die Irre geführt hat, hat auch bei ihm noch heute sein die heutigen Deutschen verlockendes zauberhaftes Wesen nicht verloren. Man muss jedoch hier noch eine andere Voraussetzung hinzunehmen von welcher er bei der Betrachtung und Beschreibung der ganzen Geschichte ausgeht. Das ist die Meinung das Volk Israel sei mit

allen Semiten ein geistig sehr wenig begabtes, wie sogar schon seine Sprache beweise; und dazu sei es ja nur ein Morgenländisches gewesen, den Morgenländern aber müsse man namentlich in der Sinnlichkeit und Sittlichkeit vieles nachsehen. Demnach stimmt Dr. Hitzig jetzt völlig mit Renan überein; und der Zug der übeln Freiheit welcher in den neuesten Zeiten noch mehr als früher in Deutschland alle Schleussen geöffnet sind, findet bei ihm kein Hinderniss mehr. Denn eine üble Freiheit ist doch gewiss jene welche kein Bedenken trägt solchen Dingen und solchen Personen denen man ihre hohe ja ihre einzigartige geistige Bedeutung nicht ernstlich nehmen kann, dennoch diese zu schmälern und im wesentlichen zu nehmen. Sie zeigt sich aber auch schon darin dass man die Ergebnisse einer gründlicheren Wissenschaft welche alle solche neugemachte Vorurtheile und Verkleinerungen schon längst wieder entfernt hat, dennoch als nirgends in der Welt Daseiende betrachtet und sich einfach über sie hinwegsetzen zu können meint. Ja man bedenkt dabei nicht einmal dass es sich überhaupt nicht der Mühe verlohnen würde sich mit solchen Dingen weiter abzugeben, wenn sie wirklich so niedrig wären als man sie sich denkt.

Zwar liest man in diesem Werke hie und da zerstreut wohl einige Worte anderen Sinnes, welche beweisen sollen dass der Gegenstand welcher hier abgehandelt wird seine hohe Bedeutung habe. Wie wäre das auch anders möglich in einer Zeit wie die unsrige, in welcher dieser selbe Gegenstand schon so sorgfältig nach allen seinen Seiten hin untersucht und seine wahre Bedeutung so bestimmt und so unwider-

sprechlich ins Licht gesetzt ist. Es ist als würden bei dem Verf. hier einige Stimmen wie aus ganz anderen Weltgegenden her laut. Allein damit lässt der Verf. seine aufmerksamen Leser inderthat nur in den klaffenden Widerspruch und Riss aller seiner Gedanken hineinsehen. Stand jenes Volk wirklich geistig und sittlich so tief wie er meint, und ist schon seine Sprache so erbärmlich wie er sie nach S. 52 f. sich denkt, so müssten die heutigen Nachkommen der alten Mittelländischen Völker entweder selbst schon tief genug herabgesunken sein um sich mit solchen Erzeugnissen eines unebenbürtigen Volkes noch viel herumzuschleppen, oder diese wären vielmehr besser hinter unsern Rücken zu werfen, wie manche ja heute wirklich dies wollen und es laut ausrufen. Unser Verf. kann alle diese Räthsel nicht lösen, und den schweren Widerspruch nicht beseitigen in welchem er stehen bleibt. Aber eben deswegen hat auch sein hier veröffentlichtes Werk gar keine innere Einheit, keinen rechten Anfang, keinen Gipfel und keinen klaren Ausgang; denn Israel unterlag nach ihm schliesslich nur weil es eben ein kleineres und minder mächtiges Volk war als die Römer. Allein näher betrachtet sind die Vorstellungen des Verf. über die Vorzüge Israel's und seiner geistigen Helden doch auch selbst wieder voll Unklarheit und geringen Reizes. Die gesammte Geschichte dieses Volkes soll nach S. 3 lehren »wie theuer es seinen Vorzug bezahlt habe, wie ja auch die Perle in sich zu tragen die Krankheit der Muschel sei«; und ähnlich heisst es S. 258 von Jérémjá er habe es bis zur Zerstörung Jerusalem's (d. i. bis in sein höheres Alter) »zu fühlen gekriegt was es auf sich habe des Wortes von oben, unsterblicher

Wahrheit sterbliches Gefäss zu sein.« Ist über solche Dinge weiter nichts zu sagen, so werden die heutigen Menschen wohl klug genug sein nicht ebenso leiden zu wollen, zumal jene ja bereits wohl genug Schläge »zu fühlen gekriegt« und uns alles eignen Leidens überhoben hätten. Waren sie doch von einer untergeordneten Menschenart; und so kann man sich wohl an manchem freuen was in ihren Schriften steht, vor den Schlägen aber die sie auszuhalten hatten muss man sich weise zurückziehen. Wir wollen nicht sagen dass der Verf. solche Schlüsse aus solchen Worten gezogen wissen will: allein sie liegen nahe, und wir meinen dass uns jene gesammte Geschichte viel besseres und nothwendigeres lehren kann.

Wir möchten hier nicht fortfahren. Es kann bei einem solchen Werke vor allem nur auf die Art ankommen wie es seinen Gegenstand behandelt und wie es auf die Zeit zu wirken geeignet ist. Die vielen Feinde welche heute sowohl die strengere Wissenschaft als die wahre Religion findet, kann es nicht bessern. Es hat nur ein allgemein Lobenswerthes: dass es die bessere Wissenschaft wenigstens nicht offen verwirft, wie dieses im Namen der Wissenschaft heute die Theologen Volkmar Holtzmann Schenkel u. a. thun. Und da es des Christenthumes Ursprung und Wesen zu erörtern unterlässt, so kann man was von christlicher Seite gegen es zu sagen wäre ebenfalls übergehen.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 6.

9. Februar 1870.

Die Söhne Albrechts des Bären, Otto I. Siegfried, Bernhard 1170—84. I. Theil. Ihre Theilnahme an den Reichsangelegenheiten. Von Dr. H. Hahn. Berlin 1869. 4. (Im Jahresbericht über die luisenstädtische Realschule). 47 Seiten in 4^o.

Mit dem Sinken der kaiserlichen Macht im 13. Jahrhundert beginnen die einzelnen deutschen Lande ihre eigne besondere Geschichte zu haben: die provinzialen Angelegenheiten gewinnen das Uebergewicht, sowie sich das Band lockert, welches sie mit dem Geschick des Gesamtvaterlandes verknüpft. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts etwa ist dagegen eine Landesgeschichte ohne lebhafte Wechselbeziehung zur allgemeinen deutschen Geschichte kaum möglich und Beiträge zur Kunde der einzelnen Theile des Reiches aus dieser Zeit werden in der Regel ein mehr als bloss landschaftliches Interesse erregen. Von der Wirksamkeit des bedeutendsten Mannes aus dem ascanischen Geschlecht, Albrecht des Bären, haben wir vor

einigen Jahren eine heutigen Anforderungen entsprechende Darstellung in dem Buche O. v. Heinemanns erhalten; für die Geschichte der Nachfolger Albrechts in den Marken ist aber noch Manches zu thun übrig. Der treffliche Strehlke, aus dessen Nachlasse vor kurzem die auch in diesen Blättern besprochene Urkundensammlung zur Geschichte des deutschen Ordens herausgegeben wurde, hat längere Zeit an Regesten der ascanischen Markgrafen gearbeitet. Eine äusserst sorgfältige Stammtafel, die sich im geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindet, und die mancherlei Ergänzungen und Berichtigungen zu der von mir verfassten bietet, hatte er nach dieser Sammlung angelegt: das ganze Werk, an dessen Veröffentlichung ihn sein allzufrüher Tod verhinderte, wird, wie aus dem von seinem Amtsgenossen, Herrn v. Mörner, verfassten Nachruf im preussischen Staatsanzeiger zu ersehen ist, später bekannt gemacht werden. Inzwischen hat Herr Hahn sich mit der Geschichte der Nachkommen Albrechts des Bären zu beschäftigen begonnen und bietet als erste Frucht seiner Studien die vorliegende Abhandlung, welche den Antheil der Ascanier an den Reichsangelegenheiten in den Jahren 1170 bis 1184 darstellen soll; es ist aber ein Beitrag zur Reichsgeschichte, in welchem natürlich der Sturz des mächtigen Sachsenherzogs den Mittelpunkt bildet. In der einleitenden Erörterung über die Söhne Albrechts berührt der Verf. u. A. die Chronik Pulkawa's und die in dieser benutzte brandenburgische Chronik. Neuerdings hatte v. Heinemann nachgewiesen (Märkische Forschungen IX), dass dieselbe schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts vorhanden gewesen sein muss: Herr Hahn hat diese Thatsache ge-

nauer bestimmt, indem er zeigt — was merkwürdigerweise bisher unbeachtet blieb — dass der älteste Bericht ein 'tractatus' ist, den Heinrich von Antwerpen, welcher von 1217—30 Prior in Brandenburg war, als 'ephebus', also wol schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts geschrieben hat. — Der Zwiespalt des Kaisers mit den Ascaniern 1171, der hier S. 7 erwähnt ist, hat mit einer Begünstigung Heinrichs des Löwen durch den Kaiser Nichts zu thun: auf das Erbe des 'Bischofs' Martin von Halberstadt (vgl. über denselben meine Bemerkung in diesen Blätt. 1867 S. 1988) hatte Heinrich doch keinerlei Ansprüche und Friedrichs Uebelwollen bei Siegfrieds Bemühungen um die erzbischöfliche Würde in Bremen erklärt sich hinlänglich aus der alexandrinschen Gesinnung des Bewerbers. Nachdem der Verf. die Kämpfe der ascanischen Brüder mit dem Landgrafen von Thüringen und Heinrich dem Löwen, deren Ursachen auch hier nicht genügend aufgeklärt sind, behandelt und die Mitwirkung des Markgrafen Otto an der Unternehmung gegen Demmin erörtert, wendet er sich dazu, den Antheil desselben und seiner Brüder an dem Sturz Heinrichs des Löwen darzustellen. Der Verf. ist dabei, wie in der ganzen Abhandlung, auf die Quellen zurückgegangen und bekundet eine selbständige Auffassung derselben. Es ist bekannt, dass im Ganzen und Einzelnen vielfache und gar verschiedene Ansichten über den Verlauf und Zusammenhang der in Rede stehenden Ereignisse entwickelt sind: den bisherigen Darstellungen reiht sich die vorliegende an, welche bald mit einer der früheren übereinstimmt, bald sich ihr entgegengesetzt oder eine neue Auffassung vertritt. Den Verf. hier in seiner Erörterung zu begleiten, würde die Grenzen einer Anzeige

überschreiten, deren Zweck ist, auf die vorliegende Schrift aufmerksam zu machen. Nur Einiges will ich berühren. S. 12. n. 4 sucht H. Hahn in einer längeren Anmerkung die Darlegung von Weiland (Forschungen zur deutschen Geschichte VII, 181) zu entkräften: ich glaube nicht, dass dieser Versuch gelungen ist. Weiland hat eben gezeigt, dass Arnold von Lübeck hier im Ganzen keine gute Quelle ist: von einer zweiten Lösung des Herzogs aus dem Banne weiss Arnold Nichts; es ist also sehr wol möglich, dass er auch hier Ort und Zeit verschoben hat. — Hinsichtlich der Reichstage bei dem Verfahren gegen Heinrich den Löwen stellt der Verf. die Ansicht auf, der Kaiser habe am 13. Jan. 1179 den Herzog vorgeladen noch in Worms zu erscheinen und zwar, wie dann in der Anmerkung gesagt wird, brauche dies keine gerichtliche Vorladung gewesen zu sein, sondern sei vielleicht nur in der Absicht erlassen, den Streit gütlich auszutragen: nach dem Reichstag zu Magdeburg habe dann die erfolglos gebliebene Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und Herzog Heinrich stattgefunden, von der Arnold berichtet. Den Tag zu Nürnberg stellt H. Hahn in Abrede, indem er (S. 21) Fickers Einwendung anführt: letztere habe ich (in diesen Blättern 1868 S. 1765) zu heben mich bemüht. Der Verf. erwähnt die auf dem Reichstage zu Magdeburg erhobene Klage des Markgrafen von der Lausitz und berührt die Wendeneinfälle. Die chronologische Einreihung desselben, welche ich (in den Forschungen I, 331—32) versucht, dass nämlich drei solcher Züge: im September 1178, Anfang Nov. 1179 und Mai oder Juni 1180, stattgefunden, hat Fechner (Forschungen V, 481) ganz angenommen. Auch H. Hahn stimmt

damit überein (S. 15 Anm. 7), hat aber doch verschiedene Bedenken. Einmal scheinen ihm Arnold von Lübecks Angabe und die der sächsischen Kaiserchronik*) auf einer Quelle zu beruhen wegen gleichen Gedankenganges und weil bei beiden der Markgraf Dietrich 'von Landesberg' genannt wird. Dagegen ist zu bemerken, dass sonst keine Spur einer Uebereinstimmung zwischen Arnold und der Chronik ist, wie sie H. Hahn voraussetzt, und dass die Bezeichnung von Landesberg, welche Dietrich führte, nicht im Mindesten auffällig ist. Ferner hätte der Markgraf seinen Vorschlag zum Zweikampf öfter gemacht: gut, aber doch spätestens zu Magdeburg im Juni 1179, wie Arnold ausdrücklich angiebt. Dass in der lauterberger Chronik irrthümlich Vorgänge aus dem Jahre 1178 beigebracht seien, habe ich nicht gesagt und es ist auch nicht der Fall; vielmehr giebt der Chronist die Ursachen an, welche den Sturz Herzog Heinrichs veranlasst und dabei erwähnt er denn, was des Markgrafen Dietrich Zorn gegen ihn hervorgerufen (wie dies Fechner ganz richtig verstanden hat). Die Annahme endlich, dass Dietrich von Beiersdorf 1178 gefallen, aber erst 1180 beigelegt worden sei, ist höchst unwahrscheinlich; denn, wie gesagt, der ganze Gegenstand, der hier gelegentlich erwähnt, hat gar Nichts mit dem Jahre 1180 zu thun: dass ein bestimmter Tag genannt ist, rührt offenbar davon her, dass eine Stiftung zum Andenken an den Gefallenen bestand. — Gar nicht berücksichtigt hat der Verf. die ganz abweichende Darstellung, welche neuerdings Klempin (Pommer-

*) Wie unangemessen der Name 'Repgowsche Chronik' ist, bemerkt mit Recht G. Waitz, Ueber eine sächs. Kaiserchronik S. 26.

sches Urkundenbuch. Stettin 1868. 4. I, 56) gegeben hat. In dieser wird behauptet, dass nur ein Einfall der Wenden und zwar im Sept. 1179 stattgefunden. Von der Lausitz aus hätten sie sich gegen Jüterbock gewandt, welches am 6. Nov. von ihnen in Brand gesteckt ward. Wie wird dies aber bewiesen? Aus der lauterberger Chronik folge, dass Heinrich der Löwe nach der wegen des Einfalls erhobenen Klage des Markgrafen nicht mehr mit dem Kaiser zusammengekommen sei, es könne also der Tod Dietrichs v. Beiersdorf nicht im Sept. 1178 erfolgt sein, da Heinrich, wie bekannt, im Oct. dieses Jahres den Kaiser in Speier aufgesucht habe. Aber weder steht dies in der lauterberger Chronik, noch würde es das beweisen, was es soll; denn die Klage, welche nach Arnold zu Magdeburg (im Juni 1179) erhoben ward, konnte ja sogar noch früher erhoben sein, ohne jener Voraussetzung zu widersprechen. Dass die Wenden, welche im Sept. 1179 einen Zug in die Lausitz unternahmen, um sie zu verheeren, dann sechs Wochen brauchen, um bis Jüterbock zu kommen, ist ganz unglaublich und widerspricht durchaus dem Charakter dieser Art von Kriegführung. Endlich ist es willkürlich, ein Ereigniss, welches die völlig gleichzeitigen und chronologisch zuverlässigen pegauer Jahrbücher mitten ins Jahr 1180 setzen, nach Belieben dem Jahre 1179 zuzuschreiben. Eigenthümlich aber durchaus unbegründet ist auch die Annahme Klempin's, dass der Kaiser wegen der Klage des Markgrafen dem sächsischen Herzoge besondre Gerichtstage zu Ulm, Regensburg und Wirzburg Mitte und Ende Dec. 1179 und Mitte Jan. 1180 gesetzt habe. — Im weitem Verlauf seiner Darstellung von dem Verfahren gegen

Heinrich den Löwen stützt sich H. Hahn wieder besonders auf Arnold von Lübeck, worin ich ihm nicht beipflichten kann. An den Bericht über die Beförderung Bernhards von Anhalt zur herzoglichen Würde reiht sich ein Abschnitt über dessen Bruder Siegfried, den Bischof von Brandenburg und spätern Erzbischof von Bremen (S. 24—29). Dieser, wie es scheint, dritte Sohn Albrecht des Bären, war weder Propst noch Domdechant, sondern, wie hier gezeigt wird, nur *canonicus* in dem Marienstift zu Magdeburg: H. Hahn vermuthet, dass Siegfried das 1151 geworden; Winter (Die Praemonstratenser S. 307), der — beiläufig bemerkt — den Irrthum über Siegfrieds Stellung schon berichtigt hat, was unserm Verf. entgangen ist, nimmt das Jahr 1147 an. Ueber Siegfrieds Wirksamkeit als Bischof von Brandenburg liess sich nicht viel sagen; eingehend dagegen ist die Geschichte seiner Beförderung zur erzbischöflichen Würde in Bremen dargestellt: das war um so zweckmässiger, als das, was neuerdings Philippson (Gesch. Heinrichs des Löwen II, 224) darüber sagt, ganz verkehrt ist. Wenn H. Hahn aber als Ergebniss (S. 28) äussert: 'Es ist wohl kein Zweifel, dass Siegfried, der dem Concil beiwohnte, . . . hier (d. h. in Rom) seinen Nebenbuhler aus dem Sattel gehoben hat', so scheint mir die Richtigkeit dieser Auffassung noch gar nicht so sicher: namentlich der Bericht bei Albert von Stade, welcher sich auf den zeitgenössischen bremer Scholasticus Heinrich stützt, zeigt den Sachverhalt doch in einem etwas andern Lichte. Der Papst hatte demnach zwei Cardinäle mit der Untersuchung der Wahl jenes Berthold beauftragt und es kamen verschiedene Punkte in Betracht, welche Alexander bewogen, sie ungültig

zu erklären. Er zählt sie einzeln auf: der entscheidende dürfte der gewesen sein, dass Siegfrieds Nebenbuhler sich die kaiserliche Beilehnung vor der Weihe hatte ertheilen lassen. Daneben mag Siegfried seine Alexander freundliche Haltung (S. 26) ins gehörige Licht gesetzt haben. — In der folgenden ausführlichen Erzählung der kriegerischen Ereignisse während der Jahre 1180—81 hat der Verf. auf eine Angabe der sächsischen Kaiserchronik gestützt, auch einen Zug des Markgrafen Otto von Brandenburg nach Pommern, der mit einem grossen Siege desselben geendet, im Herbst 1180 angenommen und in einer längern Anmerkung meine Gründe gegen die Glaubwürdigkeit jener Angabe zu widerlegen gesucht; er hat mich aber nicht zu überzeugen vermocht. Sobald einmal zugegeben werden muss — und auch H. Hahn giebt es zu — dass Herzog Kasimir eines natürlichen Todes gestorben ist, so wird doch jene ganze Nachricht, die ihn im Kampfe fallen lässt, schon zweifelhaft. Gewiss: im Allgemeinen wird aus dem Schweigen der andern Quellen noch nicht gefolgert werden dürfen, dass die in der einen ausschliesslich berichteten Vorgänge nicht stattgefunden haben; hier liegt die Sache aber so, dass die beiden Schriftsteller, welche Kasimirs Tod melden, ohne von einem vorhergegangenen Kriege zu wissen, den drei Jahr früher erfolgten Zug des Markgrafen Otto gegen Demmin berichten: der Verf. der sächsischen Kaiserchronik dagegen, welcher von jener 1177 unternommenen Belagerung Demmins keine Kunde giebt, bringt als nachträglichen Zusatz zur Geschichte Friedrichs I. die chronologisch nicht näher begränzte Meldung von dem Kampf des Markgrafen gegen den Herren von Demmin (als den

er irrig Bogislav bezeichnet), in welchem Kasimir getödtet worden sei. Da die Nachricht, wie sie in der Chronik gegeben wird, nicht richtig ist, so kann sie im besten Falle nur auf der Vermischung verschiedener Ereignisse beruhen, die dem mindestens 30 Jahr später schreibenden Chronisten begegnen mochte. Wenn Hr. Hahn bemerkt, dass Kasimir II. um 1219 starb, und daher nicht im Kampfe gegen Markgraf Otto, welcher nur bis 1205 regierte, gefallen sein könne, so ist das freilich unzweifelhaft; ich habe aber auch gar nicht das Gegentheil behauptet, sondern nur die Vermuthung geäußert, dass, weil 'Otto und sein Bruder Albrecht († 1220) in beständigem Kampfe mit den Pommern lagen', Kasimir II. vielleicht 'in einem jener märkisch-pommerschen Kämpfe fiel'; es kommt übrigens nicht viel darauf an, ob dieser Erklärungsversuch richtig ist: sollte er es auch nicht sein — jene Nachricht der Chronik wird darum doch nicht glaubwürdiger.

Am Schluss seiner Abhandlung, in der noch 'die Ascanier in den neuen Würden 1181—84' und 'Tod Otto's und Sigfrieds' dargestellt sind, verspricht der Verf. zunächst die Geschichte der Markgrafen Otto und Albrecht und die innere Geschichte Brandenburgs unter den ersten Ascaniern zu bearbeiten: hoffentlich wird er dann Sorge dafür tragen, dass seine weiteren Beiträge in den Buchhandel kommen, was bei dem vorliegenden leider nicht der Fall ist.

Adolf Cohn.

Nippold, Fr., Welche Wege führen nach Rom? Geschichtliche Beleuchtung der römischen Illusionen über die Erfolge der Propaganda. Heidelberg, Bassermann, 1869. (456 S.)

Prof. Nippold zu Heidelberg, bekannt durch sein Buch über die »neuste Kirchengeschichte«, bietet in dem angezeigten Werke einen neuen und gewiss für Viele dankenswerthen Beitrag zur Charakterisirung der geistigen Strömungen innerhalb der letzten Zeitepoche. und zwar ist das, was der Verf. in dem vorliegenden Buche geleistet hat, eine überaus fleissige und quellenmässige Zusammenstellung und Beleuchtung derjenigen Erfolge, welche die jesuitische Propaganda innerhalb der protestantischen Welt besonders Deutschlands gehabt oder doch gehabt zu haben so häufig sich gerühmt hat. Es ist bekannt, dass von Seiten der römischen Kirche und namentlich von den Hauptverfechtern der Interessen derselben, den Jesuiten, seit mehreren Jahrzehenden mit grosser Siegesgewissheit die Behauptung immer von Neuem wiederholt worden ist, der Protestantismus liege in seinen letzten Zügen, sei in einem inneren Selbstauflösungsprozesse begriffen und es sei die Zeit nicht mehr fern, wo es mit demselben zu Ende sein, d. h. wo die »abgefallenen« Völker wieder in den Schoos der »allein seligmachenden« Kirche zurückkehren würden. Als Vorboten und zur Begründung dieser sanguinischen Hoffnungen pflegte man dann auf die mancherlei und auch namhaften Conversionen hinzuweisen, wie sie in den letzten Jahrzehenden vorgekommen sind, und dass diese Hoffnungen in der Kirche des Papstes noch nicht aufgehört haben, die Gemüther zu beherrschen, beweist wohl zur Ge-

nüge die so viel besprochene Ansprache des Papstes selbst an die Protestanten bei Gelegenheit der jüngsten Concilsberufung, eine Ansprache, die kaum erklärlich sein würde, wenn der, der sie erlassen hat, nicht wirklich die Hoffnung hegte, es könne noch einmal eine allgemeine Rückkehr der christlichen Welt unter die Botmässigkeit des römischen Stuhles stattfinden und es seien die protestantischen Völker, wenn noch nicht völlig, so doch zum Theil reif, um diesen verhängnissvollen und dem römischen Oberhirten erwünschten Schritt zu thun. Diese Hoffnungen nun in ihrem Grunde und Ungrunde zu beleuchten, indem er die von der Propaganda erzielten Erfolge in ihrem wahren Werthe und Wesen auf der Grundlage eines reichen, nur Wenigen in dem Umfange zugänglichen geschichtlichen Materials nachzuweisen sucht, ist der Zweck des Verf., zugleich aber damit denn auch auf die Mittel und Wege aufmerksam zu machen, wie die protestantische Welt sich gegen die so zudringlich gewordenen Bestrebungen von Seiten des jesuitischen Heerlagers zu schützen und dem, was innerhalb ihrer selbst diesen Bestrebungen in die Hände arbeitet, wirksame und unbesiegbare Bollwerke entgegen zu setzen im Stande ist.

Das Buch bietet in der That eine so reiche Fülle von einzelnen Daten aus der Geschichte der Conversionen in der jüngstverflossenen Zeit-epoche dar, dass man die Belesenheit des Verf. auf diesem Gebiete nicht genug bewundern kann, und zugleich finden wir alles Einzelne so wohl geordnet und mit den allgemeinen aus der Geschichte der Zeit sich ergebenden Gesichtspunkten in Verbindung gebracht, dass man den lebendigsten Einblick gerade in diese, sonst nicht

gern an die Oeffentlichkeit tretenden Bewegungen gewinnt. Nachdem der Verf. in einer 6 Seiten langen Einleitung an die schon erwähnte Einladung des Papstes an die Protestanten angeknüpft und gegenüber der Siegesgewissheit der römischen Kirche die Frage aufgeworfen und beantworten zu wollen verheissen hat, ob den bisherigen Erfolgen Rom's nicht noch grössere folgen werden oder ob die dort gehegten Hoffnungen nicht doch eine Täuschung seien, geht er dann zunächst dazu über, eine Geschichte der bisherigen Conversionen, soweit sie in die jüngste Zeit fallen, selbst zu geben, und zwar vor Allem im ersten Abschnitte seines Buches die »allgemeinen Grundlagen« derselben in's Licht zu stellen, und hier ist es nun der Begriff von Religion auf der einen und der Confession auf der andren Seite, den er vorab festzustellen sucht, in der gewiss richtigen Ueberzeugung, dass diese Begriffe »losgelöst von aller theologischen Phraseologie, in's klare gestellt werden müssen, um die geschichtliche Würdigung der Uebertritte von einer Confession zur andren möglich zu machen.« Das Resultat der hier angestellten Untersuchung ist aber, dass beide nicht mit einander zu verwechseln seien, dass »die Confession wohl ein Mittel zur Religion ist und zu derselben führen soll, dass sie aber nicht die Religion selbst ist,« und dass »der Confessionswechsel allerdings eine sittliche Nothwendigkeit für den Einzelnen sein kann, mag er nun herüber oder hinüberführen.« So soll denn das »geheiligte Recht der Persönlichkeit«, sich selbst die Confession zu wählen, von dem Verf. keineswegs angegriffen werden, aber es darf auch nicht verkannt werden, dass »die einzelnen persönlichen Handlungen zugleich die

Symptome allgemeiner Strömungen sind« und eben so wenig, dass manche dieser Strömungen, durch welche die Individuen sich »forttreissen lassen«, nichts weniger »als religiöser Natur, nicht selten sogar unreligiös und selbst antichristlich sind.«

Weiter schildert der Verf. dann in diesem ersten Abschnitte, wenn auch, seinem Zwecke gemäss, in bloss summarischer Weise, die Conversionen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, sie beleuchtend nach den drei Kreisen, in denen sie vorkamen, dem der Fürsten, dem der Theologen und dem der Volksmassen, bei allen aber hervorhebend, wie die Bestrebungen der jesuitischen Propaganda, wenn auch von einzelnen Erfolgen gekrönt, doch keineswegs den Erfolg gehabt haben, den ihre Urheber sich von ihnen versprochen. Der Protestantismus blieb unüberwunden bestehen, ungeachtet der oft so blutigen und verfolgungssüchtigen Bekehrungsmethode, die gegen die Masse angewandt wurde, und ungeachtet die Zustände der evangelischen Kirchen damals solche waren, dass sie wohl selbst hätten bessere Elemente abstossen und entfremden können. Seit der Mitte des 18. Jahrh. hören dann die Conversionen von selbst auf — Winkelmann ist so ziemlich der letzte Convertit, bekanntlich, wie so manche Andre, aus rein äusserlichen Rücksichten — und es hängt dies ersichtlich zusammen mit dem völlig veränderten Charakter dieser Periode. War das Zeitalter der protestantischen Orthodoxie an Conversionen verhältnissmässig reich, so ist es das der Aufklärung, welches sie völlig aufhören lässt, zumal mit dieser Entwicklung auf protestantischem Gebiete, wie der Verf. in's Licht stellt, eine ähnliche auf dem der römischen

Kirche völlig Hand in Hand geht, bis dann mit dem Eintreten der politisch-kirchlichen Reactionsepoche in unserm Jahrh. die »individuelle Abspiegelung« dieser Strömung wieder in zahlreichen Conversionen sich kundgiebt, freilich auch im Zusammenhange mit anderweitigen Charaktereigenthümlichkeiten unserer Zeit, wie des Durcheinanderwürfeln der Bevölkerungen in Folge der veränderten politischen und Verkehrsverhältnisse und des immermehr durchdringenden Toleranzprincips, welches es dem Einzelnen leichter macht, seiner persönlichen Neigung und Ueberzeugung zu folgen, so auch der Steigerung des religiösen Interesses und Bedürfnisses in dieser unsrer Zeit. Im Einzelnen sind es dann aber freilich sehr verschiedenartige Beweggründe, welche auf »diese Kreuzwege« führen.

Der Verf. bespricht dann noch in diesem ersten Abschnitte die Uebertritte zu den einzelnen Confessionen im Besonderen, wie den Wechsel zwischen Juden- und Christenthum, so auch den vom Protestantismus zum Katholicismus und umgekehrt. Was den ersteren betrifft, so macht er darauf aufmerksam, wie der geistige Charakter unserer Zeit auch Juden und Christen einander näher gebracht hat, so dass ein mindestens eben so grosser Wechsel zwischen diesen beiden Religionsformen, wie zwischen den beiden christlichen Hauptconfessionen stattfindet, und ebenso, wie es statistisch feststeht, dass in den grösseren Städten »fast überall mehr jüdisch gewordene Christen als getaufte Juden sich finden!« Conversionen vom Judenthume zum Christenthume geschehen übrigens zu allen christlichen Confessionen, und der Verf. giebt Nachricht von einer ziemlichen Anzahl derselben, zugleich mit interessanten Details, aus

denen zum Theil hervorgeht, wie wenig werthvoll manche dieser Bekehrungen sein mögen, wie z. B. die des vormaligen Pianisten Hermann Cohen, jetzt Pater Augustin Maria vom heil. Sakrament genannt, und des früheren Wiener Revolutionärs und Feuerbachianers Bernhard Bauer, jetzt Pater Maria Bernhard vom heil. Sakrament, und beide berühmte Modeprediger zu Paris. Zahlreicher und wichtiger sind jedoch die Uebertritte von Katholiken zum Protestantismus, wie sie das 19. Jahrh. aufzuweisen hat, und von denen der Verf. mit Recht bemerkt, dass man sich darüber um so mehr wundern müsse, als die protestantische Kirche eines Bekehrungs-Instituts, wie des Jesuitenordens, entbehre, und als dieselbe nach ihrem Grundsatz, dass das Heil nicht an die Confession gebunden sei, auch überhaupt nicht mit diesem Eifer auf Bekehrungen ausgehe, wie die katholische. Hier tritt uns denn zunächst eine Anzahl von katholischen Geistlichen entgegen, die »ihre Stellung ihrem Gewissen zum Opfer bringt« und zum Protestantismus übertritt, z. B. Boos, Gossler, Linde, die Henhöfer, Helferich, dann aber auch eine Anzahl andrer hochgestellter Personen, die, sich der humanistisch-rationalistischen Richtung des Protestantismus zuneigend, die römische Kirche verlassen haben: die Brüder Benzel-Sternau, der Fürst Salm-Salm, Freiherr von Reichlin-Meldegg, die Theologen Fischer in Erlangen, Eisenschmidt in Ingolstadt, Eiselen in Donaueschingen, der Kunsthistoriker Springer, der Novellist H. König, der Baron Düker von Bödinghausen in Westfalen u. A., wozu dann auch noch eine ganze Anzahl von gelehrten Männern kommt, die, ohne geradezu auszutreten, doch grundsätzlich mit der katho-

lischen Kirche längst gebrochen haben: Carové u. A., die von dem Verf. erwähnt werden. Der Verf. schildert auf Grundlage der Dokumente die Bekehrungsgeschichte einer Anzahl dieser Convertiten zur protestantischen Kirche ihren hervorstechenden Eigenthümlichkeiten nach, und aus Allem tritt denn wenigstens so viel hervor, dass diese Männer nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung gehandelt haben und erst aus ihrer ursprünglichen Kirchengemeinschaft ausgetreten sind, als sie nach redlichem Suchen der Wahrheit in derselben mit gutem Gewissen nicht mehr bleiben konnten.

Von den zur römischen Kirche convertirten Protestanten wird römischer Seits nun freilich ganz dasselbe behauptet, und der Verf. führt eine Anzahl solcher Urtheile aus römisch-katholischen Schriftstellern an, welche darin übereinstimmen, dass »aus allerlei Volk und Glauben durch die mannigfaltigsten Mittel und Wege so viele in Finsterniss des Todes wandelnde Seelen zu dem wahren Lebensbrunnen der Alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt sind, die Einen nach langer Ueberlegung und vielen Kämpfen, die Andern durch einen plötzlich in ihr Inneres fallenden Lichtstrahl oder durch ein äusserliches Wunder, u. s. w.« Doch hebt der Verf. mit Recht auch die Unredlichkeit hervor, mit welcher in katholischen Schriften berühmte protestantische Gelehrte als Convertiten untergeschoben zu werden pflegen: so »der berühmte Mosheim«, während doch nicht der Kirchenhistoriker, sondern ein sehr unberühmter Neffe von ihm der Bekehrte ist, so »Professor Arndt in Bonn«, wobei Jeder an E. M. Arndt und nicht an den obskuren Privatdocenten Arendt denken wird, so Geh.-Rath J. C. Bluntschli in

Heidelberg, der sich sogar dagegen hat ver-
 wahren müssen, dass er nicht der Convertit J.
 K. Bluntschli sei; gewiss eine Art, Proselyten
 zu machen, die wenig lobenswerth ist. Dann
 aber sucht der Verf. auch die richtige ge-
 schichtliche Auffassung dieser Conversionen von
 Protestanten zum Katholicismus zu gewinnen
 und weist nach, wie die einzelnen Convertiten
 allgemeinen Zeitströmungen, von denen die
 letzten Jahrzehende erfüllt waren, gefolgt und
 durch diese dann schliesslich nach Rom geführt
 worden sind. Dieser Zeitströmungen, welche in
 diesen Hafen münden, sind nun aber nach dem
 Verf. sechs: 1) die mit der Gegenwart zer-
 fallene Geburtsaristokratie: Politische Romantik;
 2) die romantische Dichterschule: Poetische Ro-
 mantik; 3) die romanisirenden Kunstschulen:
 Künstlerische Romantik; 4) die restaurirte
 Rechtslehre: Juristische Romantik; 5) die rück-
 läufigen Tendenzen im Lehr- und Nährstande:
 Sittliche Romantik; 6) die moderne Orthodoxie:
 Theologische Romantik, und — es ist nun die
 Aufgabe des zweiten Theiles der Schrift,
 die unter diese sechs Rubriken fallenden Be-
 kehrungen näher zu schildern und in ihrem
 wahrhaften Wesen und Werthe aufzudecken,
 ohne Zweifel ein wissenschaftlich durchaus ge-
 rechtfertigtes Verfahren, sie so im Zusammen-
 hange mit ihrer Zeit zu verstehen, und auch in-
 sofern gerechtfertigt, als jene sechs Rubriken in
 der That durch die Bewegungen während des
 behandelten Zeitraumes an die Hand gegeben
 werden und die vorgekommenen Conversionen
 wirklich im Zusammenhange mit der einen
 oder andern dieser Strömungen zu Stande ge-
 kommen sind.

Es würde nun den uns zugemessenen Raum

weit überschreiten, wollten wir die im zweiten Abschnitt dargebotene reiche Fülle der einzelnen Daten hier auch im Einzelnen wieder geben. Wir können nur bitten, das Alles im Buche selbst nachzulesen, und man wird nicht nur von dem Verdienstlichen der Arbeit Nippold's überzeugt werden, sondern auch davon, dass diese Conversionen, zahlreich genug, wie sie sind, doch als nichts Anderes betrachtet werden können, denn als Dokumente für die Krankhaftigkeit und zum Theil Bodenlosigkeit der Richtungen, aus denen sie hervorgegangen, keineswegs aber des Protestantismus als solchen. Hier nur einzelnes Wenige, wie wir meinen, es besonders hervorheben zu sollen.

Die erste Gruppe: die mit der Gegenwart zerfallene Geburts-Aristokratie, beginnt mit dem Uebertritte des Grafen Friedrich Stolberg als des Vorläufers und Repräsentanten dieser Richtung und führt dann in allerdings langer Reihe die Nachfolger dieses von Voss bekämpften Convertiten auf: regierende Fürsten, Prinzen aus regierenden Häusern, aus mediatisirten Häusern, Grafen, Edelleute, Schweizer Patricier und holländische und dänische Convertiten aus dieser Gesellschaftsklasse, auch eine Anzahl von Convertitinnen, unter denen die bekannte Gräfin Hahn-Hahn den ersten Platz einnimmt, im Ganzen mehr als ein Schock und also eine verhältnissmässig reichliche Ernte, aber bei Allen auch deutlich genug hervortretend, dass der von dem Verf. aufgestellte Gesichtspunkt für die Beurtheilung ihres Uebertrittes der richtige ist. Schon bei Stolberg zeigt es sich, wie die beigebrachten Belege aus dessen eigenen Schriften es darthun, dass ein Hauptmotiv seines Ueber-

trittes der Umstand war, dass man zu seiner Zeit vergass, wie ja eben das die grosse Aufgabe des politischen Vereins sei, durch die gediegene Weisheit Einiger Abstand zu halten blinder Gewalt der Menge, und dieser hier ausgesprochene Beweggrund kehrt hier fort und fort wieder: man sucht in der römischen Kirche einen Schutz gegen den mittelalterlichen Standesprivilegien abholden Geist der modernen Zeit. Besonders hervorzuheben ist jedoch der Umstand, dass den Convertiten unter den regierenden Fürsten, wie den Herzogen Friedrich von Gotha und Ferdinand von Köthen ausdrücklich verstattet wurde, äusserlich in der evangelischen Kirche zu bleiben und wie es von römisch-katholischen Schriftstellern gepriesen wird, dass dieselben »die Frechheit« ihrer Unterthanen gebührend zurückgewiesen hätten, als diese Garantien für die Sicherstellung des evangelischen Bekenntnisses in ihrem Lande verlangt; und ebenso dürfte von Interesse sein, was der Verf. über einen der letzten hocharistokratischen Bekehrten, den sächsischen Grafen Schönburg-Glauchau zu dessen Charakteristik als eines in rein mittelalterlichen Standesanschauungen befangenen Mannes beibringt, der sich sogar darüber geärgert, dass »der hohenzollernsche Emporkömmling Fürsten und Herzöge mache, was nur dem Kaiser zustehe.« Dass aber der Gräfin Hahn-Hahn ein besonders langer und in das Einzelne eingehender Abschnitt gewidmet ist, dürfte schon der Bekanntheit dieser Person wegen gerechtfertigt sein, und Hr. Nippold zeigt sich in demselben auch als einen Mann, der es wohl versteht, den Menschen in das Herz zu sehen: die Gräfin ist da auf Grund ihrer eigenen Schriften mit vieler

Feinheit gezeichnet, und was da Jedem Unbefangenen sofort deutlich wird, das ist, dass ihr Uebertritt allerdings mit ihrer früheren Richtung auf das Engste zusammenhängt, aber dass es nicht die Verkehrtheiten des evangelischen Christenthums, wie sie behauptet, gewesen sind, was sie nach Rom getrieben hat, sondern neben manchem Andre in ihrer ganzen Geistesrichtung vor Allem auch ihre hocharistokratischen Tendenzen, dass sie dagegen früher als Salondame und Touristin von dem wirklichen evangelischen Christenthume ebenso weit entfernt gewesen ist, wie jetzt als Betschwester in dem Mainzer Kloster.

Gehörte übrigens die Mecklenburgische Gräfin nicht so durchaus in den Kreis der geburtsaristokratischen Romantiker hinein, so hätte sie der Verf. auch füglich mit zu der zweiten Gruppe von Convertiten hinzurechnen können, die er dann weiter schildert: Die poetischen Romantiker, an ihrer Spitze Friedrich Schlegel und seine Frau, die Geschiedene Veith, wie Stolberg an der Spitze der ersten Gruppe steht, und dann auch in zahlreicher Reihenfolge berühmter und unberühmter Geister sich fortsetzend bis in unsre Tage hinein. Da treffen wir Namen, die längere Zeit von gutem Klange in der schönen Literatur Deutschlands gewesen sind: Tieck, der freilich seine Conversion selbst in Abrede gestellt hat, und dessen Familie, Zacharias Werner, der Anfangs Luther dramatisirte und dann als Wiener Hof- und Modeprediger seine seltsame Rolle spielte, die Baier'schen Romantiker v. Schenk und Wetzels, spätere, weniger bekannte Anhänger dieser Richtung, Wilh. v. Schütz, Raph. Bock, Aug. Le-

wald, Ernst Koch, Böhl v. Faber, auch Dichterinnen, wie die Hensel, Luise v. Bornstedt, Emilie Linder, Amara George, endlich als Anhänger und Freunde der Romantik Biester der Sohn und Freudenfeld sie alle werden in eingehendster Weise auf Grund ihrer eigenen Schriften und brieflichen Aeusserungen geschildert, bei ihnen Allen tritt es aber auch hervor, dass nicht ihr evangelisches Christenthum, wovon sie eben Nichts in sich hatten, sondern ihr Zertallensein mit demselben und, verhehlen wir es auch nicht, ihre eigene innere sittliche Zerrüttung sie nach Rom geführt hat. Der Verf. stellt in der Einleitung zu dieser Gruppe das Urtheil Gervinus über sie aus dessen Geschichte der deutschen Nationalliteratur zusammen, und was er dann hernach über die einzelnen Koryphäen der Richtung, die den römischen Hafen glücklich erreicht haben, beibringt, bestätigt im Einzelnen, wie richtig diess Urtheil des grossen Geschichtsschreibers gewesen ist, wie es völlig an dem ist, dass einestheils das »Zurückziehen aus der Sonnenhelle des Tages in die Dämmerung der Mystik« und anderentheils die »Philosophie des Fleisches«, wie sie z. B. Schlegel in der Lucinde unverholen bekennt, die Brücken gewesen sind, die endlich nach Rom geführt haben. Wie konnte das anders sein, wenn man offen bekennt, das »Zeitalter der Poesie und Kunst sei erloschen, aber es sei erst seit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen«, und wenn man keine andere Macht gelten lassen will, als das poetische Treiben, wenn diesem gegenüber alle sittliche Ordnung in der Welt für eine ungerechtfertigte Schranke erklärt und als solche bekämpft wird? Da konnte es nicht fehlen, dass man auch hinter

den fürchterlichen Aufruhr, der alle Poesie zerstört hatte, zurückging, zumal man sich längst gewöhnt hatte, allen Halbwahn und Aberglauben wieder als die tiefere, weil poetischere Weisheit auf den Schild zu heben, und zumal das zerüttete Gemüth ja auch eines Kissens bedurfte, wo es ausruhen konnte. Jedenfalls aber, wenn man diess Capitel in Nippolds Buche nachliest, wird man zu der Ueberzeugung gelangen, dass die röm. Kirche mit diesen Eroberungen nicht viel Rühmens machen kann, wiewohl sie es ja versucht hat, so wie auch zu der, dass diese Abtrünnigen gegen das evangelische Christenthum schwerlich in die Schranken gerufen werden können als Zeugen gegen dasselbe, auch wenn es nicht mit Allen so stand, wie mit Koch, der (S. 161) offen bekennt, er habe früher vom reformirten Katechismus höchstens noch die Unterscheidungslehren im Gedächtniss gehabt und sei dann schliesslich doch zu der Ueberzeugung gekommen, »am Ende müsse man doch an Etwas glauben«. Wir empfehlen auch diess Capitel zu ernstlichem Nachlesen: es sind seltsame Schlaglichter, die da auf diese convertirten Romantiker fallen.

Ebenso dann aber auch die nun folgende Darstellung der »romantischen Kunstschulen«. Hier begegnen uns Namen wie Overbeck, die Schadow's, Vogel, die Gebrüder Riepenhausen, die Gebrüder Veit, Ludw. Schnorr, Platner, die s. g. deutsch - römischen Maler, dann Klinkowström, Sorg, Julie Mihes, F. Müller, Achenbach, Lasinsky, v. Mohrenschild, ferner Zandt, Hübsch, Schmidt, Bülau, Steinhäuser, Böhm, Kiefer, v. Rumohr, endlich Wassmann, Ahlborn, Steinbrück, Namen allerdings von mehr oder weniger gutem Klange auf dem Gebiete der Kunst und

Kunstwissenschaft, aber — man lese auch die Darstellung Nippold's, wie sie auf urkundliche Thatsachen gestützt ist, und man wird auch hier erkennen, dass die Motive, welche diese Conversionen bewirkt haben, nicht sowohl religiöser, als vielmehr künstlerischer Art waren, auch wenn jenen Männern selbst diess nicht zum vollen Bewusstsein gekommen sein mag, und eben so, dass die Kunst durch ihren Uebertritt mindestens keine Förderung gewonnen hat. Besonders eingehend schildert der Verf. Overbeck und Wilh. Schadow, den späteren Director der Düsseldorfer Akademie, wobei es dann auch nicht unterlassen wird, die Urtheile über die künstlerischen Leistungen dieser Männer, wie sie von verschiedenen Kennern ausgesprochen sind, zusammen zu stellen, so wie auch darauf aufmerksam zu machen, dass namentlich Schadow in seiner Düsseldorfer Stellung es gewesen ist, der der modern-katholischen Schule zu weiter greifendem Einflusse zu verhelfen auf das Eifrigste sich bemüht hat und dass die mehrfachen Conversionen innerhalb des Düsseldorfer Kreises als sein Werk zu betrachten sind. Von besonderem Interesse ist in diesem Capitel noch, was über die Stellung Bunsen's und Brandis' zu den genannten Convertiten beigebracht worden ist, und machen wir namentlich auf den Brief Brandis' an Schadow in Betreff der Proselytenmacherei des letzteren aufmerksam (S. 185 ff.), ein bisher ungedrucktes Dokument, von dem auch wir urtheilen, dass es »durch seine klare unbefangene Erörterung zu den besten Widerlegungen der Controversschriften« gehört, und das auch desshalb von Wichtigkeit ist, weil ein neuerer römischer Schriftstel-

ler, Rohrbacher, es gewagt hat, Brandis selbst zu den Convertiten zu zählen. Endlich sei auch noch auf das hingewiesen, was Nippold über Steinbrück, Prof. der Akademie der Künste in Berlin berichtet: wie derselbe vom völligen Unglauben, angeregt durch die Predigten des bekannten Preussischen Gesandtschaftspredigers zu Rom, Toppelkirch's, erst in die Lutherische Orthodoxie überspringt, um dann schliesslich in der römischen Kirche sein Ziel zu erreichen. Die Darstellung dieser Bekehrung ist sehr lehrreich und giebt Fingerzeige auch über manche andre ihr ähnliche, wie sie die jüngste Zeit gesehen hat.

Die Darstellung der »juristischen Romantik«, der restaurirten Rechtslehre folgt nun in Nippolds Buche, und auch in diesem Capitel treten uns viel genannte Namen entgegen. An der Spitze dieser katholisirenden und selbst zum Katholicismus übergetretenen Rechtslehrer steht Adam Müller, dem, nachdem Bluntschli's Urtheil über die ganze Richtung beigebracht ist, eine längere Besprechung gewidmet wird, und gewiss mit Recht, nicht bloss, weil er der Anfänger dieser Richtung ist, sondern in ihm auch das Princip derselben vor Allen »recht plastisch« hervortritt. Dann folgt der bekannte Restaurator des Staatsrechts K. L. v. Haller, einflussreich geworden besonders seit dem Jahre 1848 in denjenigen Kreisen, welche in der Berliner »Kreuzzeitung« ihr hauptsächliches Organ haben, dann Jarcke und Philipps, welchen auch Stahl zur Seite gestellt wird, ein Mann, von dem Ref. offen bekennt, dass es ihm doch oft zweifelhaft gewesen ist, ob derselbe nicht zu denen gehöre, denen erlaubt worden, in der evangeli-

schen Kirchengemeinschaft zu bleiben; dann der Baiersche Ministerialreferent von Bernhard, die Familie Schlosser, der ostpreussische Convertitenkreis: Burchard, Brewing, Seidell, Gossler, dann Pilgram und v. Kehler, dann die neueren Convertiten Drewes, Martens, Kosegarten, J. K. Bluntschli, Scheby, endlich der neuste Reinhold Baumstark — gewiss auch hier eine ansehnliche Reihe von namhaften Eroberungen, welche Rom gemacht hat, und namentlich auch solche, die dann wieder weiteren Einfluss auf mächtige politische Parteien geübt haben, deren Grundmotiv aber auch eben nichts Anderes gewesen ist, als ein politisches, welches in der Kirche des Papstes am Besten seine Rechnung zu finden gemeint hat. Sehen wir die zahlreichen und höchst eingehenden Charakteristiken durch, welche der Verf. von allen diesen Männern gebracht hat, so ist der Grundgedanke in allen der der »Autorität statt der Majorität«, wie Stahl das Princip in seiner scharfen Weise formulirt hat, und zwar die alten hergebrachten Autoritäten in Kirche und Staat gegenüber den neueren Verfassungsbestrebungen, kirchlicher und politischer Absolutismus, eine göttliche Ordnung nicht in der menschlichen, sondern ihr gegenüber in Staat und Kirche etabliert — da konnte es nicht fehlen, dass diesen Leuten auch die römische Kirche mit ihrem, wenn auch noch nicht rechtlicher, so doch thatsächlicher Weise absoluten Einzelherrscher an der Spitze als die allein wünschenswerthe Kirchengestalt erscheinen musste. Dahinein mischten sich dann noch mancherlei andre Elemente aus der hocharistokratischen, der poetischen, der künstlerischen Romantik stammend, wie denn hier ja

auch eine volle Solidarität und ein tieferer Zusammenhang dieser einzelnen Kreise überall vorhanden ist. Doch wir müssen, weil wir hier keine Details geben können, auf das Buch selbst verweisen, und können versichern, dass gerade auch diese Capitel des Interessanten Vieles bieten und dass eine Ueberfülle von Material auch hier zu einem sehr anschaulichen, das wahre Wesen der Richtung kennzeichnenden Bilde verarbeitet worden ist, und zwar mit einer Meisterschaft und vor Allem mit einer geschichtlichen Objectivität, wie sie leider noch immer bei Darstellungen dieser Art selten genug ist. Herausgehoben sei jedoch noch die Charakteristik des »neusten Convertiten« Reinhold Baumstark, weil gerade sie, rein aktenmässig verfahrend, so recht ins Licht stellt, wie es bei solchen Conversionen herzugehen und welches Maass von Klarheit und Redlichkeit den Convertiten selbst so oft beizuwohnen pflegt.

Indem der Verf. weiter in der fünften Gruppe die rückläufigen Tendenzen im Lehr-, Beamten- und Journalistenkreise« schildert, nennt er auch wieder eine Reihe von mehr oder weniger bekannten Namen: die Historiker Gfrörer und Daumer, neben denen gewiss mit Recht auch Leo genannt wird, wenn er auch den verhängnissvollen Schritt noch nicht gethan hat, die verschiedenen Fächern angehörigen Professoren und Lehrer Eisenbach, Durst, Petersen, A. Richter, Bippart, Stein, L. Krüger, R. Hess, F. Birkenhauer, den der Bürokratie angehörenden Volk, die Beamten oder Kaufleute Witt, Weier, Kahl, Hugnes, Hetsch, Schimper, die Journalisten Florencourt, Zander, Börsch, Ebeling, endlich eine Anzahl holländischer und

dänischer Convertiten dieser Klasse: Lesage, Tenbroech, Berends, Dekker, Stub, Karup, Kändler — und es werden über die meisten dieser Leute recht eingehende Schilderungen ihres Entwicklungsganges geliefert, wobei denn freilich die Bemerkung nicht zu unterdrücken ist, dass bei der Mehrzahl dieser Convertiten ein radikaler Unglaube gegenüber dem Christenthum ihrem Uebertritt in die römische Kirche vorhergegangen ist. Daumer's, dessen thörichtes Buch über das Christenthum als ursprünglichen Molochkultus wohl nur noch älteren Gelehrten erinnerlich ist, nicht zu gedenken, so gehörte doch auch Gfrörer in diese Klasse, und so auch noch mancher Andre von den Genannten, während freilich auch wieder Andre von pietistischen und ähnlichen Richtungen ausgehend, zuletzt bei demselben Ziele mit Jenen angekommen sind. Wir machen u. A. besonders auf die Schilderungen Volk's und Florencourt's aufmerksam, die sehr viele wichtige Fingerzeige zur Beurtheilung dieser Vorkommnisse enthalten.

Die sechste und letzte Gruppe bilden die »theologischen Romantiker,« die moderne Orthodoxie, welche auch kein kleines Contingent von Bekehrten für die röm. Kirche geliefert hat. Der Verf. theilt diese Gruppe wieder in zwei Theile, solche, die vor 1848, und solche, die nach 1848 übergetreten sind, gewiss mit Recht, weil allerdings das genannte Jahr auch hier einen Wendepunkt bildet. »Vorher«, sagt der Verf., »sind es mehr vereinzelte, gewissermassen versprengte Individuen,« die den Uebertritt bewerkstelligen, nach 48 dagegen werden die Conversionen zahlreicher, und dies kommt daher, weil das Jahr 48 in der That

der repristinirenden Orthodoxie innerhalb der protestantischen Kirche zu rapidem Wachsthum verholfen hat.

Vor 48 führt da nun den Reigen an der Darmstädter Oberhofprediger Starck, aus dessen Schrift »Theoduls Gastmahl oder über die Vereinigung der verschiedenen Religions-Societäten« der Verf. mit voller Evidenz nachweist, dass derselbe, wenn auch nicht förmlich übergetreten, was ja nicht nachgewiesen werden kann, so doch ein versteckter Anhänger der römischen Kirche gewesen ist und, obgleich völlig mit der evangelischen Kirche zerfallen, doch sein hohes Kirchenamt in derselben lange Jahre hindurch zu deren Schädigung missbraucht hat. So ist er denn der Vorläufer Andrer aus diesen theologischen Kreisen geworden, unter denen vorzüglich die Badenser Voltz und Weickum, und die Schweizer v. Castelberg, de Joux, Propst, Esslinger, Signer und Hurter genannt werden. Vor Allen der Letztere wird dann eingehend besprochen, wobei sich der Verf. auf dessen autobiographische Bekehrungsgeschichte, »Geburt und Wiedergeburt« stützen konnte, und gewiss ist es lehrreich, zu sehen, wie ein »starker Durst nach einem gewaltigen Quell der Autorität« den Mann in die Arme Roms getrieben hat, aber auch wie tief zerrüttet das sittliche Urtheil eines Mannes war, der nicht nur blutige Gräuel früherer Papstgeschichten in seinem Buche über Innocenz III. zu entschuldigen sucht, sondern auch selbst, nachdem er schon Jahre lang innerlich nicht mehr der protestantischen Kirche angehörte, in seinem Amte als Antistes von Schaffhausen verblieb und dasselbe erst aufgab, als es für ihn äusserlich un-

möglich geworden war, diese Stellung zu behaupten. Wesentlich beigetragen zu Hurter's Sturz in Schaffhausen und zur Vernichtung der Pläne des Mannes hat sein Nachfolger im Amte, Schenkel, und es ist recht dankenswerth, dass der Verf. auch die damalige Thätigkeit dieses noch immer rüstig dastehenden Kämpfers für die Sache des Protestantismus eingehend dargelegt hat. — Andre Convertiten aus dieser Periode waren: in Sachsen Müglich, Bunger, Rüdli, Wilke, in Württemberg Haas, in Baiern Herbst, Bartholmae, Krafft, Vögele, in Oesterreich Zetter, in Ungarn Romy, Sabo, Farkas, Schroeder, Schmetz, Gynresek, in Preussen Beckedorff und Arendt, welche der Verf. sämmtlich einer längeren oder kürzeren Besprechung unterwirft. Aber so zahlreich auch hier schon die Namen sind, die eigentliche Ernte hat die römische Kirche doch erst seit dem Jahre 48 in theologischen Kreisen gehalten und zwar, was der Verf. hervorhebt, fast ausschliesslich in Preussen (!) und hier unter solchen Theologen, denen Hengstenberg und Stahl, Leo und Gerlach, und wie deren Genossen sonst hiessen, die Fahne vorgetragen haben. Auch war das, nachdem die Parole der radikalen Umkehr von den Stimmführern der Partei einmal gegeben war, nur eine ganz natürliche Folge. Mit Recht sagt der Verf. (S. 317): »Wer einmal das 18. Jahrhundert als Beginn des grossen Abfalles ansah, für den war es ein kleiner Sprung, bis zum 16. Jahrh. damit zurück zu gehen.«

Der Verf. theilt die seit 48 vorgekommenen Conversionen nun aber in folgende kleinere Gruppen ein je nach den verschiedenen Schattirungen innerhalb der einen grossen orthodoxy.

stischen Partei: 1) Solche, die durch ihre Naturanlage gewissermassen zum Katholicismus prädestinirt sind: Kerst, Ott, Christfreund; 2) Lutheraner innerhalb der Landeskirche: Meinhold, Lütkemüller; 3) separirte Altlutheraner: Hasert; 4) der Wichern'sche Kreis: Giese; 5) der Vilmar'sche Kreis: Blackert; 6) die Posener »Gläubigen«: Geissler; 7) die Berliner Orthodoxie: Lammers; 8) Lutherische Provincialvereine; Laake; 9) versprengte Jünger der modernen Orthodoxie, a) in Deutschland: Hansen, Martins, Henrici, Dieffenbach, Schwenck, Usteri b) in Amerika: Oertel, Riedel, Schnurrer, Zeller, Hunger, Smid-Büngler — eine Anordnung, durch welche die Uebersicht sehr erleichtert und eben auch jene Nüancirungen der einen Grundrichtung recht gewürdigt werden. Der Verf. bringt auch hier viele schätzenswerthe, urkundenmässige Details, deren Mittheilung hier nicht möglich ist, die aber bei jedem Unbefangenen nur die Ueberzeugung hervorrufen können, es sei von den Convertiten aus diesen Theologenkreisen nichts Anderes, als nur die letzte Consequenz der Theorien gezogen, die in diesen Kreisen die massgebenden sind. Es ist da überall das Drängen nach dem, was man in jenen Kreisen »Autorität« nennt, ein Verlangen nach einer äusserlichen Macht, die eine Hilfe biete gegen das Andrängen des freien Geistes der Neuzeit, den man als das Grundverderben der Gegenwart verabscheut, und wie wäre es da nicht consequent, eine solche Autorität da zu suchen, wo sie allein sich bietet, in der Kirche, gegen die die Reformation und der Protestantismus sich gewendet hat, um das Recht des Gewissens und der Persönlichkeit, d. h.

mit andren Worten um die Freiheit von solcher äusserlichen Autorität auf dem Gebiete des geistigen Lebens sicher zu stellen? Diese Orthodoxie, wie sie nun seit mehr als 20 Jahren ihre Wirksamkeit auf weite Kreise geübt hat, ist ein Weg, der consequent verfolgt, allerdings nach Rom führen muss, wie es denn auch am Tage ist, dass die Grundsätze derselben auch da, wo sie noch nicht im Hafen angekommen ist, denen der römischen Kirche so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen. Der Verf. führt eine Stelle aus der in so eigenthümlicher Weise bekannt gewordenen Leokadie des nicht convertirten Pastors Steffan an: »Losgelöst von dem in der Kirche waltenden heil. Geiste und der durch ihn festgestellten Erklärung der heil. Schrift, macht der Grundsatz »die heil. Schrift allein ausgelegt durch die heil. Schrift« diese zur wächsernen Nase, zum Spielball subjectiven Beliebens, zum Mutterschooss aller Arten von Schismen und Sekten,« und man muss sagen, dass das freilich so römisch klingt, wie nur möglich, aber solche Aussprüche würden einen ansehnlichen Band ausmachen, wenn man sie alle aus den Schriften der Coryphäen dieser Richtung sammeln wollte. —

Es ist gewiss sehr verdienstlich, dass der Verfasser hier alle die fleissig gesammelten Einzelheiten so zusammen gestellt hat, dass sie auch das rechte Licht auf eine Partei werfen, die so oft behauptet hat, sie sei die allein recht christliche und habe deshalb allein auch Bürgerrecht in der evangelischen Kirche, und zu wünschen wäre, dass von den christlichen Gemeinden recht beachtet würde, was er ihnen am Schluss dieser zweiten grossen

Hauptabtheilung seines Buches zuruft: »Achtet doch auf diese dreiste, siegesgewisse, grossprahlerische Zuversicht, in welcher Rom sich jetzt rüstet zum Angriffskriege auf die protestantische Kirche! In Mitten aller Niederlagen, welche Rom in allen katholischen Ländern erlitten hat, giebt man sich der sicheren Hoffnung hin, man könne sich in deutschen protestantischen Ländern schadlos halten für jene Verluste, man könne die deutschen Protestanten Roms Scepter wieder unterwerfen und mit deren Hülfe noch einmal die Welt überwinden! Daran haben Diejenigen Schuld, welche den protestantischen Geist in unserer Kirche dämpfen und die protestantischen Grundsätze verleugnen. Verführt durch das unprotestantische Gebahren dieser römisch gesinnten Geister in unserer Kirche und durch ihr Liebäugeln mit dem römischen Kirchenwesen, hielt man in Rom den geistigen Bankerott und Ruin der protestantischen Kirche nur für eine Frage der Zeit!« —

Im dritten Haupt-Abschnitte stellt der Verf. die Ergebnisse und Schlussfolgerungen aus seiner bisherigen geschichtlichen Darstellung zusammen. Indem er da zuerst »die Wege nach Rom im Verhältniss zur allgemeinen Zeitbewegung« betrachtet, meint er, der erste Eindruck seiner Darstellung sei ohne Zweifel der »der Ueberraschung über den weiten Umkreis der Bekehrungen« und allerdings sei auch nicht zu verkennen, dass »die religiöse Geschichte des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu der des 18. nicht sowohl eine Geschichte der Aufklärung, als vielmehr eine Geschichte der Reaction sei.« »Erst mit dem Jahre 1859 lasse sich der Beginn einer entgegengesetzten Wendung mit

Sicherheit constatiren, aber der Umfang derselben sei erst in den ersten Anfängen und nur dem forschenden Auge erkennbar.« Doch ist der Verf. guter Zuversicht. Die Macht, welche die rückläufigen Tendenzen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens erlangt haben, kommt daher, dass die Gegenwart, wenn auch nicht irreligiös, doch wesentlich mit anderen, als kirchlichen Interessen beschäftigt ist, die in das Gebiet des politischen, bürgerlichen, industriellen, wissenschaftlichen und socialen Lebens fallen, aber es werden sich auch die kirchlichen Interessen wieder geltend machen und der Kampf zwischen der rückschreitenden und vorwärts drängenden Tendenz der Zeit zuletzt auf religiösem Gebiete ausgefochten werden. Die Conversionen selbst aber entstehen nur aus dieser rückwärtsblickenden Richtung, aus »dieser romantischen Verherrlichung geschichtlich überwundener Zustände und der Verstimmung gegen den ganzen Geist unsrer Zeit.« —

Weiter stellt der Verf. dann das Resultat der Einzelbekehrungen zu den Bestrebungen der Propaganda überhaupt dar, und dies Capitel ist besonders dadurch lehrreich, dass wir hier in die jesuitischen Umtriebe eingeführt werden, wie sie nun schon so lange in Hessen-Darmstadt an der Tagesordnung sind, und dass eben so ein Blick auf die Zustände in den von den Ultramontanen beherrschten Kreisen Preussens geworfen wird. Auch über die Taktik, wie sie die bekehrungseifrigen Jünger Loyola's anzuwenden pflegen, wird ein Aufschluss gegeben, von dem man Notiz nehmen sollte, denn freilich hat der Verf. Recht, wenn er sagt: »es thut nur das Eine noth, allgemein auf diese Dinge

zu achten; zu fürchten sind sie nur, so lange sie in der »Finsterniss« bleiben; dem »Lichte« der Volksbeachtung ausgesetzt, sind sie machtlos und eitel.« Namentlich stellt der Verf. aber auch die sich wieder mehr und mehr verbreitenden Klöster als propagandistischen Zwecken dienend dar, doch erkennt er auch darin eine höhere Fügung, dass durch die mancherlei neusten Klosterenthüllungen das Volksgewissen wachgerufen werden soll. Was er sonst über die Klöster sagt, ist geschichtlich so wohl begründet, dass sich dagegen wohl kaum Etwas einwenden lässt.

Unter der Ueberschrift »Bedeutung und Umfang der Conversionen« wird besonders hervorgehoben, dass die Convertiten gerade die fanatischsten Heisssporne der jesuitischen Propaganda sind, wie dies ja auch in der Natur der Sache liegt, dass gerade sie es sind, welche die friedlichen Elemente im Katholicismus immermehr in den Hintergrund gedrängt haben, wie sie denn auch meistens als Redacteurs oder Geranten der dem Protestantismus gehässigsten Zeitschriften fungiren, und wie auf diese Kapitel, so möchten wir gern auch die Aufmerksamkeit auf das andre lenken, welches von dem »katholischen und protestantischen Jesuitismus« handelt. Hier werden allerdings arge Schäden am Leibe der protestantischen Kirche selbst mit grosser Offenheit aufgedeckt, aber, wie wir wenigstens meinen, nicht im Mindesten mit Uebertreibung, und es wäre nur zu wünschen, dass da bald durch berufene Hände eine Aenderung vorgenommen würde.

Den Schluss des Buches bildet eine Hinweisung auf die »lebensfähigen Mächte der

Gegenwart, und hier möchte man denn gern jedes Wort des Verf. unterschreiben. Es ist eine schöne Zuversicht auf den Sieg des Christenthums in seiner Wahrheit über alle es verkümmern den Bestrebungen, was den Verf. be-seelt, und die wollen wir uns nicht rauben lassen.

Noch sei bemerkt, dass das Buch dem amerikanischen Geschichtschreiber und Gesandten am preussischen Hofe George Bancroft gewidmet ist, und empfohlen sei es Allen, die sich über seinen Gegenstand gründlich unterrichten wollen.

Dr. Brandes.

Soeben ist von Prof. Nippold noch ein kleines Schriftchen veröffentlicht, das füglich als Nachtrag zu dem angezeigten grösseren Werke gelten kann:

Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort. Ein Beitrag zur Unterscheidung von Katholicismus und Jesuitismus. Berlin, Charisius, 1870.

Bischof Kettler von Mainz hatte sich durch einen Passus in dem grösseren Werke verletzt gefühlt und den Verf. durch ein Schreiben von Rom aus d. d. 6. Dec. 1869 zur Verantwortung aufgefordert. Prof. Nippold giebt diese Antwort zugleich mit dem Briefe des Bischofs und hält die von ihm gemachten Angaben in vollem Umfange aufrecht. Das kleine, 31 Seiten lange Schriftchen ist besonders dadurch interessant, als aus demselben hervorgeht, wie Prof. Nippold durch seine intime Bekanntschaft gerade mit Mainzer Verhältnissen recht der Mann ist, die-

selben zu beurtheilen, und dann auch durch die Art und Weise, wie er zwischen Jesuitismus und Katholicismus unterscheidet und den gemeinsamen Grund herausstellt, auf welchem Protestanten und Katholiken mit einander stehen. Auch enthält das Heft noch manche Einzelheiten über das Treiben der »Kettler'schen Sippschaft« in Mainz.

Dr. Brandes.

Ugrische Sprachstudien von Dr. Jos. Budenz. 1. Nachweis und Erklärung einer ursprünglichen Gestalt der pluralischen Possessiv-Affixe in den Ugrischen Sprachen. Pest. Ludwig Aigner. 1869. 8°. 60 S.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung hat seine Studien auf unsrer Universität gemacht und bei seinem Abgang durch eine Abhandlung über das griechische Suffix $\alpha\acute{o}\varsigma$ ein ehrenwerthes Zeugniss reicher Kenntnisse, grosser Anlage zu philologisch-linguistischer Forschung und einer gründlichen Methode abgelegt. Nach seinem Abgang übersiedelte er nach Ungarn und widmete sich, ohne jedoch die Forschungen auf indogermanischem Gebiete aus dem Auge zu verlieren, ganz vorzugsweise der sprachwissenschaftlichen Behandlung des altaischen Sprachstamms. Er hat in dem seitdem ver-

flossenen Decenium eine nicht geringe Anzahl trefflicher Aufsätze, insbesondere bezüglich des türkischen Zweiges, so wie des finnischen (oder tschudischen, auch uralischen), für welchen er den sehr passenden Namen »Ugrischer« (S. 4 der vorliegenden Abhandlung) vorschlägt, veröffentlicht und sich unter den Forschern auf diesem Gebiete eine hervorragende Stellung erworben.

Sind die altaïschen Sprachen auch für die historische Methode der Sprachforschung in ihrer Beschränkung auf eine einzige Sprache fast so gut wie unfruchtbar, so bieten sie doch ein Feld für die vergleichende dar, welches in Bezug auf Erkenntniss der Grundformen und der Gesetze, die bei deren Differenzirung walteten, schon jetzt kaum den indogermanischen Forschungen nachsteht und allem Anschein nach bald dieselbe Bedeutung erlangen wird. Von nicht geringerem Einfluss werden die Arbeiten auf altaïischem Gebiet für die tiefere Erkenntniss derjenigen sprachlichen Thatsachen werden, welche Sprachstämmen, die eine vorsichtige Forschung noch nicht zu verbinden wagen darf, gemeinsam sind; so insbesondere für die Erkenntniss mehr oder minder gemeinmenschlicher Anschauungen, welche bei der Bildung und Geschichte von manchen thematischen, so wie flexivischen Categorien zu Grunde liegen.

In beiden Beziehungen — d. h. für die vergleichende Methode und allgemeine Sprachwissenschaft — ist auch die anzuzeigende Abhandlung sehr lehrreich, theils durch die Untersuchung des Hrn. Verf. selbst, theils durch die Analogie, in welche manche seiner Resultate und Annahmen mit Erscheinungen auf andern Sprachgebieten — insbesondere dem indogermanischen

— treten. Wir können es nur billigen, dass der Hr. Verf., sich streng an seine Aufgabe haltend, diese Analogie, die ihm schwerlich entgangen ist, nicht weiter hervorhob; möchte sie auch dazu gedient haben können, einer oder der andren seiner Hypothesen eine gewisse Stütze zu geben — z. B. der Vermuthung, »dass das syrjänische *nī*, oder das vokallose *n* der übrigen ugrischen Sprachen vor den Affixpronominen eine Art bestimmender Artikel ist, dessen einstigen Werth etwa unser »da« wieder geben mag' (S. 44) durch Hinweisung auf den angehängten griechischen Locativ *ī**) — so ist doch ihre eigentliche Stelle in der Vergleichung fremdstämmiger Sprachen, wo auch die S. 45 bemerkte Verdoppelung von Pronominalstämmen, die S. 46 N. erwähnten den eigenthümlich vedischen so ähnlichen Dvanda-Zusammensetzungen mit analogen indogermanischen Erscheinungen zusammengehalten zu werden verdienen.

Die Abhandlung selbst zerfällt in drei Abtheilungen, oder genauer, zwei Abtheilungen und einen Anhang.

In der ersten (S. 4—39) wird nachgewiesen, dass die syrjänischen Formen der pluralischen Possessiv-Affixe, welche sich durch ein ihnen

*) Vgl. Corssen Aussprache I, 784 und die daselbst angeführten Stellen; beiläufig bemerke ich, dass mir jedoch dieser sowie die übrigen daselbst besprochenen Locative (umbrisch *po-i*, *po-ei*, *po-e* lat. *que-i*, *qui* u. s. w.) nicht zu dem Pronominalstamm *i* sondern zu *a* zu gehören scheinen; ich betrachte als solchen auch das manchen Pronominalthemen vorgesetzte indogermanische *āi*, sanskritisch *e* in *e-ta*, *e-na*, *e-va*, *e-sha*, oskisch *ei-so*, umbrisch *e-ro* u. aa. Für die Annahme eines indogermanischen Pronominalthema's *āi* scheinen mir die bis jetzt vorgebrachten Momente völlig unzureichend.

gemeinschaftliches *n* — 1. Pson- *nim*, unser, 2. Pson- *näd*, euer, 3- *näs*, ihr — charakterisiren, nicht so einsam dastehen, als auf den ersten Anblick scheint; dass vielmehr aus der Beachtung der lautlichen Verhältnisse Spuren eines *n* vor den Pronominaelementen in den pluralischen Possessiv-Affixen sich auch in den übrigen ugrischen Sprachen erkennen lassen

In der zweiten (S. 40—47) wird dann die Vermuthung wahrscheinlich gemacht, dass dieses *n* aus einem zwiefachen pluralischen Demonstrativ der ugrischen Grundsprache (*nä* 'diese', *no* jene) hervorgegangen sei.

In der dritten, dem Anhang (S. 47--60) endlich wird nachgewiesen, dass dieses *n* auch in den Verbalaffixen der 1. und 2. Personen Pluralis einst vorhanden gewesen sei.

Ref. ist sich sehr wohl bewusst, welchen Irrthümern ein Kritiker ausgesetzt ist, wenn er über Untersuchungen zu urtheilen wagt, die auf einem Gebiete geführt sind, auf welchem er sich nie selbstthätig versucht hat. Selbst die regste, gewissermassen passive, Theilnahme ist unfähig, eine solche Einsicht zu verschaffen, wie sie auch schon aus einer geringen, aber ernsten, activen Betheiligung hervorzugehen vermag. Er erlaubt sich demgemäss nicht dem Urtheile der competenten Richter über die von dem Hrn. Verf. erzielten Resultate vorgreifen zu wollen, so sehr ihm auch persönlich die Untersuchung auf umfassende Kenntnisse, auf eine minutiöse, scharfe und genaue Analyse gebaut und mit richtiger Methode, grosser, ganz mathematischer, Schärfe durchgeführt zu sein scheint. Doch glaubt er, darauf gestützt, die Hoffnung, ja Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, dass das Urtheil der

competenten Richter, welche die Schwierigkeiten und den Werth dieser Untersuchungen und Ergebnisse viel richtiger zu würdigen im Stande sind, als der Ref., den günstigen Eindruck, welchen diese Abhandlung auf ihn gemacht hat, nicht allein bestätigen, sondern auch, durch genaues Eingehen in das Detail, als vollberechtigt aufweisen wird. Dass wir der Fortsetzung dieser Ugrischen Sprachstudien mit Begierde und den grössten Hoffnungen entgegensehen, dürfen wir jedoch wohl auf eigne Hand auszusprechen wagen. Sie scheinen uns keine geringe Beiträge zu einer wahrhaft wissenschaftlichen vergleichenden Grammatik des Ugrischen Sprachzweiges in Aussicht zu stellen. Mögen ihr ähnliche Arbeiten auf den Gebieten der übrigen altaischen Sprachzweige folgen und so einer, die wichtigsten Ergebnisse für die Einsicht in die menschliche Sprache versprechenden, vergleichenden Grammatik des gesamten altaischen Sprachstammes vorarbeiten.

Th. Benfey.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 7.

16. Februar 1870.

Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Drei Bände; Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung, 1870; 404, 436, 386 S. in kl. 8, mit Titeltupfern, Planen, 59 lithographirten Inschriften, und Register.

Der Verf. dieses inhaltsreichen Reisewerkes hat nun schon seit längerer Zeit eine Reihe mühevoller Reisen in den Ländern zurückgelegt welche grösstentheils noch jetzt unter dem Joche und der Finsterniss des Islâm's stehen, und in denen schon deswegen ein Reisender welcher sie nicht ohne Nutzen für unsre heutige Wissenschaft durchwandern will noch immer mit einer Menge grosser Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Eine seiner ersten Wanderungen und Erforschungen galt keinem geringeren Gegenstande als den heute noch immer für Nicht-Muslim sehr schwer ja nur mit Lebensgefahr zugänglichen zwei heiligen Städten der Muslim mit ihrem Gebiete: der Unterz. fühlte sich von dem seltenen Zwecke und Inhalte des aus dieser

Reise hervorgegangenen Buches des Verf. so angezogen dass er es in den Gel. Anz. vom J. 1866 S. 542 ff. einer kurzen Beurtheilung unterzog. Inzwischen hat der Verf. seine Versuche in die wenig oder noch gar nicht bekannten Oerter und Eigenthümlichkeiten der Islamischen Welt einzudringen immer unermüdlicher aber auch immer einsichtsvoller und daher immer erfolgreicher und nützlicher fortgesetzt. Er hat sich die Neuarabische Sprache als die in allen jenen weiten Ländern herrschende in ihrer örtlichen grossen Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit immer vollständiger und sicherer angeeignet, und damit das mächtigste Mittel gewonnen die Menschen und die menschlichen Verhältnisse wie sie in jenen Ländern heute sind desto richtiger aufzufassen und desto treuer zu beschreiben. Aber er hat seine Aufmerksamkeit auch auf die so höchst mannichfachen und für uns so bedeutsamen geschichtlichen Denkmäler jener einst im frühesten wie im spätesten Alterthume und fast noch bis in das späteste Mittelalter herab so hochgebildeten Völker immer glücklicher hingewandt und in ihrer Erforschung alle die Mühe und Sorgfalt entwickelt welche ein nur mit seinen eignen Mitteln reisender einzelner Mann heute leicht entwickeln kann. Wir freuen uns daher den wissenschaftlichen Nutzen welcher sich hier ergiebt bei diesem neuen viel reiferen und umfassenderen Werke auch weit höher schätzen zu können als bei jenem früheren. Auch hätte der Verf. dieses neue und viel grössere Werk eher als Reisen denn als eine Reise bezeichnen können. Denn seine erste Reise nach Tunisien fällt in das J. 1854: schon damals durchstreifte er das ausgedehnte Land im Innern und an seinen Küsten nach allen

Seiten. Zwei weitere Reisen dahin unternahm er sodann in den Jahren 1868 und 1869. Nun verarbeitet er die wichtigsten Ergebnisse aller seiner Reisen in diesem Werke zu einem möglichst gleichmässigen Ganzen: da aber in Tunisien seit Jahrhunderten nicht so grosse innere Veränderungen theils zum Guten theils zum Schlimmen vorfielen als während der 15 Jahre zwischen 1854 bis 1869 infolge des immer stärkeren Europäisch-Christlichen Einflusses, so ist es schon sehr unterrichtend den Zustand der Hauptstadt und des Landes wie der Reisende ihn 1854 und wie er ihn 1868 und 1869 fand, mit einander zu vergleichen. Wirklich liegt in dieser Vergleichung ein ganz eigenthümlicher Reiz, den wir vielen wohlunterrichteten Lesern gönnen möchten.

Zwar ist die Aufmerksamkeit dieses Reisenden, wie er auch in dem Vorworte zu unserm Werke andeutet, vorzüglich nur auf die Menschen und alle die menschlichen Denkmäler hingelerichtet: in dem damit gegebenen weiten Kreise aber richtet er sie sehr gleichmässig auf alle alte und neue Denkwürdigkeiten., und gibt damit jeder Art von Lesern etwas ihnen besonders nahe liegendes. Und da er in jenen von unseren Sitten und unserer Bildung heute so weit entfernten Völkerschaften, wie sie durch den Islâm allmählig immer tiefer herabgesunken sind, so vieles findet was die Verwunderung und das Lachen oder auch den Unwillen der Leser unserer Gegenden erregen kann, so weiss er mit solchen Bildern die Augen dieser recht anmuthig zu weiden und übt reichlich die Kunst auch mit solchen Gerichten das Mahl ihnen zu würzen. Die neuesten Reisenden gleichen darin wieder so leicht dem alten Vater Europäischer

Weltgänger Herodot: und reichliche Gaben dieser Art finden die Leser auch in dem jetzigen Werke des Verf. Betrachten wir es aber reiner bloss seinem gesammten Inhalte nach, so können wir diesen in der Kürze só beschreiben:

Ein Haupttheil des Werkes führt uns in sehr lebendigen Zügen die Art der Herrschaft in dem Fürstenthume Tunis und in der Statthalter-schaft Tripolis (denn dies ist die richtigere Bezeichnung) und die Sitten der irgendwie an dieser Herrschaft thätig theilnehmenden Männer und Weiber vor die Augen. Der Verf. hatte stets gute Gelegenheit mit diesen Höhen der dortigen menschlichen Gesellschaft genauer bekannt zu werden; auch ist er freisinnig genug sie ganz so zu schildern wie er sie fand. Nun konnte zwar jeder sorgfältigere Kenner des Wesens des Islâm's und seiner Geschichte schon zum voraus wissen dass das Verderben desselben, je enger er mit unsrer heutigen Bildung sich zu berühren gezwungen wird, überall in reissenden Fortschritten zunimmt und in derselben Stufe auch die unglücklichen Einwohner jener Länder immer unglücklicher werden. Hätten diese nicht schon längst an die geistige und leibliche Entwürdigung sich gewöhnt und könnten sie nicht bei der uns ungewohnten Eigenthümlichkeit jener Länder sich auch mit den geringsten Lebensbedürfnissen begnügen: so begriffe man nicht wie jene Länder auch nur die schmale Bevölkerung länger behalten könnten welche ihren Boden heute noch bedeckt. Allein will man alles dies näher erkennen, so thut man wohl alle die Bemerkungen des Verf. zu lesen. Zwar ist die Stellung der Herrschaft in beiden Ländern jetzt eine sehr verschiedene geworden. In Tunis herrscht noch immer ein Ge-

schlecht welches seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts (1706) unter dem Namen erblicher Bey's d. i. Fürsten von der Türkischen Herrschaft so gut wie vollkommen unabhängig geworden ist; in Tripolis gelangte seit 1714 ein ähnliches Geschlecht unter demselben der scheinbaren Türkischen Herrschaft wegen sehr bescheidenen Namen zur erblichen Herrschaft: dieses musste aber in der neuesten Zeit wieder den von Stambul eingesetzten wechselnden Pâschâ's weichen. Allein das Verderben schreitet in beiden sehr ähnlich fort, unter den willkürlich wechselnden Pâschâ's sogar noch rascher als unter dem Bey. Was der Verf. jedoch vorzüglich über den seit längerer Zeit unter dem Bey in Tunis allmächtigen Chaznadâr d. i. Finanz- aber damit auch höchsten Minister weitläufig mittheilt, ist zu arg als dass man nicht erwarten sollte es werde sogar bis in das »grüne« aber jetzt eher dunkle Tunis hinein mächtig nachwirken; denn dieses Reich ist schon aus vielen anderen Gründen von unsrer heutigen öffentlichen Meinung und der Macht unserer Schriftstellerei zu abhängig geworden.

Ein anderer bedeutender Theil des Werkes führt uns die Sitten die Meinungen und den ganzen heutigen Zustand aller der so höchst verschiedenen Bevölkerungsarten in den Hauptstädten Tunis und Tripolis ebenso wie in weiten Strecken des Landes in nicht minder lebendigen Schilderungen vor die Augen. Die Bevölkerungen der beiden Hauptstädte sowie die Lage dieser selbst werden zwar am genauesten beschrieben: aber auch von der immer mehr dahinschwindenden ackerbauenden und von der in Wüsten und Trümmern herumschweifenden höchst mannichfachen Bevölkerung und der Lage

der verschiedensten Gegenden des Landes erfährt man hier viel.

Wir verzeichnen jedoch mit grosser Befriedigung dass ein weiterer Haupttheil des Werkes der Beschreibung der Alterthümer in jenen Ländern gewidmet ist deren Untersuchung der Verf. sich mit grossem Eifer widmete. In vielfachen Zügen mitten durch die Länder und in See-reisen an den Küsten erforschte er die einst hier so blühenden jetzt fast ausnahmslos tief zertrümmerten Städte des Alterthums und des Mittelalters; und versuchte dann später auch durch gelehrte Vergleichung die Spuren der Bildung der Ureinwohner, der Phöniken der Römer der Vandalen und der Araber an jedem Orte zu verfolgen. Was Tunisien oder das ursprüngliche Africa betrifft, so begegnet sich der Verf. hier mit den neueren Bemühungen und den Werken des Engländers Nathan Davis und des Franzosen V. Guérin, über welche unser Urtheil in den Gel. Anz. 1863 S. 801 ff. 1864 S. 888 ff. verzeichnet ist. Bei dem Werke des Engländers Shaw welches im vorigen Jahrhundert zuerst die Kenntniss der Alterthümer dieser Länder dem gelehrten Europa aufschloss, wiederholt der Verf. den Verdacht dass es weniger als er vorgiebt aus der eignen Untersuchung der Oertlichkeiten geschöpft sei: und wir ergänzen an dieser Stelle dass schon der Thüringische Herr v. Einsiedel welcher gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts jene Länder näher erforschte aber es nicht zu einem abschliessenden Werke über sie brachte, denselben Verdacht gegen Shaw anregte (vgl. Herder's Nachlass von Düntzer II (1861) S. 380–392, besonders S. 388). Jedenfalls wird man nun unsres Verf. Berichte und Meinungen mit denen

Shaw's, H. Barth's, Guérin's und N. Davis' sorgfältig zusammenhalten müssen; manches und nicht unwichtiges entdeckte er auch allein und theilt es hier mit. Doch bemerken wir noch dass die Reisen des Verf. in der Statthalterschaft Tripolis sich nicht bis in die weiten Gebiete östlich von Tripolis, auch nicht sehr weit südlich erstreckten.

Eine besondere Aufmerksamkeit richtete der Verf. noch auf die in der neuesten Zeit so eifrig betriebenen Entdeckungen Phönikischer Inschriften; und er theilt nicht bloss die sichtbar mit grosser Sorgfalt entworfenen Abbilder von 59 derselben hier auf 8 Platten von Steinschrift mit, sondern fügt auch dem ersten Bande S. 343—404 einen Anhang hinzu welcher sie nach seinen eignen Ansichten und Vermuthungen umständlicher zu erläutern bestimmt ist. Wir bemerken gerne dass diese Abhandlung des Verf. schon bedeutende Vorzüge vor jener hat in welcher er zum Schlusse seiner Reise auf der Insel Sardinien (Leipzig, bei Dyk, 1869) S. 527—586 alle die sehr verschiedenen Phönikischen Inschriften Sardiniens bespricht; denn diese Abhandlung hat zwar ebenfalls ihre Verdienste, sofern er in ihr zum ersten Male fast ausnahmslos alle die in Sardinien gefundenen Inschriften und darunter einige unter uns wenig oder gar nicht bekannte in zuverlässigen Abbildern mittheilt, allein die darin versuchte Erklärung des Phönikischen ist noch äusserst unvollkommen. Gegen diese also verglichen, zeigt die jetzige schon sehr erfreuliche Fortschritte; und wir haben alle Ursache es mit Dank aufzunehmen wenn heute ein Mann welcher so klar wie unser Verf. aus reiner Liebe zur Wissenschaft handelt, sich in solche aus vielen Ur-

sachen noch immer äusserst schwierige Untersuchungen näher einlässt. Allein bei der grossen Wichtigkeit der in dieser Anzeige nicht wohl zu erschöpfenden Sache widmen wir dieser lieber eine kleine Abhandlung für sich, welche der hiesigen K. G. der WW. vorgelegt werden soll und wohl mit dieser Anzeige gleichzeitig erscheinen wird.

Eins wollen wir hier noch kurz berühren. Der Verf. mischt überall sehr viele Erklärungen der Eigennamen jener Länder aus den Morgenländischen Sprachen und vorzüglich auch aus dem Phönikischen ein. Allein wir möchten hier zu grosser Vorsicht mahnen. Wer diese Sprachen nicht ihrem ganzen Ursprunge und Wesen nach vollständiger beherrscht, thut am besten nichts der Art als zuverlässig auszugeben. Dazu kostet es schon viele Mühe um auch nur sicher einzusehen ob ein alter Eigenname jener Länder aus dem Amazirgischen (Berberischen) oder aus dem Phönikischen geflossen sei. Wir dachten anfangs dieses hier an einer Menge von Beispielen welche der Verf. anführt, etwas näher zu beweisen, unterlassen es jedoch theils weil bei den Gel. Anz. Kürze das beste ist, theils weil wir hoffen dass diese allgemeinere Bemerkung genüge.

Nachschrift. Die oben erwähnte Abhandlung des Unterz. erschien in Nr. 3 der mit den Gel. Anz. zusammenhängenden Nachrichten von diesem Jahre S. 33—51. H. E.

Hyperidis orationes quattuor cum ceterarum fragmentis edidit Fridericus Blass. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXIX. SS. XXXVI und 112. 8.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Eifer nachgelassen, der englische, deutsche, holländische, schwedische, italienische und französische Philologen beseelte, die durch glücklichen Zufall neu gewonnenen Reden des Hypereides zu verbessern und zu erläutern. Auch ist kaum Hoffnung vorhanden, dass sich Neues hinzufinde, nachdem Ch. Babington und E. Egger noch einige kleine Stückchen der Papyrusrolle, welche die Reden gegen Demosthenes und für Lykophron und Euxenippos enthielt, glücklich entdeckt und veröffentlicht haben. Es war daher sehr zweckmässig nun einmal in einer Gesamtausgabe alles zusammenzufassen, was wir von Hypereides haben. Erst so lässt sich übersehen, was bisher geleistet worden ist, was noch zu thun übrig bleibt. Und Herr Dr. Blass, den seine tüchtigen Arbeiten über die Geschichte der griechischen Beredsamkeit mit diesem Gebiet vollkommen vertraut erweisen, hat die Aufgabe, welche er sich gestellt, in trefflicher Weise gelöst.

Die Uebersicht, die er p. XXII f. giebt, beweist, wie eifrig er bemüht gewesen ist, alles über Hypereides Erschienene zu sammeln und zu benutzen. Referent vermisst nur Boehneckes Demosthenes, Lykurgos und Hyperides p. 113 ff., Kaysers Anzeige der Ausgaben der Grabrede von Comparetti und Caffiaux in den Heidelb. Jahrb. 1868 S. 241 ff., Laves Abh. über die Rede für Euxenippos im Programm des Gymn. zu Lyck 1864, Schnitzers Bemerkungen zur

Grabrede in der Eos 1 S. 623 ff., Wittichs Abh. de persona Lycophronis ab Hyperide defensi. Marburg 1864, und auch Westermanns Index graecitatis hyperideae (Lipsiae, 1860 — 1864) hätte eine Erwähnung verdient, da manche kleine Verbesserungen darin vorkommen.

In der Vorrede erzählt der Herausgeber kurz und richtig die Auffindung der HSS., bespricht die Beschaffenheit und bestimmt die Zuverlässigkeit derselben. Von dem Urtheil über sie hängt natürlich das Verfahren der Kritik ab. Indem aber Blass die in den HSS. selbst verbesserten und nicht verbesserten Versehen zusammenstellt, kommt er p. xvi doch zu einem allzugünstigen Urtheil über die HS. (A), welche die Gerichtsreden enthält. Dass der erste Schreiber selbst oft Fehler gemacht, bisweilen ganz Sinnloses geschrieben hat, steht fest, aber ebenso auch, dass *ι* und *ει* häufig verwechselt sind, *ι* häufig falsch weggelassen und falsch zugesetzt ist, ohne dass die zweite Hand es verbessert hätte. Also steht doch auch der Corrector unter der Herrschaft seiner Zeit und ihrer Gewohnheit, warum sollte er nicht *καθίστανα* (pro Eux. col. 38, 25), *ἡργάζετο* (col. 44, 18), *Μολοσσία* (36, 20), *χηρσαύσθωσαν* (33, 17), *δειξάτωσαν* (pro Lyc. 13, 1), auch *δαντῶ* (pro Eux. 31, 15) unter diesem Einfluss unbemerkt und unverbessert gelassen haben, oder warum sollen diese Fehler sich nicht in Folge desselben Einflusses schon in die HS., nach welcher der Corrector verbesserte, eingeschlichen gehabt haben? Denn dass dies Alles bei den Attikern, also auch bei Hypereides, nicht vorkam, darf ja wohl als sicher gelten: was Hermogenes über Nachlässigkeit in der Sprache des Hypereides sagt, geht doch nur auf Worte, die er der gemeineren Rede entlehnte. Und

εἰργάζετο, *Μολοιτία* hat Blass selbst geschrieben. Aber dass auch Fehler anderer Art, wo es sich um Sinn und syntaktische Richtigkeit handelt, von dem Schreiber gemacht und vom Correkter nicht verbessert sind, zeigen die p. xvii gesammelten Beispiele. Also werden wir ohne Bedenken pro Eux. 20, 10 *πρὶν αὐτὸ τὸ κεφάλαιον* — *ἐξετάσῃσιν* mit Schneidewin und Cobet annehmen, dass *αὐτὸ* nach *πρὶν* ausgefallen sei. Und ich hoffe später noch an mehreren Stellen die Annahme eines Fehlers als nothwendig nachweisen zu können. Für die HS. A' erkennt auch Blass p. xix an, dass Fehler aller Art vorkommen und kühnere Vermuthungen zulässig und nothwendig seien. Und dass A weit sorgfältiger geschrieben, besonders aber durch die nachbessernde Hand ungleich fehlerfreier geworden sei, ist gewiss, aber die Gleichartigkeit vieler Versehen begründet doch auch das Recht an Versehen in A dann zu glauben, wenn das, was in ihm überliefert ist, gegen den Sprachgebrauch der attischen Redner verstösst oder nur durch künstliche und unwahrscheinliche Deutung allenfalls einen leidlichen Sinn gewinnt. Gerade deshalb ist die Beschaffenheit dieser hypereideischen HSS. für die Kritik so lehrreich, dass wir lernen, wie eine grosse Menge von Fehlern, die wir jetzt in den Texten der Schriftsteller finden, schon in frühester Zeit, nicht lange nach der Lebenszeit der Schriftsteller selbst, entstanden ist. Leichter wird dadurch freilich die Aufgabe des Kritikers nicht.

Der Vorrede folgt p. xxiv—xxxι das Leben des Hypereides aus den *Βίοι τῶν δέκα ῥητόρων*, dem in Anmerkungen alles, was sonst an Nachrichten darüber bei den Alten vorkommt, beigelegt ist. Ein richtiger Gedanke ist, die

einzelnen Angaben als abgerissene Notizen durch Gedankenstriche zu trennen. Wenn *Λυκούργῳ* §. 2 als Blumes Vermuthung angegeben wird, so thut das freilich auch Westermann, aber der Dativ ist schon im cod. paris. E. — §. 6 erwähnt Blass nicht die Vermuthung Boeckhs (Seeurk. S. 189), dass *κατὰ τὸν αἰτὸν ἐνιαυτὸν* für *κατὰ τὸν ἐνιαυτὸν τοῦτον* zu lesen sei. Wenn sie auch nicht wahrscheinlich ist, so erfordert doch der Sinn die Hinzufügung eines *καὶ*, wahrscheinlich *καὶ τὸν ἐνιαυτὸν τοῦτον*. — §. 10 schreibt Bl. *Ἐπισκότει μοι τὰ Μακεδόνων ὄπλα καὶ Οὐκ ἐγὼ τὸ ψήφισμα ἔγραψα, ἥ δ' ἐν Χαιρωνείᾳ μάχη*, als seien es zwei verschiedene Aeussierungen des Hypereides, aber *καὶ οὐκ* ist nur aus Photius genommen, in den HSS. der Vitae steht *καὶ* nicht und so ist die Vermuthung Westermanns in den *Βιόγραφοι* wahrscheinlich *οὐδ' ἐγὼ* —, denn als eine einzige Aeussierung ist das Ganze doch ohne Zweifel zu denken. — Richtig ist §. 11 *ἐχόμενος τοῦ ἀγάλματος* nach Photius geschrieben: in den HSS. und Ausgaben der Vitae fehlt *τοῦ*. — Dass §. 13 Franke (Jahrbb. d. Philol. 12 S. 231) das Richtige getroffen habe, wenn er vor *θάψαι τε* eine Lücke annimmt und etwa *κομίσαι εἰς Ἀθήνας* einfügt, ist nicht wahrscheinlich, da *τε* in den Vitae nicht so vorkommt. Dass *τε* einfach zu streichen sei, zeigt Suidas: *ὁ δὲ υἱὸς αὐτοῦ Γλαύκιππος τὰ ὅσα λαβὼν εἰς τὸ πατρῶον ἔθαψε μνήμα*, Worte, die offenbar auf dieselbe Quelle zurückgehn. — Zu §. 15 hätte Studemunds Aufsatz (Hermes 2 S. 434 ff.) angeführt werden sollen. — §. 17 hat Blass mit Recht Westermanns schöne Vermuthung *ἐωθινός* für *ὥς σικός* aufgenommen, aber auch statt der folgenden Worte *καὶ δέκη* hätte Reiskes Vermuthung *καὶ διή καὶ* Aufnahme verdient. — Nach den

Iudiciá veterum de Hyperidis eloquentia p. xxxi—xxxiv kommen p. xxxiv—xxxvi noch *Argumenta orationum breviter descripta*. Hier fällt mir nur auf, dass Hr. Bl. p. xxxvi schwankt, ob das Traumorakel des Amphiaraios die streitigen Berghalden als Besitz des Gottes in Anspruch genommen habe oder nicht. Der Verlauf der Dinge kann aber nur folgender gewesen sein. Nach der Ueberlassung von Oropos an die Athener hatten 50 dazu erwählte Bürger als *ὁρίσται* öffentliches und Privateigenthum geschieden und von dem öffentlichen einen Berg dem Heiligthum des Amphiaraios als *τέμενος* ausgeschieden. Das Volk hatte aber darauf keine Rücksicht genommen, sondern alles, was als Staatseigenthum erkannt war, in fünf Loose getheilt und den Phylen zugewiesen, die je zwei einen Theil erhalten sollten. Das von den Horisten dem Amphiaraios zugesprochene Loos fällt der Hippothontis und Akamantis zu, die Besitz ergreifen und das ihnen Zugefallene an Einzelne verkaufen. Da entstehen wegen des unberücksichtigten Erkenntnisses der Horisten religiöse Bedenken und drei angesehene Bürger, unter ihnen Euxenippos, gehn nach Volksbeschluss in das Heiligthum des Amphiaraios. Dieser eröffnet ihnen im Traum, dass ihn das streitige Gebiet nichts angehe. Dennoch stellt Polyuktos den Antrag, dass man trotz dieses Bescheides das Erkenntniss der Horisten nicht umstossen dürfe, sondern das Gebiet als heiligen Bezirk anerkennen müsse. Dieser Antrag wird *παράνομον* belangt und von den Gerichten Polyuktos verurtheilt. Da klagt er, weil ohne Zweifel das Gericht sich durch den Traumbescheid wesentlich mit hatte bestimmen lassen, Euxenippos, dessen Bericht er vorher durch seinen

Antrag als richtig anerkannt hatte, durch Eisangelie an, dass er das Volk durch falschen Bericht betrogen habe. Dies Verhältniss hatte ich gegen Schneidewin kurz im Lit. Centralbl. 1864 p. 28 angedeutet, dann aber Preller (Berichte der K. Sächs. Ges. d. Wiss. 1854 S. 207 f.), Comparetti und neuerdings noch Laves (a. a. O.) ausführlich erörtert.

Von den vier Reden selbst ist die wesentlichste Förderung der ersten, den Bruchstücken der Rede gegen Demosthenes, zu Theil geworden. Nicht allein sind die acht kleinen Bruchstücke, welche Babington in J. Ardens Papieren noch aufgefunden und dem Herausgeber überlassen hat, und die zwölf, welche E. Egger aus M. Chasles Besitz in Paris herausgegeben, nebst einem dreizehnten, das derselbe Hr. Blass brieflich mitgetheilt, mit Ausnahme eines babingtonschen, das zur Lycophronea zu gehören scheint, dieser ersten Rede zu Gute gekommen. Dem Scharfsinn des Herausgebers ist es auch gelungen sowohl die neu hinzugekommenen zum grossen Theil mit den früher vorhandenen, als auch einige dieser letzteren unter einander zu verbinden, deren Zusammengehörigkeit ich nicht erkannt hatte. Er schiebt nämlich Frg. 30 Harr. zwischen 25 und 16, 18 zwischen 15 und 3 ein; auch die Vermuthung, dass Frg. 19 Harr. sich an 4 anschliesse (p. 4), scheint richtig zu sein. Im Uebrigen folgt Herr Blass meiner Anordnung und zu meiner Freude sind eine Anzahl meiner Vermuthungen und Ergänzungen jetzt durch die eggerschen Bruchstücke bestätigt worden (p. XXI). Als Frg. IV ist die Stelle bei Alexander περί σχημάτων (Frg. 102 meiner Sammlung) eingereiht, deren zweite Hälfte sich auf dem 2. eggerschen Stückchen gefunden hat, mit dem

Zusatz am Schlusse $\epsilon[\gamma\omega\ \delta\epsilon\ \tau\iota]\sigma\iota\sigma\alpha\tau\iota\omicron\nu$ —. Mit Unrecht aber hat der Herausgeber Z. 4 $\delta\ \tau\iota\ \epsilon\chi\epsilon\eta\sigma\omega$ aus der HS. aufgenommen, während bei Alexander $\epsilon\iota$ steht. Die zweite Person $\epsilon\chi\epsilon\eta\sigma\omega$ fordert, dass wir auch in diesen Worten, wie in den vorhergehenden, eine directe Frage erkennen: also ist auch $\tau\iota$ allein richtig, wie ich geschrieben habe. Dass ich Philol. 3 p. 646 den Sinn des Bruchstücks unrichtig angegeben habe, bemerkt L. Schmidt Rh. M. 15, 230: dass ich aber die eigentliche Bedeutung dieser demosthenischen Aeussderung dennoch richtig erkannt hatte, ergiebt sich aus dem, was ich p. 654 (46 d. Einzelabdrucks) darüber sage. Was Blass S. 16 aus eggerschen Bruchstücken schön zusammengestellt hat, bezieht sich auf etwas Anderes. — p. 5 b 2. $\tau\omicron$ gehört nicht in diese, sondern in die vorhergehende Zeile. — Sehr ansprechend ist Frg. 8, 1 (5 Harr.) p. 8. die Ergänzung $\tau\epsilon\rho\alpha]\tau\epsilon\nu\eta$. Wenn aber Blass ebenda Z. 9 vermuthet $\delta\tau\iota\ \sigma\upsilon\sigma\theta]ήκας\ [\epsilon]\pi\omicron\iotaή\sigma[\omega$, so freue ich mich zwar, dass auch er in dem übergeschriebenen $\pi\omicron\iota\eta\sigma$ nicht eine Verbesserung des in der Zeile stehenden $\eta\kappa\alpha\varsigma$, sondern nachgetragene, in der Zeile selbst übergangene Worte erkennt, indessen richtig kann die Ergänzung nicht sein. Weder passt der Aorist, noch könnte hier die Angabe, mit wem Demosthenes den Vertrag gemacht habe, etwa $\pi\rho\delta\varsigma\ \alpha\upsilon\tau\omicron\nu\sigma$, fehlen. Mir scheint noch immer $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha\ \pi\omicron\iotaή\sigma\alpha\varsigma\ \eta\pi\acute{\alpha}\tau\eta\kappa\alpha\varsigma$ dem Gedanken am ersten zu entsprechen. Der Zusatz $\iota\delta\iota\alpha$ 8, 15 (p. 9) ist nicht unwahrscheinlich. — Frg. 10 Z. 13 (p. 12) $\omicron\iota\ \delta\epsilon\ [\sigma\tau\epsilon\alpha\tau\eta\gamma\omicron\iota]\ \kappa\alpha\iota\ \omicron\iota\ \rho\acute{\eta}\tau\omicron[\rho\epsilon\varsigma]\ \dots \alpha\ \dots \omega\upsilon\ \epsilon\iota\sigma\epsilon\alpha\ [\epsilon\iota\lambda\acute{\eta}\phi\alpha\varsigma]\iota$. Mit Recht hat Blass $\alpha\lambda\lambda\omega\upsilon$ und $\epsilon\chi\omicron\upsilon\sigma\iota\varsigma$ verworfen, wie ich vermuthet hatte, und auch $\alpha\delta\iota\kappa\eta\mu\acute{\alpha}\tau\omega\varsigma$, das Schäfer, und $\alpha\upsilon\tau\omega\varsigma$,

das Egger wollte, nicht aufgenommen. Dem Platze an erster Stelle entspricht am besten $\pi\rho\acute{\alpha}[\xi\epsilon]\omega\varsigma$ und ς vor ω glaubt auch Babington zu erkennen. Von $\epsilon\lambda\eta\varphi\alpha\varsigma\iota\varsigma$ will Babington jetzt in dem Papyrus $\varphi\alpha\varsigma\iota\varsigma$ erkennen (vgl. p. 106); da auch dies den Raum nicht vollständig füllt, so ist doch vielleicht das Richtige: $\omicron\iota\ \delta\epsilon\ \sigma\tau\tau\alpha\tau\eta\gamma\omicron\iota\ \kappa\alpha\iota\ \omicron\iota\ \rho\acute{\eta}\tau\omicron\rho\epsilon\varsigma\ \pi\rho\acute{\alpha}\xi\epsilon\omega\varsigma\ \epsilon\tau\epsilon\kappa\alpha\ \delta\omega\rho\omicron\delta\omicron\kappa\omicron\upsilon\sigma\iota\upsilon\varsigma$. — Warum Blass in demselben Fragment col. XXII Z. 2 (p. 13) $\alpha\lambda\lambda\alpha\ \tau\omega\upsilon\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \iota\delta\iota\omega\tau\omega\upsilon\ \epsilon\mu\omega\upsilon\ \epsilon\acute{\alpha}\nu\ \epsilon\iota\varsigma\ \alpha\rho\chi\acute{\eta}\nu\ \tau\iota[\nu\alpha\ \alpha\rho\chi\acute{\alpha}\varsigma]\ \delta\iota'\ \alpha\gamma\gamma\omicron\iota\alpha\upsilon\ \eta\ \delta\iota'\ \alpha\pi\epsilon\iota\gamma\iota\alpha\upsilon$ mit Babington $\eta\ \delta\iota'\ \alpha\pi\epsilon\iota\gamma\iota\alpha\upsilon$ ergänzt hat, ist nicht wohl einzusehn. Ich hatte zuerst $\omicron\upsilon\ \pi\omicron\sigma\tau\eta[\rho]\iota\alpha\upsilon$, dann nach Boeckh $\eta\ \delta\iota'\ \omicron\lambda\iota\gamma\omega\rho\iota\alpha\upsilon$ geschrieben und eines von beiden scheint nothwendig zu sein, da $\alpha\gamma\gamma\omicron\iota\alpha$ und $\alpha\pi\epsilon\iota\gamma\iota\alpha$ sich nicht unterscheiden: dem Raume genügt $\omicron\upsilon\ \pi\omicron\sigma\tau\eta[\rho]\iota\alpha\upsilon$ und $\eta\ \omicron\lambda\iota\gamma\omega[\rho]\iota\alpha\upsilon$ gleich gut. — Zu Frg. 11 (11 Harr.) col. XXV, 16 (p. 14) hat Babington dem Herausgeber mitgetheilt (p. 106), dass die letzten Buchstaben von Z. 16, 17, 18 in Frag. 23 Harr. erhalten seien, also $\alpha\iota$ Z. 16, $\sigma\epsilon\iota$ Z. 17, $\iota\alpha\varphi\iota$ Z. 18, und zwar so, dass $\iota\alpha$ unter $\epsilon\iota$ von Z. 17, $\varphi\iota$ also über Z. 17 hinaus steht. Also kann das, was nach S. 106 in der HS. stehn soll, $\omicron\pi\omicron\iota\alpha\varphi\iota$ nicht richtig sein, zwischen $\omicron\pi\omicron$ und $\iota\alpha$ standen noch zwei bis drei Buchstaben. Vielleicht hiess es $\tau\acute{o}\tau'\ \epsilon\upsilon\ \tau\omicron\varphi\ \delta\acute{\eta}\mu\varphi\ \sigma\upsilon\gamma\chi\omega\rho\omega\upsilon\ \text{'}\ \text{Ἀλεξάνδρῳ καὶ τοῦ Διός καὶ τοῦ Ποσειδῶνος εἴ[ναι νῆφ, εἰ βούλ]οιτο [κα]ὶ ἄ φιλίον εἴη αὐτῷ ἀπειγκασθαι. — Mit besonderem Scharfsinn hat Blass Frg. 12 (p. 16, 3) eines der eggerschen Papyrusstückchen, das von den arabischen Arbeitern trügerisch aus zwei zusammengeleimt war, wieder geschieden und so zu erkennen gewusst, wohin es gehörte. — In dem Bruchstück aus Priscian 18 §. 235, das Blass$

S. 17 eingefügt hat, steht καλεῖ im Text für καλεῖς und ὑβρίζεις wird in der Anmerkung als meine Vermuthung für ὑβρίζεις der HSS. angegeben. Beides sind Fehler meiner Fragmentsammlung (p. 290): die HSS. haben richtig καλεῖς und ὑβρίζεις. Das erstere ist p. 107 verbessert.

Die beiden Gerichtsreden hatte ich gleich, nachdem mir Babingtons Ausgabe durch dessen Güte zugekommen war, selbständig umgeschrieben, ohne Babingtons und Schneidewins Texte einzusehn, ich bin aber nie dazu gekommen das, worin ich auch bei Vergleichung dieser Texte an meiner Lesart oder Ergänzung festhalten zu müssen glaubte, öffentlich mitzutheilen. Es sei mir daher jetzt gestattet, das Wichtigere, das ich auch bei Blass noch anders finde, kurz zu besprechen. Für Lykophron col. 3, 19 hat auch Blass φάσκων ἐκ τῶν οἰκείων ἀκηκοέναι: für ἐκ ist kein Platz in der HS. — col. 4, 6 ist in den Worten εἰ ἔστιν ε[αὐτ]α ἀληθῆ nach σστιν in der HS. deutlich s und dann ein Strich zu erkennen, der nicht zu einem α gehören kann, wohl aber zu einem κ, also ist ἐκ[εῖν]α zu lesen. — Ebenda Z. 18 ἀνάγ[κη γὰρ. Hier kann ἦ nicht fehlen, also hiess es ἀνάγ[κη γὰρ ἦ, oder des Raumes wegen ἀνάγ[κη ἦ. Das Asyndeton kann hier nicht auffallen. — col. 5, 19. 24. ο[ὐ]κ ἔσχυσόμεν τοιούτους λόγους λέγων — [οὐδ'] ἰδεδῆεν —. Es sollte οὐ[κ] gedruckt sein, und nicht οὐκ—οὐδ' hatte Hypereides geschrieben, sondern οὐτ' — οὐτ', denn beide Sätze müssen als verschiedene, aber an Unwahrscheinlichkeit sich gleiche Dinge bezeichnet werden. — col. 6, 5 hatte ich, im Wesentlichen wie später Cäsar, gelesen: [καὶ τὸ κερ]άλαιον ἀπ[ἀντων,] ὃ καὶ μικρῷ [πρό-τερο] εἶπον und da ο vor καὶ am Ende der Z. 6

deutlich zu erkennen ist, so verdient dies den Vorzug. — col. 6, 22 hat Blass mit Schneidewin (p. 70) geschrieben: καὶ ταῦτα δοκεῖ ἀνὴρ ἢ [Αἴας] ἐκείνος ὁ μαινεμένος ποιῆσαι [ἢ] Μαργίτης —, weil für Ἡ[ρακλῆς] der Raum in Z. 22 nicht ausreiche. Das finde ich nicht. In der Zeile vorher ist die Ergänzung ταῦτα δοσicher, das η aber vor Ἡρακλῆς steht genau unter dem ersten τ, also in beiden Zeilen 7 Buchstaben. Und dass Αἴας nicht passe, hat Boehnecke in seinem sonst wunderlichen Buche Demosth. Lyk. Hyper. p. 145 f. gezeigt. — col. 8, 18 ist erhalten οἷον καὶ α οὕτοσι ἐν-χεῖ[ρησε ποιεῖν] ἐν τῇ κα[τηγορίᾳ]. Die früheren Herausgeber gaben καὶ α[ὐτὸς] οὕτοσι, da aber dies den Raum nicht füllt, so schreibt Blass καὶ ἀ[ρτίως] οὕτοσι. Indessen kommt ἀρτίως schwerlich bei den Rednern so vor. Hypereides sagte καὶ Ἀ[ρίστων] οὕτοσι, vgl. p. 22 b 9 τὸ Ἀρίστωνος τουτουὶ πρᾶγμα. Das Folgende ergänzt Blass so: κα[τηγορίᾳ] καὶ οὐδ' ἀποδ[έχσθαι ἐῶ]σι τῶν ἀ[τα-βαινοῖ]των ὑπέ[ρ] τινος καὶ] συναπολ[ογησομέ]νων. Das Nächste lässt er unergänzt. Aber der Zusammenhang zeigt, dass in diesen Worten das, was die Ankläger gewöhnlich thun, hier vom gegenwärtigen Ankläger Ariston ausgesagt war. Daher hatte ich so ergänzt: κα[τηγορίᾳ]. οὐδ' ἀποδ[έχσθαι ἐφίη]σι τῶν ἀ[ντεροῖν]των ὑπέ[ρ] ἐμοῦ καὶ] συναπολ[ογησομέ]νων. δι[ὰ τί γὰρ δεῖ] μὴ ἀπο-δ[έχσθαι;] πότερ' οὐ [δικαιόν] ἐστι τοῖς κρινομένοις u. s. w. καὶ zwischen κατηγορίᾳ und οὐδ' hat keinen Platz im Papyrus, das Asyndeton ist aber auch hier als Epexegeze des Vorigen ganz passend. — col. 9, 20 hat Blass mit Recht nicht ἀκούεις mit Schneidewin gestrichen, sondern mit Kayser καὶ vor κελεύεις eingeschoben: das zeigt f. Euxen. col. 24, 19 ff. ἦ, das Dryander coniect.

lys. p. 21 einsetzt, passt nicht in den Gedanken. — col. 10, 23 ff. ergänze ich: ὅς αἰτιᾷ, ὅτι πολλὰς μὲν γυναικας πέπεικα ἀγάμ[ους ἐνδοκα]ταγῆρ[άσκειν, πολλὰς δὲ στυοικεῖν οἷς οὐ προσήκει, παρὰ τοὺς νόμους. Dass der Kläger von vielen gesprochen hatte, geht aus dem Folgenden hervor: οὐκοῦν ἄλλην μὲν οὐδεμίαν τῶν ἐν τῇ πόλει γυναῖκα ἔχεις εἰπεῖν. — col. 12, 21 billigt Blass die erste Vermuthung Babingtons ἀλλ' ἡ πά[λαι] μοι προ[όσσει], aber das ist nicht griechisch: μοιχεύειν μοι πρόσσει. Vielmehr ist das Ganze so zu ergänzen: ὅσα μὲν γὰρ [τῶν ἀδικημάτων [ἐν ἀ]πάσῃ τῇ ἡλικίᾳ [τῇ τοῦ ἀνθρώπου εὐρίσ]κεται ἀδικη[θέντα, ταῦτα μὲν δεῖ σκοπεῖν ἀπ' αὐτοῦ τοῦ ἀμαρτή]ματος οὐ ἂν [γένηται μοι]χεύειν [δ' οὐδεὶς ἄρ]χεται ἀπὸ [πεντήκο]ντα ἐτῶν [οὐ μὲν οὖν] ἀλλ' ἡ πά[λαι τοιοῦ]τός ἐστιν, ὃ δεῖξάτωσαν οὗτοι, ἡ ψευδὴ τῇ αἰτίαν εἰκὸς εἶναι. Aber πεντήκοντα ist schwerlich das Richtige, es füllt den Raum nicht. τετραράκο[ντα] würde das thun, passt aber für den Gedanken nicht. Also hiess es vielleicht ἀπὸ τῶν πεντ. ἐτῶν, mit Beziehung auf das Alter des Sprechers. — Endlich col. 14, 27 liest Blass mit den Früheren: αἱ [δὲ] τεκμήρια ὑμῖν ἐ[στι]ν εἰς τοῦτον τὸν ἀγῶνα. Aber den erhaltenen Zügen entspricht eben so gut αἱ [δεῖ] τεκμήρια ὑμῖν ἐ[λ]αι und für den Gedanken ist dies fast nothwendig.

Für Euxenippos. col. 18, 17. Die Worte καὶ οἱ μὲν αὐτῶν ταῦς αἰτίαν ἔχοντες προδούναι, οἱ δὲ πόλεις Ἀθηναίων, ὃ δὲ ῥήτωρ ὦν λέγειν μὴ τὰ ἄριστα τῷ δήμῳ enthalten nur eine nähere Angabe, warum die vorher Genannten fünf Athener Eisangelie getroffen habe, Kallistratos den Redner, Timomachos und Theotimos (vgl. A. Schäfer Rh. M. 19, 609) die Feldherrn, Leosthenes und Philon, über den nichts bekannt

ist, die Flottenführer. Also kann καὶ unmöglich richtig sein, sondern muss gestrichen werden. — Auch col. 19, 26 glaub' ich nicht an die Richtigkeit des Ueberlieferten: ὧν οὐδεμία δῆπον τῶν αἰτιῶν τούτων οὐδὲν καινωρεῖ τῷ εἰσαγγελτικῷ νόμῳ, sondern vermuthe ἀλλ' für ὧν. Die Stellen, die Schneidewin Philol. 8, 344 anführt und man sonst für ὧν etwa anführen könnte, sind doch alle anderer Art. — col. 20, 23 τῷ εἰσαγγελτικῷ νόμῳ, ὃς κελεύει κατὰ τῶν ρητόρων αὐτῶν τὰς εἰσαγγελίας εἶναι. Wenn man col. 39, 18 καὶ ὥσπερ ὁ νόμος κελεύει, ρήτορα ὅντα λέγειν μὴ τὰ ἄριστα —. 18, 21 ὁ δὲ ρήτωρ ᾧ λέγειν μὴ τὰ ἄριστα —. 23, 9 ἢ ρήτωρ ὧν μὴ λέγῃ τὰ ἄριστα vergleicht, so wird es wahrscheinlich, dass auch col. 20, 23 κατὰ τῶν ρητόρων ὅντων stehn müsse. Denn col. 23, 20 steht zwar auch τὸ δὲ τελευταῖον τοῦ νόμου κατ' αὐτῶν τῶν ρητόρων nach A2m, aber dort erklärt sich das Pronomen durch das Folgende: παρ' οἷς ἐστὶ καὶ τὸ γράφειν τὰ ψηφίσματα. — col. 21, 21. ἀσβεῖ τις περὶ τὰ ἱερὰ γραφαὶ ἀσβεσίας πρὸς τὸν βασιλέα (εἰσίν). Alle Herausgeber haben εἰσιν für nothwendig gehalten, mit Linder setzt es Blass nach βασιλέα ein. Wenn denn aber doch einmal hier in der Ueberlieferung ein Fehler ist, so ist es wahrscheinlicher γράψαι zu schreiben. — Bald darauf col. 22, 4 muss wohl vor ἀρχὴ τῶν ἐνδεκα καθέστηκες der Artikel ἡ eingesetzt werden. — col. 26, 2. ἀλλὰ ἢ Δία αὐτὸς τοιοῦτῳ πράγματι οὐ κέχρησαι; hier kann τοιοῦτῳ πράγματι nicht richtig sein, wie schon Cobet bemerkt. Ich vermuthe, dass zu lesen sei: ἀλλὰ ἢ Δία αὐτὸς τοι σὺ τῷ πράγματι οὐ κέχρησαι; Hertlein über Polyän p. 13 wollte αὐτὸς τοι οὕτω τῷ πράγματι. — col. 29, 28 τὰς ὀκτὼ φυλάς ποιῆσαι ταῖν δυοῖν φυλαῖν τὰ διάφορα. Ohne Zweifel hat Cobet

richtig *πορίσαι* vermuthet, aber auch *ταῖς*, wofür im Papyrus *ταῖς* steht, ist kaum richtig, sondern mit Westermann ind. gr. hyper. 8 p. 16 *τοῖς* zu lesen. Ein anderes Beispiel des Duals des Artikels kommt, so viel ich weiss, bei Hypereides nicht vor. — col. 36, 22 hat Blass *προσῆκεν* behalten und über Cobets *προσῆκειν*, das auch Schneidewin Philol. 8, 350 billigt, nur bemerkt: sed ita imperfecti notio obscuratur. Aber die Worte gehören doch zu der Aeusserung der Olympias und so ist nach dem vorausgegangenen indirecten *ὡς ἡ χώρα εἴη αὐτῆς* der Indicativus des Impf. nicht zulässig. — col. 37, 5 giebt Blass: *ἐὰν δ' ἐπὶ τοῦ γεγενημένου ἔωμεν, τὰς τραγωδίας αὐτῆς καὶ τὰς κατηγορίας ἀφηρηκότες ἴσομεθα*. Kann man *ἐὰν* so absolut *ἐπὶ τινος*, etwa im Sinne von es bei etwas bewenden lassen, sagen? Und wenn man f. Lykophr. col. 10, 20 vergleicht, so zeigt es sich ganz passend *τὰς τραγωδίας* von den Redensarten des Gegners Polyuktos zu verstehn, mit denen er in der Anklagerede Euxenippos wegen Zulassung einer Schale tadelt, die Olympias der Hygieia in Athen dargebracht hat. Also ist das Richtige: *ἐὰν δ' ἐπὶ τοῦ γεγενημένου ἔωμεν τὰς τραγωδίας, αὐτῆς καὶ τὰς κατηγορίας ἀφ. ἴσ.* Wenn wir nicht hochtrabende Redensarten über das, was von ihr geschehen ist, machen, nehmen wir ihr auch allen Grund zu Anklagen gegen uns. — col. 38, 28 ff. Von den drei Staatsmännern, die Hypereides angeklagt hat, war Aristophon seit etwa 20 Jahren todt, Philokrates vor etwa 13 Jahren verbannt, von Diopeithes wissen wir nichts. Ist es denn nun wahrscheinlich, dass Hypereides gesagt habe *γεγένηται, δοκεῖ, κέχρηται*? Lässt sich bei allen drei, namentlich den zwei letzten, an eine absolute Bezeichnung, die noch in der Zeit,

wo der Redner spricht, ihre Geltung habe, denken? Kommt nicht vielmehr nur darauf es an, wie die drei angesehen waren, als die *εἰσαγγελία* angestellt wurde? Daher halte ich nicht nur mit Schäfer 39, 6 *ἰδόκει*, sondern auch 38, 28 *ἐγγένητο* und 39, 11 *ἐκέχρητο* für nothwendig. — col. 40, 7 sollte es wohl heissen *καὶ πάλιν τὰδε εἶπεν* —, nicht *καὶ πάλιν τὰδε εἶπεν* —. Nur dann rechtfertigt es sich, dass Hypereides hier die Worte wiederholt, da in ihnen selbst dann schon liegt, dass er mehrere wörtliche Angaben der Art in seiner Anklageschrift gemacht hatte. — col. 42, 27 hat Blass vollkommen richtig die Vermuthung Linders aufgenommen *ὅτι οὐτε πόλις ἐστὶν οὐδεμία ἐν τῇ οἰκουμένῃ*, die allein den Spuren und dem Raume im Papyrus genau entspricht. Vorher ist Z. 22 für das im Zusammenhang nicht gut entbehrliche *δεῖ* vor *μοι* im Papyrus ganz gut Platz. Die nächsten Zeilen sicher auszufüllen wird nicht möglich sein: was ich versucht habe, will ich indessen mittheilen: *κακ[ὼς δέ] μοι δοκεῖς εἰ[δέ]ναι, ὃ Πολύευκτε, [ὅς γε δέ]καιος ταῦτα γι[νώσκειν], ὅτι οὐτε πόλις* —. Als Staatsmann war Polyeuktos verpflichtet, den Charakter seiner Vaterstadt zu kennen. — col. 43, 26. *Τοσο[ύτων οὐ]τοι ἀπέλιπον [τοῦ προσέσθαι τινὰ τ[οιοῦτο]ν λόγον*. Hier füllt *τοῦ* den Raum nicht, es ist *αὐτοῦ* zu ergänzen. — col. 45, 25 ist doch wohl *ἐκείθεν* das Einfachste. *δασμολογήσαντες ἐκείθεν* würde niemand beanstanden, ebenso gut aber kann man auch *τοὺς ἐκείθεν* sagen, da die, von denen die Demagogen ihren Tribut einziehen, das, wovon sie den Tribut geben sollen, aus den Bergwerken haben. — Und nun noch eine Stelle, col. 47, 14 ff. Hypereides ermahnt die Richter: *μὴ περὶ αὐτὸν ἐπὶ πράγματι οὐδενὸς ἀξίφ καὶ εἰσαγ-*

γελία τοιαύτη, ἥ οὐ μόνον οὐκ ἄνοχος ἐστίν, ἀλλὰ καὶ αὐτὴ παρὰ τοὺς νόμους ἐστίν εἰσηγγεμένη καὶ πρὸς τοῦτοις ὑπ' αὐτοῦ τοῦ κατηγοροῦ τρόπον τιὰ ἀπολελυμένη. So steht freilich deutlich in der HS. und den Anstand, welchen man am Fehlen eines Participiums bei περιδεῖς nahm, hat Cobet durch ein paar Beispiele beseitigt. Aber kann man sagen περιδεῖς ἐπὶ πράγματι οὐδεὶς ἀξίφ; Daher glaube ich trotz der HS., dass Hypereides εἰσηγγεμένον und ἀπολελυμένον geschrieben habe.

So möchte Ref. auch gern noch über einige Stellen der Grabrede sich äussern, indessen die Anzeige ist so schon zu lang. Daher will ich nur zum Schluss nochmals hervorheben, dass die Besonnenheit und Sorgfalt, das richtige Urtheil des Herrn Herausgebers freudige Anerkennung verdient. Er hat den glücklichen Gedanken, alles von Hypereides Erhaltene zu vereinigen und in möglichst richtiger Gestalt zu geben, glücklich ausgeführt.

Hermann Sauppe.

Draft of law to regulate the practice of pharmacy and the sale of poisons and to prevent the adulteration of drugs and medicines. Reported to and discussed at the seventeenth annual meeting of the American Pharmaceutical Association, held in the City of Chicago, September, 1869. Philadelphia, Merrihew and son. 1869. 36 pp. in 8.

The authorship and therapeutical powers of *Veratrum viride*. More fully examined by

W. C. Norwood, M. D. Albany. C. van Benthuyssen and sons. 1868. 39 pp. in 8.

Auf die erste der in der Ueberschrift genannten amerikanischen Brochüren glauben wir die Aufmerksamkeit in diesen Blättern lenken zu müssen, nicht etwa, weil darin neue wissenschaftliche Resultate niedergelegt sind, sondern weil sie uns darüber belehrt, wie man jetzt in den Vereinigten Staaten Zustände zu beseitigen beginnt, welche man von radicaler Seite bei uns einheimisch zu machen bestrebt ist. Es handelt sich um die Verhältnisse der Pharmacie, deren Ausübung in der amerikanischen Union bis auf den heutigen Tag Jedermann frei stand und die deshalb zum Theil in den Händen von Leuten sich befindet, die zu allem andern mehr qualificirt erscheinen als zum Apotheker. Wenn nun bei uns vielfach Stimmen laut geworden sind, welche einen ähnlichen Zustand sogenannter Freiheit bei uns festzusetzen verlangen, so haben die Erfahrungen in Amerika und auch in England genugsam dargethan, dass derselbe mit den grössten Gefahren für das Publikum verknüpft und deshalb auf die Dauer unhaltbar ist. Bekanntlich nehmen unter der Zahl der Vergiftungen der Häufigkeit nach die accidentellen den ersten Platz ein und unter diesen bilden wieder die sogenannten medicinalen die Hauptmasse. Die letzteren werden zum grössten Theile durch Versehen in den Apotheken verschuldet, sei es durch Verwechslung milder wirkender Substanzen mit giftigen, sei es durch irrthümliche Dispensation zu grosser Dosen. Gerade diese Abtheilung der Intoxicationen ist, wie statistisch nachgewiesen und wie auch a priori vermuthet werden darf, in denjenigen

Ländern, wo der Betrieb der Pharmacie von keiner Qualification abhängig gemacht ist, vor Allem also in Grossbritannien und der Union von einer geradezu erschreckenden Häufigkeit, weil eben Individuen, welche giftige Substanzen weder zu diagnosticiren noch zu dosiren im Stande sind, mit der grössten Leichtigkeit Missgriffe begehen können und in der Regel wenigstens auch mit grösserer Sorglosigkeit zu Werke gehen. Deshalb sind auch jene druggist-shops von Grossbritannien so äusserst verrufen, die grösste Unordnung herrscht in ihnen und da der Geschäftsinhaber (bisweilen handelt es sich auch um eine Inhaberin) nur die Absicht hat zu profitiren und seine Vorräthe möglichst zu benutzen, so verkauft derselbe meist Jedermann so viel Gift wie er bezahlen kann, gleichviel ob es für Ratten oder Menschen bestimmt ist und mengt sogar unter Umständen giftige Substanzen, zwar ohne deren Giftigkeit zu kennen und nur in der Absicht, sie für Geld los zu werden, zu Medicamenten! So ist ein Fall vorgekommen, dass eine englische Droguistin, die auch mit Feuerwerksmaterial handelte, einen Rest Grünfeuer, dessen durch den darin enthaltenen salpetersauren Baryt bedingte Giftigkeit sie nicht ahnte, einfach zu ihrem Vorrathe von Schwefelblumen schüttete und dadurch den Tod eines Menschen herbeiführte, der von diesen verfälschten Flores sulfuris eine Quantität als Laxans eingenommen hatte. Die Zahl der medicinalen Vergiftungen und der durch den illimitirten Verkauf von Gift herbeigeführten absichtlichen Vergiftungen fremder Personen und Selbstintoxicationen ist in den letzten Jahren in Grossbritannien und Amerika so bedeutend gewachsen, dass die gesetzgebenden Versammlungen das englische

Parlament, die Legislative von Canada und diejenigen verschiedener Staaten und Territorien der Union für eine Abhülfe auf gesetzlichem Wege besorgt sein mussten.

Es ist anzuerkennen, dass in den Vereinigten Staaten die gebildeten und qualificirten Pharmaceuten, aus denen die American Pharmaceutical Association besteht, die erste Anregung zur gesetzlichen Regelung des Giftverkaufs und des Apothekerwesens überhaupt gegeben haben. Schon 1867 wurde auf dem Meeting dieser Gesellschaft zu New-York das Bureau dieser Versammlung beauftragt, auf die Gouverneure der einzelnen Staaten und Territorien im Sinne der Einführung einer allgemein gültigen feststehenden und praktischen gleichmässigen Controle der Ausübung der pharmaceutischen Praxis in der Union einzuwirken. Da bei der Ausführung dieses Beschlusses sich herausstellte, dass in vielen Staaten gar keine gesetzliche Bestimmung, in den übrigen aber nur unzureichende und unzweckmässige existirten, wurde 1868 auf dem Meeting zu Philadelphia ein Ausschuss zur Ausarbeitung eines den Legislativen der Einzelstaaten vorzulegenden Gesetzentwurfes zur Regelung der Ausübung der Pharmacie, sowie des Giftverkaufs ernannt. Dieser Entwurf einer sogenannten Pharmacy und Poison Act, wie er aus den Berathungen der Commission hervorgegangen, bildet nebst den Debatten, welche 1869 auf der Jahresversammlung zu Chicago durch die Vorlage des Entwurfs hervorgerufen wurden, den Inhalt der auf Kosten der Gesellschaft gedruckten und den Gouverneuren und Sprechern der gesetzgebenden Körperschaften in den einzelnen Staaten einzuhändigenden Brochüre.

Dieselbe schliesst sich ziemlich eng an die

in England neuerdings getroffenen Massregeln an und stimmt in manchen Dingen fast wörtlich mit einem ähnlichen Entwurfe überein, welcher zur nämlichen Zeit in Canada Gesetzeskraft erhalten hat. Die Grundprincipien desselben sind die der Qualification und Registration der qualificirten Apotheker. Die Ausübung der Pharmacie und der Detailverkauf von Giften soll danach fernerhin in der Union nur eingeschriebenen Apothekern (Registered Pharmacists) zustehen, Verkauf, Dispensation und Anfertigung von Medicamenten nur unter directer persönlicher Aufsicht eines Registered Pharmacist oder eines eingeschriebenen Provisors (Registered Assistant in Pharmacy), der überall da vorhanden sein muss, wo ein Apotheker mehrere Läden besitzt, geschehen. Die Registration, für welche ein besonderer Registrar von dem Gouverneur eines jeden Staates auf 3 Jahr ernannt wird, soll nur statthaft sein für sogenannte Graduates in Pharmacy, worunter nach der Bestimmung des Gesetzes solche Personen verstanden werden, welche ein Diplom von einem College of Pharmacy in der Union oder von einem auswärtigen pharmaceutischen Institute, welches von dem in jedem Einzelstaate einzusetzenden Pharmaceutical Board als genügend angesehen wird, besitzen. Solche Graduates dürfen auf Grund ihres Diploms ohne Weiteres ein selbstständiges Geschäft errichten und unterscheiden sich hierdurch von den Practising Assistants in Pharmacy, die sich noch einem besonderen Examen unterwerfen müssen, ehe sie ein selbstständiges Geschäft begründen dürfen. Um übrigens Practising Assistant werden zu können, muss man das 21ste Lebensjahr vollendet haben, in einem Geschäfte, wo Medicamente auf ärztliche

Verordnung dispensirt werden, 4 Jahre beschäftigt gewesen sein und ein Examen vor dem Pharmaceutical Board bestanden haben. Besitzer eines Geschäftes sind bei Strafe verpflichtet gegen eine bestimmte Gebühr ihren Namen und Geschäft in das vom Registrar zu führende Buch bei Strafe eintragen zu lassen, während die übrigen Graduates und Assistants zwar nicht verpflichtet, wohl aber berechtigt sind, sich registriren zu lassen.

Das wichtige Institut des Pharmaceutical Board, welches nach diesem Gesetzentwurfe geschaffen werden soll, hat aus 7 Personen zu bestehen, welche der Gouverneur eines Staates aus 20 Apothekern oder Professoren der Pharmacie auswählt, die ihm von den pharmaceutischen Gesellschaften des Staates in Vorschlag gebracht werden. Die Geschäfte dieser Behörde sind die Prüfung der Candidaten die Beaufsichtigung der Registration der Graduates, die gerichtliche Verfolgung der wider die Pharmacy und Poison Act handelnden Personen und jährliche Berichterstattung über den Zustand der Pharmacie im Staate. Alle drei Jahre findet eine Erneuerung des Pharmaceutical Board statt.

Im März jeden Jahres wird eine gedruckte Liste der registrierten Personen als Official Register of Pharmacists veröffentlicht und zur Kenntniss der Betheiligten und der Gerichtshöfe gebracht. Verfälschungen dieser Register sollen mit mindestens einem Jahr Gefängniss und die unrechtmässige Anmassung des Titels eines Registered Pharmacist mit einer Geldstrafe von 100 Doll. geahndet werden.

Der auf die Gifte bezügliche Theil des Gesetzentwurfes beschränkt im Allgemeinen den

Detailverkauf toxischer Substanzen auf die Läden der Registered Pharmacists und lässt nur in ländlichen Bezirken, da, wo innerhalb 3 Meilen kein Registered Pharmacist existirt, besondere Lizenzen zum Giftverkauf an andere Personen zu, über welche jedoch der Registrar ein besonderes Buch zu führen hat. Auf die selbst dispensirenden Aerzte und auf die Anfertiger von Arcana und sogenannten Patentmedicinen, wenn solche aus Giften bestehen, hat das Gesetz keinen Bezug. Im Weiteren wird verordnet, dass sowohl beim Engros- als beim Detailverkauf von Giften gehörige Etikettirung, welche den Namen des Giftes, die Bezeichnung Poison und die Firma und den Ort des Geschäftes, wo das Gift abgegeben wurde, enthalten muss, stattfindet. Ferner wird die bekannte Einrichtung des Giftbuches eingeführt. Auf ärztliche Verordnung gefertigte Mixturen, welche Gifte enthalten, sollen zwar nicht als Poison signirt werden, aber der Pharmacist soll derartige Recepte eigens mindestens 5 Jahr aufbewahren und mit einer Nummer versehen, welche auch neben der Firma des Apothekers auf der Signatur anzugeben ist. Aerztliche Verordnungen, welche Gifte enthalten, dürfen nur von dem Pharmacist oder Assistant selbst oder doch unter ihrer unmittelbaren Aufsicht ausgeführt werden. Uebertretungen des Gesetzes werden das erste Mal mit 50, später mit 100 Doll. bestraft. Als Anhang ist dem Gesetze eine Gifftabelle beigegeben, die insofern von unseren einheimischen abweicht als sie mit besonderer Rücksicht auf die in den Vereinigten Staaten bestehende Unsitte der Fruchtabtreibung entworfen ist. So enthält sie unter andern Radix Gossypii, Oleum Tannaceti, Oleum aethereum Hedeomatis Pulegii

und alle Patentmedicinen oder Geheimmittel, die als Emmenagoga bezeichnet werden.

Es lässt sich nicht verkennen, dass dieser hoffentlich bald in vielen Staaten der Union Gesetzeskraft erhaltende Entwurf den doppelten Zweck vor Augen hat, das Publikum vor Schaden zu bewahren und einen achtungswerthen Apothekerstand zu schaffen. Ist das letztere geschehen, so würde wohl kaum ein weiterer Paragraph des Gesetzentwurfs von einiger Bedeutung sein, welcher die Verfälschung von Medicamenten durch unwirksame Substanzen mit einer Geldbusse bis zu 1000 Doll. und verhältnissmäßigem Gefängnisse bestraft. Leichter würde das Publikum entschieden vor absichtlichen oder unabsichtlichen Verschlechterungen von Arzneimitteln geschützt werden, wenn man den zu ernennenden Pharmaceutical Board auch die Berechtigung einer Revision der Apotheken, wie sie bei uns üblich ist, als Function übertrüge, wie man auch einen Schutz vor den durch Verwechslung toxischer und medicamentöser Substanzen resultirenden Intoxicationen, noch durch die Einführung des sogenannten Giftschrankes herstellen könnte. —

Die kleine Schrift Norwood's über die Autorschaft der therapeutischen Wirkung von *Veratrum viride* gehört zwar in die Kategorie jener besonders in Frankreich heimischen Prioritätsstreitschriften, die in der Regel ein besonderes wissenschaftliches Interesse nicht beanspruchen, doch mag die Brochüre hier eine kurze Erwähnung finden, weil es sich in derselben um eins der wichtigsten amerikanischen Meeicamente handelt, das in den letzten Jahren auch in Europa vielfache Anwendung gefunden hat, wo es freilich als Antipyreticum nicht den

ihm in den Vereinigten Staaten unbestritten zukommenden Rang einnimmt. Es handelt sich nicht um die ursprüngliche Verwendung von *Veratrum viride*, sondern um dessen erste antipyretische Verwendung, welche Norwood im Gegensatze zu Professor William Tully und Dr. Osgood für sich in Anspruch nimmt, wobei er nicht verschweigt, dass seine Aufmerksamkeit allerdings durch die ihm persönlich von Tully gemachten Angaben über *Veratrum viride* auf dieses Mittel gerichtet sei. Man überzeugt sich leicht aus den von Norwood gemachten Citaten, dass Tully und Osgood die fieberherabsetzende Wirkung des *Veratrum viride* nicht gekannt haben und dass sie die Wirkung der genannten Drogue in einer ganz andern Weise präcisiren als es von Norwood geschehen ist. Man könnte fast mit gleichem Rechte Aran die erste Anwendung des Verantrins als Antipyreticum streitig machen und sie Piedagnel oder gar Turnbull und Forcke zuschreiben, die zweifelsohne das Veratrin früher innerlich angewendet haben als Aran. Wenn wir somit Norwood's Ansprüche gerechtfertigt finden, so müssen wir ihn umsomehr entschuldigen, dass er sie erhebt, weil er nicht aus freien Stücken dieselben geltend macht, sondern gezwungen durch Bemerkungen amerikanischer Autoren über Norwoods frühere Arbeiten, in denen er den Ansprüchen von Tully und Osgood gegenüber nicht gerecht gewesen sein sollte. Aus der Darlegung der Divergenz zwischen den Ansichten der Letzteren und seinen eigenen giebt Norwood in seiner kleinen Schrift manche Details zur *Veratrum*therapie, für die er freilich eine allzugrosse Sympathie an den Tag legt, wenn er z. B. behauptet, dass Vera-

trum viride atypischen Fiebern gegenüber ebenso als specifisches Heilmittel sich verhalte, wie das Chinin gegenüber den Intermittenten und dass man erst seit der Kenntniss des ersteren ein unfehlbares Mittel besitze, um alle Puerperalfieber zu vertilgen. Th. Husemann.

Bulletin de l'école française d'Athènes. Topographie, archéologie, linguistique. Annonces et nouvelles. No. 1—6 Juillet—Décembre 1869. Athènes, imprimerie Andre Coromilas fils. 8°.

Ohne Programm oder Anzeige tritt das bulletin der école française, welche im Jahr 1846 in Athen zur Ausbildung junger Archäologen gegründet worden ist, vor das gelehrte Publicum. In der That werden nicht viele literarische Unternehmungen so wenig einer Erklärung ihrer Bestimmung bedürfen, um die gebührende Theilnahme zu finden. Alle diejenigen, welche sich mit epigraphischen und archäologischen Denkmälern Griechenlands beschäftigen, heissen diese Zeitschrift von Herzen willkommen und begrüssen in ihr die endliche Erfüllung eines lange und allgemein empfundenen Bedürfnisses. Sie werden anerkennen, wie nur durch ein solches Unternehmen, welches von der Hauptstadt Griechenlands aus eine gleichmässig rasche Kunde der neusten Entdeckungen in die literarische Welt trägt, der Fortschritt monumentaler Forschung beschleunigt werden kann, und werden dem gegenwärtigen Director der französischen Schule, Herrn Emil Burnouf, welcher das Unternehmen ins Leben rief, um so aufrichtiger sich verpflichtet fühlen, als in der Einsicht und Gewissenhaftigkeit, welche seine gesammte Arbeit in der

Wissenschaft in so hohem Grade auszeichnet, die beste Bürgschaft für die Dauer und Tüchtigkeit des Unternehmens gegeben ist. — Ich hebe im Folgenden nur Einiges aus dem reichen Inhalt der genannten sechs Hefte hervor.

Foucart, der zum Zweck einer zweiten Ausgabe des Werkes von Le Bas, *voyage archéologique*, eine neue Bereisung des Peloponnes unternommen hat, theilt in der ersten Nummer zwölf unedirte Inschriften aus Megara Epidaurios Argos Mantinea und Tegea mit. Zwei neue Künstlerinschriften befinden sich darunter: nach der einen haben Kephisodotos und Timarchos aus Athen, die bekannten Söhne des Praxiteles, welche mehrfach (nach inschriftlichen wie schriftstellerischen Zeugnissen) gemeinsam und fast ausschliesslich Portraitfiguren gearbeitet haben, in Megara für einen Aristogeitos Bilder seines Vaters Dion und seiner Grossmutter Aristokleia gefertigt. Da Foucart keine nähern Angaben über Erhaltung und Form des Steins gegeben hat, auf dem sich die Inschrift befindet, so weiss man nicht, ob diese Bilder Portraitreliefs oder Portraitstatuen gewesen sind. Die andere Künstlerinschrift nennt Diodoros Sohn des Hermattios aus Athen als Verfertiger eines Siegerportraits des Argivers Aristion.

Ch. Bigot giebt Beschreibungen von Statuen, Büsten und Reliefs, die im heutigen Theben zu sehen sind. Man könnte diese Beschreibungen ausführlicher wünschen, wie solche denn überhaupt nur dann von wirklichem Nutzen sind, wenn sie auf Grund einer sehr ausgedehnten Denkmälerkenntniss gegeben und mit Hinweisungen auf schon veröffentlichte ähnliche Darstellungen begleitet werden. Interessant ist, dass unter den siebenzehn behandelten Monumenten

vier den Herakles darstellen, was, wie Bigot selbst bemerkt, für Theben charakteristisch ist, und eines (no. 3 p. 12) wieder die gerade in Böotien besonders verbreitete Sitte veranschaulicht die Todten als Heroen zu verehren (K. Keil sylloge inscript. boeot. p. 153). Die Inschrift des Reliefs no. 8 p. 13, welches den jugendlichen Herakles im Stande der Ruhe darstellt, ... *EIM* (oder *A*) *IEΣΙΩΙ* ... führt vielleicht auf die Lesung *Ἡρακλῆϊ* [*ix*] *εἰσιφ*. — Zwei linguistische Bemerkungen von E. B. über *μαῖα μαῖα* und *κίμβιξ*, sowie eine Notiz C. Blondel's über ein wie es scheint von ihm (wo?) acquirirtes Manuscript des 14. Jahrh., enthaltend eine Schrift des christlichen Apologeten Makarios Magnes, machen den Beschluss der ersten Nummer.

Im zweiten Heft veröffentlicht A. Dumont ein neues Richtertäfelchen aus Bronze mit der Zahl *Γ*, die über dem üblichen Stempel eines Gorgoneion steht, und mit dem Namen des

*Ἀριστοφῶν Ἀριστο
δήμων Κοθωκίδης.*

Dumont irrt aber, wenn er nach dem Vorgange einiger Gelehrter ein solches Täfelchen als *σύμβολον* bezeichnet. Der richtige Name ist *πινάκιον*. Es sind Legitimationskarten, welche den Heliasten nach ihrer Loosung und Vereidigung, die jährlich einmal stattfand, für die ganze Zeit ihres Amts gegeben wurden und ihnen als Amtszeichen dienten. Das Symbolon ist eine Marke, die der Heliast beim jedesmaligen Eintritt in das Gerichtslocal, also nur immer für eine Sitzung erhielt, um gegen deren Abgabe beim Ausgang aus der Sitzung den Richtersold zu empfangen. Vgl. Schömann griech. Alterth. I p. 478. K. F. Hermann griech. Staatsalterth. §. 134, 17. Der auf dem Pinakion genannte Aristophon ist übrigens doch wohl identisch mit dem Kothokiden

in folgender Inschrift bei Ross und Meier Demen von Attika no. 106 p. 78:

Ἐξώπιος Δημόκλεια Ἀριστοφῶν
Ἀλαιοῦς. Ἀριστοδήμου Κοθωνίδης.
Κοθωνίδου.

Die Formen der Buchstaben scheinen in beiden Inschriften gleich zu sein. — Bei der Veröffentlichung einer mehrfach sonst vorkommenden Inschrift, die auf einem Onyx der Sammlung Peretié in Beyrout steht:

λέγ[ουσι
ἀ θελ[ουσι.
λεγέτ[ωσαν,
οὐ μέλι μοι,
σὶ φίλι με,
συφίρι σοι.

hätte es der längst gemachten Entdeckung nicht bedurft, dass dergleichen unorthographische Schreibungen gerade in dieser Denkmälerklasse für die Kenntniss der antiken Aussprache von Wichtigkeit sind. — Es folgt von Ch. Bigot der Versuch einer Abhandlung über die Thonlampen der archäologischen Gesellschaft in Athen.

Ebendort befindet sich ein anderes kürzlich gefundenes Richtertäfelchen, welches Paul Vidal-Lablache in der dritten Nummer p. 51 folg. veröffentlicht:

⏏ MEΙΔΩΝΙΑΗΣ; MEΙΔΩ
Stempel ΚΗΦΙΣΙΕΥΣ Gorgo
Μειδωνίδης Μειδ[ωνος
Κηφισιεύς

Das Zeichen zu Anfang wird für ein Monogramm erklärt, welches H und E, also die fünfte und siebente Richterdecurie bedeute: dies sei ein Beispiel der von Aristophanes Plutus 1166. 1167 ed. Bergk

οὐκ ἐπὶ πάντες οἱ δικάζοντες θαμὰ
σπύδουσιν ἐν πολλοῖς γεγράφθαι γράμμασιν

bezeugten Sitte, dass Heliasten, um möglichst oft den Richtersold zu erhalten, sich in verschiedene Decurien hätten einschreiben lassen; Schömann de sortitione judicum (opusc. acad. I p. 212) erkenne mit Unrecht eine Ungesetzlichkeit in diesem Verfahren, denn eine doppelte Einschreibung hätte unmöglich auf einem Richtertäfelchen bemerkt werden dürfen, wenn sie ungesetzlich gewesen wäre; überhaupt ständen die bezüglichlichen Vermuthungen Schömanns in Widerspruch mit der Ueberlieferung. In diesem sehr lockern Raisonement fällt zunächst auf, dass das, was erst bewiesen werden soll, nämlich, dass das Monogramm eine doppelte Einschreibung des Meidonides bedeute, ohne weiteres als Beweismittel gegen Schömann benutzt wird. Es ist richtig, dass nach zwei von Schömann a. a. O. angezogenen Scholiastenzeugnissen die Wahl der zehn Richterdecurien oder Collegien (um den zweideutigen Ausdruck Dikasteria zu vermeiden) nach Phylen stattfand, während Schömann vermuthet, dass dieselben ohne Unterschied aus Angehörigen verschiedener Phylen zusammengesetzt gewesen seien. Schömann hat aber zwingende Gründe für sich; und dass diese seine Vermuthung vollkommen richtig ist, beweisen die Inschriften der Richtertäfelchen selbst. Nicht alle publicirten sind mir im Augenblick zugänglich: die mir vorliegenden sechzehn genügen aber zu einem Beweis vollauf — zum Beweis können selbstverständlich nur diejenigen dienen, bei denen die Zahl der Decurie erhalten ist. Drei Täfelchen tragen die Zahl *B*, bezeichnen also die zweite Decurie:

1) Akerblad dissertaz. d. accad. romana di archeol. I 1 p. 73 no. 2. Janssen inscript. musei Lugduno-Batavi p. 48 tab. III 2. Keil Intelligenzbl. d. Hall. allg. Literatur-Zeitung 1846 p. 282.

2) Dodwell Classical and topographical tour through Greece I p. 437. C. I. G. I n. 209.

3) Ross arch. Intelligenzblatt 1837 no. 13—15, Demen von Attika p. 98 n. 174. Rangabé antiqu. hellen. II n. 1300 p. 825.

N. 1 nennt einen Phrynoklees aus Thria, n. 2 einen Anticharmos aus Lamptrai, n. 3 einen Dionysios aus Trikorythos. Diese drei Demen gehören drei verschiedenen Phylen an, der Oineis, Erechtheis und Aeantis, vergl. Ross Demen von Attika p. 120, 126, 136. — Drei weitere Täfelchen tragen die Zahl Γ:

1) Dodwell a. a. O. C. I. G. I n. 208.

2) Rhusopulos n. Ephim. p. 303. A. Dumont revue arch. 1868 p. 146.

3) A. Dumont bullet. de l'école fr. n. 2 p. 27.

Sie nennen: Deinias aus Halai, Pedieus aus Eleusis, Aristophon aus Kothokidai. Diese Demen gehören zur Kekropis (oder Aegeis), Hippothoontis und Oineis, vergl. Ross Demen von Attika p. 112, 118, 124. So lässt sich der Beweis weiter führen mit den Inschriften, welche die Zahlen Ε Κ u. s. w. zeigen, wie sich jeder selbst leicht überzeugen kann. Nur zwei (in demselben Grabe gefundene) Täfelchen bei Ross Demen n. 25 b Rangabé antiqu. hell. II n. 1302 p. 825, welche mit demselben Namen eines Kallias aus Hagnus beschrieben sind, zeigen beide die Zahl Θ; hier liegt aber offenbar eine Singularität vor, die man sich auf verschiedene Weise erklären kann. Auch liesse sich der Beweis, dass die Decurien den Phylen entsprochen hätten, nicht durch ein Beispiel, wo Uebereinstimmung vorhanden wäre, führen, da dies immer Zufall sein könnte; während umgekehrt ein Beispiel, dass eine Decurie aus Angehörigen verschiedener Phylen bestand, für den Beweis aus-

reichen würde, dass in den zehn Decurien die zehn Phylen nicht repräsentirt waren. Eingewandt werden kann gegen diese ganze Argumentation, da die Inschriften natürlich verschiedenen Zeiten angehören, dass ein und dieselbe Phyle abwechselnd im Lauf der Jahre für verschiedene Decurien Richter geliefert haben könne, also immer noch eine Responsion von Phylen und Decurien denkbar sei. Für einen solchen willkürlichen Wechsel liesse sich aber schlechterdings kein Grund ersinnen.

Schömann behauptet also lediglich That-sächliches, indem er erklärt, die citirten Verse des Aristophanes nur verstehen zu können, wenn die einzelnen Richtercollegien nicht aus je einer Phyle, sondern aus allen Phylen gebildet wurden. So brauchte, wer in zwei Decurien als Richter thätig sein wollte, wenigstens seine Phyle nicht zu verleugnen und nur so sieht man einigermassen die Möglichkeit einer solchen Unge-setzlichkeit ein. Denn dass es wirklich ein Betrug war, geht aus der Sache selbst hervor; das Resultat der gesetzlichen Loosung der einzelnen Decurien, die an jedem Gerichtstag stattfand, wurde durch das bezeichnete Verfahren umgangen. Wozu hätte man geloost, wenn es Jedem freistand, die Loosung illusorisch zu machen?

Eine Fälschung, wie sie Aristophanes an jener Stelle sicher mit Uebertreibung als häufig bezeichnet, konnte mithin am allerwenigsten so begangen werden, dass ein Täfelchen die Nummer zweier Decurien trug. Ist die fragliche Figur wirklich ein Monogramm, eine Zusammenziehung von *H* und *E*, so ist dasselbe vielleicht als eine Correctur aufzufassen. Darüber kann allerdings nur der Augenschein Aufschluss geben.

Wieder abgedruckt sind die bei Ergasteria in der Nähe von Laurion gefundenen Inschriften, welche schon in der *Palingenesia* vom 23. Sept. 1868 veröffentlicht waren und neuerdings im *Philol.* 27 p. 129 von W. Gurlitt behandelt worden sind. Sie sind auf den Cultus des Men Tyrannos bezüglich, von dem unerwartet genug vor-

kurzem in Bayeux eine neue Darstellung durch Léon Henzey revue archéol. 1869 n. 1 p. 1 Tab. I bekannt geworden ist.

E. Burnouf berichtigt eine von August Mommsen Athenae christianae no. 54 gegebene Erklärung der Panagia Kandle in Athen: sie sei nicht als *domina lucernarum* aufzufassen, sondern erscheine in diesem Namen mit dem Licht identificirt, wofür eine Reihe von Analogien und Beweisen angeführt wird. — Ausserst interessant ist ein von A. Dumont während seiner Bereisung der Balkanhalbinsel gegebener Bericht über slavische Volkslieder und Volksepen, die von Herrn Vercovitch in Belgrad in dem Rhodopegebirge gesammelt worden sind. Als Nachtrag zu diesem Bericht ist später p. 91 f. vom französischen Consul in Philippopolis Dozon ein Auszug aus einem 859 Verse langen bulgarischen Gedichte gegeben „le mariage d'Orfen avec la fille du roi d'Arabie.“

In der fünften und sechsten Nummer des Bulletins stehen von Paul Vidal-Lablache und von dem bekannten athenischen Numismatiker und Kunsthändler P. Lampros Bemerkungen über einige byzantinische Münzen. — Allgemeineres Interesse beansprucht eine schöne Entdeckung von Eug. Piot. Er macht aufmerksam auf die vollkommene Uebereinstimmung, welche der Torso eines halbcollossalcn Satyrn im Dionysostheater zu Athen mit vier wohlerhaltenen, gleichfalls aus pentelischem Marmor gearbeiteten Satyrstatuen zeigt, welche aus der Villa Albani in den Louvre kamen und unter dem Namen „faunes porteurs“ bekannt sind (Clarac mus. 298, 1725, Fröhner notice de sculpture no. 272—275). Nach Piots Bemerkungen steht die athenische Herkunft dieser als Atlanten oder Telamonen verwendeten Figuren (Winckelmann mon. ined. zu no. 205) ausser Zweifel. Und da auch eine sechste durchaus ähnliche Statue im Museum zu Stockholm bekannt ist, die nothwendig denselben Ursprung haben muss (Wieseler Philol. XXVII p. 222 zog die Benennung „Silen“ vor, vrgl. Clarac mus. 721, 1725 a), so liegt eine Reihe von sechs zusammengehörigen architektonisch verwendeten Figuren vor, über deren ursprüngliche Aufstellung im Dionysostheater jede Reconstruction desselben Antwort zu geben hat. Eug. Piot hat darüber eine geistreiche Vermuthung vorgetragen, die ich besser mit seinen eignen Worten folgen lasse: „Je n'hésite pas à faire des statues qui nous occupent la principale décoration de la scène elle même, du mur de fond. Tout nous y convie, l'examen des lieux, les

substructions aujourd'hui existantes qui nous représentent les justes dimensions de l'édifice, les proportions, la nature de nos grandes figures destinées à être appliquées sur une large surface. Au nombre de six, les espaces qu'elles laissent entre elles nous donnent exactement la place des cinq ouvertures, trois portes et deux fenêtres, requises pour la mise en scène du poème tragique ou comique. Si l'on se place sur les gradins réservés aux spectateurs, et que les yeux s'arrêtent sur le mur qui sépare et élève le proscénium audessus de l'orchestre, sur les hauts reliefs restés en place qui le décorent, là encore on sent que nos figures ne sont nullement en désaccord avec la perspective inverse ou mieux avec l'amplification qu'il était nécessaire de donner aux objets placés sur le troisième plan (les acteurs formaient le second) pour conserver à la vue une juste proportion de l'ensemble. Enfin nous devons tenir compte des habitudes de l'art grec: une pareille décoration placée à l'extérieur et comme frontispice d'un édifice, est complètement en dehors de son génie. Ajoutons que pour un théâtre surtoût, la bonne économie de l'effet commandait de réserver pour l'intérieur toute la richesse de l'ornementation."

Ich bin ausser Stande zu beurtheilen, ob diese Vermuthung in dem gegenwärtigen Zustande der Ruine oder der Statuen eine Unterstützung finden kann, auf die es doch der Natur der Sache nach zu allererst ankommen würde, glaube aber kaum, dass Piot hinsichtlich der Entstehungszeit der Skulpturen das Wahre trifft, wenn er meint, sie könnten aus der Werkstatt des Skopas hervorgegangen sein. Der grösste Theil der im Dionysostheater aufgefundenen Skulpturwerke weist auf spätere Restaurationen des Theaters hin: eine solche Ansetzung würde nur auf eine nähere Ausführung hin zu glauben sein.

Von Hrn. Burnouf ist ferner eine linguistische Miscelle über die Bedeutung von *ἀσφύδελος* mitgetheilt; es bedeute »la plante du cheval« sanskr. *asva* oder *acva* und *dala*, eine Aufstellung, deren sachliche Begründung wenigstens die verschiedenlichsten Zweifel anregt.

Auf p. 91 f. ist eine Anzahl leucadischer Inschriften wiederholt, welche Stamatelos, Director der griechischen Schule von Lencas, in der *Ἐφημερίς τῶν Φιλομαθῶν* in Athen veröffentlicht hatte. Dieselben sind leider ohne besonderes Interesse.

Zürich.

Otto Benndorf.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 8.

28. Februar 1870.

Hannoverae Impensis bibliopolii Aulici Hahniani. Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500 auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Henricus Pertz. Scriptorum Tomus XXI. 1869. VIII und 668 S. Folio.

Helmoldi presbyteri Chronica Slavorum ex recensione Lappenbergii. 220 S. 8.

Arnoldi chronica Slavorum ex recensione Lappenbergii. 295 S. 8.

Monumenta Welforum antiqua editore Ludovico Weiland. 63 S. 8.

Gisleberti chronicon Hanoniense ex recensione Wilhelmi Arndt. 312 S. 8.

Kaum ein Jahr nach Vollendung des 20sten Bandes der Geschichtschreiber und des 4ten Bandes der Gesetze erscheint der 21ste Band der Geschichtschreiber nebst vier neuen Octavabdrücken wichtiger Historiker aus demselben; und der 5te Band der deutschen Volksrechte

würde vollendet sein, wären nicht zwei der Bearbeiter desselben durch längeres Unwohlsein an dem Abschlusse ihrer Arbeiten verhindert worden. Der vorliegende Band enthält einige Hauptgeschichtschreiber der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Die erste kleinere Hälfte des Bandes bildet den Schluss der wichtigen Beiträge zu unserm Nationalwerke, welche wir unserm verewigten Freunde und Genossen, Herrn Archivar Dr. Lappenberg, verdanken sollten; bei ihrer Bearbeitung erfreute er sich der Hülfe des Dr. Jung-hans und unseres Mitarbeiters Herrn Dr. Weiland aus Frankfurt, der dann hier in Berlin auch die beiden Ausgaben des Helmold und Arnold vollendete und den Presbyter Bremensis druckfertig hinzufügte.

I. *Helmoldi presbyteri chronica Slavorum* a. 800—1172 Seite 1—99. Dieses wichtige Werk schliesst sich dem gleichfalls von Lappenberg im 7ten Bande der *Scriptorum* herausgegebenen Geschichtswerke Adams von Bremen an, und ist unter seiner Leitung in deutscher Uebersetzung den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit« einverleibt und mit einer Vorrede versehen worden: wie die Lebensbeschreibung des Bischofs Otto von Bamberg die Bekehrung der Pommern darstellt, so besitzen wir in Helmold den Geschichtschreiber der vor siebenhundert Jahren durch Herzog Heinrich den Löwen und den Priester Vicelin mit ihren Gehülfen bewirkten Christianisirung von Holstein und Gründung der deutschen Stadt und Seemacht in Lübeck, dem Haupte der Hansa und der Beherrscherin der Ostsee.

Helmold unter dem Domherrn Gerold, einem Capellan Heinrichs des Löwen, auf der Schule

zu Braunschweig gebildet, also wahrscheinlich in dortiger Stadt oder Gegend im Anfange des 12. Jahrhunderts geboren, gelangte früh nach Holstein und in Vicelins Kreis, welcher ihn zur Bekehrung der Slaven verwandte, und in dessen Kloster Neumünster. Nach Vicelins Tode begleitete er dessen Nachfolger, den neuerwählten Bischof von Oldenburg, seinen Lehrer Gerold zum Fürsten Pribislaw. Von seinem Freunde als Pfarrer nach Bosow, einem Kirchdorfe am Plöner See versetzt, unternahm er auf dessen Wunsch die Abfassung der Chronik der Slaven vom Jahre 1066 bis zum Jahr 1171. Er widmete deren erstes Buch nach dem am 13. August 1163 erfolgten Ableben seines Freundes den Domherrn zu Lübeck am 17. Julius 1172. Das zweite Buch ist nicht vollendet, erstreckt sich nur bis zum Jahre 1171, während der Priester Helmold noch in einer Urkunde des Lübecker Bischofs Heinrich vom Jahre 1177 als Zeuge erscheint; das vollendete Stück ist nach dem Tode des Bischofs Conrad, also nach dem 17. Juli 1172 verfasst worden.

Als seine Quellen hat er und andere von Lappenberg nachgewiesene Schriften, die Weltchronik Eckehards, die Annales Disibodi, für die frühere Zeit vorzüglich das Werk Adams von Bremen, die Pölder und andere Sächsische Annalen benutzt, auch die Urkunden der Bisthümer Lübeck, Ratzeburg und Schwerin gekannt: für die neueren Ereignisse die ausführlichen Mittheilungen älterer Zeugen, namentlich der Bischöfe Vicelin, Gerhard und Conrad und seine eigenen Erlebnisse sorgfältig und treu wiedergegeben.

Indem der Herausgeber den Verdiensten Helmolds um die Geschichte der Slaven, seiner

Würdigung der Verdienste Heinrichs des Löwen und Vicelins Gerechtigkeit widerfahren lässt und auf einzelne Versehen des Geschichtschreibers hinweist, macht er namentlich auf dessen Abneigung gegen die Kaiser aus dem Salischen Hause aufmerksam, welche zur Vorsicht einlade; sie trifft jedoch eigentlich die von ihm benutzten Geschichtschreiber, den Bruno und andere, deren Texte auch uns noch vorliegen. Seine Schulbildung und Kenntniss der Lateinischen Classiker und Kirchenväter zeigt sich in seiner gebildeteren Sprache; es werden namentlich die bei ihm vorkommenden Stellen des Virgil, Terenz, Ovid, Valerius Flaccus hervorgehoben; die Vulgata war ihm bekannt. Seine Geschichte ward in den folgenden Jahrhunderten weit verbreitet und gern gelesen; man findet ihre Spuren schon im Anchiner Fortsetzer des Siegbert von Gemblours zum Jahre 1168; zum J. 1230 in der Chronik de Saxoniae principibus, an vielen Stellen des Albert von Stade; die deutsche Fortsetzung des Arnold von Lübeck mit Heinrichs von Lübeck Fortsetzung, Heinrichs von Hervord Chronik; die Bruchstücke der Brandenburgischen Chronik in Pulkowas Böhmischer Chronik vom Jahre 1373 und der Chronik des Bisthums Brandenburg, Ernst von Kirchberg in seiner Römerchronik vom Jahre 1378, Hermann Kerner vom Jahre 1435, Hermann von Lerbeke in der Chronik der Grafen von Schaumburg vom Jahre 1404, der Presbyter Bremensis vom Jahre 1448, die Chronik der Nordalbischen Sassen vom Jahr 1483, Chronicon Slavicum vom Jahre 1485 bei Lindenbruch, Albert Crummendyk im Jahre 1489 in der Chronik der Lübschen Bischöfe, Botho in der Sächsischen Bilderchronik vom Jahre 1489, Schiphower in der Chronik der

Oldenburgischen Grafen, Heinrich Wolter im *chronicon Bremense*, Paul Lange im *Chronicon Ciliense*, Theodor Engelhus im *chronicon Slavorum*, am meisten aber Albert Crantz; zu geschweigen des angeblichen Gunther Ligurinus.

Für die neue Ausgabe schien sich gleich Anfangs in der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien eine bisher unbekannte Handschrift darzubieten. Im ersten Bande des Archivs S. 319 hatte Delius unter den dortigen Verzeichnissen Helmoldi *chronicon »sine numero«* bemerkt; ich fand dieselbe im ältern Kataloge der *Historia profana* aufgeführt, aber im neueren ausgelassen und auch weder bei weiterem Durchgehen der übrigen Kataloge noch sonstigen Nachfragen irgend eine Spur derselben.*) Von den für frühere Ausgaben benutzten Hilfsmitteln ist die einst in der Bibliothek des Stettiner Gymnasiums befindliche, Bangerts Ausgaben des Helmold und Arnold verwandte, nicht wieder aufgefunden und die auf Befehl der Königin Christina von Schweden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts davon genommene Abschrift gleichfalls verschollen. Diese Verluste sind jedoch durch Erhaltung der Lübecker Handschrift, welcher sie gleichen, einigermaßen ersetzt. Die Grundlagen der neuen Ausgabe sind folgende: 1) Die einst im Besitz des Lübecker Syndicus und Holstein-Gottorpschen Kanzlers Martin Boeckel, auf Pergament in Folio im 14ten Jahrhundert sorgfältig geschrieben, enthält den Helmold und Arnold, gelangte später in den Besitz des Braunschweigschen Kanzlers von Cramm, und ward zuerst von Bangert für die Ausgabe des Helmold und Arnold, jedoch nachlässig benutzt, wie eine mit

*) Archiv 4, 212.

Cramm's Erlaubniss von J. C. Harenberg für die von J. C. Conler beabsichtigte Ausgabe ausgeführte Vergleichung, jetzt im Besitz der Göttinger Universitätsbibliothek, beweist; sie ist gleichfalls sehr nachlässig gemacht, ergiebt jedoch durch ihre Anzeige der Lücken, dass dieselbe Handschrift jetzt in der Kopenhagener Universitätsbibliothek erhalten ist. Von dort ist sie im Jahre 1858 dem Herausgeber zur Benutzung für diese Ausgabe nach Hamburg anvertraut worden. Eine Schriftprobe liegt der Ausgabe bei. Der Codex besteht aus zwei Theilen. Der erste Schreiber hat den Helmold und den Anfang des Arnold, der zweite den Rest ausgeführt. Obwohl im Ganzen sorgfältig geschrieben, blieben doch auch manche den Schreibern und dem Helmold selbst zur Last fallende Fehler zu berichtigen. Von anderer heller Dinte finden sich von einer Hand des 15. Jahrhunderts einige Randbemerkungen, deren neun die Behauptung der von den Thietmarsen seit Karls des Grossen Zeit behaupteten Freiheit bestreiten, einige andere ohne Bedeutung sind. Diesem Kopenhagener Codex zunächst steht 2) die Kopenhagener Papierhandschrift C. Arnae-Magnaeus N. 30 in Folio, von unschöner Hand, mit Abkürzungen überladen von 56 Blatt, schliesst nach dem Helmold mit dem 9ten Kapitel des Arnold und einigen kurzen Anhängen; nur zwei Kapitel dieser Handschrift haben zu kritischen Anmerkungen Stoff geliefert. 3) Die Stadtbibliothek zu Lübeck besitzt eine Papierhandschrift des Helmold und Arnold in Quart aus dem 15ten Jahrhundert von 205 Blättern in zwölfblättrigen Lagen, die 18te ist bis auf das erste Blatt herausgeschnitten, so dass der Schluss des 7ten Buches vom 16. Kapitel an

fehlt. Die Schrift ist von einer Hand, jetzt verblichener Dinte, und wird in dem Fortgange des Textes immer² kleiner. Der Schreiber besass das Verständniss seines Textes, daher sind weniger Fehler vorgekommen und zu berichtigen. Vom Texte des Helmold fehlt die Ueberschrift und die Widmung an die Lübecker Domherrn. Diese Handschrift ist von Reineccius und Bangert bei ihren Ausgaben benutzt worden.

Ausser diesen Handschriften sind früherhin noch eine von Heinrich Ernst benutzte und eine andere, in der Bordesholmer Bibliothek vorhandene erwähnt.

Ausgaben des Helmold sind gedruckt:

a) 1556 von Dr. Schorkel mit Melanths Vorwort an den Herzog Johann Friedrich von Stettin, Frankfurt in 4^o nach der Handschrift, woraus die obigen beiden Kopenhagener stammen mit fehlendem Ende; zweiter Abdruck 1573 in Quart; an einem angeblichen dritten Drucke in 16^o wird gezweifelt.

b) der Professor der Geschichte in Helmstädt, Reineccius, gab aus der Lübecker und Distelmeiers Handschriften den Helmold nebst dem ganzen Arnold mit Ausnahme der letzten fünf Kapitel im Jahre 1581 in Folio zu Frankfurt heraus. Die Zählung der Kapitel leidet an unrichtiger Scheidung Helmolds und Arnolds.

c) Die erste mit Anmerkungen erläuterte Ausgabe verfasste der Lübecker Rector Heinrich Bangert; sie erschien zu Lübeck 1659 in Quart. Er benutzte Schorkels und Reineccius Ausgaben, die drei oben erwähnten Handschriften Helmolds und fünf des Arnold. Die Ausgabe leidet an manchen Fehlern, unrichtiger Zählung wie bei Reineccius.

d) Leibniz hat in den SS. Brunsvicensibus

T. II Bangerts Text unverbessert nebst dessen Varianten wiederholt; seine angeblich aus Corners Chronik entnommenen Verbesserungen sind nach Lappenbergs Urtheil ohne allen Werth und von diesem nicht berücksichtigt, dagegen nächst den erwähnten drei Handschriften Bangerts aus der Stettiner Handschrift stammende Lesarten, die aus der Distelmeierschen durch Reineccius entnommene Widmung und Lesarten der Bangertschen und Reineccius Ausgaben so wie der Schorkelschen Ausgabe aufgenommen.

II. *Arnoldi abbat is Lubecensis chronica recensuit b. m. vir illustris J. M. Lappenberg S. 100—250.* Der Verfasser Arnold hat das Werk Helmolds mit der Geschichte Deutschlands und Dänemarks in der Zeit von 1171 bis 1209 unter den Kaisern Heinrich VI., Philipp, Otto IV., mit den Zügen der Kreuzfahrer nach dem gelobten Lande und nach Livland in dem vorausgehenden Briefe dem Bischof Philipp von Ratzeburg gewidmet. Von seiner Herkunft und Jugend ist wenig bekannt. Er nennt die Lübecker seine Landsleute, und bewährt diese Aeusserung durch seine vorzügliche Kenntniss ihrer Angelegenheiten. Er scheint dem Benedictinerorden angehört zu haben, beklagt mit Beschämung, seine Ordensregel früher nicht strenger beobachtet zu haben, zeigt in seinem Werke eine tüchtige Gelehrsamkeit, und erwähnt bei Erzählung von Heinrichs VI. Besuch von Montecasino den dort ruhenden heiligen Benedict. Unter den am Ende des 12ten Jahrhunderts aufgeführten Zeugen der Schenkung Bischofs Conrad an die Domkirche zu Lübeck am 21. November 1170 erscheint der Custos oder Schatzmeister Arnold des Lübecker Domkapitels. Dieser ward im Jahre 1172 nach dem

Tode des Bischofs Conrad auf dem Zuge bei Tyrus, in Begleitung des Lübecker Decans zu dem Herzog Heinrich dem Löwen und von ihm nach Braunschweig gesandt, um den Abt Heinrich des Aegidienklosters von dessen Wahl zum Nachfolger Conrads zu benachrichtigen, wie es in der Chronik selbst erzählt wird. Als im Jahre 1177 Bischof Heinrich dem eben erbauten Benedictiner-Kloster des Evangelisten Johannes einige Hufen Landes in der Umgegend und Einkünfte zum Geschenk machte, war derselbe Arnold mit andern Geistlichen und weltlichen Laien anwesend, und scheint damals zum ersten Abte dieses St. Johannis-Klosters zu Lübeck gemacht zu sein, da Arnold seitdem nicht länger als Custos des Domcapitels, sondern stets als Abt des Klosters genannt wird, welches ebenso wie das Domcapitel dem Benedictinerorden angehörte. Eine andere Vermuthung, dass er Abt des Aegidienklosters zu Braunschweig gewesen und von hier in das Lübecker Johanniskloster durch Bischof Heinrich berufen sei, stützt sich nicht auf seine eigne Erzählung, sondern nach Lappenbergs Urtheil auf ein späteres Missverständniss. Die bedeutende Stellung, welche Arnold unter der Geistlichkeit Lübecks einnahm, ergiebt sich aus den dort gegen Ende des 12ten und im Anfange des 13. Jahrhunderts ausgestellten Urkunden und aus seinem Werke. Er war unter andern einer der erwählten Schiedsrichter über die im Jahr 1195 streitige Schweriner Bischofswahl, Zeuge bei den Schenkungen des Grafen Adolf III. von Holstein, Bischofs Theodorich von Lübeck, Grafen Albert von Ratzeburg; er empfing solche aus Kaisers Friedrich I. Hand bei dessen Anwesenheit in Lübeck, vermehrte die Besitzungen des Klosters und dessen Einkünfte, verschaffte

ihnen Schutzbriefe der Päpste Cölestin III. und Innocenz III.; sein Name erscheint zuletzt in einer Urkunde des Grafen Albert von Ratzeburg nach 1211 und vor 1213, der seines Nachfolgers Otto Gerhard II. zuerst im Jahre 1214; er starb also im Jahre 1213 oder Anfangs 1214.

Dass Arnold der Verfasser dieses Werkes sei, ist zwar nirgends ausgesprochen, ergibt sich jedoch mit Sicherheit aus dem Gegenstande seiner Darstellung, seiner Lebenszeit, seiner Schilderung von nur ihm bekannten Vorgängen bei einer Gesandtschaft der Lübecker Kanoniker, zu denen er gehörte — zum Abt Heinrich. Er war schon im vorgerückten Alter, als er die Fortführung Helmolds übernahm, wie sich aus dem Briefe an den Ratzeburger Bischof Philipp ergibt, welcher im Jahre 1204 erwählt war; da er Innocenz III. Bulle zur Entscheidung des Streits zwischen dem Bischof von Livland und den Kreuzrittern noch nicht kennt, so muss er sein Werk vor dem Jahre 1210 geschrieben haben.

Im Ganzen gehört Arnold zu den glaubwürdigsten Geschichtschreibern seiner Zeit; doch erzählt er daneben einige nach Lappenbergs Meinung ganz unglaubliche Dinge, so den Zweikampf Drogo's und des Helias bei der Belagerung der Stadt Anikke, und die Versetzung der Erzählung von Heinrichs I. Wahl in die Geschichte Heinrichs IV. Neben den zuverlässigsten und ins Einzelne eingehenden Nachrichten, welche er seinen Freunden und Landsleuten so wie eigner Anschauung, dem Kaiser und dem Herzog, Geistlichen und Lübecker Bürgern verdankt, theilt er auch wichtige Briefe und Actenstücke ausführlich mit, von Cölestin III., Inno-

cenzen III., Staatsmännern und Herrschern. Einige Stellen erinnern an die grössten Cölner Annalen, andere an eine Sächsische Chronik, die Braunschweigische Reimchronik und die Regowische Chronik. Der innere Zusammenhang und die Zeitfolge ist im Ganzen sorgfältig beobachtet und angegeben.

Seine Neigung zieht ihn mehr zu der Welfischen als der Gibellinischen Seite, doch ohne Härte und Erbitterung, indem die Wohlfahrt des Ganzen ihm höher steht als Einseitigkeit und verderbliche Zwietracht, noch der Geistliche dem Weltlichen vorgeht: die gelungene Verbindung des Pfalzgrafen Heinrich mit des Pfalzgrafen Conrad Tochter Agnes begrüsst er als Besiegelung des Friedens in Sachsen mit Freude.

Arnolds Sprache ist, wie der Herausgeber zeigt, die Frucht ungewöhnlicher Belesenheit in den Werken des Virgil, Horaz, Ovid, Statius, Fortunat, von denen zahlreiche Stellen und einzelne Verse nebst Theilen von solchen durch den ganzen Text verstreut sind, eine Sapphische Strophe und eigne Dichtung Arnolds, so wie nach Sitte der classischen Autoren längere als Reden eingeschaltete Stellen.

Arnolds Werk blieb längere Zeit, wohl im Johanneskloster zu Lübeck verborgen, unbekannt und unbenutzt; die ersten Spuren seiner Bekanntschaft zeigen die Lateinischen Uebersetzer der Regowischen Chronik, ferner Bruchstücke einer Brandenburgischen Chronik mit Erwähnung von Heinrichs des Löwen Pilgerfahrt, im 14. Jahrh. Auszüge über Herzog Heinrich den Löwen, in der Mitte des Jahrhunderts Stellen in Hermann Korner, Albert von Crummendyk in der Chronik Lübeckischer Bischöfe, dann öfter Albert

Crantz, und Paul Lange hat ihn gelobt zu den Jahren 1189 und 1198.

Die für die Ausgabe benutzten Hilfsmittel waren folgende:

1) In Ermangelung des Autographs war noch im 17ten Jahrhundert eine vollständige, dem 13ten Jahrhundert angehörige Abschrift auf Pergament im Schlosse Schaumburg erhalten, welche Arnold Huitfeld den Geistlichen zu Ripe mit dem Wunsche, davon für ihn leserliche Abschrift zu verfertigen, übergab. Um dem Auftrage rascher zu genügen, lösten die Abschreiber den Band in 18 einzelne Bogen auf, vertheilten dieselben unter sich, und bezeichneten sie in der Abschrift mit denselben Buchstaben wie die des Originals. Diese Abschrift befindet sich jetzt in der alten königlichen Bibliothek zu Kopenhagen Nro. 2288, und ist dort für die Ausgabe der Monumenta zuerst im Jahre 1836 von Hrn. Prof. Waitz benutzt worden. Das zerschnittene Pergamentoriginal ist, als bei der erneuerten Abschrift überflüssig und entbehrlich, nach verschiedenen Gegenden zerstreut; erst auf meiner zweiten Reise nach Oesterreich 1843 tauchten in der Bibliothek des Prager Museums und zu Linz in dem Nachlasse Cerronis, welcher sodann von dem Mährischen Museo erworben ist, zwei dieser Stücke auf, wurden zwei Jahre darauf durch Dr. Wattenbach für die neue Ausgabe verglichen, aber erst nachdem sie sowohl als die Kopenhagener ganze Abschrift und anderweite Hilfsmittel zum Behuf einer durchgreifenden neuen Vergleichung jeder für sich und unter einander Herrn Dr. Lappenberg zugesandt waren, die beiden Stücke als was sie waren, ungefähr ein Drittel der alten Schaumburger Pergamenthandschrift, erkannt und dem-

gemäss zur Wiederherstellung der übrigen zwei Drittel benutzt.

2) Eine gleichfalls vorzügliche von Bangert und Meibom zu ihren Ausgaben benutzte, jetzt verlorne Handschrift fand sich früher in einer gräflich Ranzauschen Sammlung.

3) Eine sehr beschädigte Pergamenthandschrift gelangte durch Herrn Professor Riedel im Jahr 1837 aus dem Havelberger Domarchiv in die hiesige königliche Bibliothek, ward zunächst durch Prof. Hirsch verglichen, später auf meine Veranlassung sorgfältigst ausgebessert und Lappenberg zugesandt, der sie mit gutem Erfolge nochmals verglich, und in der Ausgabe beschrieben hat; es sind jetzt noch 126 Blätter in Quart vorhanden, 17 Blätter verloren, manche Stellen beschädigt, besonders am obern Rande; übrigens ist die Schrift sehr deutlich, mit verzierten farbigen Anfangsbuchstaben der Kapitel und Rubriken versehen, und gehört dem 14ten Jahrhundert an.

4) Von den beiden ehemals Böckelschen, jetzt in der Kopenhagener Universitätsbibliothek befindlichen Pergamenthandschriften enthält die erste in Folio nach dem Helmold am Ende des 13ten Jahrhunderts ein Bruchstück Arnolds, welches sich früher mit dem zehnten Kapitel des ersten Buches, jetzt mit dessen drittem Kapitel endigt.

5) in demselben Bande findet sich der Rest des Arnold bis auf das vierte Blatt des siebenten Buchs, welches Bangert noch kannte, Harenberg bereits vermisste und jetzt fehlt. Die Schrift ist viel später und durch Abkürzungen und Correcturen unverständlicher als die erste Hand.

6) Die andere Kopenhagener Papierhand-

schrift der Universitätsbibliothek in Folio enthält nach dem Helmold neun Kapitel Arnolds.

7) Die ehemals Lübecker, jetzt Kopenhagener Pergamenthandschrift in Folio Nro. 646 in zwei Columnen vom Ende des 14ten oder Anfang des 15ten Jahrhunderts, befand sich einst in der Gottorpschen Bibliothek, und gehört nach Lappenbergs Ergebniss zu derselben Classe mit den Böclerschen.

8) Die Lübecksche Papierhandschrift des 15ten Jahrhunderts, welche auch den Helmold enthält, schliesst mit dem 16ten Kapitel des 7ten Buchs. Die ähnliche Stettiner Papierhandschrift ist verloren,

Ueber eine angeblich Vaticanische Abschrift des 17ten Jahrhunderts und eine Bordesholmer ist nichts näher bekannt; die fünf letzten Kapitel von Lindenbrogs Hand finden sich in der Hamburger Bibliothek.

Unter den Ausgaben enthält die erste Schorkels vom Jahre 1556 als Anhang zum Helmold allein die ersten neun Kapitel; die des Reineccius 1581 nach der Lübecker Papierhandschrift den Helmold und Arnold bis auf die letzten fünf Kapitel des 7ten Buchs; diese fehlenden Kapitel gab nach einer sehr schlechten Handschrift 1609 in den *scriptores rerum Germanicarum septentrionalium* und abermals Meibom 1624 in der *apologia pro Ottone IV.* aus der Ranzauischen Handschrift, und wiederholt im *syntagma historicorum* von dem jüngeren Meibom; Bangert und Leibniz verbunden mit ihren Ausgaben Helmolds.

Die deutsche Uebersetzung, welche auf meinen Wunsch unter Lappenbergs Leitung nach dessen handschriftlicher Ausgabe von Dr. Laurent verfasst und von Lappenberg mit einer

Vorrede begleitet in den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit« erschien, liess Einiges zu wünschen, besonders da in jener Zeit 1852, 1853 erst ein Theil der handschriftlichen Grundlagen aufgefunden war, die erst seitdem vervollständigt sind und die jetzige Herstellung beider Ausgaben gestattet haben, bei welcher nach des verdienstvollen Bearbeiters Zeugniß ihm die Hülfe des seitdem gleichfalls verewigten Gelehrten Dr. Junghans, Professor in Kiel, sehr nützlich gewesen.

Zum Zweck allgemeinerer Verbreitung dieser werthvollen Ausgabe habe ich deren gleichzeitigen Abdruck in Octavausgaben veranlasst, worin sie zu dem geringen Preise von 30 Bogen für einen Thaler von der thätigen Verlagshandlung zu erhalten sind.

Eine Fortsetzung des Helmold, das auch unter dem Titel Chronicon Slavicum schon im 15ten Jahrhundert in Lateinischer und Deutscher Sprache gedruckte

III. Chronicon Holtzatiae auctore Presbytero Bremensis dioecesis S. 251—306 war für diesen Platz bestimmt, und gleichfalls von Lappenberg bearbeitet, durch ihn gründlich untersucht, dabei das höhere Alter der Lateinischen Abfassung nachgewiesen, inzwischen auf seinen Wunsch, 1862, vorher zu einer Sonderausgabe im ersten Bande der Schriften der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft zugelassen, und erschien dort in grösserer Ausführlichkeit, als die Monumenta beabsichtigen. Als seitdem nach des Bearbeiters Ableben die Ausgabe in Herrn Dr. Weiland einen geeigneten Bearbeiter fand, so hat derselbe in Vorwort und Anmerkungen das passende Maass gesetzt, den Text aber in der ihm durch Lappenberg

ertheilten Gestalt beibehalten. Der Verfasser war ein Priester des Bremischen Sprengels, welchem sein Geburtsland, das westliche Holstein, angehörte, und schrieb ein barbarisches Latein. Die Chronik schliesst mit dem 14ten Kapitel; mit dem 15ten hebt ein neuer Abschnitt an, welcher sich als Fortsetzung Helmolds ankündigt. Das Werk war im Jahr 1448 geschrieben, erstreckt sich jedoch nur bis 1428 mit einigen späteren Einschiebungen. Die Quellen des Verfassers sind im ersten Theile Helmold, Beda, Vincenz von Beauvais, die Repgower Chronik oder deren Ableitungen; in der zweiten Hälfte wenige und ungenaue Nachrichten über die Vergangenheit, daher manche Ungenauigkeit in der Erzählung, so dass ihm mehr Auszüge als vollständige Berichte vorgelegen zu haben scheinen, während die Erzählungen aus dem 15ten Jahrhundert nach öffentlichen Verhandlungen, Briefen und Berichten von Augenzeugen bedeutendes Vertrauen verdienen; weshalb er auch vielen Holsteinischen Geschichtschreibern zur Hauptquelle ward.

Die zur Herstellung der Ausgabe benutzten Hilfsmittel zerfallen natürlich in die Lateinisch und die Deutsch geschriebenen Handschriften; Lappenberg hat sie im 6ten Bande des Archivs aufgeführt und beurtheilt; die Lateinischen S. 899—903; unter ihnen nimmt die Kopenhagener der K. Bibliothek Nro. 909 die erste Stelle ein; sie ist aus dem 15ten Jahrhundert auf Pergament, und leidet nur durch Ausfall eines Blattes den Verlust der zweiten Hälfte des 40sten Kapitels, dessen Inhalt aus den Deutschen Handschriften ersetzt werden musste.

Uebrigens sind die Deutschen Texte der Handschriften S. 903 bis 909 von geringem

Werthe, und daher ursprünglich, als wesentlich nur fehlerhafte Uebersetzungen, von der Ausgabe ausgeschlossen.

Die erste Ausgabe des Lateinischen Textes gab Leibniz aus einer jetzt verschwundenen neuen Abschrift Lambecks; Westphalen verband die Ausgabe beider Texte und ergänzte den Verlust im 40sten Kapitel durch den Versuch einer Lateinischen Uebersetzung aus dem Deutschen.

Die neue Ausgabe hat aus dem Deutschen Texte nur einzelne Irrthümer aller Lateinischen Handschriften verbessert und im 40sten Kapitel den Westphalenschen Text der im Lateinischen mangelnden zweiten Hälfte desselben aufgenommen, die Rechtschreibung verbessert und einige mehr Lesarten der Kopenhagener Pergamenthandschrift mitgetheilt.

IV. Gesta abbatum Lobbiensium a. 972—1156 edente Wilhelmo Arndt Ph. D. Seite 307—333. Das im vierten Bande der Scriptorum Seite 52—74 herausgegebene Werk des Abtes Folkuin von Lobbes über die Geschichte seines Klosters umfasst die Jahre 637 bis 980. Es ward erst in der Mitte des 12ten Jahrhunderts wieder aufgenommen, und zwar durch einen diesem Kloster angehörigen Geistlichen, dessen Schrift sich der Folkuins unmittelbar anschloss, und sie im Jahre 1162 bis auf seine Zeit fortführte. Indem ich mich hinsichtlich des dafür bereits im Jahre 1839 und folgenden benutzten wissenschaftlichen Apparats auf die Einleitung zum Folkuin und den 8ten Band des Archivs S. 506 beziehe, füge ich hinzu, dass, nachdem ich Herrn Dr. Arndt die Besorgung der Ausgabe dieser Fortsetzung übertragen hatte, das Erscheinen der Schrift des Vicar Vos zu Lobbes über dieses alte Stift 1865 es

wünschenswerth erscheinen liess, den Urtext der von ihm beigelegten kleinen Chroniken bei unsrer Ausgabe zu benutzen. Herr Dr. Arndt wandte sich zu diesem Zweck durch Herrn Archivar Piot zu Brüssel und im October 1867 bei seiner Reise für unsre Zwecke persönlich an Herrn Vos zu Lobbes, fand jedoch an dem gänzlich verfallenen Orte erst abschlägige Weigerung, dann leere Verheissung und unerfüllte Versprechen, so dass er sich in Brüssel selbst durch wiederholte Vergleichung der von Prof. Waitz bereits für uns benutzten Papiere der Bollandisten und Heribert Rosweide's Anmerkungen aus einer Tournayer Handschrift des Folkuin nebst Anhang und Untersuchung der Quellen des Werkes die thunlichste Ausrüstung verschaffte, und dann die Ausgabe zu Brüssel im März 1860 abschloss. Der Verfasser schöpfte aus den *Annales Laubienses* oft wörtlich, aus den Urkunden seines Klosters und des Bisthums Lüttich, und Siegberts *scriptores ecclesiastici*, und verband damit die Fülle des Selbsterlebten, wie man solches in einem engen klösterlichen Kreise erwarten darf. Der Verfasser gewährt namentlich ein ausführliches Bild während des 12ten Jahrhunderts von der geistlichen und weltlichen Verwaltung seines Stiftes, der Zustände unter den verschiedenen Aebten, deren Persönlichkeit, ihren Verhältnissen zu ihren Untergebenen und Obern, den Bedrückungen der päpstlichen Legaten, den immer mehr anschwellenden Ausgaben und wachsenden Schuldenlast, Neubauten; die Einflüsse der grossen Zeitbegebenheiten, die Concilien und Kreuzzüge werden in einer klaren verständlichen leidenschaftslosen Sprache erzählt und durch den Herausgeber die wünschenswerthen Erläuterungen und Hinweisungen auf gleichzeitige Urkunden

und Schriftstellen beigelegt. Dass die auch uns versagte Handschrift vermisst wird, ist zu bedauern, aber wenigstens liegt es nicht an dem Bearbeiter, welcher selbst nicht die erneute Reise zu dem vermuthlichen Besitzer unterlassen hat, um seine Aufgabe zu eigener Befriedigung zu lösen und auf dem Schauplatze dieser alterthümlichen Vorgänge angelangt, nur den Eindruck des gänzlichen Zerfalls jedes früheren Bestandes davon tragen sollte.

In diesem Eindrücke begegnet man sich freilich an so mancher andern Stätte rüstigen Lebens und verschollener Grösse; er ist kaum irgendwo in unsern blühenden Gauen mächtiger als längs der Ufer des Rheins an den Stätten, an welchen zwischen Zwingenberg am Schwarzwald und Worms an einem ärmlichen Trümmerhaufen fränkischen Gemäuers der unter Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern weitberühmte Namen des Klosters Lorsch haften, und dessen Geschichte in dem folgenden Werke unserer Sammlung eingefügt ist.

V. *Chronicon Laurehamense*, edit Karolus Pertz, Phil. Dr. Professor regius S. 334–453. Die Geschichte eines unserer ältesten und wichtigsten Stifter, auf Grund der gleichzeitig erhaltenen Urkunden verfasst, erschien zuerst in Marquard Frehers *rerum Germanicarum Scriptores* T. I zweiter Auflage zu Frankfurt am Main 1624. Diese Ausgabe benutzte eine Reihe deutscher und französischer Geschichtsforscher, während einzelne Mittheilungen bereits früher auch durch Freher gemacht waren. Freher aber verfuhr so, dass er nur den ersten Theil der Handschrift, die eigentliche Chronik, und auch diese nur mit vielen Auslassungen herausgab. Als dieses Gottfrid Bessel,

der gelehrte Abt von Göttweih, im Jahre 1712 bei Einsicht der Handschrift erkannte, beschloss er eine vollständige Ausgabe derselben, und erlangte von dem Mainzer Erzbischof Lothar von Schönborn die Uebersendung der Handschrift nach Göttweih, wo er eine Abschrift nahm, die nach seinem Tode, im Jahre 1758, nach Mannheim in das Churpfälzische Archiv geschickt und vom Churfürsten Carl Theodor seiner Akademie zur Veröffentlichung übergeben ward. Die Akademie fand, dass die Abschrift unvollständig, des Anfangs, nämlich der Chronik, ermangele, und durch Schuld der Abschreiber auch andere Fehler zeige, welche aus dem zu Mainz aufbewahrten Original verbessert werden müssen, und erlangte vom Churfürsten Emerich Joseph dessen Uebersendung. So erschien endlich 1768 und 1770, von der Akademie besorgt, die erste vollständige Ausgabe in drei Quartbänden zu Mannheim, und im Jahre 1776 die zweite von Abt Magnus Kleino zu Göttweih aus Bessels Papieren veranstaltete, zu Tegernsee gedruckte Ausgabe der Chronik mit Vorrede und Registern, welchem der zweite Theil mit dem Verzeichniss der Lorscher Aebte und anderer durch die Göttweiher Aebte gesammelte Ausstattung folgen sollte, aber bei meinem Besuche des Stifts im Herbst 1820 noch unbenutzt dort aufbewahrt ward. Beide Ausgaben aus derselben Handschrift geflossen und durch tüchtige Gelehrte besorgt, die Mannheimer durch Andreas Lamey, liessen bei aller Verdienstlichkeit doch Manches zu wünschen, und es wurde sowohl früher hervorgehoben, als von dem jetzigen Bearbeiter nach sorgfältiger Benutzung der Originalhandschrift verbessert.

Diese war nach Auflösung des Erzbisthums Mainz nach Würzburg gekommen, wo sie im K. Bayerischen Provinzialarchive bei unserer Reise im Jahre 1835 von Dr. Böhmer und mir gesehen und untersucht ward. Als sich der Zeitpunkt zu Herausgabe ihres ersten Theiles des Chronicon Laurehamense näherte, beauftragte ich einen damaligen Gehülfen unseres Werkes mit der sorgfältigen Vergleichung an Ort und Stelle, der auch den Auftrag zwar vollzog, aber bei demnächst hervortretender Unzuverlässigkeit seiner Arbeiten, worüber ich im 20sten Bande der Scriptorum S. 13 und 16 schlagende Beweise zu geben hatte, deren Prüfung und Verbesserung durch den jetzigen Herausgeber nothwendig machte. Da es demselben aber durch seine Amtsgeschäfte unmöglich gemacht wurde, die Reise nach dem jetzigen Aufbewahrungsorte der Handschrift im Königlichen Staatsarchive zu München zu unternehmen, so wandte ich mich im Vertrauen auf die grossmüthige Förderung und thätige Gunst, welche die Monumente der Königlich Bayerischen Regierung von jeher zu verdanken haben, an dieselbe mit dem Gesuche um Uebersendung des kostbaren Originals, und habe die Freude der geneigten Fürsprache unseres gelehrten Mitgliedes, des K. Bayerischen Reichsarchivars Ritters von Löher, zu danken, dass durch die ausnahmsweise Gewährung der von mir erbetenen Massregel die gründliche Herstellung der vorliegenden Ausgabe möglich geworden ist. Es ward dadurch sofort die Leichtfertigkeit der vorherigen Vergleichung an sehr vielen Stellen nachgewiesen, und ein zuverlässiger Text gesichert. Professor Pertz beginnt mit Beschreibung der prächtigen Handschrift und begleitet sie durch eine vor-

treffliche Darstellung des Ersten Blattes. Der Text besteht aus zwei Theilen von ungleicher Stärke auf 229 Pergamentblättern in Grossfolio in zwei Columnen auf jeder Seite. Der Anfang der Chronik bis ins 34ste Blatt ist in den Jahren 1167 und 1180 geschrieben, die Fortsetzung der Chronik Blatt 34—35 von zweiter Hand in den Jahren 1180 bis 1183. Die Textschrift klar und deutlich, mit vielen Abkürzungen, das geschwänzte e häufig. Die einzelnen Absätze des Textes und Urkunden sind durch Rubriken im Texte oder am Rande geschieden, in den 24 ersten Blättern gleichzeitig von des Schreibers Hand, die folgenden von einer Hand des 15ten Jahrhunderts nachgetragen. Eine dritte Hand vom Ende des 13ten oder 14ten Jahrhunderts hat auf dem 35sten Blatte mit sechs Versen den ersten Theil der Handschrift geschlossen. Eine vierte Hand vom Ausgange des 12ten Jahrhunderts hat auf dem 21sten Blatte die Cartula municipiorum de Frumenstetin, die fünfte Hand die Erzählung von Erhebung und Wiederbeisetzung des heil. Nazarius im J. 1090 und 1266 dem Texte der Chronik eingeschaltet. Die zweite umfangreiche Hälfte der Handschrift, der Codex Traditionum Laureshamensium, welche nicht dieser Abtheilung der Scriptores angehören, das 36ste bis 329 Blatt des Bandes, sind von einer andern Hand vom Ausgange des 12ten Jahrhunderts, wohl derselben, welche als zweite Hand bezeichnet ward; nur in den auf den 226 und 228 Seiten erscheinenden Urkunden vom Ende des 13ten Jahrhunderts. Die Unterschiede dieser Hände, der ersten, zweiten und der Ueberschrift des 15ten Jahrhunderts stellt die Schrifttafel sehr gut dar. Hinsichtlich der Urkundentexte, welche einen so wich-

tigen Theil des Inhalts ausmachen, ist zu bemerken, dass die Unterschriften und Monogramme der Kaiser und Könige im Codex nicht an der ihnen in den Originalen zuerkannten Stelle sondern stets mit rothen Buchstaben geschrieben an den Rand gesetzt sind.

Der Verfasser der Handschrift war, wie aus der Erzählung selbst hervorgeht, ein Lorschener Mönch, welcher zu Abt Heinrich I. Zeit schrieb, seine Erzählung mit Abt Heinrich 1167 endigt und die Aufzählung der Glieder des regierenden Staufischen Hauses mit Friedrich I. schliesst. Als gelehrter Geistlicher zeigt er sich in seinem Werke durch zahlreiche Citate aus den biblischen Büchern und den classischen Schriftstellern, namentlich aus Virgils Georgica und Aeneide, dem Lucan, Macrobius und Statius Thebais. Zu den Grundlagen seines Werkes gehört vor allen der reiche Urkundenschatz, dessen sich seine Abtei erfreute, und welche er meistens nach der Zeitfolge in sein Werk aufgenommen hat; sie nehmen den grössten Theil des Werkes ein und bilden dessen höchsten Werth; dass er die Originale selbst benutzte und abschrieb, ergiebt sich aus seiner Erklärung und seinem Verfahren, wie er denn eine der Zeitfolge nach erforderliche Urkunde, deren Original ihm nicht vorlag, als fehlend erwähnt und späterhin, nachdem sie ihm zugekommen war, in Abschrift nachholt. Um so unangenehmer ist es, dass er sich nicht selten gestattet, den Text der werthvollsten Urkunden willkürlich zu verändern und die Zeitangaben willkürlich zu verstümmeln, wie er sich denn entschuldigen zu müssen glaubt, aus Ehrfurcht vor dem Alter nicht alle Barbarismen oder Soloeismen verbessert zu haben. In diesem Ver-

fahren wird er je länger je kühner, so dass sich bei zweimaligem Vorkommen derselben Urkunde nicht selten die grösste Verschiedenheit der Namen in derselben Urkunde findet. Noch schlimmer verfährt er nicht selten in willkürlicher Abkürzung nicht nur von Privaturkunden sondern selbst kaiserlicher und königlicher Diplome, wie er denn eingesteht, dass es nicht darauf ankomme, wenn er nur unter Bewahrung der Wahrheit *quando, ubi, qualiter, quid, a quibusque collatum sit, nihil praetermittamus*, und ähnlich äussert er sich an andern Stellen. Die Vergleichung mit noch jetzt erhaltenen Urkunden beweist auch, dass er nicht alle selbst kaiserliche Schenkungen für sein Stift beachtet hat, so eine Urkunde Heinrichs V. vom Jahre 1013, worin er dem Stifte Lorsch alle aus dem Besitz der Zelle Michelstedt verbundenen Rechte bestätigt hat. Ebenso wenig ist die Zeitfolge stets genau beachtet, sondern Schenkungen aus den Jahren 776—891 erst nach Conrad II. Urkunde vom Jahre 1024 mitgetheilt. Auch einzelne Titel der Urkundenaussteller, die Einschaltung der Siegelumschriften als Theile des Textes der Urkunde oder an dem Schlussworte, die unrichtige Ausdeutung des Anfangsbuchstaben A als Adrianus statt Alexander in einer Bulle vom Jahre 1070. Auch eine Reihe Irrthümer sowohl in Beziehung auf allgemeine deutsche Geschichte als selbst auf die Verhältnisse seines eigenen Stiftes werden nachgewiesen. Der Text der Chronik ausser den mitgetheilten Urkunden beträgt ungefähr ein Viertel des Ganzen, und bezieht sich vorzüglich auf die Geschichte der Aebte; erst seit Heinrichs IV. und Erzbischofs Adalbert von Bremen Zeit wird die Erzählung ausführlich und von lebhafter Erregung gegen

die Eingriffe in die Rechte und Selbständigkeit der Abtei erfüllt. Die Bedrängnisse, denen sie fortwährend bis zu Kaiser Lothars Zeiten ausgesetzt blieb, die Dürftigkeit, der Verfall derselben und ihre erfolgreiche Vertheidigung durch den Abt Heinrich beschliessen das Werk; welches dennoch nach Bessels Urtheil, wenn auch grösstentheils auf eine Geschichte von Lorsch angelegt, mit Inbegriff des Codex Traditionum durch die reichste Belehrung über die Zustände der meisten Theile des damaligen Deutschlands von keinem andern an Werth und Bedeutung erreicht wird.

VI. *Historia Welforum Weingartensis* editore Ludowico Weiland, Ph. D. S. 454—480. Das altberühmte Haus der Welfen, welches, im südlichen Deutschland blühend, dem Kaiser Ludwig dem Frommen die zweite Gemahlin Judith gegeben hatte und im 11ten Jahrhundert durch Kaiser Heinrich IV. das Herzogthum Bayern erlangte, verband damit im 12ten Jahrhundert ausser grossen Besitzungen in Italien das Herzogthum Sachsen nebst den zusammengeerbten Besitzungen der Brunonen, Billunger, Nordheimer, denen allen Herzog Heinrich der Löwe die Herrschaft über die Slavischen Länder hinzufügte. Die Welfen leiteten ihre Herkunft aus Schwaben und Oberbayern ab, wo sie in Altorf ein Kloster gegründet hatten, nach dessen Brande im Jahre 1053 in der Nähe von Ravensburg ein dem h. Martin gewidmeter Neubau Weingarten hervorging, welches für die Begräbnisse der Fürsten bestimmt ward und deren vorzüglichen Schutz und Gunst genoss. Ein Geistlicher dieses Stiftes ward der erste Geschichtschreiber des mächtigen Fürstenhauses, dessen damaliges Haupt Herzog Heinrich

der Löwe zwar einem noch ungeahnten schweren Sturze nahe stand, ohne doch dass der Ausdruck in der Vorrede dieser Ausgabe gerechtfertigt wäre: *iam ad occasum vergere coeperant Welficae gloriae sidera, iuveni prole Welfone VII. a. 1167 in Italia peste occiso, cum auctor noster opus suum aggrediretur, lapidemque ut ita dicam sepulcralem dominorum suorum poneret.* Denn Heinrich der Löwe überlebte seinen Fall und mit seinen Söhnen, dem Pfalzgrafen Heinrich, dem Kaiser Otto IV. und Wilhelm dem ersten Herzog von Braunschweig und Lüneburg folgt ihnen durch siebenhundert Jahre die ununterbrochne Reihe der Fürsten und Fürstinnen »gleich den Königlichen Nachkommen der Churfürstin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte von Preussen.«

Der Herausgeber beurtheilt nun den Werth der Nachrichten, welche dem Weingartner Chronisten zu Gebote standen; er gesteht geradezu, dass ihm vor dem Vater der Kaiserin Judith kein Welf bekannt worden; von Schriften kennt er allein Otto von Freisingen und Hugo's von St. Victor Chroniken; die in Otto's Chronik versuchte Welfische Einschaltung ist durch deren Herausgeber, unsern Mitarbeiter Dr. Wilmans, als falsch nachgewiesen. Aus der spätern Zeit ist sein Werk durchaus glaubwürdig, und von dem Chronographen in beiden Gestalten und den folgenden Schriftstellern ist alles benutzt worden, was von Handschriften in Fulda, Karlsruhe, Augsburg, München, London, Brüssel, Wien erreichbar war. Die früheren Ausgaben seit 1601 verdanken wir Canisius, dann Leibniz in den SS. Brunsvicenses und am Besten 1784 Gerhard Hess in den Monumentis Guelficis.

Die Urschrift ist nicht mehr erhalten, dagegen eine unmittelbare Abschrift aus ihr, die ehemalige Weingartner bei der Aufhebung der Abtei und Theilung derselben zwischen Wirtemberg und Oranien nach Fulda gelangte gleichzeitige Pergamenthandschrift, welche ich schon vorlängst benutzt hatte (SS. 4, S. 430), und aus welcher in den folgenden Zeiten mehrere noch jetzt erhaltene und von dem Herausgeber benutzte Abschriften gemacht worden.

Ausserdem war von der Urschrift für das Kloster Steingarden Abschrift genommen und daselbst mit einer Fortsetzung versehen, deren weitere Abschriften gleichfalls zu genauer Berichtigung des Textes benutzt werden konnten; ausserdem hat sich der Bearbeiter dazu des Chronographus in der Fuldischen Handschrift und des aus der Geschichte zum Theil wörtlich geflossenen Urspergensis bedient. Die Fortsetzung ist aus der Raitenbucher Handschrift hergestellt.

VII. Hugonis et Honorii chroniconum continuationes Weingartensis edidit Ludowicus Weiland, Ph. D. S. 473—480. Die durch den Prior von Weingarten Gerhard Hess unter dem Namen des Chronographus Weingartensis aus Weingartner Handschriften der Chronik des Hugo von S. Victor und als Honorius Augustodunensis Imago mundi mit seiner Historia Welforum verbundenen Nachrichten, welche wir gleichfalls unmittelbar hier folgen lassen, rühren, wie der Herr Bearbeiter ausführt, weder von demselben Schriftsteller her, noch bilden sie ein Werk. Zuerst E continuatione chronici Hugonis a Sancto Victore, aus Stellen der Annales Weingartenses, Ottos von Freisingen Chronik, der alten Weingarten-Fuldischen Handschrift und eignen

Nachrichten zusammengesetzte Nachträge zur Geschichte der Zeiten Friedrichs I., Heinrichs VI. und der gleichzeitigen Welfen von 1152—1197. *Continuatio Honorii Augustodunensis* aus der Münchner Handschrift, schliesst sich der vorigen Erzählung vom Tode Heinrichs VI. mit den Jahren 1197 bis Ottos IV. Reichstag in Frankfurt 11. November 1208 an.

VIII. *Gisleberti chronicon Hannoniense a. 1070—1195* edidit Wilhelmus Arndt, Ph. D. S. 481—601. Dieses für die Geschichte der Niederlande während des 12ten Jahrhunderts sehr wichtige Werk war bis jetzt erst zweimal, durch den Marquis Du Chasteler im Jahre 1784 in Quart und in Bouquets Sammlung T. XIII und XVIII herausgegeben; es erscheint hier aus derselben einzigen Handschrift, welche aus dem Domstifte der heiligen Walde-
trudis zu Mons im Hennegau stammend, durch die französische Revolution in die Kaiserliche Bibliothek zu Paris gelangt war, und dort von mir im Jahre 1839 in der Sammlung der Lateinischen Handschriften unter Supplements 240 (jetzt 11, 105) angetroffen, späterhin hieher mitgetheilt und von Dr. Arndt genau verglichen worden ist. Sie ist auf 102 Blättern Papier im 15ten Jahrhundert geschrieben, und enthält ausser dem Gislebert die Chronik des Klosters Egmont. Der Text ist im Ganzen gut und zeigt nur hin und wieder kleine Lücken und fehlerhafte Worte, zu deren Verbesserung die prächtige Pergamenthandschrift der nach Gisleberts Werke gearbeiteten *Annales Hannoniae* des Jacobus de Guisia Nr. 5995 der Kaiserlichen Pariser Bibliothek mir gleichfalls mitgetheilt und von Herrn Dr. Arndt benutzt worden ist. Dr. Arndt hat seine Arbeit durch die für die Monu-

menta Germaniae aus Niederländischen Archiven geschöpften Urkunden und sonstigen Erläuterungen wesentlich gefördert und bereichert, und deren Ergebnisse nicht nur in fortlaufenden Anmerkungen und vollständig mitgetheilten Urkunden vorgelegt, sondern sogleich die Vorrede durch eine bedeutende Reihe 55 chronologisch geordneter Urkundenauszüge aus den Jahren 1175—1223 eröffnet, aus denen das Leben und die Befähigung und Berechtigung Gisleberts zur Darstellung der Geschichte seines Wirkungskreises klar hervorleuchtet, in welchem er bis an sein Alter eine rühmliche Thätigkeit für seinen Fürsten und das Land entwickelte. Gislebert tritt schon 1175 als Capellan des 5ten Grafen Balduin handelnd auf, mag also in der Mitte des Jahrhunderts geboren sein, war an dessen Hofe von Jugend auf erzogen, und harrete bei demselben bis zu dessen Tode als Geschäftsführer aus; zuerst als Kanzler, ward dann öfters als Gesandter zum Kaiser abgeordnet und erreichte es, dass Balduin die Höhe der Macht erlangte, wozu er als Graf von Hennegau, Flandern, Markgraf von Namur und Reichsfürst berechtigt war. In den Urkunden zwischen 1183 und 1196 und der Chronik erscheint er als Kanzler oder Notar des Herzogs. 1183 erhielt er als Geistlicher ein Kanonikat an der Petruskirche zu Namur. Seine Thätigkeit im Dienste des Herrn theilte sich nun in Reisen und Theilnahme an Hoftagen in Beziehung auf die Namursche Erbschaft. 1183 im April nimmt er an den Urkunden des Grafen Heinrich von Namur und des Bischofs von Lüttich Theil. Im Mai 1184 reist er mit seinem Herrn, dem Grafen Balduin, zu dem berühmten Hoftage Kaiser Friedrichs nach Mainz; unter den Freudenfesten verhandelt

er mit des Kaisers Getreuen, dem Kanzler Gottfried, dem Protonotar Rudolf, Werner von Bollanden, Cuno von Münzenberg, Graf Heinrich von Dietz; und der Kaiser verspricht in einer von Gislebert ausgearbeiteten Urkunde dem Grafen Balduin die Erbfolge in der Mark Namur, wodurch der Graf bis dahin für Hennegau ein Lehnsmann des Bischof von Lüttich, zugleich Reichsfürst und an des Reiches Grenze ein mächtiger Vertheidiger des Reichs gegen den französischen König geschaffen wurde. Als sich gegen diese Einrichtung viele und heftige Angriffe hauptsächlich von Seiten des Herzogs Heinrich selbst erhoben, musste Giselbert wiederholt an den Hof des Kaisers reisen. Zuerst im Mai 1187 nach Toul, dann im August nach Worms, wo der Kaiser sein Versprechen zu halten, und nicht zu gestatten versprach, dass der Graf von Champagne oder ein anderer französischer Grosser in Namur folge. Ende Novembers begleitete Giselbert seinen Herrn zu der Besprechung des Kaisers mit dem König Philipp von Frankreich zwischen Jvoy und Mûsson, und bald nachher nennt er sich Gislebertus clericus Montensis praepositus unter den Zeugen des Rechtsspruches der Kaiserlichen Curie gegen die ungerechten Einnehmer und Behaupter fremden Gutes. Im Mai des folgenden Jahres scheint er mit seinem Herrn zu Seligenstadt gewesen zu sein, wo der Kaiser nebst seinem Sohn König Heinrich die Urkunde über die Namurer Erbfolge bestätigte. Im nächsten Sommer begleitete er seinen Herrn bei der Belagerung von Namur und der Verwüstung des Landes, reiste darauf nach Frankfurt zum König Heinrich und erlangte die Anordnung eines Tages für den Grafen zu Altenburg; und als der

Graf durch den Grafen von Champagne gehindert nicht selbst erscheinen konnte, sandte er Gisibert nebst einem zweiten Stellvertreter dahin ab. Als diese nach Mainz kamen und vernahmen, dass der Kaiser mit dem König in Erfurt war, eilten sie rasch dahin und fanden die Gesandten des Gegners bereits dort. Dieser, Bischof von Toul, bot grosse Geldsummen für einen günstigen Rechtsspruch, jedoch erlangten die Hennegauschen Gesandten bei viel geringerem Gebote, welches Annahme fand, die Weisung, dass ihr Herr selbst erscheinen möge, um die Sache zu beendigen. Für Erlangung dieses Spruchs hatte Gisibert auf zwei ihm zuständige Präbenden für zwei Herrn am Hofe verzichtet; wofür sein Herr ihn durch die Propstei S. Germani zu Mons, die Küsterei und eine Präbende in der Waldetrudiskirche zu Mons nebst noch andern Präbenden belohnte. Der Graf reiste demnach gegen Ende des Jahres mit Gisibert zum Kaiserlichen Hofe, ward zum Reichsfürsten erhoben, und mit der gesamten Namurer-Luxenburgischen Grafschaft belehnt. Den wirklichen Abschluss der wichtigen Angelegenheit, in welcher sich immer neue Schwierigkeiten zeigten, erreichte Gisibert erst durch weitere Verhandlungen, die er selbst erzählt, im Jahre 1192. Noch war dieses Ziel nicht erreicht, als er durch die Erledigung der Bischofssitze Lüttich und Kammerich, deren Wiederbesetzung nun die Interessen seines Herrn nahe berührte, zu neuen Reisen veranlasst ward, Deutschland und Italien durchzog, den Kaiser in Reate erreichte, und vom Kaiser günstige Entschlüsse sowohl im Betreff jener Bisthümer als des durch den Tod des Grafen eröffneten Flanderns erlangte, die er im October seinem Herrn nach Arras über-

brachte: in dessen Auftrage ging er im December nochmals zum Kaiser nach Worms und Hagenau. Soweit kann man ihn aus seinem eignen Werke verfolgen. Dass er auch noch später seinem Herrn bis zum letzten Lager treu geblieben, erhellt aus den Urkunden; später aber erscheint Giselbert nicht mehr als Kanzler und scheint sich seitdem von allen weltlichen Geschäften zurückgezogen und nur seiner geistlichen Verwaltung gewidmet zu haben. Er starb zwischen den Jahren 1223 und 1225. An Erfahrung und Kenntniss der Menschen und Länder reich, ein warmer Freund seines Vaterlandes und seiner Fürsten, für deren Wohlfahrt er unablässig gewirkt hat, verdient er, wie der Herausgeber seiner Chronik urtheilt, hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Werkes nach den wenigen ähnlichen Geschichtsschreibern genannt zu werden, welche wie Otto von Freisingen und Cafaro noch am Ende eines thatenvollen Lebens die vorzüglichsten Geschichten ihrer Zeitgenossen hinterlassen haben. Die Chronik ist nicht vor dem Jahre 1200 geschrieben, und nicht in der beabsichtigten Anlage vollendet. Sie besteht aus zwei Theilen, der Einleitung ohne strenge Zeitfolge, und dem Hauptwerke vom Jahre 1168 an in chronologischer Erzählung, und hier mit sorgfältiger Vermeidung von Irrthümern.

Der Bearbeiter bemerkt, dass der Chronist ausser von Jacques de Guise in der Chronik des Balduin von Avesnes, des Aegidius von Orval, der Französisch geschriebenen Chroniques de Mons und de Hainaut benutzt worden ist. Den Schluss der Ausgabe machen von Seite 602 bis 621 die Appendices: Ministeria curiae Hanoniensis von Giselbert aufgesetzt. 2. Charta

pacis Valencenensis S. 605. 3. Relatio de infeodatione comitatus Namurensis S. 610. 4. Ex chronico Montensi gallice scripto S. 611. 5. Ex necrologio sanctae Waldetrudis S. 618. 6. Urkunden aus dem Archive zu Mons S. 619. Forma pacis in comitatu Hainoensi von 1200. Jul. 28. S. 619. 2. Declaratio legum in curia et comitatu Hainuensi a. 1200 Jul. S. 621. Den Band beschliessen wie gewöhnlich die mühe- und verdienstvollen Register: Index rerum von L. Weiland S. 623—665. Glossarium von L. Weiland S. 665—667. Addenda und corrigenda S. 668. G. H. P.

Eckardt, Jul., Russlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Drei russ. Urtheile, übersetzt und commentirt von J. Eckardt. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870. XIII und 264 S.

Der Herausgeber nimmt durch seine trefflichen Essays unter seinen Landsleuten, welche neuerdings über baltische und russische Dinge geschrieben haben, eine sehr hervorragende Stelle ein. Seine Schriften zeichnen sich durch ihre schöne Form und leichte Lesbarkeit aus und sind darum auch beim deutschen Publikum eine beliebte Lectüre geworden, wie der rasche Erfolg der »baltischen Provinzen Russlands« u. s. w. zeigt. Eckardt wird mit Recht vielfach neben Hrn. von Treitschke gestellt und widerlegt dadurch am Besten ein von letzterem hochverdienten Publicisten ausgegangenes Urtheil über die Verarmung des »livländischen Deutsch« (s. Eckardt, balt. und russ. Culturstud. S. 21).

Eckardt ist ein vorzüglicher Prosaist, dem auch in Deutschland Wenige an die Seite zu setzen sind. Und einen Stamm, aus dem solche Leute hervorgehen, will die manchesterliche Weisheit einiger deutschen Volkswirthe (nach Petersburger Reden eines bekannten Freihandelsapostels zu schliessen) aufgeben! Wo haben uns die Deutsch-Oesterreicher neuerlich solche Schriftsteller geliefert, wie die Eckard und Schirren?! —

In der obigen Schrift wird ein überaus interessantes Thema behandelt. Sie sollte von keinem Nationalökonom übersehen werden. Bisher haben wir alle meist nur die einseitig verannten Theorien Haxthausen's über die russische Gemeinde- und Agrarverfassung gekannt. Eckardt hat schon in seiner früheren Schrift, den »balt. und russ. Culturstudien« (1869) eine sehr interessante Abhandlung über den russ. Gemeindebesitz gebracht, in welcher er u. A. den ergötzlichen Nachweis liefert, dass Haxthausen, also wieder ein verhasster Deutscher, der eigentliche Entdecker dieses Gemeindebesitzes, dieser »ureigenen slavischen Schöpfung«, für die Russen selbst war. Selbst diesen Kernpunkt ihres »Systems« verdanken die Slawophilen einem Westeuropäer! Tschitschorin hat mittlerweile die von Haxthausen, Tengoborski und ihnen folgend auch von deutschen Theoretikern, wie Helferich, angenommene »urslawische Naturwüchsigkeit« der russ. Nutzungsgemeinde als unrichtig erwiesen. Aber eine grosse Partei in Russland kät den Gedanken Haxthausen's nach, dass der Gemeindebesitz eine Panacee gegen ländliches Proletariat sei. Und gern wiederholen manche Jungrussen uneingedenk des Spottes Turgeniew's, dass die Russen niemals auch nur das

geringste Originale geschaffen, das Wort *Cavour's*, »dass der gleiche Antheil der russischen Bauern an Grund und Boden für Westeuropa gefährlicher sei als alle russischen Armeen.« Man könnte nach den neueren Erfahrungen, die jetzt immer mehr auch Russen anerkennen, den Satz geradezu umkehren und sagen: solange Ihr Russen jeden volkswirtschaftlichen Aufschwung durch den Gemeindebesitz unmöglich macht, seid Ihr uns vollends ungefährlich. Man vergleiche z. B. in obiger Schrift S. 100 ff., was ein Russe über den Gemeindebesitz äussert. — Die Frage ist für uns in Westeuropa praktisch wichtiger geworden, seitdem unsere Socialisten auf dem Baseler Arbeitercongress wie das Erbrecht, so auch das Privatgrundeigenthum, natürlich unter Zustimmung von Bakunin und Consorten, abzuschaffen beschlossen (vgl. Verh. d. IV. Congr. d. int. nat. Arb. Bunds in Basel, Sept. 1869 N. 5 und 6, und das »Manifest an die landwirthsch. Bevölkerung« (dat. Genf 16. Nov. 1869.) Die Herren sind zwar über die Methode noch nicht einig, das sei auch Nebensache (!), und sie werden es anders machen wollen als die Grossrussen. Aber der dortige praktische Versuch mit seinen traurigen Folgen kann doch vorläufig als Warnung dienen.

Eckardt giebt in einer Einleitung eine gute Uebersicht über die russische ländliche Gemeinde, Agrarverfassung, die neuen liberalen Gesetze. Daran knüpfen sich 3 grössere Abhandlungen, welche aus dem Russischen übersetzt sind. Die umfangreichste und durchaus bedeutendste, von einem unbekannten P. L., »Land und Freiheit«, geht am tiefsten auf die Ursachen ein, warum der Aufhebung der Leibeigenschaft bisher fast nur Unsegen, Elend, Faul-

heit, Trunksucht, Zurückgehen der Bodencultur, allgemeine Verarmung gefolgt sind. P. L. erkennt in der schablonenartigen Behandlung der legislativen Fragen, im Gemeindebesitz, in der Unreife der Bevölkerung für die liberalen Selbstverwaltungsinstitutionen die hauptsächlichen Ursachen. In der Darstellung der Symptome der Noth stimmen die beiden andern Abhandlungen, von A. Koschelew, einem bekannten Slawophilen und Anhänger des Gemeindebesitzes »über die gegenwärtige Lage des russischen Bauerstands« und ein aus der Mosk. Zeitung, dem Organ Katkofs, abgedruckter »Brief vom Lande« überein, ohne so tiefblickend die Ursachen der Noth zu erkennen. Einzelnes ist in hohem Grade traurig; z. B. die gleichmässigen Klagen über die Trunksucht und Schenkenwirthschaft, welche letztere wieder mit dem System der fiscalischen Ausbeutung des Branntweinconsums so eng zusammenhängt. Man bedenke, dass die Branntweinsteuer netto 123 Mill. Rbl., etwa den dritten Theil der ordentlichen Reineinnahme Russlands, einbringt, und man wird die Schwierigkeit der Regelung begreifen. Die Abnahme oder der Stillstand der ländlichen Production wird auch durch andere Nachrichten bestätigt, z. B. durch die Statistik der Getreide- und Rohproductenausfuhr (vergl. z. B. die Nachweisungen bei A. Wagner, russische Papierwähr. S. 164 ff.). Die Abh. »Land und Freiheit« wirft Licht auf eine Menge der bedeutsamsten Agrarfragen und ist dadurch auch für die Agrarpolitik überhaupt und zur erneuten Bestätigung der bloss relativen Wahrheit vieler ihrer Sätze sehr wichtig; u. A. ergibt sich von Neuem die Richtigkeit von Thünen's Lehre von der Bedingtheit intensiveren Ackerbaus durch die Preise der

Bodenproducte, daher durch Absatzverhältnisse u. s. w. Der Gemeindebesitz wird in vielen Gegenden Russlands gerade wieder immer unhaltbarer durch die Nothwendigkeit intensiverer Bebauung, also grösserer Verwendung von Arbeit und Kapital. Besonders beachtenswerth sind des Verf. Fingerzeige auf die bedeutend verschiedene Gestaltung der Dinge im Norden und Süden Russlands. Auf der »Schwarzen Erde« mit ihrer natürlichen Fruchtbarkeit sind die Verhältnisse auch jetzt noch leidlich; im Norden ist der Ruin am grössten und nach Eintritt der völligen Freizügigkeit der Bauern (1870) droht ein grosser Theil des nördlichen Gebiets verlassen zu werden. Die Frage des Gemeindebesitzes stellt sich auch im Norden und Süden verschieden. Die schablonenhafte Gleichheitstendenz der russischen Gesetzgebung, worin die Regierung es den Moskauern noch nicht einmal genug thut, rächt sich hier bitter. Es ist eben ein Unding, für ein zufällig zusammenerobertes Land vom Niemen und Weichsel bis nach Kamtschatka und dem Amur gleiche wirthschaftliche Gesetze zu verlangen. Daraus geht nur der Ruin Aher hervor. — Einzelnes ist wahrhaft ergötzlich, z. B. die tolle Einführung landwirthschaftlicher Maschinen überall um jeden Preis, die dann im Norden an den erraticen Steinen zerbrechen (man lese die Geschichte von den »tresbons« S. 133, die freilich auch diesseit des Niemen Analoga findet). -- Das Buch sei in jeder Hinsicht bestens empfohlen. Es reiht sich den mancherlei interessanten neueren Schriften über die russischen Agrarverhältnisse würdig an und sollte bei uns um so mehr Beachtung finden, als die russische Literatur uns Deutschen der Sprache wegen fast

nicht zugänglich ist. Die obige Schrift ergänzt insbesondere eine der werthvollen Studien Schédo-Ferroti's (Baron Firks) über Russlands Zukunft, die kleine Schrift *le patrimoine du peuple* (Berl. 1868). Schédo-Ferroti wie P. L. halten die periodische Umtheilung des Bodens für länger unmöglich, ersterer geht aber in seinen Reformvorschlägen weiter als z. B. Kawelin (Zeitschr. f. Staatswissens. B. 20). Koschelew wagt nicht die Frage des Gemeindeeigenthums zu berühren. — Die Ausstattung der Eckardtschen Schrift, wie alle Sachen dieser Firma, ist vorzüglich.

Freiburg.

A. Wagner.

Dr. A. Reuss und Dr. M. Woinow. Ophthalmometrische Studien. 8. 59 S. 1869. Wien bei W. Braumüller.

Es sind drei getrennte Arbeiten, von denen die ersten durch Reuss, die dritte durch Woinow zusammengestellt ist.

I. Ueber den Astigmatismus nach Staaroperationen. So lange die genaue Methode fehlt, um die inneren dioptrischen Constanten zu bestimmen, kann die Ermittlung des Cornealastigmatismus nicht zu praktischer Verwerthung führen. Dagegen lässt sich der Werth desselben mit nur geringem Fehler auf aphakische Augen übertragen. Es soll in der Arbeit der Einfluss der Operationswunde auf die Krümmungsverhältnisse der Cornea bestimmt werden. Die S nach Cataractoperationen ist meistens ziemlich gering: $\frac{20}{70}$ — $\frac{20}{40}$. Die Hauptursache sind Trübungen im Pupillarbereiche; durch den Glaskörperstich und die Extraction mit der Capsel kann man $S = 1$ erreichen. Ein zweiter Grund liegt in der Herabsetzung der S bei alten Leuten; der

dritte in der durch die Operation veränderten Krümmung der Cornea. Die Messungen mit dem Ophthalmometer sind von den Verff. in der zweiten Woche nach der Operation gemacht. Der Grad des Astigmatismus war dann sehr beträchtlich, er entsteht durch die Narbe und seine Grösse wird durch die Art der Vernarbung gegeben. Durch die fortschreitende Contraction der Narbe verliert er sich mit der Zeit, aber nicht ganz. Die Lappenextraction erzeugt mehr A., als die modificirte Linearextraction. Der früher vorhandene A. verändert sich in der Weise, dass die Wölbung des verticalen Meridians geringer, die des horizontalen stärker wird. Oefters erhält das Krümmungsmaximum eine schiefe Richtung gegen einen der Wundwinkel. Entsprechend dem A. wurde S in den meisten Fällen durch cylindrische Gläser bedeutend erhöht.

II. In der zweiten Arbeit beschreibt W. einen neuen Apparat zu ophthalmometrischen Messungen. Zunächst erklärt er die Fehler der früheren. Die Knappsche Methode, durch Bewegungen des Kopfes die dioptrischen Constanten in verschiedenen Meridianen zu messen, vernachlässigt die Raddrehungen des Auges. Die Donders'sche Methode, das reflexgebende Object zu drehen, bietet beträchtliche practische Schwierigkeiten. W. hat daher das Princip von Donders beibehalten, den Lampen aber Spiegel substituiert. Doch ist dieser neue Apparat zur Messung der Linsenoberfläche nicht brauchbar wegen störender Reflexe.

III. Der Winkel (α) zwischen Hornhautaxe und Gesichtslinie ist bis jetzt fehlerhaft gemessen, weil sein Scheitel nicht mit dem Drehungspunkte zusammenfällt und sich also bei Bewe-

gungen des Auges mitbewegen muss. Durch die Untersuchungen von Donders gewann der Winkel α practischen Werth in Betreff der Lehre vom falschen Strabismus und dessen Beziehung zu den Refractionsanomalien. Donders Art, ihn zu bestimmen, ist leicht, aber nicht genau. Die späteren Messungen von Helmholtz beruhen auf der Annahme, dass die Hornhautkrümmung in den einzelnen Meridianen Abschnitten einer Ellipse ähnlich sei, deren grosse Axe mit der Hornhautaxe zusammenfällt. Darnach müssen alle Punkte der Hornhaut, welche gleichweit vom Scheitel abstehen, gleiche Krümmung haben, also von gleichen Objecten gleich grosse Reflexbilder entwerfen. Meist weicht die Gesichtslinie von der Hornhautaxe nach innen ab (+), selten nach aussen (—); sehr selten fallen beide zusammen. Alle bisherigen Methoden haben einen anderen Winkel (α^1) berechnet, aus diesem nach einem Schema den Winkel α zu berechnen, wäre völlig willkürlich. Der Knotenpunkt kann nur für eine bestimmte Einstellung der Scheitel des Winkels α sein, ebenso ist sein einer Schenkel, die Gesichtslinie, ein veränderlicher. Bei der Accommodation ändert sich der Winkel. Der Grund liegt in der mangelnden Centrirung des Auges. Nach ihrer Methode, welche die erwähnten Fehler vermeidet, haben dann die Verff. den Winkel α gemessen.

Die Arbeiten sind mit Kenntniss und Fleiss ausgeführt; sie berühren überall für die Ophthalmologie wichtige Punkte. R.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 9.

2. März 1870.

Dictionnaire universel de droit maritime. Au point de vue commercial, administratif et pénal. Nouvelle édition, entièrement refondue et considérablement augmentée, par Aldrick Caumont. Paris 1867.

Die erste Ausgabe dieses Lexicons erschien in Quart zu Paris im Jahre 1855 und enthielt IV und 659 Seiten. Sie war beschränkt auf das Seehandelsrecht und die Gesichtspunkte der Administration wie des peinlichen Rechtes blieben ausser Anschlag. Ihr Verfasser nannte sich auf dem Titel nur avocat, polemisirte in seiner Einleitung gegen die historische Behandlung des Seerechtes, und lieferte auf weissem Papier mit elegantem Druck in zweiseitigen Seiten unter den hauptsächlichsten für das Seerecht in Betracht kommenden Rubriken, denen jedesmal nach Sitte der französischen Bücher dieser Art, ein auf die einzelnen Nummern des Artikels verweisendes kurzes Inhaltsverzeichniss vorausgeschickt war, ein Werk, in welchem der vorzüglichste Theil und derjenige, auf welchen der

Verfasser nach seiner eignen Anschauung, und zwar mit Recht, für die Weiterbildung des Rechtes das bedeutendste Gewicht legt, eine Darlegung der in den französischen Hafenstädten aus den Rechtssprüchen hervorgegangenen Jurisprudenz enthalten ist. Dieses Werk hat Ref. drei lustra hindurch benutzt, und mit seiner Hauptquelle, dem ihm zu Gebote stehenden *Journal de Marseille* bei öfterer Vergleichung in Einklang gefunden. Er ist daher um so mehr berechtigt zu der Annahme, dass die Rechtsprechung an der Küste des atlantischen Oceans, und insbesondere in Havre, dem Orte der unmittelbaren praktischen Thätigkeit ihres Verfassers, in entsprechender Genauigkeit behandelt worden ist. Eine zweite, vielleicht nur Titel-Ausgabe des Werkes ist im Jahre 1857 erschienen; doch scheint dasselbe ausser Frankreich weniger verbreitet gewesen zu sein. Ob es in Triest und Venedig s. Z. Eingang gefunden, ist dem Ref. unbekannt: an den Küsten der Nord- und Ostsee war dies nicht der Fall. In der Mitte von Deutschland schwärmte man damals wohl für Schleswig-Holstein meerumschlungen, und für eine deutsche Flotte; dass aber das Privatseerecht in dem Herzen von Deutschland zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht worden — das ist wenigstens nicht in die äussere Erscheinung getreten. Auch hatten die Hansestädte in Betreff des See- und Versicherungswesens seit grauer Vorzeit eine solche Aversion vor dem Binnenlande, dass sie in ihren Appellations-Privilegien dieselben der Zuständigkeit des Kaiserlichen und Reichskammergerichts ausdrücklich zu entziehen wussten. Und noch in der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, wo zur Förderung der Rechtspflege

die Binnen-Rechtssprechung der Facultäten in Anspruch genommen ward, wurden diese Sachen von der Küste des Meeres nicht entfernt. Doch was bis auf die Gegenwart unbekannt war, wird der Zukunft nicht mehr fremd sein. Leben wir doch in dem Zeitalter der Ueberraschung: und: Rum's! ein anderes Bild! sagt der berliner Guckkästler. Also: wer sich in dem Herzen von Deutschland veranlasst oder gemüssigt finden sollte, dem practischen Seerecht der grande nation seine Aufmerksamkeit zu widmen, — und das wäre gewiss recht sachdienlich — dem wird die neue Auflage dieses Lexicons als äusserst brauchbares Hülfsmittel empfohlen.

Dieselbe verdient den ihr auf dem obenerwähnten Titel gegebenen Zusatz in aller Maasse: sie ist nichts weniger als eine blosser Titel-Ausgabe. Das beweist schon der Titel, welcher in der gegenwärtigen Ausgabe so voll gepropft ist, dass er mit Fabri thesauro ed. Gesner und vielen anderen Folianten aus den abgeschiedenen Jahrhunderten einen Wettlauf eingehen könnte. Abgesehen nämlich davon, dass der Inhalt des Werkes nach seinen verschiedenen Richtungen noch ungleich mehr, als auf dem oben abgedruckten Titel detaillirt worden, dem Leser vorgeführt ist, so hat auch der simple Advocat in zehn Jahren ein solches Pièdestal von Titeln etc. erhalten, dass er mit dem Schemel des sel. Heeren dreist einen Wettstreit eingehen könnte; und dessen Fussgestell war nach den Erinnerungen des Ref. aus seiner Jugend eben so gross, wie für einen grossen Mann, wie Heeren war, gänzlich überflüssig. Aber die Titel und Würden unseres Verfassers wachsen von Jahr zu Jahr. Ausser dem Titel mit der Jahreszahl 1867 liegt ein anderer mit der Jahreszahl 1870 vor

auf welchem der Verfasser zum Chevalier de la Légion-d'Honneur und de l'Ordre Royal d'Isabelle la Catholique avancirt ist. Man sieht also, das Buch wie sein Verfasser wird stets auf dem Laufenden gehalten, was freilich bei der Widmung an den Marineminister Herrn Chasseloup-Laubat nicht möglich ist. Daneben hat die Zahl der Denksprüche auf dem Titel, seiner Vorder- und Rückseite, ja sogar auf der Rückseite des Vortitels ausserordentlich zugenommen. Neben Bacon steht Troplong, der Psalmist zwei Mal und der Evangelist Matthäus in lateinischer, englischer und spanischer Sprache, neben Grotius der Verfasser selbst aus seinem Buche über das *droit naturel*: denn alle kleinen Grössen citiren gern sich selbst. Ausserdem enthält die Kehrseite des Titels einen jetzt bei Büchern selteneren Wunsch für die glückliche Fahrt des Buchs durch die Welt; und auf p. 886 am Schluss mit dem Datum des 14. März 1869 unter erneuter dreimaliger Anrufung von Stellen aus den Psalmen einen erweiterten Wunsch gleicher Art, worauf alsdann die Worte folgen, welche in den Handschriften der Juristen des Mittelalters sich regelmässig finden: *hic liber explicit feliciter*. Wir wollen uns den Wünschen des Verfassers von Herzen anschliessen! Möge sein vielbesprochener Fleiss einen höheren Lohn finden, als den zweier Orden! Aber wir können nicht der Ansicht sein, dass es nöthig gewesen wäre, das auszusprechen, was jeder, der das Buch gebraucht, ohne Weiteres sieht: nämlich, dass es eine Arbeit sei vieler Tage und vieler Nächte. Ebensowenig scheint uns die Manifestation kirchlicher Gesinnung in einem Buche über Seerecht am Platze. Sprechen wir es offen aus: Wir haben auch in einem bekannten Werke

über Civilprocessrecht die politischen Glaubensbekenntnisse des Verf. nie für sonderlich geschmackvoll erachtet. Jedenfalls wird Bibelfestigkeit durch solche Citate um so weniger manifestirt, als die Bibel selbst den Satz enthält: Alles hat seine Zeit; und wie wir hinzufügen: seinen Ort. Aber der Schweiss dringt nun einmal unserem Verf. aus allen Poren. Sogar auf der Titel-Vignette, einem Globus mit Schiff und Schiffapparat, hat die Inschrift »droit maritime« der andern »labor omnia vincit« Platz gemacht. Ref. besitzt aus seinen Kinderjahren von seiner Mutter eine silberne Denkmünze mit der Inschrift: »amor vincit omnia«; und diese ist der obigen vorzuziehen, wie die geistige der Handarbeit.

Das Werk selbst zerfällt, wie der Verfasser am Schluss sagt, in 56 grössere Abhandlungen; Ref. zählt 58. Ihre Namen sind die der Hauptmaterien des Seerechtes, deren Aufzählung ebenso überflüssig, wie die Bemerkung selbstverständlich, dass abordage, affrètement, assurances und avaries die umfangreichsten Artikel sind. Ebenso selbstverständlich ist es, dass die Jurisprudenz seit 1855 an den geeigneten Stellen nachgetragen worden ist, in welcher Beziehung dem Verf. eine mit viel Geschick und grosser Genauigkeit von dem Advocaten und derzeitigen Herausgeber des Journal de Marseille Herrn Delobre im Jahre 1864 publicirte: Table générale du journal de jurisprudence commerciale et maritime comprenant la jurisprudence de 1820—1860, 2 T., welche hiermit dem betreffenden Publikum in gleicher Weise, wie dieses Lexicon empfohlen sein mag, zu Statten kam. Diese Fülle wohlgeordneter scharfgefasster Rechtssprüche ist es, welche die Glanzseite des Buches bildet. Ver-

schlechtern hat es sich seit der ersten Ausgabe in der gegenwärtigen Reduction auf Octav im Papier und Druck. Dessen Fehler oder richtiger vielleicht die Schreibfehler des Verf. sind nicht selten stehen geblieben, z. B. Welderkop statt Wedderkop, der arg misshandelte Grundrise (sic!) von Martens; die opera ad universam jurisprudentiam. (nur dieses sammt Punctum!) von Heineccius. Ueberhaupt steht der Verf. in Betreff des deutschen Seerechtes vielfach noch auf dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts, ein Umstand, der sich namentlich in dem der gegenwärtigen Ausgabe neu hinzugetretenen Theile, den Legislationen, in einer für ein derartiges Werk sehr bedenklichen Weise geltend macht. Was hilft es, wenn am Ende der betreffenden Artikel die Bestimmungen der Hamb. Assec. und Havarie Ordnung, des betreffenden Titels des Allg. Preuss. Landrechts, welcher vom Seerecht handelt, und Anderes angeführt werden, das Allg. Deutsche Handelsgesetzbuch dagegen, welches ganz kürzlich zu seinem Heil ein wahrhaft allgemeines für den norddeutschen Bund geworden ist, indem die Schmarotzerpflanzen der Einführungsgesetze beschnitten wurden, mit keiner Sylbe erwähnt wird. Und doch ist bereits im Jahre 1864 von Herrn Foucher, einem Rath des Cassationshofes und Grossofficier der Ehrenlegion, welcher bereits das Zeitliche gesegnet hat, und Herrn Tolhausen, z. Z. Kaiserl. Consul in Cöln a. R.; das deutsche Handelsgesetzbuch nebst dem Wechselrecht in der collection des lois civiles et criminelles des états modernes veröffentlicht, und zwar in Paris bei Firmin Didot frères et fils und Ve. Joubert. Eine Entschuldigung der Unbekanntschaft existirt also für den Herausgeber

schwerlich, und er hätte sich füglich die Mühe sparen können, aus der wenigstens in Deutschland unter den Juristen, welche der gegenseitigen Belobungsmaskopei fern stehen, nicht sonderlich angeschriebenen Concordanz von Anthoine de Saint-Joseph, die einer für das Handelsrecht längst veralteten Zeit angehört, die betreffenden Excerpte in seine Schrift zu übertragen. Denn das ist in der That ein labor improbus gewesen, welcher die practischen Leser, denen der Verfasser doch vorzugsweise seine Arbeit gewidmet hat, nur irre führt. Und wenn wir denn doch einmal bei den Wünschen sind, so wäre es dem Verfasser gewiss auch zu rathen, sich bei seinen Notizen über dasjenige, was an andern Orten Rechtens ist, nicht an die Bearbeitung, welche Benecke durch Nolte erfahren hat, binden zu wollen, da wir verschiedentlich z. B. pag. 391 ersehen, dass das Buch, dessen Verfasser zu keiner Zeit seines Lebens an die Worte des Dichters, wohl zu prüfen quid valeant humeri quid ferre recusent, gedacht zu haben scheint, von ihm benutzt wird. Und ferner, wenn er den Hamburger allgemeinen Plan, welcher wohl in keinem Werk über Seeversicherungen unbeachtet bleiben darf, wieder gebrauchen sollte, sich nicht mit der Antwort des grossen Rossi zu entschuldigen, welche dieser dem Ref. im Jahre 1839 zu Paris bei einer Besprechung über Niebuhrs römische Geschichte gab: Malheureusement, Monsieur, je suis encore à la vie de la première édition, nämlich von 1811/2. Das hatte keine practische Folgen: wohl aber, wenn 1870 noch der Plan von 1847 als practisches Recht benutzt wird, während bekanntlich seit 1853 nach dem revidirten Plan und jetzt nach den veröffentlichten »Allgem. Seeversiche-

rungs-Bedingungen« an der deutschen Nord- und Ostsee, Bremen ausgenommen, gezeichnet wird, welche auf Grundlage des neuen Handelsgesetzbuches von einer namhaften Autorität in diesem Rechte entworfen, und auf Grund ausführlicher Begutachtungen und Conferenzen von Vertretern der norddeutschen Versicherungsgesellschaften endlich angenommen worden sind. Unser Verfasser wird sich zu dem Ende wohl einer französischen Uebersetzung bedienen müssen: denn das Deutsche ist seine Sache nicht, und in späteren Jahren erlernt es sich so wenig wie das Französische abseiten der Obotriten und Obersachsen. So oft ein deutsches Wort vorkommt — es hat Malheur: z. B. p. 392 »Seer Versicherung« statt »Seeverversicherung«; »versenollen« statt »verschollen«. Dazu aber gratuliren wir dem Verfasser schliesslich, dass er den in der Vorrede zur ersten Ausgabe geführten Krieg gegen die historische Behandlung des Seerechtes in der zweiten aufgegeben hat. Denn wenn er eine Kunde der von ihm angeführten Titel des römischen Rechtes, in welchen Seerechtliches vorkommt, nur für Gelehrte beachtenswerth ansieht, welche sich veranlasst finden sollten, die Rechtsgeschichte au point de vue nautique zu befragen, und wenn er dieses ausserdem für müssig zu halten scheint, »weil das römische Recht hierin nur die Reproduction des rhodischen Seerechts sei, und letzteres wiederum der Reflex tyrischer Gewohnheiten,« so fragen wir sicher nicht ohne Grund, aus welchen unentdeckten Fundgruben der Verfasser seine historische Weisheit geschöpft habe?

Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler. IV. Band. Altniederdeutsche Denkmäler. II. Theil. — Mit dem besonderen Titel: Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1867. XVI und 190 Seiten in Octav.

— — III. Band. Angelsächsische Denkmäler. I. Theil. — Mit dem besonderen Titel: Beövulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von Moritz Heyne. Zweite Auflage. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1868. VI und 273 Seiten in Octav.

— — I. Band. Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. — Mit dem besonderen Titel: Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Grammatik und Wörterbuch. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich Ludwig Stamm, Pastor zu St. Ludgeri in Helmstedt. Vierte Auflage, besorgt von Dr. Moritz Heyne, Docenten an der Universität Halle. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh. 1869. XII und 368 Seiten in Octav.

Schon längst hätten wir von dem so erfreulich rüstigen Fortgang der im Verlage von Herrn Schöningh in Paderborn erscheinenden Bibliothek der ältesten deutschen Litteraturdenkmäler, deren Besorgung bis jetzt ausschliesslich dem Herrn Dr. Moritz Heyne in Halle verdankt wird, in diesen Anzeigen wieder Nachricht geben sollen, nachdem wir dahin gehöriges zuletzt vor bereits vier Jahren (1866, Seite 1277 bis 1280) besprochen. In drei aufeinanderfolgenden Jahren sind nun drei neue Bändchen der so sehr schätzenswerthen Sammlung ans Licht getreten, die in einer gemeinsamen Anzeige zu-

sammen zu fassen uns am Geeignetsten erscheint. Da mag denn zuerst das Neueste in der Reihe genannt sein, die neue vierte Auflage des Ulfilas oder der uns erhaltenen Denkmäler der gothischen Sprache, die vor den früheren nicht bloss durch ein gefälligeres Aeussere, das doch auch zu rühmen nicht soll unterlassen sein, sich vortheilhaft abhebt, sondern und zwar in noch viel höherem Grade durch innere Vorzüge gewonnen hat. Am Ausgange des vorigen Jahres erst, von Seite 2010 an, brachten wir in diesen Blättern den Abschluss der wichtigen Uppströmschen Ulfilas-Ausgaben, auf die alle neueren Ausgaben der gothischen Texte nothwendiger Weise zurückkommen müssen, zur Anzeige. Moritz Heyne ist nun der erste, der den ganzen in der That sehr beträchtlichen Uppströmschen Lesartengewinn für seine Ausgabe nutzbar zu machen verstanden hat und das in so besonnener und sorgsamer Weise, dass man seinen Text, dem gegenüber alle früheren, von Uppströms rein kritischer Ausgabe natürlich abgesehen, jetzt nur noch als ganz und gar veraltet gelten können, nur mit Vergnügen in die Hand nehmen kann. Dies Allgemeine mag hier von seinem Texte zu sagen genügen, da auf einzelnes darin einzugehen hier zu weit führen würde. Wo der Text gegen früher gebessert worden ist, wird es in den gleich unter den Text gestellten Anmerkungen in aller Kürze hervorgehoben, ohne dass das Irrthümliche der früheren Ausgaben noch jedesmal daneben namhaft gemacht worden wäre.

Die Einleitung ist um einiges gut Entbehrliche zweckmässig verkürzt und enthält jetzt nur die nöthigen Mittheilungen über die gothischen Handschriften, über die wichtigeren älteren Aus-

gaben und dann über den Ulfilas selbst. Mit ihren genauen Angaben über die von Herrn Professor Reifferscheid in Turin entdeckten und dann von Massmann genauer geprüften vier Blätter mit einer Anzahl von Versen aus paulinischen Briefen, darf hervorgehoben werden, geht sie über Uppström, der jenen erfreulichen Fund nicht mehr erleben sollte, noch hinaus.

Die Grammatik, die etwa fünfunddreissig Blätter umfasst, hat gegen die Fassung der vorausgehenden Auflage am wenigsten Nachbesserung erfahren, die in mancher Beziehung ihr doch wohl recht wünschenswerth gewesen wäre, wir wollen aber auch davon hier nicht eingehender sprechen und lieber noch ein paar Bemerkungen an das Wörterbuch anknüpfen, das äusserlich weniger umfangreich als früher doch manche Bereicherung erfahren hat, wohin namentlich die werthvolle Zugabe von Citaten, die zu sehr grossem Theil vollständig oder bei häufiger vorkommenden Wörtern durch das zugefügte *und öfter* (u. ö.) angemessen abgegränzt sind, zu rechnen ist. Aus Lukas 1, 5 *us afar Abijins* dem griechischen *ἐξ ἐφημερίας Ἀβιά* gegenüber hätte immer ganz unbedenklich ein substantivisches Wort entnommen werden sollen, das wohl nur ein weibliches *afars* sein konnte. Statt *afar-sabbatô* war zu geben *afar-sabbatus*, statt *af-daujan* wohl besser *af-dôjan* in Uebereinstimmung mit *stôjan*; *af-filhan* ist aus Versehen als schwaches Verb bezeichnet. Neben *aihtrôn* ist nicht gut als erste Bedeutung »haben wollen« gegeben, vielleicht im Gedanken an einen Zusammenhang mit *aihan* »haben«, der hier, da das suffixale *-trôn* doch gewiss kein Wollen bezeichnen kann, durchaus nicht zu denken ist. In *alêva-bagm* ging das auslautende *s*

verloren. Statt des adjectivischen *ulis*, zu dem ein zugefügtes »*Skeir*. 49« statt des »*u. ö.*« die Citate ganz vollständig würde gemacht haben, war als Nominativ nur *aljis* anzusetzen, während auf der andern Seite *airejis*, *fairnjis* und *dau-publjis* mit ihrem *j* im Nominativ durchaus ungerechtfertigt sind. Für *andstaurran*, das mit »widerspenstig sein, murren« aufgeführt steht, ergibt sich aus Markus 14, 5, wo ein Accusativ davon abhängt, vielmehr die Bedeutung »anfahen.« Nicht »übrig bleiben«, sondern die Causalbedeutung »übrig lassen« muss für *bi-laibjan* gelten, das nur einmal im passiven Participium vorkommt. Nur in Zusammensetzung mit vorausgehenden Präfixen oder sonstigen Wörtern vorkommende Formen sind in gewiss nur zu billigender Weise mit einem Sternchen gekennzeichnet auch aufgeführt, dazu würde aber manches nachzutragen sein, wie **brannjan*, **brunsts*, **drausjan*. Nach den nur bezeugenden beiden participiellen Formen *digandin* und *digana* könnte es wohl den Anschein haben, als müsse ganz in Uebereinstimmung zum Beispiel mit *ligan* ein Infinitiv *digan* »kneten, aus Thon formen«, wie ihn das Lexikon bietet, angesetzt werden, der unverkennbare Zusammenhang jener Formen aber mit *daigs* »Teig«, mit dem lateinischen *ungere* »bilden« und dem altindischen *dih* »bestreichen, salben« kann uns gar nicht in Zweifel lassen, dass *digandin* mit einer Ungenauigkeit, die unsere gothischen Denkmäler häufiger zeigen, für *deigandin* geschrieben ist und also ein Infinitiv *deigan* mit innerem altem *i*-Vocal anzunehmen ist. Für *disvinþjan*, das nur Lukas 20, 18 dem griechischen *λινμῦν* entsprechend auftritt, wird nicht »zermahlen«, sondern »auseinanderwerfen« als Bedeutung anzu-

sehen sein, wie doch auch der Zusammenhang mit *vinpiskaurô* »Wurfschaufel« weiter bestätigt. Aus Epheser 6, 18 ist *duvakan* »wachen« nachzutragen. Da substantivische Participia wie *fraveitands* »Rächer« aufgeführt stehen, hätte auch *fraujinonds* »Herr« Aufnahme beanspruchen können. Zu *gagrêfts* wäre noch *gagreifts* als Nebenform anzugeben, da Korinther 2, 8, 12 beide Handschriften so haben. Statt *gahôbeins* ist zu schreiben *gahôbains*. In Bezug auf *gahvaljan* und auf *galiugan*, welches letztere hätte vor *galiugapraufêtus* stehen sollen, ist die alphabetische Ordnung gestört. Für *ganôhnan* ist als Bedeutung zu geben »genug sein« oder »genug werden«, für *garahnjan* nicht »kaufen«, sondern »schätzen.« Zu *gasniumjan* muss die Belegstelle lauten Korinther 2, 10, 14, nicht 2, 11, 14, wie auch bei Schulze verdruckt ist; zu *gastôjans*, das nur Thessalonicher 2, 3, 2 sich findet, ist offenbar im Anschluss an *stôjan* »richten«, das aber doch nur schwach flectirt und nicht unmittelbar zugehören kann, die Bedeutung »gerichtet, verdammt« gegeben, da es doch nur das griechische ἀποπο; übersetzend »nicht am rechten Orte befindlich, unpassend, unstatthaft« heisst. Da *gatarnjan* nur Timotheus 1, 6, 5 in der Verbindung *at paimei gatarnip ist sunja* dem griechischen ἀπεστερημένῳ τῆς ἀληθείας gegenüber gebraucht ist, das die lateinische Uebersetzung durch *qui veritate privati sunt* wiedergibt, scheint die natürlichste Bedeutung »zerstören, vernichten«, dass also dort wörtlich »bei denen die Wahrheit vernichtet ist« wiedergegeben wäre, und nicht das angegebene »verhüllen«, zu dem wohl der Gedanke an das althochdeutsche *tarnjan* »verber-

gen«, das doch gar nicht verwandt sein kann, geführt hat.

Eine eigenthümliche Neuerung, der beizustimmen wir uns ausser Stande sehen, ist die durchgehende Trennung einiger Präfixe, wie zum Beispiel *inn* und *mip*, von den zugehörigen Verbalformen. Dass diese Getrenntheit, diese Selbstständigkeit ursprünglich in der Sprache bestand, ist selbstverständlich und bedarf keines besonderen Beweises, wie sie aber im Lateinischen, Griechischen (ausser in der homerischen Sprache) und im Altindischen (ausser in der wedischen Sprache) schon früh so gut wie ganz aufgegeben wurde, so geschah es in eigenthümlichem Gegensatz zu dem Hochdeutschen auch im Gothischen und es giebt in ihm nur noch wenige Beispiele von entschiedener Trennung der Präfixe, wie *dis-uh þan sat* Markus 16, 8 oder *ga-u hva séhvi* Markus 8, 23. Was soll uns nun berechtigen, die hier in Frage kommenden *dis* »auseinander« und *ga* »zusammen« als sogenannte untrennbare Präfixe anzusehen und überall, wo sie unmittelbar vor ihrem Verb stehen, ganz fest mit diesem zu verbinden, dagegen *mip* »mit« niemals, da doch dieses letztere, ausser wo es Präposition ist, überall unmittelbar vor seinem Verbum steht, mit seinem Verbum manche ganz neue Bedeutung entwickelt hat, wie in *mipsatjan* »versetzen« Korinther 1, 13, 2, und dann auch in Verbindungen wie *twai mipródidédun imma* »zwei sprechen mit ihm« Lukas 9, 30 deutlich genug zeigt, wie eng es dem Verbum angehört. Gehört aber *mip* seinem Verbum näher zu, so darf man auch Johannes 18, 16 nicht auseinanderreissen *mipinngalaiþ* »er ging mit hinein« und man hat da zugleich ein Beispiel, dass auch *inn* »hinein« sich gern fester

verbindet, wenn auch dieses Wörtchen sonst ebenso wie *ūt* »hinaus« und *iup* »in die Höhe, auf«, was schon Jacob Grimm in seiner Grammatik 2, 899 hervorhebt, mehrfach freier gestellt ist.

An Einzelheiten heben wir sonst noch hervor, dass *inrauhtjan* neben »zürnen« nicht auch heissen kann »sich entsetzen«; dass *iupana* nicht sagt »von Alters her«, sondern »von Neuem«, zunächst »von oben her.« Für *kau-reins*, das nur aus dem zusammengesetzten *unkaureins* entnommen wurde, würde, da es vom Verbum *kaurjan* »belästigen« ausging, als nächstliegende Bedeutung »Belästigung« aufzustellen sein, für *kaurei*, das unmittelbar aus dem Adjectiv *kaurus* oder wie es hier noch genannt wird *kaur*s »schwer« entsprang, dagegen »Schwere«. Vor *laufs* fehlt *laudi*, st. f. »Gestalt«, das Galater 4, 19 am Rande der einen Handschrift steht; zwischen *lubains* und *lubjaleisei* würde das von Massmann gefundene adjectivische *lubjaleis* »giftkundig, Zauberei treibend« einzureihen sein, dessen noch Seite 386 unter Berichtigungen und Zusatz Erwähnung geschieht. Statt *markreitus* musste *mari-kreitus* geschrieben werden, da nur so Timotheus 1, 2, 9 in beiden Handschriften gelesen wird. Da neben *missataujands* »übel thuend, sündigend« keine unmittelbar zugehörige Verbalform auftritt, durfte *missataujan* als Verb nicht angesetzt werden. Neben *saps* steht aus Versehen *statt* statt *satt*.

Das adjectivische *sleips*, wenn es wirklich só angesetzt werden sollte, bedurfte zum Mindestens noch eine Nebenform mit *d*, da überhaupt nur solche Casusformen davon vorkommen. Neben *snivan* hätte wohl irgendwie angedeutet

werden müssen, dass in *snauh* nicht sein einfaches Präteritum vorliegt. Ausser *staps* »Stätte« hätte noch ein besonderes *staps* »Ufer« aufgeführt werden müssen, das von jenem Worte, für das sich überall deutlich die Grundform *stadi-* mit innerer Media ergibt, durch die Casusform *stapa*, Markus 4, 1 und Lukas 5, 3, ganz klar unterschieden wird. Bei der noch unermittelten Etymologie des Wortes *parihs* wird man immer am Sichersten gehen, die Bedeutung des griechischen *ἀγρῶς* »ungewalkt«, dem es übersetzend gegenüber steht, hinzuzustellen statt des gegebenen »fest, dicht«. Nicht »Zeit habend«, sondern »zeitgemäss, gelegen« ist die Bedeutung des Adjectivs *uhtiugs*, von dem *uhteigs*, das allerdings jene erstere Bedeutung aufweist, deutlich unterschieden wird. Da aus *unvêrjan* »unwillig sein« und *tusvêrjan* »schwergläubig sein« sich mit Sicherheit die adjectivischen **unvêrja-* unwillig« und **tusvêrja-* »schwergläubig« entnehmen lassen, so ist durchaus das Natürlichste aus dem Accusativ *unvêrein* »Unwille« Korinther 2, 7, 11 ein *unverei* herauszunehmen und nicht das aufgestellte Verbalsubstantiv *unvêreins*. Für *usfratvjan*, das nur Timotheus 2, 3, 15 vorkommt, ergibt sich im Anschluss an das griechische *σοφίζω* einfach die Bedeutung »klug machen«, nicht »ausrücken, bereiten«, wie hier wohl auf Grund des angelsächsischen *frätvan* »rüsten, ausrüsten« gegeben ist. Statt des aufgeführten *ushaists* wäre *ushaista* zu nennen gewesen, da nur diese Form belegt ist und aus demselben Grunde doch auch *usgrudja* und *usfi ma* aufgeführt wurden. Gegen das Gewicht der Silberhandschrift Markus 1, 10 *usluknans* zu ändern in *uslukanans* halten wir für unberechtigt und würden daher im Wörterbuch ein adjectivisches *uslukns* »geöffnet, offen« auf-

zuführen für nothwendig halten, da eine solche Bildung eben so wenig Bedenken erregen kann, als zum Beispiel ein *sôkns* »Untersuchung«, das zufällig mehrere Male belegt ist, neben *sôkjan* »suchen«. Allzugewagt ist die Aufstellung eines *usskarjan* »herausschneiden, herausreissen«, da das Wort nur das einzige Mal Timotheus 2, 2, 26 in einer der beiden Handschriften vorkommt, wo die andere in nur einem Zeichen verschieden das ganz verständliche *usskavjan* »zur Besinnung bringen, vorsichtig machen« hat, das in passivischer Form dem griechischen ἀραιῶται »wieder nüchtern werden« gegenübersteht, wie noch ganz ähnlich Korinther 1, 15, 34 dem griechischen ἐκρηῖται. Neben dem weiblichen *vaihts* würde auch ein ungeschlechtiges *vaiht* besonders aufzuführen gewesen sein. Zu *vajamêrei* taugt neben »Lästerung« nicht auch »schlechter Ruf«, da es Johannes 10, 33, wo man auch hat *vajamêreins* vermuthen wollen, nur in jener ersteren Bedeutung gebraucht ist. Zum Schluss sei noch bemerkt, dass *vidan* »binden« als nur in Zusammensetzung vorkommend mit einem Sternchen wäre zu bezeichnen gewesen und dass neben *vrêkein* »Vorfolgung« statt »Verfolgung« verdruckt steht.

Ganz besonderen Dankes werth in der Bibliothek der ältesten deutschen Litteraturdenkmäler ist der dem bekannten holländischen Gelehrten de Vries gewidmete zweite Theil der altniederdeutschen Denkmäler oder die Ausgabe der kleineren altniederdeutschen Denkmäler, da sie, so gering leider auch ihre Zahl ist, bisher noch in sehr unbequemer Weise zerstreut lagen und, wenn auch ein grosser Theil von ihnen bereits im Jahre 1864 von Müllenhoff und Scherer in ihrer classischen Ausgabe der Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem achten bis

zwölften Jahrhundert Aufnahme fand, doch nun zum ersten Male vollständig zusammengetragen worden sind. Die Vorrede theilt mit, dass der Herausgeber zu mehreren Denkmälern die Handschrift wieder vergleichen konnte. Dann wird von der dialektischen Scheidung der Denkmäler in zwei Gruppen, die niederfränkische und die sächsische, gehandelt. Als Grenzpunkt des niederfränkischen Sprachgebiets gegen das sächsische Westfalen wird das Kloster Werden in der Grafschaft Mark bezeichnet, dem die von dem Herausgeber als Ueberbleibsel eines Psalmencommentars erkannten zuerst von Hoffmann von Fallersleben im elften Bande der Germania herausgegebenen »altsächsischen Bruchstücke« bestimmt zugewiesen werden, deren näherer Zusammenhang mit den Commentaren des Hieronymus und Cassiodor nachgewiesen wird. Bezüglich der übrigen Stücke ist noch hervorzuheben, dass Heyne für die Merseburger Glossen, die den Schlusstheil seiner Sammlung bilden, namentlich aus ihren Lautverhältnissen heraus überzeugend den Nachweis führt, dass sie in dem zwischen Braunschweig und Haldensleben gelegenen Stift Walbeck entstanden. Am Schluss der Vorrede weist der Herausgeber, dessen rastlose Thätigkeit nicht genug zu bewundern ist, schon wieder auf eine der Veröffentlichung nahegebrachte Monographie über den Heliand und seine beiden Handschriften hin, im Anschluss woran wir bereits hervorheben können, dass das dritte Heft (1869) des ersten Bandes der Höpfner-Zacherschen Zeitschrift für deutsche Philologie von Seite 275 bis 290 einen sehr beachtenswerthen Aufsatz von Heyne über den Heliand, der sich an die Arbeit des Dr. Ernst

Windisch über den Heliand und seine Quellen (Leipzig 1868) anschliesst, gebracht hat.

Was die handschriftliche Ueberlieferung und die früheren Ausgaben der kleinen altniederdeutschen Denkmäler anbetrifft, so finden wir das Nöthige darüber jedem einzelnen Stück in aller Kürze vorausgestellt. Eröffnet wird die Reihe mit der Interlinearversion der Psalmen, (Seite 1 bis 40), des ersten, zweiten und zur Hälfte des dritten nämlich, dann des achtzehnten (nach anderer Zählung neunzehnten) und ausserdem der einundzwanzig vom dreiundfünfzigsten bis zum dreiundsiebenzigsten, von welcher letzteren grösseren Gruppe, der übrigen am Anfang und Ende zusammen ungefähr zwanzig Verse fehlen, die Handschrift sich jetzt in Berlin befindet. Auf die Psalmen folgen von Seite 40 bis 58 die nach Lipsius, in dessen Papieren sie zu Leiden aufgefunden wurden, benannten (*Glossae Lipsianae*), indess nicht von seiner Hand geschriebenen, sondern nur mit einigen Bemerkungen von ihm versehenen Glossen, die als aus einer Handschrift der vollständigen Psalmen und mehrerer lyrischer Stücke des alten und neuen Testaments entnommen sich erkennen lassen. Das dritte Stück (Seite 59 bis 61) bilden die schon oben erwähnten Ueberbleibsel eines niederfränkischen Psalmencommentars, die sich handschriftlich in Bückeburg befinden. Die Heberolle des Stiftes Essen (Seite 62) und das Bruchstück der Uebersetzung einer Homilie Bedas (Seite 63 bis 64) schliessen sich an. Etwas umfangreicher (Seite 65 bis 82) ist die Heberolle des in der Nähe von Münster gelegenen Stiftes Freckenhorst, deren vollständige Handschrift jetzt in Berlin aufbewahrt wird, während eine lückenhafte zweite verschol-

len ist. Als siebentes Stück (Seite 83 bis 84) reihet sich die Beichte an, die ebenso wie das folgende, das Taufgelöbniß (Seite 85), auch von Müllenhoff und Scherer (Seite 182 und 153) aufgenommen wurde. Neben ihnen hat ein lateinischer *Indiculus superstitionum et paganiarum* (Seite 86 und 87), der ein paar altniederdeutsche Wörter enthält, seine Stelle gefunden. Es folgen zwei Segen (Seite 88), der eine gegen das Lahmen von Pferden, der andre gegen Würmer, die beide auch bei Müllenhoff und Scherer (Seite 8) sich finden, darnach (Seite 89 bis 91) eine Anzahl von Glossen zu einigen Abschnitten der Isidorischen Etymologien, und den Schluss, das zwölfte Stück der ganzen Reihe, bilden von Seite 92 bis 94 die bereits oben erwähnten Merseburger Glossen.

Es konnte uns hier genügen, den Inhalt der neuen Heyneschen Ausgabe der kleineren altniederdeutschen Denkmäler einfach aufzuführen, wobei wir noch hervorheben, dass zu allen einzelnen Stücken unter dem Text sich die nöthigen kritischen Bemerkungen finden, die mehrfach auch in die sachliche Erklärung eingreifen. Angehängt ist dann noch den Texten, wie allen Heyneschen Ausgaben, ein sehr dankenswerthes sorgfältig ausgearbeitetes Glossar, in das auch die in den Werdener Heberegistern, die selbst nicht wieder abgedruckt wurden, enthaltenen deutschen Wörter und Sätze Aufnahme gefunden haben. Zu den aufgeführten Wörtern sind die Belegstellen vollständig gegeben, ausser zu den sehr häufig vorkommenden, für die nur eine doch recht reiche Auswahl von belegenden Stellen ausgehoben wurde.

An letzter Stelle weisen wir hier dann noch auf die neue zweite Auflage der Heynischen

Ausgabe des Beowulf empfehlend hin, in Bezug auf die wir uns kürzer fassen können, da wir über sie schon nach ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1863 in diesen gelehrten Anzeigen (Seite 1841 bis 1846 des Jahrgangs 1864) berichtet haben. Wie das Aeussere auch hier ein viel gefälligeres geworden ist, so ist es auch im Innern erfreulich zu erkennen, wie Herr Doctor Heyne nach allen Richtungen bemüht gewesen ist, den Werth seiner Ausgabe zu erhöhen, die neben der inzwischen (Cassel und Göttingen. 1867) von Herrn Doctor Grein veranstalteten und auch mit Wörterbuch versehenen Ausgabe des Beowulf, die auch ihrerseits wieder in erfreulicher Weise das in Deutschland stets wachsende Interesse für das alte angelsächsische Epos bekundet, ihren Platz zu behaupten ein volles Recht hat. Der Text, der eine sorgfältige Wiederdurchsicht nicht verkennen lässt, hätte unseres Erachtens in vielen einzelnen Punkten der Handschrift, die als die einzige eines in so alte Zeit zurückreichenden wichtigen Denkmals doch gewiss möglichste Schonung beanspruchen kann, noch näher angeschlossen werden sollen. Der nur dem bequemeren Verständniss zu Liebe vorgenommenen Ausglättungen hätte es, meinen wir, so gut wie gar nicht bedurft und mochten sich die Aenderungen wohl auf offenbare Irrthümer beschränken. Vor den Anmerkungen ist die neue Ausgabe durch einige dankenswerthe Bemerkungen über den Versbau im Beóvulf bereichert und dann sind die Anmerkungen selbst, die ursprünglich fast nur kritischer Natur waren, durch manche die Erklärung betreffende Zugaben erweitert. Dem Glossar geht wie früher das Verzeichniss der Namen voraus.

Die Heyneschen Ausgaben gehören zu den werthvollsten Bereicherungen auf dem Gebiete unserer älteren Litteratur und wir können nur wünschen, dass ihnen eine immer weitergehende Theilnahme möge zugewandt werden, daneben aber zugleich, dass ihr sehr verdienter Herausgeber, der seit dem Jahre 1868 sich nun auch schon wieder als ein sehr tüchtiger Mitarbeiter des Grimm'schen Wörterbuchs erwiesen hat, doch sehr bald auch möge der äussern Stellung theilhaft werden, die ihm längst gebührte.

Dorpat.

Leo Meyer.

Historische und politische Aufsätze von Heinrich von Treitschke. Neue Folge. Erster Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1870. 494 S. in 8.

Die im Jahre 1864 (und 1865) erschienenen historischen und politischen Aufsätze des Verf. waren vornehmlich der neusten deutschen Geschichte gewidmet; der erste Theil der jetzt herausgegebenen neuen Folge gehört der französischen und italienischen Geschichte unserer Zeit an. Die Aufsätze dieses Theils betreffen das Staatsleben Frankreichs seit Bonapartes Consulat und den piemontesischen Staatsmann Cavour. Der erste Aufsatz zerfällt wieder in fünf Abschnitte mit der Nebenbezeichnung: der Bonapartismus. Zuförderst führt der Verf. das erste Kaiserreich vor, bespricht dann die alten und neuen besitzenden Klassen, schildert die goldnen Tage der Burgeoisie, hierauf die Republik nebst dem Staatsstreich und schliesst mit dem zweiten Kaiserreiche. Im zweiten Auf-

sätze beschäftigt ihn Cavour, der Schöpfer des neuen Königreichs Italien.

Wer ein historisches Werk des Herrn v. Treitschke zur Hand nimmt, erwartet den Genuss eines gründlich eingehenden Pragmatismus, scharfes, mitunter schneidendes Urtheil und die Kunst genialer Fassung; — eine Erwartung, die auch bei den vorliegenden Aufsätzen vollkommen sich bewährt. »Aufsätze« hat der Verf. sie genannt. Damit wird die Vorstellung gelehrter Abhandlungen einigermaßen verändert; denn Aufsätze mögen sich leichter bewegen und erscheinen als berechtigt, auf das Gebiet der Unterhaltung hinüber zu gehen. Der Witz, die Ironie und selbst der Scherz, wenn sie vom Hauptgegenstande nicht ablenken, dürfen im Aufsätze sich zeigen, während sie in der rein wissenschaftlichen Abhandlung nicht, oder doch weniger, am Platze sind. So bieten auch die vorliegenden Aufsätze neben der zweckdienlichsten Belehrung nicht minder eine äusserst willkommene Unterhaltung durch geistvolle Anordnung und Form der Darstellung.

Bei dem meistens mit bewunderungswürdiger Präcision gegebenen sehr reichen Inhalte des Buchs würde weitere Ausführung von Beistimmung, etwaniger Bestreitung oder doch Beschränkung einzelner Urtheile des Verf. für unsere Anzeige zu weitläufig werden. Der Referent muss sich daher begnügen, nur die Hauptpunkte hervorzuheben, wie sie der Verf. vorführt.

Der Anfang schildert Napoleon den Ersten als den genialen Soldaten, den gewaltigen Heerführer, aber auch als den rohen korsischen Herrscher ohne Treue und Glauben, ohne Sitt-

lichkeit und Wohlwollen, ohne innerliche Religion und ohne die Klugheit der Mässigung, insbesondere ohne das Pflichtgefühl eines Monarchen. Er wird hier eine »vulgäre Natur« genannt und alle jene Züge werden sorgfältig nachgewiesen. Dass den revolutionären Usurpator, diesen Feind des Feudalstaates und zugleich des Liberalismus der 18te Brumaire mit seinen erstaunlichen Folgen so schnell und so hoch erhob, war vor allen Dingen die Wirkung von dem Verlangen Frankreichs nach »Ruhe um jeden Preis.« Diese freilich schaffte der Dictator. Charakteristisch für den herzlosen Ehrgeizigen ist, dass er für keinen Menschen wahrhafte Theilnahme empfand und selbst an seinen nächststehenden Gehülfen nur das als Verdienst gelten liess, was er für seine egoistischen Zwecke zum Verdienste zu stempeln beliebte. Niemand sollte neben ihm etwas sein; er allein war sich Alles. Daher hatte er für Freiheit keinen Sinn, sondern nur für seine Vorstellung von der Gleichheit Aller, d. i. Gleichheit des Staubes unter ihm, — und für Einheit, d. i. die Einheit seiner Willkür. Er war der vollendete demagogische Despot. Thatsächlich war deshalb seine Herrschaft auch der unablässige Kampf gegen jede Regung des freien Geistes. Im Bonapartismus findet die eindringende historische Forschung, trotz etwanigen Schimmers von irgend etwas Hohem und Edlem, wesentlich »die Lüge« oder die »diabolische Halbwahrheit«, und diese stürzt sich immer selbst.

Die Armuth der Sprache, sagt der Verf., reicht am wenigsten aus für Charakterzeichnung. In modernen Naturen mischen sich widerspruchsvoll tausend feine Züge, und unser Auge — sucht umsonst nach Worten für den Tiefsinn

der psychologischen Betrachtung. »Klingt es nicht lächerlich zu sagen, dass der grösste Mann des Jahrhunderts im Grunde geistlos war?« und doch muss das Abgeschmackte ausgesprochen werden. Dieser erhabene Verstand, dessen Macht, Schärfe, Sicherheit, über das Mass des Menschlichen hinausreicht, hat »nie einen Blick gethan in den geheimnissvollen Kern des Daseins, hat nie geahndet, dass die Menschheit etwas anderes ist, als eine wohlgeordnete Maschine,« dass ein Volk unter straffer Verwaltung, mit geordneten Finanzen und schlagfertigen Soldaten, sich dennoch bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen kann. Die Welt der Ideale blieb dem Kaiser unfassbar. — Erwägen wir dies, so erkennen wir die schreckliche Wahrheit in dem tollen Worte Blüchers: »lasst ihn nur machen, er ist doch ein dummer Kerl.« — Er glaubte nicht an die Hoheit der Menschenseele. —

Wir übergehen die Begebenheiten der Politik zur Zeit des ersten französischen Kaisers, vergleichen die bekannten Züge von seiner Begabung und praktischen Wirksamkeit, welche in den vorstehenden Worten des Verf. durch die Ausdrücke »straffe Verwaltung, geordnete Finanzen, schlagfertige Soldaten«, genügend angedeutet sind und bemerken, wie die historische Gerechtigkeit den demagogischen Despoten weit unter Alexander d. Gr., Cromwell und Friedrich d. Gr. herabsetzt, indem wir nur noch auf die höchst anziehende Parallele aufmerksam machen wollen, welche der Verf. zwischen dem feingebildeten, gemüthvollen, geistreichen Julius Cäsar und dem französischen Usurpator zieht, — eine Parallele, die mit Recht in jedem Betracht zum Vorthail des römischen Helden und

ersten Staatsmannes des Alterthumes ausfällt, und die jedem Leser einen seltenen Genuss gewähren wird. Sehr treffend schliesst v. Tr. diesen Abschnitt mit den Worten: »um so viel das neue Europa die versinkende Welt des Alterthums an Jugendkraft, Sittlichkeit, Reichthum der Bildung übertrifft, um so viel grösser steht Cäsar über Napoleon.« Den Schatten Cäsars zu beschwören, ist ein gewagtes Spiel, gefährlich für den Ruhm des ersten Bonaparte, gefährlicher für seine Epigonen.

Zweiter Abschnitt, 1813 — 1830. — Die alten und die neuen besitzenden Klassen des französischen Volks, die sich grossentheils feindlich gegenüberstanden, wusste der faulgewordne Stumpf der alten Bourbonen nicht mit sich selbst, noch untereinander zu versöhnen. Wir freuen uns aber, dass der Verf., selbst auf die Gefahr gescholten zu werden, behauptet, Frankreich habe niemals in unserem Jahrhundert glücklichere Tage gesehen, als unter der Restauration: — die blutige Wildheit der Schreckenszeit verraucht; die unverbesserlichen Emigranten als die gefährlichsten Feinde der Monarchie erkannt; die Nation zum ersten Mal im vollen Genusse der Segnungen der Revolution; das Königthum bemüht, über den Parteien zu stehn; Kunst und Wissenschaft wieder gedeihend im freiwilligen Erwachen der Geister; im allgemeinen unermesslich heilende Kraft des Friedens; die Finanzen musterhaft gehoben; das Heer reorganisirt, die verlorne Flotte neugeschaffen. Was war mehr zu verlangen? — Da stürzten dennoch die Wirkungen der gänzlich fehlgreifenden heiligen Allianz, das Drängen der ruchlosen und eiteln Emigranten, die Kränklichkeit des wohlgesinnten Ludwigs XVIII., die gänzliche Unfähigkeit Karls X.

und das herrschsüchtige Pfaffenthum den Thron der alten Bourbonen, welchen das Volk im Ganzen nun doch nur als eine schlecht verhüllte Fremdherrschaft anzusehen liebte.

Während wir uns begnügen müssen, diesen Abschnitt in seinen Einzelzügen der Aufmerksamkeit der Leser zu empfehlen, enthalten wir uns nicht, des Verf. schönes Wort anzuführen, in dem er zeigen will, wie vor der Phantasie des lebhaften französischen Volks, als es der Bourbonen Regiment schwach sah, die Riesengestalt Napoleons immer mehr legendenartig aufs neue blendend aufstieg; »wieder einmal bewährte sich die alte Unart der Welt, die Urheber grosser Verbrechen für grosse Menschen zu halten; — das Volk spottete der tiefen Wahrheit, dass der Fanatismus das unveräusserliche Erbtheil der Beschränktheit und dass die Mässigung das edle Vorrecht des Genius ist.«

Dritter Abschnitt. 1830—1848. Bei Prüfung der goldnen Tage der Bourgeoisie, erinnert der Verf. an das Entzücken, mit welchem — keineswegs in Frankreich allein — das Juli-Königthum von den Liberalen aufgenommen wurde, da in hochherziger Erhebung die Stadt Paris die Charte gegen den Staatsstreich Karls X. und der Polignacs vertheidigte, da im Strudel des Kampfes nie die patriotische Schonung für den einheimischen Soldaten vergessen, jetzt anscheinend der Sieg der besten Gedanken der Revolution über das alte Regierungssystem vollendet, die alte Dynastie und die Adelskammer ausgefegt, kurz alle Mächte, welche bisher dem Lande die Früchte des Jahrs 1789 verkümmert hatten, in den Staub geworfen wurden.

Aber dennoch irrten sich die französischen

Staatsmänner und »Geschichtsphilosophen«, wie sie der Verf. nennt. Dem guten Sohne des schlimmen Vaters fehlte die Ehrfurcht-gebietende Persönlichkeit. Er verstand sogar das Lächerliche nicht ganz zu vermeiden. Es fehlte ihm an durchdringender Einsicht in die Bedürfnisse der niedern Volksklassen, wie in die Verhältnisse der äussern Politik. Das Haschen nach allerlei Popularität ersetzte die Mängel nicht. Die Doktrinäre wurden dem neuen Königshause zur Calamität, denn sie gefielen sich darin, die wahren Zustände in ihren theoretischen Träumereien zu übersehen. Sie waren aus armseliger Eitelkeit ihren Doctrinen treuer als dem Könige, und dieser war aus überängstlicher Besorgniss ihnen auch nicht treu. In der Bevölkerung wuchs der Parteihass nach wenig Jahren unglaublich heran und die Phantasie des grossen Haufens malte endlich gar das Bild des verstorbenen Kaisers, seines Ruhms, seiner Regierung, fast ins Ideale aus. Der Napoleons-Cultus wurde regierungsseitig begünstigt; man meinte Feuer und Wasser mischen zu können. Dem Sohne der Königin Hortense musste der Muth wachsen.

Bei dem Versäumen einer consequenten, allmählichen, geschickten Decentralisation wurde im Grunde doch immer nur die Stadt Paris im Auge behalten. Für den Landmann, also für zwei Drittheil der Nation, hatte die Bourgeoisie-Regierung kein Herz, und vermochte auch wohl nichts gegen das alte schwere Leiden des Landbaues, den Absenteeismus, der in mancher Provinz Frankreichs doch dem in Irland nahe genug kommt. — Die äussere Politik des Julikönigthums stellt der Verf. mindestens als ebenso schwach, wie die innere dar. Es ist

höchst anziehend hierüber seine Bemerkungen zu lesen. Möchten wir auch gern die schneidende Schärfe seines Urtheils über Louis Philipp etwas gemildert sehen, da wir an dem ernstesten guten Willen des Königs, der freilich kein heller Kopf war, nicht zweifeln können: so stimmen wir doch ganz und gar in den Tadel gegen Guizot ein, diesen »starren, herrschsüchtigen Schulmeister«, dem »alle seine Sünden vergeben werden konnten, nur die nicht, dass er sieben Jahr am Ruder blieb« — Communismus und Radikalismus nahmen einen eigenthümlichen Schwung. Des Verf. Schilderung der geistigen Zustände, Theorien und Fortschritte der Franzosen in diesem Zeitraume ist meisterhaft, und zeigt die Gefährlichkeit eines schlecht geleiteten, meist oberflächlichen Unterrichts, der weder Sittlichkeit noch Natur im Auge behält. Dass es dort trotz des Schalles christlich sein sollender Phrasen der damaligen theologischen Schriftsteller (z. B. Lamennais) an gesunder Philosophie und Religion fehlte, kann uns nicht unerwartet sein. Das Gründlichste bleibt den eiteln Schwätzern unbekannt oder unbegreiflich. »Die Erkenntniss der Immanenz Gottes, sagt der Verf., diese köstlichste Frucht der modernen philosophischen Arbeit, ward von dreister Sinnlichkeit missbraucht, um die Wiederherstellung des Fleisches zu begründen.« Und die Affectation des Weltschmerzes gehörte ganz zu dieser Verirrung, wenngleich in anderer Richtung.

Den Uebergang zum folgenden Abschnitt spricht v. Tr. treffend dahin aus, das parlamentarische System sei auf diesem Boden vor der Hand vernutzt gewesen, das junge Geschlecht habe zu meisterlos gedacht, um die alte Ordnung zu ertragen, zu unklar, um einen festen

Neubau zu schaffen; die Dinge zeigten sich reif für eine ziellose Umwälzung, das will sagen, für den Despotismus. Denn für diesen erscheint die Republik und der Staatsstreich doch nur als die sich selbstbauende Brücke.

Vierter Abschnitt. 1848—1852. Sehr passend vergleicht der Verf. die Stimmung und Strömung des Volks (von Paris hauptsächlich) im Februar 1848 mit der, welche schon 1812 auf Mallets Unternehmen dem Reiche Napoleons ein Ende gedroht hatte. Die Fehler der Juli-Regierung berechtigten jedoch zu keinem Gewaltstreich gegen sie; nur ein improvisirter Strassenkampf, der zur Massen-Demonstration anwuchs, bewirkte, dass Louis Philipp seinen Minister Guizot, welchen die Partei des Umsturzes hasste, nachgiebig entliess. Als schon Alles wieder ruhig zu sein schien, fiel ein Schuss vor dem Hotel des Auswärtigen, die Wache gab Feuer und alsbald erhoben sich die Arbeiter in blinder Wuth. Der König wich muthlos, dankte ab und der siegende Pöbelhaufen verkündigte die Republik. Frankreich schien damit zufrieden; jedoch, wenngleich der Volksschmeichler jauchzte: *le géant souffle, un trône est emporté*, — nur für eine ganz kurze Frist. Die Bourgeoisie und alle Conservativen steuerten doch wieder, und mit Recht, der allein Bestand-versprechenden Monarchie zu, zuerst Regierung unter einem Präsidenten, dann wieder unter einem Monarchen, weil dort das republikanische Gaukelspiel ein Ekel für jeden freien und redlichen Mann geworden war. Die Bänkelsänger auf den Dörfern sangen zur Orgel: *si vous-voulez un bon, prenez Napoléon*.

Fünfter Abschnitt. 1852—1869. Die Scene hat sich verändert. Kein Held, kein be-

rühmter Feldherr, kein durchschauender Geist steht an der Spitze, kein alter Bourbon rechnet auf Legitimität und Fremdenhülfe; kein *roi bourgeois* ist da, der auf die Sympathieen der friedensliebenden Kapitalisten und Industriellen des dritten Standes rechnen darf; — sondern ein geistreicher Abenteurer, welchen die Hoffnungen des meisterlosen Bonapartismus schwindeln machen, zieht aus dem Wirrwarr eines allgemeinen Lotteriespiels ein Loos, und zwar einen Gewinn, durch die Macht des vierten Standes. Der Verf. hat dies neue bonapartistische System meisterhaft charakterisirt; es sei weder ein aufgeklärter Despotismus im Stile des 18ten Jahrhunderts, noch schlechtweg eine Erneuerung des napoleonischen Soldaten-Kaiserthums, sondern eine selbständige durchaus moderne Staatsform, eine persönliche Tyranis, gewählt durch die Massen und zum Besten dieses zu seinem Selbstbewusstsein gelangten vierten Standes. Darum aber ist Napoleon III. nicht für unverantwortlich erklärt, denn dies, unter den nunmehrigen Umständen würde heissen: das öffentliche Gefühl belügen, eine Fiction aufstellen, »welche drei Mal unter dem Lärm der Revolutionen zerstoßen ist.« Dieser Kaiser will und soll die Thätigkeit des vierten Standes, dieser athemlosen, unruhigen, begehrenden Gesellschaft nähren und befriedigen. Die socialistischen Ideen, soweit sie gut sind und nicht zum Communismus führen, muss er in die regelmässige Ordnung der Gesellschaft einfügen. Darum hat man ihn den Retter der Gesellschaft genannt. Aber wird die eiserne Hand im weissen Handschuh dazu stark genug und auf die Dauer stark genug sein? Möglich ist dies nur, wenn der Kaiser consequent und milde und so

lange regiert, wie Augustus regierte, — wenn er in Frankreich Recht und gesetzmässige Freiheit zurückführt. Diese verlangen zur Grundmauer Sittlichkeit und Wahrheit, deren Gegensatz den geistigen Adel der Nation mit tiefem Ekel erfüllen muss und erfüllt. Der Hof des dritten Napoleon ist immer noch eine Gesellschaft von Emporkömmlingen und Abenteurern. Die Grenzen der guten und der verworfnen Gesellschaft vermischen sich in Paris noch beständig, und Niemand weiss zu sagen, wo der Kreis der Tuileries anfängt und der von Cora Pearl aufhört.

Der Verf. erkennt übrigens die zahlreichen Verdienste des jetzigen Herrschers keineswegs (z. B. die Aufhebung des Prohibitiv-Systems), aber auch die ungeheure Schwierigkeit der Aufgabe desselben erkennt er nicht, in dem seit fast 80 Jahren zerrütteten Lande. Wir wollen nur zwei Thatfachen ausheben: von mehr als 7 Millionen Grundeigenthümern waren im Jahre 1850 drei Millionen steuerfrei wegen Zahlungsunfähigkeit; und bei der Conscription von 1857 ergab sich, dass ein volles Dritttheil der Rekruten nicht verstand zu lesen.

Wie der Verf. die Art auffasst, in welcher der Kaiser sich zu den fremden Mächten, zu Rom, zur französischen Kirche stellt, muss man im Buche selbst nachlesen. Soviel kann nicht verkannt werden, dass er in einem Punkte mit dem König Louis Philipp Aehnlichkeit hat: er wünscht für Frankreich den Fortschritt durch Versöhnung und Frieden nach allen Seiten. Ungern schweigt der Ref. über den weiteren Inhalt dieses Abschnitts, dessen Reichthum und geistvolle Darstellung nur in dem Aufsätze »Cavour« noch übertroffen worden sind.

Zweiter Aufsatz. Cavour. Der Verf. hat sein Buch mit einem Satze eingeleitet, welchem wir durchaus beitreten: die Versuchung, dem Genius Altäre zu bauen, sei unter allen, den Historiker beirrenden Gefahren leicht die grösste. Camillo Benso von Cavour war, wie jetzt von Unbefangenen kaum noch bezweifelt werden mag, einer der grössten und genialsten Staatsmänner der neueren Zeit. Dass ihn Herr v. Tr. auch als solchen anerkennt, beweiset fast jede Seite dieses Aufsatzes. Aber sollte der Verf. darin jener Gefahr, die er die grösste für den Historiker nennt, wohl ganz entgangen sein?

Den Grafen Cavour nennt der Aufsatz einen rechten Sohn der neuen Zeit, weil er selbst seine Verschwörungen unter freiem Himmel trieb: *lo dico schiettamente*, pflegte er öfters zu sagen. Er ist der Mann, der mehr als alle Andern, der Schöpfer des Königreichs Italien, der Besieger Oestreichs, der Versöhner von Monarchie und Freiheit in seinem Vaterlande geworden ist. »Freier Staat und freie Kirche« in geordneter Monarchie! Das war und blieb Cavours leitender Grundsatz. In diesem Staatsmanne lebte wohl vorzüglich der Geist seiner Mutter, einer geistreichen Genferin, und sie scheint auf ihn den praktischen, den Umständen sich fügenden Sinn vererbt zu haben, »die Philosophie des Möglichen.« Deswegen konnte Cavour wirken und siegen, wo Doctrinäre schlaff werden und unterliegen. Er war ein constitutioneller Monarchist, wie er sein muss; er hielt nur diejenige Monarchie für stark genug, welche das ungehemmte Spiel der socialen Kräfte zu schützen vermag. Er hasste als er zum Manne gereift war, die napoleonische Centralisation, als die letzte Quelle der meisten Leiden

der modernen Gesellschaft und als die Mutter des Communismus. — Was er nach fast allen Seiten hin geleistet, ist jetzt Niemanden verborgen. Wir brauchen auf seine Verhältnisse zur königlichen Regierung Piemonts, zu Neapel, zu Rom, zu Garibaldi, auch zu Mazzini u. a. m. kaum hinzudeuten. Des Verf. Buch ist überhaupt ein herrlicher Blütenstrauss, aber uns scheint die schönste aller Blumen darin der Aufsatz über Cavour zu sein. Leider war dem grossen Patrioten nicht beschieden, den letzten Erfolg seines Thuns zu sehn. Die Last seines Tagewerkes war unermesslich, sein Körper erlag. Weitum durch die Welt flogen die Gedanken des Sterbenden, — auch nach unserem Vaterlande, zwar mit Hoffnung, aber mit Besorgniss der Verzögerung der endlichen Einheit, wie Italien sie erlangt zu haben scheint und Deutschland sie bedarf.

Göttingen.

M.

Niederdeutscher Aesopus. Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler HS. des XV. Jahrhunderts. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, R. Oppenheim, 1870. 83 S. 8°.

Herr Prof. Hoffmann hat die vorliegende Fabellese nach einer kurzen Einleitung mit werthvollen Worterklärungen versehen und am Schlusse ein Wörterverzeichnis angehängt, welches sich auch auf die von ihm nicht herausgegebenen Theile der Handschrift erstreckt. Schon daraus geht hervor, dass der Herausgeber bei dieser Publikation wesentlich nur ein sprachliches Interesse im Auge hatte und er spricht das in den einleitenden Worten noch besonders

aus. Die zu Grunde liegende Handschrift hat aber ausserdem noch ein hohes litterärgeschichtliches Interesse, und es ist gewiss nur zu bedauern, dass Hr. Hoffmann die vorliegende Publikation nicht benutzt hat, um die Stellung der in Rede stehenden Sammlung in der Entwicklung der Fabellitteratur des Mittelalters darzulegen, wozu ihn seine eingehenden Studien und Forschungen auf diesem Gebiete ganz besonders befähigt haben würden.

Es wird kaum ein anderes Kapitel in der Geschichte der Litteratur geben, welches so sehr den Stempel der Weltlitteratur trüge, welches so entschieden als Theil einer „internationalen Litteraturgeschichte“ sich darstellte, wie die Geschichte der Fabel im Mittelalter. Abgesehen von dem Thiorepos und der Thiersage, so wie den später entstandenen Fabelwerken Odo's, Neckam's und Anderer, waren im ganzen Mittelalter bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften eigentlich nur zwei Fabelsammlungen allgemein verbreitet, die Fabeln Avians und die Sammlung, welche fast ausnahmslos unter dem Namen Aesops erscheint. Das Werk Avians ist im Laufe der Jahrhunderte fast unverändert dasselbe geblieben, ohne einen hervorragenden Einfluss auf die Litteratur zu gewinnen; um so tiefgreifender dagegen ist der Einfluss der Aesopischen Fabeln geworden. Von dem griechischen Fabeldichter freilich war kaum irgend etwas Weiteres bekannt, als sein Name, es sind vielmehr die Fabeln des Phaedrus, die als Ausgangspunkt der gesammten Entwicklung betrachtet werden müssen, und zwar in der Form der von Romulus verfassten Prosaauflösung der Phädrischen Fabeln.

Als die älteste Handschrift des Romulus galt bislang der früher in Dijon aufbewahrte Codex,

der von Gudens ins zwölfte Jahrhundert gesetzt wurde; dieser Text ist, freilich in sehr unzuverlässiger Weise, nach Gudens Abschrift hinter Schwabes Phaedrus gedruckt. Ihm schliesst sich eine ganze Reihe von mehr oder weniger abweichenden Fassungen aus den folgenden Jahrhunderten an, bis ungefähr zum Jahre 1480 herab, wo der älteste in Ulm veranstaltete Druck den Anfangspunkt einer neuen Verbreitung bezeichnet, die sich über alle gebildeten Nationen der Zeit erstreckte. Die Wichtigkeit der Fabeln des Romulus für die Textkritik des Phaedrus ist seit Jahrhunderten anerkannt, während ihre ungeheure litterärgeschichtliche Bedeutung mindestens noch nirgends erschöpfende Darlegung gefunden hat. Nach beiden Richtungen hin aber erscheinen sie in noch weit glänzenderem Lichte, seit ein glücklicher Zufall mich eine schon dem zehnten Jahrhundert angehörnde Handschrift hat auffinden lassen, welche bis auf Abweichungen in einzelnen Wörtern mit dem Divionensis völlig gleichlautend ist, und seit die Vergleichung mit einem offenbar noch älteren Codex festgestellt hat, dass die Prosaauflösung des Phaedrus mindestens schon im neunten Jahrhundert entstanden sein muss. Aus diesen, an einem anderen Orte näher zu begründenden Thatsachen geht unzweifelhaft hervor, dass eine bestimmte Fassung der fraglichen Fabeln schon zwei Jahrhunderte früher sich ausgebildet hatte, als bisher angenommen werden konnte, und damit ist die ganze Sachlage in ein gänzlich verschiedenes Verhältniss gerückt.

Auf die durch fünf Jahrhunderte sich entwickelnde Geschichte der Fabeln des Romulus selbst einzugehen, ist hier nicht der Ort, es genügt die Angabe, dass diejenige Fassung als die

ursprüngliche und unentstellte betrachtet werden muss, welche, in vier Bücher eingetheilt, achtzig und einige Kapitel enthält. Sie bildet den Stamm, aus welchem alles Folgende erwachsen ist. Der nächste Ast scheint die Bearbeitung der ersten drei Bücher des Romulus in lateinischen Distichen zu sein, die unter dem Namen des Anonymus Neveleti oder des Anonymus *καὶ ἑξοχῆν* bekannt ist und die ihrerseits wieder eine ganze Reihe von Zweigen getrieben hat, unter denen z. B. schon vier Uebersetzungen in italienischer Prosa veröffentlicht sind, abgesehen von der Bearbeitung des Accio Zuccho in Sonetten, welche mit dem ältesten Drucke des Anonymus zusammen erschienen ist. Dieser Romulus in elegischem Versmasse enthielt ursprünglich nur sechzig Nummern, denen aber meist eine grössere oder geringere Anzahl neuer Stücke angehängt wurde. Da sich unter letzteren durchgängig ein Fabliau von Rutebeuf befand, so hat man die ganze Bearbeitung in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts verlegen wollen, während sich diese Zeitbestimmung nur auf den späteren Anhang beziehen kann; der ursprüngliche Bestand ist entschieden älter.

Eine besonders interessante Erscheinung unter den Ausflüssen des Romulus bildet das Fabelwerk der Marie de France, der ältesten, im 13. Jahrhundert lebenden, französischen Dichterin. Sie schöpfte indessen nicht unmittelbar aus Romulus, sondern, wie sie sagt, aus einer Bearbeitung in englischer Sprache, die einer bedeutenden Anzahl von Handschriften zufolge ein König Affrus (Alfred; der Name weicht vielfach ab, einmal wird auch Henry genannt) veranlasst haben soll. Von dieser englischen Uebersetzung ist bis jetzt keine Spur aufgefunden worden,

wohl aber sind Bearbeitungen derselben in anderen Sprachen bekannt, namentlich zwei niederdeutsche, von denen die Vorlage der Hoffmann'schen Publikation die eine ist. Betrachten wir, um das Verhältniss klar zu stellen, zunächst die Dichtungen der Marie de France. Diese Sammlung enthält 103 Fabeln und Erzählungen, während der ursprüngliche Romulus nur 83 Stücke zählte und Marie von diesen mindestens den vierten Theil unbearbeitet gelassen hat. Entweder muss sich also der Bestand des Romulus ganz bedeutend erweitert haben, oder aber Marie muss theilweise ganz fremden Quellen gefolgt sein, während sie doch ausdrücklich erklärt, und durch den Wortlaut ihrer Dichtungen auch beweist, dass sie den Romulus (in englischer Bearbeitung) übersetzt habe. Eine so wesentlich erweiterte Recension des Romulus nun war unbekannt, bis Robert (*fables inédites*) 1825 aus einem Codex der Pariser Bibliothek eine Reihe von Stücken in lateinischer Fassung mittheilte, die der Marie offenbar als Quelle gedient haben mussten. Doch für eine sehr beträchtliche Anzahl von Erzählungen ist Mariens Quelle noch bis zu diesem Augenblicke unbekannt geblieben.

Genau dasselbe nun ist der Fall in der, auch von Hoffmann erwähnten und theilweise verglichenen Bearbeitung des Romulus in niederdeutschen Versen, die 1370 von einem Dechanten Gerhard von Minden veranlasst (nicht gedichtet), in einer Magdeburger Handschrift erhalten ist. F. Wiggert hat 1836 in seinem »Zweiten Scherflein« über diese Handschrift berichtet, und aus diesen Mittheilungen und Auszügen ist sie für den vorliegenden Zweck genau zu beurtheilen. Die Einleitung ist, wie die der Marie de France, zu-

nächst der einleitenden Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tiberius entnommen (welche sich in den Handschriften erst ziemlich spät in einem römischen Kaiser Romulus und dessen Sohn Tiberius verkleidet haben), und dann folgt ein Bericht über die Entstehung der vorliegenden Dichtung, den Marie freilich zum Theil erst in der Conclusion giebt. Marie schreibt in dieser Beziehung:

Pur amur le cumte Willaume,
Le plus vaillant de cest royaume,
M'entremis de cest livre feire
E de l'Angleiz en Roman treire.
Ysopet apeluns ce livre
Qu'il travailla et fist escrire;
De Griu en Latin le turna.
Li rois Henris (oder Affrus etc.) qui moult l'ama
Le translata puis en Engleiz
E jeo l'ai rimé en Frençeiz.

Der niederdeutsche Dichter dagegen sagt:

De koning de van erst Rome stichte,
het bringen erst al dit gedichte
van krekeschen in dat latin,
to lerende de kinder sin.
de koning Affrus van Engelant,
do he de kunst daran bevant,
heit he id bringen altohant,
dat id al den sinen wart bekant.

Dieser Dichter muss also schon der Einleitung zufolge eine der Quelle Mariens gleiche oder ähnliche Vorlage gehabt haben, und das wird auch durch den nachfolgenden Text durchaus bestätigt. Er enthält gleichfalls 103 Stücke, freilich in vielfach abweichender Anordnung, aber auch häufig, selbst lange Reihen hindurch, in derselben Folge. Ins Einzelne kann ich hier nicht eingehen, weil die Stücke der niederdeutschen Handschrift von Wiggert meistens nur

nach den bisweilen unprägnanten Ueberschriften mitgetheilt sind. Noch weniger kann ich in dieser Beziehung über die Wolfenbütteler Handschrift sagen, welche Hoffmanns Publikation zu Grunde liegt, da er über die nicht mitgetheilten Stücke nichts sagt, als dass die meisten ihrem Inhalte nach bekannt sind und dass die Handschrift im Ganzen 125 Capitel enthält. Aber schon das Mitgetheilte ist genügend, um zur Evidenz zu beweisen, dass auch der Wolfenbütteler Handschrift dieselbe Quelle zu Grunde liegt, wie den beiden vorerwähnten Werken.

Diese Quelle nun habe ich in lateinischer Rückübersetzung in der Göttinger Bibliothek aufgefunden, und das mag zur Entschuldigung dafür dienen, dass ich gerade diese Stelle für die vorstehenden Darlegungen gewählt habe. Unser Cod. theol. 140 fol. (XV. Jahrh.) enthält nach einer interessanten Recension der *Gesta Romanorum* von Blatt 36 ab die Fabeln Aesops und Avians. Der Text beginnt: *Grecia disciplinarum mater et artium inter ceteros quos mundi contulit sapientes unum edidit memoria dignum Esopion nomine. Erat enim ingeniosus clarus studio sedulus et placidus facundia. Qui inter cetera que scripsit utilia fabularum exempla utilitatibus plena etiam litteris commisit et in unum redegit opusculum. In quo et parvuli diligentes instruantur et iocundi reddantur adulti. Liber igitur iste primo grece conscriptus est ab esopo post hoc a romulo imperatore romano ad instruendum filium suum tyberium in latinum venit. Deinde rex anglie affrus in anglicam linguam eum transferri precepit etc.* Nach Cap. 110 heisst es, freilich durchaus unzuverlässig: *hec esopus quod sequitur addidit rex Affrus.* Der Schluss lautet: *Explicit liber fabularum quos Esopus grece homo ingeniosus studiose collegit.* Das Ganze umfasst (bis zu Avians Fabeln) 134 Capitel, unter denen sich bis auf zwei die sämmtlichen von Marie de France bearbeiteten finden, wie nicht minder (so weit sich erkennen lässt) die in niederdeutsche Verse gebrachten. Das Verhältniss in Bezug auf die Anordnung der Stücke ist dasselbe wie zwischen den Fabeln Mariens und Gerhards: längere und kürzere völlig sich deckende Reihen, dann wieder eben so völlige Abweichung.

Weitere Ausführungen über die geschichtliche Gestaltung des Romulus muss ich, als nicht unmittelbar zur Sache gehörend, für einen andern Ort aufsparen.

H. Oesterley.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 10.

9. März 1870.

Svenska Expeditioner till Spetsbergen och Jan Mayen, utförda under åren 1863 och 1864 af N. Dunér, A. J. Malmgren, A. E. Nordenskiöld och A. Quennerstedt. Stockholm 1867. P. A. Norstedt & Söner, Kongl. boktryckare, und Leipzig 1868. Albert Fritsch. 261 Seiten gr. Octav.

Eine Fortsetzung der grossen schwedischen Expedition nach Spitzbergen im Jahre 1861 — so bezeichnet sich dies Buch im Vorwort. Man kam auf dieser Fahrt 1863 und 64 nördlicher als 1861 und hatte seitdem mehr Erfahrungen gemacht u. dgl. m.; deshalb dürften diese Mittheilungen ein erhöhtes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Die beiden Verfasser Dunér und Nordenskiöld führen sie dem Leser in drei Abschnitten vor: den ersten und grössten S. 1 bis 152 bildet die Beschreibung der Reise: Svenska expeditionen till Spetzbergen år 1864, der zweite enthält: Anteckningar från en resa til Ishafvet i trakten af Jan-Meyen år 1863 af A. Quennerstedt. S. 155 bis 238; der dritte

bringt verschiedene wissenschaftliche Beigaben zu dieser Expedition von A. T. Malmgren, literarische und naturhistorische (S. 239 — nicht 238 wie hinten im Inhaltsverzeichniss steht — bis S. 261). Ausser einer Karte von Spitzbergen als Titelvignette sind 7 lithographische Illustrationen und 8 Holzschnitte beigegeben. Diese sowohl wie der Inhalt des Buchs finden sich auf den letzten vier, nicht paginirten Seiten verzeichnet. Das für die Polarfahrt ausgerüstete Schiff war der Schooner Axel Thordsen (S. 6 u. f.), bemannt mit 12 Seefahrern, von denen 3 schon die Reise 1861 mitgemacht hatten (S. 8). Der Dampfer Nordkap bugsirte den Schooner zu Anfang Juni 1863 von Tromsö nach Carlsö. Ein heftiger Sturm hinderte die Weiterfahrt, erst am 14. konnten die Anker gelichtet und der Cours nach Bären-Eiland genommen werden. Diese Insel war eisfrei, der Schooner konnte in dem Südhafen ankern, die Besatzung ans Land rudern (Cap. II. S. 12). Verschiedene Ausflüge wurden ins Innere gemacht, nach Mount Misery und nach der Südseite, mehrere photographische Bilder von den umliegenden Küsten genommen, u. a. von dem Bürgermeister-Thor. (S. 16). Die Felsen der Insel sind mannigfach gespalten (S. 18) und von heftigen Brandungen umbraust. Der grössere Theil der Insel liegt 100 bis 150 Fuss über dem Meer, Mount Misery 1200 Fuss (S. 19). Das Gestein besteht aus Kalk, Kiesel und Schiefer (S. 23), an der Nordküste treten Kohlenlager zu Tage (S. 24). Den Schluss von Cap. II bildet die Beschreibung eines Winters unter $74\frac{1}{2}$ Grad nördl. Breite nach Keilhau, der zwei Winter 1824 und 1825 dort zubrachte (S. 28 u. ff.). Eine kleine karto-graphische Skizze der Insel steht am Ende des

Kapitels S. 32. Hr. Dunér fand den Südhafen $74^{\circ} 22' 56''$ nördl. Breite und $19^{\circ} 15' 15''$ östl. Länge von Greenwich. Auf der Weiterfahrt nach Norden gerieth der Schooner in Treibeis und ging am 25. Juni in Safe Haven, einer Bucht an der Nordseite des Eisfjord, vor Anker, wo Schiffe sehr geschützt liegen (S. 35 u. f.). Die höchste Küstenerhebung, das Alkhorn, ist 1500 Fuss hoch (S. 36). Von hier aus wurden Bootreisen unternommen, zuerst von Prof. Nordenskiöld, über welche der Bericht auf S. 38—42. Diese Fahrt erstreckte sich in den Eisfjord hinein in nordöstlicher Richtung an Cap Boheman (wie Hr. N. dieses Vorgebirge benannte) vorüber. In einem Geklüft wurden eine Menge Versteinerungen und am folgenden Tage in einem anderen solche von Nautilusarten und von Knochen krokodilartiger Thiere, einige über zwei Ellen lang, gefunden; letztere ein für den Geologen mit Rücksicht auf die ehemaligen klimatischen Verhältnisse der Erdoberfläche sehr wichtiger Fund (S. 40). Unterdessen beschäftigten sich Dunér und Malmgren mit Beobachtungen der Ebbe und der Flut u. dergl. m. Nach Nordenskiöld's Rückkehr am 30. Juni unternahm er mit Malmgren eine zweite Bootfahrt zur Untersuchung des südlichen und östlichen Gestades des Eisfjord (S. 44 u. ff.). Sie kamen u. a. nach Gips Hook, worüber die Verf. des Buchs auf S. 48 folgendes schreiben: „Naturen var här utomordentligt praktfull. Sjelfva näset bestod af en låg, mycket söndersplittrad hyperithäll, från hvilken, ett stycke ifrån stranden, ett högt fjell reste sig nederst bestående af horisontela; gråa gipslager, i hvilka här och der hvita alabasterbollar voro perlbändlikt insprängda. Högra upp vidtog ett tvärbrant svart hyperit-

band, som i sin tur betäcktes af gråa forsteningsförande lager och bländande hvita snöfält.“ etc. Das Eis wurde sehr hinderlich, die Reisenden mussten ihr Fahrzeug auf den Strand ziehen und sich in Geduld fügen (S. 52). Ihr Proviant schmolz bedenklich zusammen. Am 9. Juli bildete sich eine Rinne im Eise, mühsam brachten sie das Boot bis zum Cap Thorsen, wo sie übernachteten (S. 54). Von hier setzten sie, als der Zustand des Eises es gestattete, nach der Advent-Bai über und fuhren nach einigen Tagen wieder hinüber nach Safe-Haven, in Begleitung von zwei mit Engländern bemannten Booten, die sie angetroffen (S. 60); den Schooner fanden sie hier unversehrt. Inzwischen war Hr. Dunér über das Ausbleiben der Andern unruhig geworden und war sie zu suchen ausgefahren. Er erzählt seine Reise Kap. IV S. 61—71. Er kam nach der Kohlen-Bai, die auf allen Seiten von Bergen von 800 bis 2500 Fuss Höhe umgeben ist. Von da fuhr er nach Green Harbour und nach dem Cap Staratschin, so benannt nach dem „ryska jägareremiten Staratschin“, der einige 30 Winter in Spitzbergen zugebracht hatte. Uebrigens fand Hr. Dunér diejenigen, die er suchte, nicht, er war auch auf ganz falscher Fährte. Das Polar-klima erwies sich ganz ausserordentlich gesund. Von der schwedischen Mannschaft, die während der drei Sommer Spitzbergen besuchte, war Niemand ernstlich krank; ebenso Keiner von den 2 bis 300 Mann, die während derselben Zeit des Fanges wegen dort sich aufhielten; während 40 Jahren kam kein Todesfall durch Krankheit veranlasst vor. Der Verf. sagt: „det skulle derføre ej förvåna oss, om i en framtid mången sjukling skulle från södern sändas upp til den höga nor-

den för att vinna helsa och nya krafter.“ (S. 74). Die Expedition, die sich bisher nördlich vom 78. Breitengrade aufgehalten hatte, wandte sich nun (am 17. Juli) südlicher nach Bell Sound und durchforschte hier die Keulens- und die Mijens-Bai und deren Umgebung (Cap. V. S. 75—88). Darauf segelte der Axel Thordsen am 27. Juli noch südlicher nach Horn-Sund, in dessen Nähe der höchste Berg in Spitzbergen (nach Scoresby), welcher sich 4500 Fuss über dem Meer erhebt (S. 89); sein Gipfel ist während eines grossen Theiles des Jahres in Nebel gehüllt, daher den vorbeifahrenden Schiffen selten sichtbar. Auch die oberhalb des Horn-Sundes liegenden Küsten-Inseln, die Brutplätze zahlreicher Vogelkolonien, wurden besucht (S. 89), später auch der Horn-Sund aufgenommen. Am 3. August segelten sie weiter, passirten am 6. das Südcap und fuhren nun die Ostküste von Spitzbergen hinauf (Kap. VI). Die Lage des Treibeises hinderte die Fahrt parallel mit der Küste, daher sie in nordöstlicher Richtung segelten und am 9. August bei Whales Point vor Anker gingen. Die Zeit war schon so weit vorgeschritten, dass sie nur noch drei Wochen bis zur Rückkehr zu verwenden hatten, wollten sie nicht Gefahr laufen überwintern zu müssen. Mitten im Grossen Fjord war meistens helles Wetter, an den Küsten dagegen Nebel (S. 98). Am Lande bei Whales Point finden sich Ruinen von einigen Häusern, die Keilhau noch 1827 fand. Die den Ankerplatz umgebenden Klippen bestehen aus Hyperit. Die Reisenden erstiegen diese Klippen „efter en ganska halsbrytande Klättring med temligen stor ansträngning“ (S. 103). Noch höher hinauf und weiter hinaus auf die Platte der Anhöhe sahen sie mit einem Fernrohr 28

kleinere Inseln, die zu der Gruppe der Tausend-Inseln gehören; ebenso die ganze Westküste des Grossen Fjords, an welcher das Südcap „im herrlichsten Sonnenschein“ sehr wohl von den übrigen Schneebergen unterschieden werden konnte (S. 105). Am 10. August fahren sie nach der Agardhs Bai an der Westküste „en bugt af ungefär 1 mils längd och bredd“, ihrer Untiefen wegen berüchtigt. Die Einfahrt geschah daher mit grosser Vorsicht, unter beständigem Lothen; erst am 12. Nachts 1 Uhr fiel der Anker in den Grund (S. 108). Die Küste war ohne alle Vegetation; von der höchsten Stelle, einer kleinen runden Sandsteinplatte, die schneefrei mit Ausnahme der Westseite, sah man weit in das Innere des Landes hinein, welches noch Niemand betreten hat. Am 13. fuhr sie hinüber nach Cap Lee und dann nach der benachbarten Walter Thymen's Strasse. Ein Eisbär wird nach kurzer Jagd erlegt (S. 115 u. f.). Es stürmte bis zum 16. Nachmittags, worauf die Reisenden nördlicher steuerten (S. 117). Hr. Dunér und Nordenskiöld gehen ans Land und müssen 16 Stunden ununterbrochen marschiren und 24 Stunden fasten (S. 121). Hernach beschäftigten sie sich mit Messungen. Dann segeln sie noch weiter nach Norden und ankern am Fuss des Edlunds Berges (Kap. VII S. 125). In der Nähe wurde ein intermittirender Eisstrom beobachtet, ein ebenso seltenes als interessantes Phänomen; die Ergiessungen erfolgten in Zwischenräumen von 40 bis 60 Sekunden (S. 126). Weiter fuhr man nach Helis Sund und bestieg den Weissen Berg, von wo man die grossartigste Aussicht hat, die es in Spitzbergen giebt (S. 130 u. ff.). Hier wurden mehrere Winkel mit grosser Beschwerde aufge-

nommen (S. 132). Unterdessen hatte ein Bär die Vorräthe in dem einen Boot stark mitgenommen und erschien Nachts wieder (S. 133 u. ff.). Am 24. August waren die Untersuchungen wegen der Ausführbarkeit einer Gradmessung geschlossen; am folgenden Tage segelte daher der Axel Thordsen wieder südwärts (S. 136 u. 140), um das Südcap herum und dann an der Westküste hinauf gen Norden. Am 30. August und an den folgenden Tagen trafen sie 6 Böte mit 37 Schiffbrüchigen, die sie an Bord nahmen und dadurch zur Heimreise gezwungen wurden (S. 141 u. ff.). Den 8. September segelten sie am Südcap vorüber und befanden sich am 10. auf 72° 54' nördl. Breite; die Wärme des Wassers stieg von 3 auf 8 Grad. Am 12. September trat Windstille ein, aber man ruderte mit einem Boot nach Tromsö, wo dieses am folgenden Tage anlangte (S. 152). Hier endigt die auf dem Titel des Buchs genannte Reisebeschreibung und es folgt, wie schon zu Anfang bemerkt, auf S. 155 bis 238: „Anteckningar från en resa till Ishafvet i trakten af Jan Mayen år 1863 af Aug. Quennerstedt.“ Auffallend ist, dass von dieser Abhandlung weder auf dem Titel, noch in dem Vorwort die Rede ist. Dieselbe beginnt bis S. 169 mit einer „Mittheilung des Wesentlichsten, was bis dahin über diese merkwürdige Insel bekannt geworden.“ Von S. 170 an folgt der öfter nur das Tagebuch des Verf. unverändert wiedergebende Reisebericht, welcher die Zeit vom 28. Februar bis zum 17. Juni umfasst. Im Allgemeinen ist der Stil sehr gefeilt, ausgenommen die Stellen aus dem Tagebuch. S. 177 bis S. 186 verbreitet sich der Verf. über den Robbenschlag und Walfischfang — er scheint derartige Digressionen zu lieben — dann er-

zählt er nach seinem Journal vom 11. März an da er sich auf $72^{\circ} 10'$ nördl. Breite und $2^{\circ} 7'$ westl. Länge befand, bis zum 16. März (S. 186—191). Dann folgt von S. 192 an die Schilderung eines Tags an Bord (af en dag ombord) bis S. 197. In einer Note S. 192 sagt der Verf.: der höchste von ihm beobachtete Kältegrad sei $-12,5^{\circ}$ Réaumur gewesen. Den 25. März befand man sich auf $73^{\circ} 13'$ nördl. Breite. Das Treibeis drängte das Fahrzeug (die Brigg Jan Mayen S. 171) südwärts, so dass es am 28. März auf $71^{\circ} 50'$ n. Br. fuhr (S. 201). Am 2. April lag es auf $72^{\circ} 31'$ regungslos im Eise; fünf Tage später befand es sich auf $73^{\circ} 34'$ nördl. Breite und $1^{\circ} 20'$ westl. Länge. Die Sonne schien wärmend, das Thermometer zeigte $+4^{\circ}$ Réaum. im Schatten und die schmelzenden Eiszapfen troffen vom Tauwerk auf das Verdeck herunter (S. 203). Von S. 212 an wird eine Robbenjagd beschrieben, die 60 bis 80 Junge einbrachte. Solche Jagden kehrten öfter wieder, immer wenn sich Gelegenheit bot; der Ertrag war verschieden, einmal betrug er 600 Stück (S. 216). Auf $71^{\circ} 32'$ nördl. Breite und $7^{\circ} 20'$ westl. Länge kommt die Insel Jan Mayen zu Gesicht, aber noch in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen (S. 219). Bis zum 14. Mai sind im Ganzen reichlich 1600 Robben gefangen; am folgenden Tage zeigen sich wieder »unzählig viele«, von denen aber nur 60 Stück erbeutet werden. Vorwiegend sind bei dem Verf. die Schilderungen des Eises, seiner merkwürdigen Gestaltung, seiner Färbung u. dgl. m., meist in plastischer gehobener Sprache. Am 21. Mai Morgens wird ein *Hai Scymnus borealis* harpunirt, eine Stunde später ein zweiter (S. 229). Dann treibt das Schiff noch 10 Tage im Eise,

darauf tritt es die Rückfahrt an (S. 235). Am 3. Juni zeigt das Thermometer schon $+6^{\circ}$ Réaum.; fünf Tage später befindet sich die Brigg auf $60^{\circ} 30'$ nördl. Breite; endlich nach neun Tagen am 17. Juni wirft sie in Frederiksvän, von wo sie vor drei und einem halben Monat ausgefahren, Anker (S. 237). Am folgenden Tage reist der Verf. nach Christiania, erfreut über die Sommerlandschaft, in die er sich so plötzlich versetzt sieht. — Des nun folgenden, das Buch abschliessenden Anhangs von Malmgren ist bereits oben kurz gedacht worden. Der Verf. verwahrt sich mit Recht S. 255 u. f. gegen ein von Charles Martins in seinem Buch: *Du Spitsberg au Sahara*. Paris. 1865 begangenes Plagiat (dies Buch ist in deutscher Uebersetzung von A. Bartels in 2 Bänden unlängst bei Hermann Costenoble erschienen). Papier und Druck sind sehr schön und correct. — Erst nachdem wir Vorstehendes geschrieben, geht uns die bei Hermann Costenoble in Jena (1869) erschienene deutsche Uebersetzung der beiden 1861 und 1864 unternommenen schwedischen Expeditionen zu. Die erstere haben wir in diesen Gel. Anzeigen 1867 S. 1801—1810 nach dem schwedischen Original besprochen. Die erwähnte Uebersetzung, ein XII und 518 Seiten starker Octavband, mit 9 Tondruck-Ansichten und 27 Holzschnitt-Illustrationen, scheint uns gut und fließend wiedergegeben zu sein. Die Karte von Spitzbergen in Farbendruck ist als recht gelungen zu bezeichnen. Das Buch bildet den fünften Band der „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit,“ die seit einigen Jahren in jenem Verlag erscheint, und führt den Titel: »Die schwedischen Expeditionen nach Spitzbergen und

Bären-Eiland ausgeführt in den Jahren 1861, 1864 und 1868 unter Leitung von O. Torell und A. E. Nordenskjöld. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Passarge., In dieser deutschen Uebersetzung findet sich am Schluss auch noch der Reisebericht über die 1868 unter Nordenskiölds Leitung ausgeführte Expedition (S. 493 — 510) im Auszuge von dem Verf. eigens für diese Ausgabe mitgetheilt. Der von Malmgren schon oben erwähnte Anhang mit literarischen und naturhistorischen Bemerkungen ist in der deutschen Uebersetzung S. 511 u. ff. an einigen Stellen gekürzt; z. B. fehlen die im schwedischen Original S. 250 u. ff. unter No. 1 bis 29 aufgeführten Insecten. Der Preis der deutschen Uebersetzung, die recht schön ausgestattet ist, erscheint mässig, nur 2 Thaler. Sie wird, je unbekannter unter uns-Deutschen die schwedische Sprache ist, hoffentlich eine weite Verbreitung finden. Der Gegenstand — die arktischen Regionen — ist ebenso anziehend, als die Darstellung allgemein verständlich und unterhaltend. Die specifisch wissenschaftlichen Untersuchungen und deren Resultate von diesen sämtlichen Polarreisen finden sich in den verschiedenen Jahrgängen der Abhandlungen der Kön. Akademie der Wissenschaften in Stockholm seit 1862. Die von uns hier und Jahrgang 1867 dieser Gel. Anzeigen besprochenen Reiseberichte gehen ein lebendiges Gesamtbild der durchforschten Gegenden und sind ohne Frage vorzugsweise für ein grösseres allgemein gebildetes Publikum berechnet. Sie entsprechen übrigens diesem Zweck vollständig und werden nicht wenig dazu beitragen, das Interesse für die arktischen Untersuchungsreisen, die jetzt an der

Langlois, Collect. des histor. de l'Arménie. 371

Tagesordnung sind, zu beleben und lebendig zu erhalten.

Altona.

Dr. Biernatzki.

Collection des historiens anciens et modernes de l'Arménie publiée en français — par Victor Langlois. Tome deuxième. Paris, librairie de Firmin Didot frères, 1869. — XVI und 403 S. in gr. 8.

Recueil des historiens des croisades publié par les soins de l'académie des sciences et des belles-lettres. Documens arméniens; tome premier. Paris, imprimerie imperiale, 1869. — CXXIV und 855 S. in Folio.

Das erste dieser beiden Werke ist eine ziemlich rasch gefolgte Fortsetzung des Sammelwerkes von welchem bei dem ersten Bande desselben in den Gel. Anz. 1868 S. 1033 ff. ausführlicher die Rede war. Jener erste Band enthielt Armenische Uebersetzungen alter Griechischer und Syrischer Geschichtsbücher: dieser beginnt nun die Reihe der ältesten Armenischen Geschichtswerke selbst. Ueber die allgemeine Einrichtung und den Zweck des ganzen Sammelwerkes haben wir dort schon hinreichend uns geäußert: wir brauchen bei diesem zweiten Bande nicht darauf zurückzukommen.

Wenn der Herausgeber aber meint dass die Geschichtswerke welche er hier theils vollständig theils in Auszügen mittheilt, sämmtlich noch zu denen des oft sogenannten goldenen Zeitalters des Armenischen Schriftthumes gehören und dem fünften Jahrh. nach Chr. entstammen,

so scheint er uns doch in einem bedeutenden Irrthume befangen zu sein. Wir wollen hier von dem ersten Werke, der Lebensbeschreibung des von den Späteren als Heiliger und als Gott-erleuchteter verehrten Mesrob von Goriun nicht weiter reden: dieser Mesrob gilt bei den Armeniern allgemein als der Erfinder ihrer Schrift, und der Inhalt dieses kleinen Werkes drehet sich vorzüglich um diese Erfindung, welche ihrer Hälfte nach als durch göttliche Eingebung dem Erfinder zugekommen geschildert wird. Man findet in diesem Büchlein wenigstens einige denkwürdige Erinnerungen von dieser Einführung der seitdem bei den Armeniern allein üblich gebliebenen Schriftart. Wohl aber scheint es uns nothwendig an dieser Stelle von dem zweiten Geschichtsbuche S. 15—44 etwas bestimmter zu reden.

Das ist eine Lebensbeschreibung des h. Nerses, Patriarchen der Armenischen Kirche von 340—374 n. Chr., welcher als ein Nachkomme des hochberühmten ersten Patriarchen Gregorios zubenannt der Erleuchter gilt, so dass in diesem Werke zugleich von dem Geschlechte dieses Gregorios viel erzählt wird. Die Geschichte der Einführung des Christenthumes in Armenien gehört zu den denkwürdigsten und lehrreichsten Stücken der Kirchengeschichte, und widerlegt ebenso wie die der Könige des benachbarten Edessa die unter uns verbreitete Meinung als ob Constantin der erste christliche König und treue Beförderer des Christenthumes gewesen sei. Auch die Geschichte des Patriarchen Nerses war unstreitig sowohl nach ihrer volksthümlichen wie nach ihrer christlichen Seite hin eine von so grossen und schweren Kämpfen bewegte dass wir gern eine ganz voll-

ständige und im einzelnen zuverlässige Beschreibung von ihr hätten. Damals waren die Armenier noch ein grosses freies Volk, während sie bald nachher zuerst durch die Zerreissung Armeniens in zwei Länder im J. 378, dann durch eine lange Reihe darauf gefolgter unglücklicher Kriege und Unterjochungen durch Fremde immer tiefer herabsanken und trotz aller Wechsel der Zeiten ihre alte Freiheit und Herrlichkeit nie wieder erlangten. Mächtig rang damals die frische Kraft des jungen Christenthumes noch mit der Willkür und Härte der christlich gewordenen aber meistens wenig christlich gesinnten Armenischen Könige: man meint hier etwas dem Kampfe eines Ambrosius in Mailand mit dem Kaiser Theodosius völlig gleiches vor Augen zu sehen; und einzelne lebendigste Züge dieses Kampfes wie er in Armenien noch viel ernster und zäher entbrannte als in Byzanz und Rom, haben sich unstreitig in der vorliegenden Erzählung erhalten. Auch sonst begegnet man in ihr noch manchen rein geschichtlichen Erinnerungen: wie unter anderen hier überall als selbstverständlich vorausgesetzt aber auch im einzelnen genau beschrieben wird dass die Patriarchen wie viel mehr die Bischöfe und Priester noch verheirathet waren. Solche Zeugnisse über den Zustand des Christenthumes im vierten Jahrh. nach Chr. behalten, wo sie sich auch finden mögen, immer ihre nützliche Bedeutung.

Allein trotz alle dem ist diese Erzählung, meinen wir, ein sehr spätes Erzeugniss des Armenischen Schriftthumes. Ein Hauptbeweis dafür liegt in den ungemein langen Weissagungen welche dem h. Nerses während der letzten Augenblicke seines Lebens in den Mund gelegt werden. Wer diese aufmerksam liest und ihren

ächten Inhalt erwägt, der kann nicht zweifeln dass sie dem Geiste einer weit späteren Zeit entfloßen sind. Wir haben hier einen neuen Beleg für die auch für andere Fälle so gewichtige Wahrheit dass die Kunst der (um sie kurz so zu nennen) Danielischen Weissagung noch bis in das Mittelalter hinein ihre Sprossen trieb, obwohl sich leicht denken lässt dass diese bis in so späte Zeiten hinein immer schwächer und unkünstlicher werden. Und wie man aus solchen nicht einfachen und rein ursprünglichen sondern durch eine bloss schriftstellerische Kunst (wie gering diese auch zuletzt wurde) gefärbten Weissagungen bei einiger Aufmerksamkeit immer auch die Zeiten und Lagen erkennen kann in welchen sie entstanden, so ist das auch hier möglich. Wir haben nicht hinreichend Raum dieses hier auszuführen, sondern wollen nur kurz sagen dass die Erzählung danach erst unter den Anfängen der Kreuzzüge geschrieben sein kann. Die Kreuzzüge wirkten noch einmal auf das altchristliche Volk der Armenier und auf ihr Reich (sofern von diesem noch die Rede war) belebend ein, am meisten der erste Kreuzzug welcher ja überhaupt der beste und kräftigste blieb. Noch einmal hofften die Armenier überall in den weiten Gebieten ihres alten Vaterlandes eine kräftigere Gemeinde wieder bilden zu können: aber solche Hoffnungen für die Zukunft wenden das Auge leicht auch in alle Vergangenheit suchend und fragend zurück. Wie wäre es wenn zur Zeit des h. Patriarchen Nerses die Königliche Willkür in Kirche und Volk (beides war damals eins) gebrochen wäre? und wird das Armenische Volk, seitdem dieses damals misslang, niemals wieder eine bessere Zeit erleben? Eine Antwort auf diese Doppel-

frage giebt dies ganze Buch wie es ist: und die Worte welche hier der sterbende Nerses weissagend spricht, sind insofern die Hauptsache auf welche alles in ihm zurückkommt; wie sie denn auch so lang sind dass der Uebersetzer bei ihnen gegen seine sonstige Gewohnheit manches auszulassen für gut hielt. Uebrigens liesse sich auch aus andern Merkmalen leicht beweisen dass das Buch erst in so später Zeit geschrieben sein kann.

Wenn daher der Herausgeber dieses gegen alle sonstige Armenische Sitte auch ohne den Namen seines Verfassers gelassene Werk für ein Erzeugniss des fünften Jahrh. nach Chr. hält, so irrt er doch sehr. Dieser Irrthum wird auch dadurch nicht aufgehoben dass er meint es seien wahrscheinlich spätere Zusätze in das Buch aufgenommen, während er diese nachzuweisen keinen Versuch macht. Mit solchen allgemeinen Vermuthungen von späteren Glossen u. s. f. kommt man nirgends weiter: aber der Herausgeber setzt ja dieses Werk ausdrücklich in das 5. Jahr. nach Chr. und seinen Verfasser unter die Schriftsteller des goldenen Zeitalters Armenischen Schriftthumes. — Wir bemerken jedoch dass diese beiden ersten Stücke des vorliegenden Bandes zwar schon früher Armenisch gedruckt waren, hier aber zum ersten Male in einer von dem Armenier Joh. Raphael Emin verfassten Uebersetzung erscheinen.

Anders ist es mit dem dritten Stücke S. 45—185. Dies ist eine neue Uebersetzung des schon seit über zwei Jahrhunderten in Europa so wohl bekannten oft herausgegebenen und schon einige Male übersetzten Geschichtswerkes Mose's von Chorené. Dieses wichtigste aller älteren Armenischen Geschichtswerke durfte

allerdings in der Sammlung welche hier gegeben werden soll nicht fehlen: und wir billigen es dass es hier ganz vollständig aufgenommen ist. Die Uebersetzung ist vom Herausgeber selbst: derselbe fügt auch manche erläuternde Anmerkungen hinzu, erschöpft aber freilich damit nicht entfernt was über den höchst mannichfachen Inhalt dieses wesentlich nach seinen schriftlichen Quellen zu beurtheilenden Werkes zu sagen wäre. — Von dem Herausgeber ist auch die S. 177—251 folgende Uebersetzung des ebenfalls schon oft gedruckten und seit den letzten 40 Jahren ins Englische Italienische Russische und Neuarmenische übersetzten Werkes von Elisäus über den grossen Krieg der Armenier gegen die Perser unter ihrem Anführer Vartan, kurz »Geschichte Vartan's« genannt. Dies ist eins der lehrreichsten Armenischen Geschichtswerke: der Unterz. hat es aber schon 1831 in den Gel. Anz. jenes Jahres S. 1788—1791 so ausführlich näher beurtheilt dass wir an dieser Stelle nicht darauf zurückkommen möchten. — Die Uebersetzung des vierten Stückes S. 255—368 ist von einem Mitgliede der Armenischen Akademie von St. Lazaro in Venedig, Samüel Ghésarian; und wir halten es für den wichtigsten Beitrag zur Armenischen Geschichte welchen dieser Band enthält. Man findet hier nämlich zum ersten Male das Werk von Lazaros von Pharbe über die »Geschichte Armeniens«, welches bis jetzt nur ein Mal gedruckt aber noch nie übersetzt war. Dieses Werk ist eine Fortsetzung der früheren Bücher von Agathangelos und Faustos von Byzanz über die Geschichte des Armenischen Reiches, und giebt in seiner Einleitung zugleich das denkwürdigste Urtheil dieses Geschichtsschrei-

bers über seine beiden Vorgänger. — Den Schluss macht die Uebersetzung eines Bruchstückes des den Kennern der Dogmengeschichte schon etwas näher bekannten Werkes von Esnig »Widerlegung der Ketzereien.« Man hat hier den Abschnitt über die Parsische Religion ausgewählt: allein wir hätten gewünscht das ganze für wissenschaftliche Zwecke sehr ergiebige Werk Esnig's wäre hier gut übersetzt und erläutert mitgetheilt, da es so vielen sonst weniger bekannten Stoff enthält und für die gesammte Geschichte wenigstens in einem weiteren Sinne seine besondere Wichtigkeit hat.

Die Erläuterungen geben auch bei diesem Bande manches sehr gut unterrichtende. Doch findet man hier auch vieles gar nicht berührt was einer genaueren Erklärung werth gewesen wäre. Als ein Beispiel davon erwähnen wir was S. 38 jenes oben weiter beurtheilte Buch vom Leben des h. Nerses über die vier Apokalyptischen Thiere enthält. Als solche werden hier zugleich mit ihren Deutungen genannt: 1) der Löwe dem Reiche der Meder entsprechend; 2) der Bär, als Sinnbild der Babylonier; 3) der Leopard als das Persische und 4) ein noch ärgeres Wild als das Griechische Reich bezeichnend. Hier ist vor allem denkwürdig dass die beiden ersten nicht dieser vier Thiere aber der ihnen entsprechenden Weltreiche umgesetzt sein müssen: der Schriftsteller hatte ja unstreitig Dan. C. 7 vor Augen. Ebenso denkwürdig ist aber dass hier die ganze richtige Deutung der vier Thiere noch gegeben wird: diese erst im Mittelalter geschriebene Stelle muss danach auf eine gute alte Quelle zurückgehen, und man sieht wie lange sich wenigstens im Morgenlande die von so vielen Neueren unter uns verkannte

richtige Deutung noch erhielt. Dasselbe bewährt sich endlich auch noch darin dass als das vierte und letzte Weltreich nicht das Römische und demnach als das dritte das Griechische, sondern dieses Griechische als das letzte angenommen wird. Auch das hielt man also im Morgenlande späterhin noch fest, und um so leichter konnte man damals in Armenien den Zusammensturz des Byzantinischen Reiches wünschen, den Franken aber bei dem ersten Kreuzzuge hoffnungsreich entgegenkommen.

-- Das zweite oben bezeichnete Werk dient zwar auch der Armenischen Geschichte, ist aber sonst seinem Inhalte eben so wie seiner Entstehung und seiner Einrichtung nach sehr verschieden. Wir bemerkten an jener Stelle der Gel. Anz. 1866 S. 1038 die von Herrn Eduard Delaurier unternommene *Bibliothèque Historique Arménienne* scheine seit dem J. 1858 wo ein erster Band von ihr erschien, völlig aufgegeben zu sein. Jetzt können wir aber das viel erfreulichere melden dass sie hier nur in einer anderen aber viel grösseren Gestalt fortgesetzt ist und einen noch höheren Nutzen verbürgt. Sie ist nun zwar auf die Armenischen Geschichtschreiber der Kreuzzüge beschränkt: aber indem es Hr. Delaurier gelang dieses grosse Werk mit öffentlicher Unterstützung ausarbeiten und veröffentlichen zu können, hat er mit dem hier vorliegenden Bande wirklich ein nicht bloss sehr glänzend gedrucktes sondern auch äusserst nützlich grosses Werk vollendet. Dies Unternehmen reiht sich auch in seiner Einrichtung und Ausstattung ganz in die Zahl einiger anderen vorzüglich aus den weiten Feldern des Morgenländischen Schriftthumes, durch deren Unterstützung sich die Französische Herr-

schaft schon seit 40 Jahren selbst ein schönes Denkmal ihrer Achtung vor der Wissenschaft und deren Förderern setzt.

Die Anlage des Werkes ist diese. Der Verf. nimmt mit Recht an dass das Armenische Reich welches in dem sogenannten Kleinarmenien oder in Kilikien und einigen benachbarten Landstrichen im Mittelalter bestand, zwar sehr bald in die engste Berührung mit den Kreuzfahrern gerieth und dann immer tiefer in deren Geschichte mitverflochten wurde, am besten aber doch immer zugleich auch für sich seinem gesammten Wesen und seiner Geschichte nach betrachtet werde. Der Nutzen dieses grossen Druckbandes beruhet daher vorzüglich auch auf der sehr weiten Ausdehnung und Umfassung welche der Verf. seinem Gegenstande gewidmet hat. Da er indessen auch auf die Kreuzzüge und deren entferntere Veranlassungen vorzüglich Rücksicht nimmt, so beginnt er die Reihe der Armenischen Geschichtsstücke sogar schon mit den Erzählungen über die siegreichen Byzantinischen Feldzüge im zehnten Jahrhundert unter Niképhoros Phokas und Johannes Zimiskes, welche sich bis mitten in Palästina hinein ausdehnten. Auf der anderen Seite setzt er die Stücke zur Erläuterung der Armenischen Geschichte bis zum Ende jenes Armenischen Reiches fort, da sein Ende ebenfalls mit in das aller Kreuzzüge verschlungen wurde. Alle Armenische Quellen welche für die Geschichte dieser vielen Jahrhunderte wichtig sind, leitet er in diesem Bande zusammen so weit er dies vermochte; und es ist so wesentlich die grosse Zusammenfassung welche das Werk auszeichnet. Die Geschichtsquellen werden theilweise nur in Auszügen aus den Armenischen Werken mitge-

theilt: darüber kann das Urtheil sehr verschieden ausfallen, und manche werden wünschen die Werke möchten lieber vollständig gedruckt sein. Aber alles Armenische wird hier immer in der Ursprache gedruckt: wodurch sich dieses Unternehmen von dem vorigen sehr zu seinem Vortheile unterscheidet. Jedes Armenische Stück ist übersetzt und mit Vor- und Nachbemerkungen mannichfach erläutert. Wir heben dabei als besonders wichtig hervor dass auch dichterische Stücke in Armenischer Sprache unter diesen Quellen Aufnahme gefunden haben, theils von der gelehrteren Weise theils in der Art des Volksliedes. Diese Stücke haben für uns noch den besonderen Nutzen dass wir an ihnen die verschiedenen Weisen des Armenischen Dichtens erst vollkommen erkennen können, da bis jetzt noch nicht viele Gedichte in dieser Sprache gedruckt sind. Auch das lange Klaggedicht auf die Muslimische Eroberung Edessa's und den Sturz der dort vor einiger Zeit gegründeten Herrschaft der Kreuzfahrer, verfasst vom Patriarchen Nerses mit dem Beinamen Schnorhali (der Liebliche), welches schon früher gedruckt war, findet man hier wenigstens in Auszügen.

Der Verfasser hat sich jedoch mit der Mittheilung und Erläuterung dieser vielerlei geschichtlichen Urkunden nicht begnügt: er geht in einer sehr ausführlichen Einleitung auch näher in die Beschreibung Kleinarminiens als Land und Reich ein, und erhöht dadurch noch bedeutend den Werth seines Werkes. Bei der Beschreibung des noch immer auch bei uns heute so wenig bekannten Landes benutzt er sowohl die Armenischen als die sonstigen alten und neuen Hülfsmittel sehr ausgiebig; und es

ist unterrichtend genug zu sehen wie er z. B. über Ritters Erdbeschreibung von Asien urtheilt. Bei der Beschreibung dieses Neuarmenischen Reiches aber unterscheidet er genau die drei sehr verschiedenen geistigen Bestandtheile aus denen es sich im Verlaufe der Zeit bis zu seinem Ende hin zusammensetzte. Altarmenische Byzantinische und seit den Kreuzzügen Westeuropäische Anschauungen Sitten Gebräuche und Einrichtungen durchkreuzten sich in diesem Reiche immer mehr, und wirkten da sie niemals in ihm zu einer wahren Einheit verschmelzen konnten durch ihre unversöhnlichen Gegensätze nicht wenig zu seinem letzten Untergange zusammen. Der Verf. hätte auch auf die Einflüsse der Persisch-Muslimischen Bildung Rücksicht nehmen können, an welchen es hier ebenfalls nicht fehlte.

Das Werk ist mit diesem starken Bande wesentlich abgeschlossen; auch vier Urkunden Armenischer Könige sind in Abbildern angehängt und näher erläutert; ausführliche Nachweise des mannichfaltigen Inhaltes schliessen das Werk. Doch verspricht der Verf. in einem andern Bande die übrigen Quellen dieser Geschichte in einer Sammlung der Armenischen Münzen Inschriften und sonstigen Urkunden hinzufügen zu wollen. Wir wünschen ihm auch für diese weiteren Früchte seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines treuen Fleisses das beste Gedeihen.

H. E.

Hirschberg, Dr. J. Der Markschwamm der Netzhaut, eine Monographie. 1869. Berlin bei A. Hirschwald. 8. 269 Seiten und 3 lithographirte Tafeln.

Der Verf. will in vorliegender Arbeit die Lücken der früher im XIV. Bande des Archivs für Ophthalmologie erschienenen Schrift über Retinagliom ausfüllen und den Markschwamm der Netzhaut vollständig von klinischer, anatomischer und literarischer Seite beschreiben. Es sind in den letzten Jahren über dies Thema zahlreiche und gute Arbeiten erschienen und zu den besten zählt die erwähnte frühere Schrift des Verf.; allein den Ansprüchen, welche man an eine Monographie nach so bedeutenden Fortschritten machen muss, dass sie klar und bestimmt die gewonnenen Gesichtspunkte zusammenfasst und neue weitere eröffnet, genügt die vorliegende Arbeit nicht. Sie führt durchaus nicht über die frühere hinaus, ihr Werth ist hauptsächlich ein compilerischer, indem die Literatur in ausgiebiger Weise berücksichtigt wird. Auch die Darstellung des Gegenstandes lässt sich nicht loben, denn man vermisst trotz der äusseren Eintheilung durchaus einen festen Plan, wie die häufigen Wiederholungen und die scheinbar völlig fehlende Ordnung in der Casuistik beweisen.

In der Definition, welche dem Buche voransteht, setzt H. nach Virchow und von Gräfe die Congruenz des Netzhautglioms mit dem früheren Markschwamme der Netzhaut. Wie er übrigens darnach diese beiden Namen völlig gleichbedeutend einander beliebig substituirt, ist nicht erklärlich. Unter Markschwamm wird man immer den saftreichen Krebs verstehen,

während das Gliom sich nur in den Centralorganen des Nervensystems findet und aus deren Neuroglia hervorgeht. Das Gliom steht den bösartigen Sarkomen nahe und ist daher von den Carcinomen scharf zu trennen.

Der erste Abschnitt enthält die Casuistik, in der ersten Reihe diejenigen Fälle, welche mikroskopisch genau untersucht sind, in der zweiten Reihe diejenigen, welche aus früheren Zeiten stammen, nicht mikroskopisch untersucht sind, aber dem typischen Bilde völlig gleichen. Die Fälle sind mit grossem Fleisse zusammengesucht, allein es fehlt die Ordnung, ein Fall von Arlt (1856) steht zwischen einem Falle von Penizza (1826) und dem Falle von Pockels (1824); dann scheint mir auch die mikroskopische Analyse sehr kurz erledigt, mit gliomatöser Structur wird sie fast immer zur Seite geschoben.

Der zweite Theil giebt die pathologische Anatomie. Die Meinung der Autoren über den Ursprung des Retinaglioms sind sehr auseinander gegangen, jeder Theil des Bulbus, der Orbita hat im Verdacht gestanden, die Matrix desselben zu sein. Das Gliom entspringt immer von der Retina und zwar von den äusseren Schichten, wahrscheinlich von der inneren Körnerschicht und zwar von den Bindegewebs-elementen derselben. H. stützt sich hier auf die Angabe von M. Schultze, dass er in der äusseren Körnerschicht ausser Stäbchen- und Zapfenkörnern keine anderen Zellen oder Kerne gefunden habe. Da diese Angabe nicht richtig ist und in der äusseren Körnerschicht auch einzelne Bindegewebszellen sich finden, ist auf diese Weise die Behauptung von Knapp, welcher den Ursprung des Glioms in die äussere

Körnerlage verlegt, durchaus nicht erledigt. Da nach der Definition des Glioms dasselbe nur aus dem Bindegewebe der Retina hervorgehen kann, muss auf die vielfältige Verwirrung aufmerksam gemacht werden, welche sich in den Beschreibungen findet, wenn dasselbe als Vielfältigung der Elemente der Körnerschichten beschrieben wird. Als Elemente dieser kann man wohl nur die Körner und Körnerzellen bezeichnen.

Im Beginn der Affection erscheint ein circumscripter Knoten an der Aussenfläche der meist trichterförmig abgelösten Retina. Nach weiterer Verbreitung in der Retina geht das Gliom auf die Choroidea und den Sehnerven über. In Beziehung auf die Tochterknoten ignoriert H. völlig die schönen Resultate von Knapp über die Verbreitung und den unmittelbaren Zusammenhang derselben. Schon nach einigen Wochen ist das Gliom nicht mehr allein auf die Retina beschränkt. Die Choroidealaffectionen sind 1) an der Innenfläche (also über dem Epithel) ein graulicher Ueberzug von Gliomzellen, 2) Heerde unter dem Epithel, 3) flache Scheiben von Rundzellen, welche noch Stromazellen einschliessen, 4) grössere Tumoren, 5) diffuse Wucherung, 6) diffuse Geschwulstbildung. Gleich nach der Choroidea und schon sehr frühe wird der Sehnerv inficirt. Er wird zuerst durch eine grauliche Tinction der Schnittfläche und vermehrte Resistenz verdächtig. Die Gliomheerde folgen erst dem Laufe der Gefässe, dann verdrängen sie die Opticusfasern und führen zu beträchtlicher Verdickung des Nerven. Durch den Sehnerven erfolgt der Uebergang auf das Gehirn. In der primären Retinageschwulst treten bald regressive Vorgänge

ein. Verfettung. Verkalkung, Schrumpfung und hämorrhagische Pigmentirung. Auf das Orbitalgewebe geht das Gliom durch den Sehnerven oder durch die Sclera über und wächst dort sehr rasch. Auch der Durchbruch durch die unbedeckten Theile des Auges nach vorn gehört zu dem typischen Bilde; ist dieser vollendet, so geht die Wucherung schrankenlos fort. Das Localrecidiv, welches nach der Exstirpation erscheint, geht hauptsächlich vom Sehnerven aus. Die Recidive wachsen sehr rasch und bedrohen das Leben bald; sie haben meist Gliomstructur, doch hat man dabei auch Substitutionen von Gliom und Gliosarkom gefunden. Beide Geschwulstformen hängen also eng zusammen. Metastasen des Glioms sind gefunden in den Hüllen der Centralorgane, den Lymphdrüsen der Parotis und am Unterkieferwinkel, den Schädelknochen, der Leber. Die Doppelseitigkeit des Glioms hat H. in 16, 8% gefunden, sie mag aber noch häufiger sein, weil nicht alle Fälle bis zum Ende beobachtet sind. Die Geschwulstbildung im zweiten Auge geschieht selbständig.

Die Gliomzellen sind 0,006 – 001 M. gross und haben sehr grosse Kerne. Virchow hat auch freie Kerne gefunden. Der Uebergang in die grösseren Zellen des Gliosarkoms ist öfters beobachtet. Diese Beschreibung des anatomischen Substrates hätte an einer weit hervorragenden Stelle des Buches stehen und viel eingehender sein müssen.

Der dritte Theil giebt unter dem Titel »pathologische Physiologie« die klinische Analyse. Bis jetzt ist das Netzhautgliom nur bei Kindern unter zwölf Jahren beobachtet. Die sehr ausführliche Aetiologie führt auch nicht zu dem

geringsten Resultate. Schon im ersten Beginn der Krankheit lässt sich die ophthalmoskopische Diagnose leicht und sicher stellen. Später beginnt ein glaucomatöser Zustand mit heftiger Ciliarneurose; endlich stellt sich Protrusion des vergrößerten Bulbus, Durchbohrung des Bulbus und Wucherung nach vorn ein. Ein merkwürdiges Phänomen ist der bisweilen beobachtete, zeitweise Schwund der Neubildung, welchen man mitunter durch intraoculare Eiterungen eingeleitet sieht.

Der vierte Theil behandelt die Therapie. Der Ausgang ohne ärztliche Hülfe ist immer der Tod; alle beschriebenen Fälle, welche das Gegentheil beweisen sollen, beruhen auf falscher Diagnose. Das einzige Heilmittel ist die Exstirpation in den ersten Wochen, sie hat unter 77 Fällen fünfmal Heilung gebracht. Aber auch in späteren Stadien ist man oft gezwungen zur Exstirpation zu rathen, um die Leiden der Kranken zu mindern.

Die beigegebenen Abbildungen finden sich meistens schon in der früheren Arbeit. Man vermisst die Abbildung des Augenspiegelbefundes.

R.

Felix Stieve: Die Reichsstadt Kaufbeuren und die baierische Restaurationspolitik. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des dreissigjährigen Krieges. München 1870. Riegersche Universitätsbuchhandlung. 102 S.

Während aus der Vorgeschichte des dreissigjährigen Krieges die Donauwörther Vorgänge

stets Beachtung gefunden haben, ist die Geschichte der Streitigkeiten beider Confessionen in Kaufbeuern, obschon in jenen wie in diesen genau dieselben Triebfedern spielen, nicht in erwünschter Ausführlichkeit behandelt worden. Man wird es daher dem Verf. Dank wissen, dass er diesen Stoff, den ihm seine Arbeiten für die Münchener historische Commission zuführten, ergriffen und ein aus zahlreichen einzelnen Zügen zusammengesetztes Bild jenes zwiespältigen Zustandes der kleinen schwäbischen Reichsstadt gegeben hat, der sich aus dem Religionsfrieden heraus entwickelte.

Die Quellen der Untersuchung bilden, ausser einigen Bänden des Staatsarchivs zu München und 40 Faszikeln des ehemaligen fürstbischöflich-augsburgischen Archivs zu Dillingen, besonders 11 Bände des Archivs der evangelischen Kirche zu Kaufbeuren, ohne Zweifel dem durch Nachlässigkeit zu Grunde gegangenen Stadtarchiv entstammt, und eine »Sammlung der vornehmsten Merkwürdigkeiten und Geschichten der des hl. R. Reichs freien Stadt Kaufbeuren« (Mscr.) verfasst von W. L. Hörmann von und zu Guttenberg 1766 ff. Man sieht hierbei auf's Neue, dass sich in den archivalischen Resten der kleinen Reichsstädte noch manches unbenutzte Material verbirgt, wie denn die schätzbare Arbeit des leider zu früh verstorbenen Rohling über Memmingen eben dafür Zeugnis ablegt. Von den genannten Quellen hat der Verf. einen fast zu guten Gebrauch gemacht, d. h. es hätte unsres Bedünkens manche Note, die auf die Quellen verweist, weggelassen oder kürzer gefasst werden können.

Uebrigens entwickelt sich die Darstellung anhebend mit der Reformation und Kaufbeuerns

Schicksal im Bauernkriege in drei Abschnitten ausführlich genug, dass man die Einzelheiten erkennen kann und doch nicht erdrückt wird durch die Fülle von Verhandlungen, Relationen, Gutachten, die von den Parteien und den von ihnen angerufenen Instanzen ausgehn. Auf diese Schlangenwege des diplomatischen Verkehrs, wie sie in der Gewohnheit der Zeit lagen, näher einzugehn, ist hier nicht der Ort. Nur kurz sei gesagt, dass nach Niederwerfung des Bauernaufzugs die katholische Partei an's Ruder kam, sodann die Lehre Schwenkfelds eindrang und daneben die protestantische Richtung sich immer mehr Bahn brach, bis ihr der Ausgang des schmalkaldischen Krieges auf's Neue Halt gebot. Indessen das nun beginnende Werk politischer und kirchlicher Reaktion konnte das Aufstreben des Protestantismus nicht hindern, um so weniger als der Rath immer unter dem Drucke der unruhigen Masse stand. Unter den Zänkereien der Prediger, von denen einige in Wesen und Wandel der Würde ihres Berufs wenig entsprochen zu haben scheinen, wurde gewaltsam den Katholiken ein Stück ihres Terrains nach dem andern entzogen, und die kleinlichen Plackereien, ja die groben Unanständigkeiten, von denen St. mehr als ein Beispiel anführt, ein Zeugnis für die Rohheit jener Tage, erreichte ihre Höhe, als die einseitige Annahme des verbesserten Kalenders Seitens der Katholiken 1583 die grösste Verwirrung in die Feier der Festtage und in das ganze bürgerliche Leben brachte.

Von der kaiserlichen Politik war ein energisches Eintreten für die Kaufbeurer Katholiken nicht zu erwarten, der einzige, der hier wie sonst die Politik der Gegenreform kraftvoll vertreten konnte, war der Herzog von Baiern.

Trotz der Eifersucht des kaiserlichen Hofes gegen ihn wusste sich Wilhelm V. der Angelegenheit zu bemächtigen und erlangte vom Rathe, der sich so ungeschickt wie kleinmüthig benahm, wesentliche Zugeständnisse. Allein die Zaghaflichkeit der kaiserlichen Politik, vielleicht die Rücksicht auf benachbarte protestantische Stände, endlich der Umstand, dass Baiern anderweitig in Anspruch genommen wurde, liessen den Handel nicht zum Austrag kommen. Erst durch den Einfluss Maximilians, des künftigen Hauptes der Liga, wurde 1604 Abhülfe der wesentlichsten Forderungen der Katholiken bewirkt, ohne dass man seine Handlungsweise in diesem Fall auf eigennützige oder grössere politische Motive zurückführen könnte.

Ein Punkt sei noch etwas ausführlicher besprochen. Der Verf. hat in Anm. 1 S. 7 eine kleine Entdeckung beiläufig mitgetheilt, welche für die Geschichte des Bauernkrieges und insbesondere der 12 Artikel von nicht geringer Wichtigkeit ist. Bekanntlich hat zuerst Jörg in seinem Werke: Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—1526 S. 171 ff. als Autor der 12 Artikel den Ritter Dr. Johann von Fuchsstein, Herzog Ulrichs Agenten aufgestellt. Mit der Widerlegung der von ihm vorgebrachten nicht ungewichtigen Gründe beschäftigt sich der achte Abschnitt meiner Arbeit über die zwölf Artikel (Leipzig Hirzel 1868) ohne dass ich doch eine gewisse Beziehung Fuchssteiners zu dem Manifest, nur nicht die des Verfassers, und durch ihn auch des Herzogs Ulrich von Württemberg abzuläugnen mich für berechtigt hielt. Dieser Fuchsstein, der nach Jörg in Kaufbeuren unter den Bauern auftaucht und bei ihnen zu Ansehn kommt, führt den Vornamen Johann, nun findet

aber Stieve, dass der zu Kaufbeuren sitzende Dr. Fuchsstein den Vornamen Sebastian und den Beinamen »zum Calenberg« trägt. Auch dieser wird von Jörg S. 173 Anm. erwähnt, aber als Agitator unter der Bauerschaft um Kaufbeuren substituirt er ihm unbewusst den Johann. Alles, was nun für diesen, als Verfasser der 12 Artikel zu sprechen schien, seine Stellung unter den Aufrührern, die Erwähnung des Namens in der »Handlung, Artikel und Instruction«, endlich die merkwürdige Nachricht der bairischen Hauptleute: »Wir achten, Fuxsteiner zu Kaufbeuren sei fast aller Artikel Kanzler«, die sie einem übersandten Exemplar derselben beifügen: Alles dies ist nunmehr auf den Dr. Sebastian Fuchssteiner zu übertragen.

Die Autorschaft des Johann wird nun völlig hinfällig, zugleich aber auch die ganze Combination, die ihn zum Verbindungsgliede zwischen dem Verfasser und dem Herzog Ulrich machte, vernichtet. Dagegen träte nun Dr. Sebastian Fuchssteiner als Verfasser auf, gegen welche Annahme indessen der grösste Theil eben der Gründe sprechen würde, die auch Jörgs Vermuthung entgegengestellt werden mussten.

Auffällig bleibt die Sache immerhin, um so mehr, als es mir möglich ist, eine noch nicht benutzte Stelle anzuführen, in welcher wenigstens, allen anderen Vermuthungen widersprechend, ein Doctor juris als Verfasser genannt wird. Dieselbe befindet sich in J. H. Ottii. *Annales Anabaptistici Basileae MDLXXII* S. 20 ad. a. 1525 und lautet so: »Nacti perduelles Suevi *Juris Doctorem*, qui XII pro ipsis articulos conscripsit, quos refutavit Lutherus.«

Karlsruhe.

Alfred Stern.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Vierter Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. VI und 406 Seiten. Gross-Octav (Anmerkungen zu den Volksliedern. Ueber das altfranzösische Epos.)

Spät, sehr spät erst gelangen die Anmerkungen zu den Volksliedern, welche Uhland in dem vom 4. Aug. 1844 datirten Vorworte derselben angekündigt hatte, in die Hände des lange vergeblich harrenden Publikums! Indess auch so noch sind sie, wie alles, was der geistigen Thätigkeit des in jedem Sinne verewigten Dichters und Gelehrten entsprossen, allen denen willkommen, die gleich ihm an dem Born des ächten Volksgesanges sich erfreuen und hier nun geboten finden, was Uhland einst zu einem vollständigen Genuss desselben für nothwendig erachtete, leider aber schliesslich vorenthielt. Auch hierbei drängt sich immer wieder die schmerzliche Betrachtung auf, wie tief beklagenswerth es ist, dass der Hingeschiedene die reichen Schätze, die er gesammelt, fast sämmtlich so ganz unbenutzt in seinem Pulte ruhen liess, während sie ans Licht gegeben unendlich fruchtbringend oder fördernd hätten wirken können. Abgesehen nämlich (um bloss bei dem vorliegenden Gegenstand stehen zu bleiben), dass wir erst ganz vor kurzem die herrliche »Abhandlung über die deutschen Volkslieder« und auch diese nur in unvollendetem Zustande kennen gelernt, bewährt sich jene Bemerkung auch nun wieder bei den vorliegenden »Anmerkungen.« Gar manche mühsame, langwierige Nachsuchung über die Kritik, Erläuterung und Geschichte der einzelnen Lieder wäre überflüssig gewesen oder doch wesentlich erleichtert worden, hätten Uhlands be-

treffende so sorgfältige und reiche Angaben früher vorgelegen. Allein auch hier wie so oft scheint er nicht nur allen und jeden Gedanken einer Veröffentlichung, sondern auch eine weitere Fortführung seiner begonnenen Arbeiten fast gänzlich aufgegeben zu haben, wie dies aus mannigfachen Anzeichen hervorgeht, wenn er auch hie und da einzelnes nachgetragen haben mag; denn sonst dünkt es mir unerklärlich, warum z. B. Uhland in den »Anmerkungen« die so wichtige Arbeit Svend Grundtvigs über die dänischen Volkslieder auch nicht ein einziges Mal angeführt hat, obwohl, wie wir weiter unten sehen werden, mancherlei Veranlassung dazu vorhanden war. Jedoch, wie dem auch sei, jedesfalls findet sich in dem hier Gebotenen wiederum der vollste Reichthum Uhland'schen Schaffens und Wissens, so dass wer Forschungen auf diesem Felde obliegt, sich nun dabei auf das willkommenste unterstützt finden und dieselben von da an, wo Uhland sie weiter zu führen unterlassen hat, desto sicherer fortzusetzen im Stande sein wird. Wenn ich selbst in dem Folgenden einige Andeutungen in dieser Beziehung hinzufüge, so geschieht dies bloss in Betreff einzelner Lieder und auch hierbei ohne irgendwelche Vollständigkeit bezwecken zu wollen; so z. B. zu S. 20 ff. no. 17 Nachtigall s. Grundtvig 1, 163 ff. no. 57 Nattergalen und die Nachträge 2, 666. 3, 833. — S. 59 no. 74 Ollinger. Auch Uhland, der (S. 65) auf das Blaubartmärchen hinweist, scheint eine innere Verbindung desselben mit dem Volksliede anzunehmen, obwohl Grundtvig zu no. 183 »Kvindemorderen« eine solche nicht für glaublich hält; s. meine Anzeige der unlängst erschienenen Lieferung der Folkeviser oben Jahrg. 1869 S. 1968 ff. — S. 72 ff. no.

76—87. Tagelieder. Uhland hat in seiner Abhandlung über die deutschen Volkslieder diese Liedergattung nicht besprochen. Dass sie erst aus der provenzalischen Poesie in die deutsche und zwar zunächst in die höfische übergang, ist bekannt; jedoch darf man sich in Betracht der allgemein menschlichen Grundlage von dergleichen Ergüssen Liebender nicht wundern, ihnen auch sonst und daher schon in der klassischen Zeit zu begegnen; wenigstens findet sich ein reizendes Tageslied des Meleager (etwa 100 v. Chr.) in der Griech. Anth. 5, 172, das seiner Kürze wegen hier angeführt werden kann. *Ὅρθρε, τί μοι, δυσείραστε, ταχὺς περὶ κοῖτον ἐπίσπης, — ἄρτι φίλας Δημοῦς χρωτὶ χλαινόμενῃ; — εἶθε πάλιν στρέψας ταχυνὸν δρόμον Ἑσπερος εἴης, — ὦ γλυκὺ φῶς βάλλων εἰς ἐμὲ πικρότατον. — ἦδη γὰρ καὶ πρόσθεν ἐπ' Ἀλκμήνῃ Διὸς ἦλθες — ἀντίος οὐκ ἄδαῃς ἐσσι παλινδρομής.* — S. 96 ff. no. 91 Zwei Königskinder. Das S. 97 erwähnte Gedicht von Hero und Leander steht jetzt auch in v. d. Hagens Gesammtab. I, 317 ff. In Betreff des Stoffes vgl. ebendas. S. CXXVIII ff. und GGA. 1866 S. 2021. Anderes übergehe ich. — S. 111 ff. no. 101 Jäger. S. Adolf Wolf zu Widters Volkslieder aus Venetien S. 97 zu no. 74 *La contadina alla fonte* (Sitzungsber. der phil.-hist. Classe der Wiener Akad. Bd. XLVI). Füge hiezu meine Anz. von Bolza Canzoni comasche Heidelb. Jahrb. 1867 S. 132 zu no. 57 *L'amante deluso*. Anderes Verwandtes bei Seite lassend will ich hier bloss in der Hauptsache bemerken, dass das dieser ganzen Liederreihe zu Grunde liegende Motiv sich in ein dreifaches sondert. 1) Das Mädchen lacht den Bescheidenen aus, weil er die günstige Gelegenheit nicht benutzt hat, obwohl sie nicht zu spröde gewesen

wäre; z. B. Puymaigre Chants popul. du pays messin p. 112 ff. »L'Amant discret«, Bujeaud Chants et chansons popul. des provinces de l'ouest etc. 2, 299 »La chanson dou labouraux« u. s. w.; oder 2) der letztere Umstand (des im nöthigen Falle sich darein Ergebens) fällt fort und die List des Mädchens bleibt allein übrig z. B. Percy Series II Book 3 no. 15 »The baffled knight« u. s. w.; oder 3) ausser der List des Mädchens auch noch Betrügen des Verliebten um sein Geld z. B. Puymaigre p. 145 »La botelière«, Volkslieder aus Venetien no. 74 u. s. w. Noch bemerke ich, dass in der von Uhland (S. 114) aus dem altenglischen Gedicht *Syr Degoré* nach Utterson's Ausg. angeführten Stelle durch Versehen zwei Verse ausgefallen sind, die ich nach Percy's Folio Ms. III, 42 f. ergänze; nämlich nach dem Verse: »*She harped notes swete and fine*«, fehlt der darauf folgende: »*Her mayds ffilled a peece* (i. e. cup) *of wine*« und der Vers »*And rich clothes on him they caste*« fehlt vor dem andern: »*And the ladye went to another bed at the laste*« (Folio Ms.: »*And shee went to another bed att Last*«); auch ist das letzte Wort von V. 755 (756) *shyll* in *shryll* abzuändern. — No. 112 Graserin. S. Simrock's Volkslieder no. 24. »Der Goldschmied« und die Anm., Mittler no. 283. 284 nebst der Anm. der zweiten Ausgabe. Die vierte Strophe in allen diesen Liedern erhält ihr Verständniss erst durch das neugriechische Volkslied bei Passow no. 632 und 632a. Die Mutter nämlich werde das Töchterlein fragen, warum ihr Unterröcklein mit Blut befleckt sei, und diese solle den in jener Strophe an die Hand gegebenen Grund vorschützen. — S. 117 ff. no. 13 Winterrosen. S. Mittler no. 315—320 und dazu die Anm. — S. 121 ff. no.

116. Unter der Linde. Ein sehr ausgedehnter Liederkreis; vgl. Wolf zu den Volksliedern aus Venetien no. 81 »La moglie fedele«, Bolza no. 53. »Il riconoscimento«, Puymaigre p. 8 ff. »Germaine«, Bujeaud 1, 237 »Le retour du grenadier«; 2, 84 ff.: »En revenant dans ma patrie«; 2, 215 »Le chant de Jousseau«; Luzel Chants popul. de la Basse-Bretagne 1, 194—201 »Le cavalier et la bergère«; De Rada Rapsodie (s. GGA. 1867 S. 1201) p. 81 ff.; Wenzig Westslavischer Märchenschatz S. 248 das mährische Volkslied »Die Heimkehr«, Passow no. 441—447; ferner behandelt den nämlichen Stoff ein chinesisches Lustspiel »Der Mann als Freier seiner Frau«; s. Journal asiat. 4. série 17, 364 ff., dessen Hauptinhalt folgender ist. Ein Neuvermählter zieht in den Krieg und kehrt nach zehn Jahren mit einem hohen Rang in seine Heimath zurück. Er trifft seine Frau im Garten und, ohne sie zu erkennen oder von ihr wegen seiner prächtigen Kleidung erkannt zu werden, macht er ihr eine Liebeserklärung und Heirathsanträge, wird aber, trotzdem sie ihn in Folge falscher Nachrichten für todt hält, von ihr hartnäckig zurückgewiesen. Später erkennen sie sich gegenseitig, doch will sie anfangs sich von ihm wegen seiner beabsichtigten Untreue trennen; sie söhnt sich indess wieder mit ihm aus. — No. 117. Loskauf. S. meinen Aufsatz »Die Todten von Lustnau« in Pfeiffers German. 13, 169 f. (wo statt Uhland no. 267 l. Uhl. S. 267 no. 117), Coussemaker Chans. pop. des Flamands. Gand. 1856 p. 149 ff. Vgl. auch noch meine Bem. in den Heidelb. Jahrb. 1868 S. 823 f. zu dem Erzählungskreise von dem Manne und den drei Freunden. — No. 120. Stiefmutter. S. Erk Liederhort no. 2, Wunderhorn IV, 92.

Dies Lied stimmt wesentlich überein mit Mittler no. 97 (Erlach 3, 459). 98. »Grossmutter Schlangenköchin«, wo dem Kinde Schlangen statt Fische zu essen gegeben werden. Dieser Zug findet sich auch wieder bei Geijer och Afzelius no. 68 »Den lillas testament«, Roberts The Legendary Ballads etc. London 1868 p. 298 »The Croodlin' Doo« (nach Chambers). Vergiftung durch ein Gericht Schlangen auch in Volksliedern aus Venetien no. 72. »Donna Lombarda« und dazu die Anm., Bolza no. 49 »L'Avvelenato«, welches letztere Lied identisch ist mit Roberts l. c. »Lord Randal« (nach Kinloch), ferner Wenzig Westslav. Märchenschatz S. 263 das böhmische Volkslied »die verbrecherische Schwester«, Talvj Serb. Volksl. (2. Aufl.) 2, 192 »Die Giftmischerin«, De Rada p. 78 (vgl. GGA. 1867 S. 1204), Passow no. 457, Chasiotis (s. GGA. 1869. S. 1581) p. 51 no. 40, p. 103 no. 22. — S. 128 ff. no. 121 Südeli. S. ein vlämisches Volkslied in Pf. Germania 14, 96 und dazu meine Anführungen (st. Umland no. 273 l. Uhl. S. 273 no. 121 und st. Puymaigre u. s. w. no. 357 l. Puym. u. s. w. p. 357). — S. 134 ff. no. 122 Graf Friedrich. Das Gedicht vom Ritter von Stoufenberg setzt Grundtvig in Verbindung mit dem dänischen Volkslied »Elveskud.« — S. 192 no. 205 ff. Martinslieder. Eine ganze Sammlung solcher Lieder hat Simrock Bonn 1846 herausgegeben. — S. 250 no. 285 »Bettler«. S. Pf. Germ. 14, 393 zur Zimmerischen Chronik II, 159. — S. 250 ff. no. 286 Fuchsfang. S. Reinhold Köhler in Lemcke's Jahrb. f. roman. und englische Litt. 8, 44 ff. — S. 255 no. 289 Der Schreiber im Garten. Zu dem »hüpsch Lied, der Strigel genannt Basel 1570« vgl. die Zimmer. Chronik II, 523,

14 ff., wo die Namen der Hauptpersonen angeführt werden. Diese Aufzeichnung ist älter als jener Druck. — No. 268 Schäfer. S. Mittler n. 184—189 und dazu die Anm. — S. 259 no. 297 Tanhauser. Zu S. 262 ff. »Ritter Tönne, Tynne u. s. w.« s. Grundtvig 2, 13 ff. zu no. 34 »Herr Tönne af Alsö« nebst den Nachträgen 2, 655. 3, 806. Zu S. 263 »Elvehøj« s. Grundtvig 2, 105 no. 46. Zu S. 264 »Olof« s. Grundtvig 2, 109 no. 47 »Elveskud«, Nachträge 2, 663. 3, 824. — S. 286 no. 298 Moringen. Ueber den mythischen Gehalt dieses Volksliedes s. Simrock Der gute Gerhard u. s. w. S. 120 ff. Mythol. 176 (3. Aufl.). — S. 297 no. 299 »Der Graf von Rom.« S. auch Geijer och Afzel. 2, 144 ff. »Grefven i Rom« nebst dem Zusatz auf der letzten Seite des Bandes; ferner Zeitschr. f. deutsche Mythol. 2, 377 ff., Curtze Volksüberl. aus Waldeck S. 141 ff.

Ausser den Anmerkungen zu den Volksliedern enthält der vorliegende Band auch noch Uhlands bereits im Jahre 1812 erschienene Abhandlung »Ueber das altfranzösische Epos« mit den von ihm selbst darin laut seinem Handexemplar vorgenommenen Aenderungen und Besserungen. »Die Arbeit, ausgestattet mit all dem anziehenden Reize, welchen stets der Bericht einer ersten Entdeckung ausübt, hat auch heute noch nichts von ihrem Werthe verloren und die nachfolgenden Untersuchungen haben nur dazu gedient, im Einzelnen näher auszuführen und fester zu begründen, was Uhland zuerst nachgewiesen hat. Seine Leistung wird man aber um so höher schätzen, wenn man bedenkt, dass ihm noch keineswegs zahlreiche Ausgaben altfranzösischer Dichtungen zu bequemer Benutzung zur Hand gelegen, dass er

seine Kenntniss des altfranzösischen Epos sich mühsam aus der Quelle geschöpft und in verhältnissmässig kurzer Zeit (sein Aufenthalt in Paris dauerte nur vom Mai 1810 bis in den Januar 1811) sich geholt hat.« Mit diesen Worten charakterisirt der Herausgeber des vorliegenden Bandes, Prof. W. L. Holland, den noch fortdauernden Werth der in Rede stehenden Abhandlung und in der That konnte dies nicht treffender geschehen. Man findet hier im Keime und wesentlich alles das, was die seitherigen Forschungen nur eingehender entwickelt und ausführlicher dargelegt haben, so dass mit den zwar gedrungenen aber doch innerhalb der nothwendigen Beschränkung genügenden Zusätzen Hollands eine ebenso anziehende wie lehrreiche Uebersicht über das Wesen und die Entwicklung des betreffenden Gegenstandes hier geboten ist; wer auch hätte tiefer in den Geist desselben einzudringen vermocht als gerade Uhland! Die von letzterm beigegebenen »Proben aus altfranzösischen Gedichten« treten uns deshalb auch wie Originaldichtungen entgegen und lassen es bedauern, dass sie nicht reicher ausgefallen sind.

Ich habe oben den Namen des Prof. Holland erwähnt, welcher der ursprünglichen Absicht nach von diesem Bande nur die »Abhandlung« herausgeben sollte, indess nach Pfeiffers Tode und in Folge der von demselben nur erst begonnenen Bearbeitung des Manuscripts der »Anmerkungen« diese letztere gleichfalls zu Ende führte, wobei sich auch Prof. v. Keller hülffreich erwies. Es ist daher, wie für sämmtliche vorhergehenden Bände, auch für den vorliegenden alles das geschehen, was von so kundigen Händen erwartet werden konnte, und alles Nothwendige und Wünschenswerthe hinzugefügt wor-

den. Es bleibt also nur noch die Herausgabe des rückständigen (fünften) Bandes mit mannigfachen theils schon früher gedruckten, theils noch ungedruckten Abhandlungen übrig, nach dessen Erscheinen die Herausgeber und Freunde des Verewigten die ihnen gewordene Aufgabe auf eine seiner und ihrer selbst würdige Weise gelöst und sich den wohlverdienten Dank weitester Kreise erworben haben werden.

Schliesslich noch die Bemerkung, dass von der S. 348 besprochenen altfranzösischen Erzählung noch eine neuere Ausgabe erschienen ist, welche folgenden Titel trägt: »Aucassin et Nicolette, roman de chevalerie provençal-picard; publié avec introduction et traduction par Alfr. Delvau. Tiré d'un manuscrit du XIII. siècle, appartenant à la Bibliothèque imperiale. Paris, 1866. 8°. XXII, 98 pp. (In 150 Exemplaren gedruckt).

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Simeonis Sethi syntagma de alimentorum facultatibus edidit Bernhardus Langkavel. Lipsiae 1868. SS. IX u. 156. 8.

Wenn Simeons Buch, das in mancher Beziehung nicht ohne Werth ist, nach den Ausgaben von 1533 und 1658 wieder erscheinen sollte, so musste es in sorgfältigerer Weise geschehn. Obgleich dem Herausgeber Vergleichen einer Anzahl von HSS. aus den Velschischen Papieren der hamburger Bibliothek zu Gebote standen, so ist doch die Ausgabe ohne die von Bogdanus (1658) kaum zu gebrauchen. Zunächst ist die Zahl grober Druckfehler sehr gross: z. B. p. 32, 13 *μρώτην*, 16 *παχῆν* (f. *παχύν*), 24 *δηλητηριον* (f. *δηλητηριου*); 33, 17 *παρχέα* (f. *παχέα*); 36, 18 und 48, 14 *τοις* (f. *ταίς*) u. s. w.; überall *κράσις* (nur 100, 7 *κρᾶσις*) und überhaupt falsche Accente in

Menge. Ferner wie konnte an vielen Stellen Sinnloses stehen bleiben, wo die Verbesserung ganz nahe lag, das Richtige zum Theil schon bei Bogdanus stand? So muss es z. B. heissen p. 1, 5 *προαγαγόντων* f. *προσαγόντων*, p. 19, 5 *ὅσοι δ' ἂν τῶν* (f. *ὅσοι δὲ τῶν ἄλλων*), p. 19, 20 *καθαρώτεροι* f. *καθαροὶ* (vgl. 20, 11), und *καθαρότεροι* soll nach der Note sich finden — wo?, p. 22, 22 *που* f. *πω*, p. 24, 20 *ἐπιτιθέμενον* f. *ἐπιτιθέμενην* und p. 60, 12 *ἐπιτιθέμεναι* (mit Bogd.) f. *ἐπιτιθέμενα* und p. 65, 19 mit Bogd. *ἐπιτιθέμενην*, p. 28, 11 *ὀτομαζομένην* und 14 *ἰσχιζον* f. *ἔχαζον*, p. 29, 1 *ὑφιζάνειν* f. *ὑφανίζειν* (das auch p. 154 im Index steht, während gleich Z. 4 das Richtige folgt), p. 29, 15 *αὐτὸ* f. *αὐτῷ*, p. 30, 20 *ὡς τὸ* f. *καὶ*, p. 31, 1 und p. 79, 21 *βαρυηκοίας* f. *βαρυκοίας*, p. 33, 4 *ἔξωθεν διδόμενον* f. *ἔξωθούμενον*, p. 33, 20 *μετὰ θερμοῦ ἀκράτου* f. *θερμόν ἀκρατον*, p. 38, 3 und 43, 13 *δὲ* f. *τε*, p. 47, 21 *σχοίη* f. *χσίη*, p. 48, 10 hat Bogdan richtig *καὶ τὰ μὲν* vor *γλυκύτερα*, p. 58, 23 *ἀνδρῶν* f. *ἀνδρας*, p. 62, 6 *αὐτῶν* ist mit einer HS. zu streichen, p. 64, 13 *μετὰ τὸ* f. *μετὰ τῷ*, p. 67, 16 gehören die Worte *ἐν καθυγρασμένη λεκάνῃ ἢ χέρνιβι* (so mehrere HSS. f. *χέρνιβη*) zum Folgenden, p. 67, 22 ist *καὶ διουρητικὸν* nach *ἐμφραξίῳ* Z. 24 zu stellen, p. 69, 14 fehlen die WW. *ἔλα τὸ θερινόν*, die Bogdan hat. U. s. w. U. s. w. — Was dachte sich der Herausgeber wohl, als er im Index nomenclatur *κοινότεροι* aus p. 1, 13 eintrug? Dagegen fehlt im Index z. B. der eigenthümliche Ausdruck *ἀπόστασις πρώτη, δευτέρα, τρίτη, τετάρτη* (p. 54, 17 und oft) ganz und das synonyme *τάξις* ist nur aus 89, 14 aufgeführt, während es in vielen, eigenthümlichen Verbindungen vorkommt. Kurz, Flüchtigkeit überall.

H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 11.

16. März 1870.

Notice de la sculpture antique du musée impérial du Louvre par W. Fröhner conservateur-adjoint du département des antiques et de la sculpture moderne. Premier volume. Paris. Typographie Charles de Mourgues frères imprimeurs des Musées impériaux, rue J.-J. Rousseau, 58. 1869. 8. p. XV. 520.

Mit einem günstigen Vorurtheil und den besten Erwartungen wird man in Deutschland ein Werk wie dieses begrüßen, welches das längst empfundene Bedürfniss nach einer neuen den heutigen Anforderungen entsprechenden Beschreibung und Erklärung der Antiken des Louvre endlich zu erfüllen im Begriff steht. Die Ansprüche, denen ein solches Verzeichniss gerecht zu werden hat, sind gross und vielseitig; die Arbeit, die es erfordert, ist mühselig und setzt eine Vereinigung von Gewissenhaftigkeit der Beobachtung und Ausdauer in der Verwerthung der disparatesten und unerquicklichsten Literatur, von der mannigfaltigsten Anschauung und Gelehrsamkeit voraus, wie sie selten harmonisch

ausgebildet anzutreffen ist. Der Verfasser ist sich dessen wohl bewusst gewesen und giebt, ohne Selbsttäuschung, in diesem ersten Bande dem Publikum die Frucht einer zweijährigen Arbeit, welcher jeder Unparteiische Dank und Anerkennung nicht versagen wird.

Das gebotene Verzeichniss würde schon Werth haben durch seine blosse Vollständigkeit; denn vieles von den zahlreichen Acquisitionen, die den Louvre in den letzten Jahrzehnten bereichert haben, erscheint hier zum ersten Male beschrieben. Es enthält indessen bedeutende Berichtigungen, manche neue Erklärung und werthvolle Aufschlüsse über die Geschichte der Monumente in neuer Zeit. Mit grossem Fleiss ist die Literatur dieses Jahrhunderts, namentlich die deutsche, gesammelt und verwerthet. Auch kritische Sorgfalt lässt sich der Arbeit des Verfassers nachrühmen, indem er bestrebt gewesen ist, die zahllosen Entstellungen durch Ergänzung, an denen der Louvre so reich ist, und die modernen Arbeiten und Fälschungen, welche vielleicht in keinem anderen Museum — das jetzt zerstreute Museo Biscari in Catania etwa ausgenommen — so viel Räthsel aufgeben, richtig zu würdigen und auszuscheiden. Ebenso geben die Anführungen der Masse, die Angaben über die Erhaltung der Monumente den Eindruck von Genauigkeit.

Die folgenden Nachträge und Berichtigungen, die ich theilweise nur in der Form von Zweifeln oder Fragen gebe, da ich die Antiken des Louvre nicht aus eigener Anschauung kenne, sollen keine Schmälerung der geäusserten Anerkennung sein. Derartige Arbeiten erschöpfen selten und schliessen nie ab. Wie der Verf. schon im Lauf des Drucks eine Reihe von Zu-

sätzen aufzuzeichnen Veranlassung fand, so würde er mannigfache weitere Vervollkommnungen selber haben geben können, wenn er nicht den allgemeinen Nutzen einer frühen Veröffentlichung seiner Arbeit dem persönlichen Nutzen einer verbesserten Veröffentlichung derselben vorgezogen hätte.

Der Verf. setzt in einem die Stelle eines Vorworts vertretenden Briefe an den Comte de Nieuwerkerke surintendant des beaux arts den Plan und die Anlage des Kataloges auseinander. Wie der erste vorliegende Band desselben nur mythologische Gegenstände enthält, so wird der zweite alle Monumente behandeln, welche auf Mythos und Geschichte Bezug haben oder in die Klasse der Portraits gehören, der dritte Alles umfassen, was in den Kreis des Privatlebens zu verweisen ist. Diesem letzten Bande soll eine Beschreibung aller Antiken beigegeben werden, welche in den kaiserlichen Besitzungen zerstreut sind. Eine derartige Eintheilung eines so reichen nach ganz andern Principien geordneten Stoffs hat seine grossen Bedenken. Zwar der Besucher der Sammlung wird über die entstehende Incongruenz von Beschreibung und Beschriebenem mit Hülfe der auf p. 514 folg. dem Buche angehängten Orientirungsliste sich hinweg finden. Ebensowenig scheint mir der auch von dem Verfasser zurückgewiesene Einwand von Belang zu sein, dass mit solcher Uebersichtlichkeit des Stoffs eine unersprießliche Einförmigkeit der Behandlung verbunden sei. Denn absichtlich und bewusst wird keine archäologische Arbeit, am wenigsten ein Katalog, zur Unterhaltung und Erheiterung dienen können. Aber verhängnissvoll ist die Unvollkommenheit unserer mythologischen Systeme und in

noch höherem Grade der gegenwärtige bei ernsthafter Beleuchtung sehr niedrig erscheinende Stand unserer kunstmythologischen Kenntniss. Für viele Göttertypen fehlt uns überhaupt eine Anschauung, für nicht wenige eine fester umschriebene Kenntniss, welche im einzelnen Fall mit Sicherheit den Bruder oder Nachbar zu unterscheiden erlaubte. Wer vermöchte es gegenwärtig z. B. einem jeden »ritratto di Giove« zuversichtlich anzusehen, dass kein Poseidon, kein Pluton damit gemeint sei? Wer hätte volle Klarheit über die geschichtlichen Gränzen, innerhalb deren eine mit conservativem Sinn sich fortpflanzende bestimmte Individualisirung bestimmter mythologischer Figuren angestrebt und erreicht worden ist? Wer wüsste anders als aus seiner subjectiven Vorstellung von griechischer Kunst vermuthungsweise die Ausdehnung anzugeben, wie weit die Künstlerphantasie für die zahlreichen mythologischen Figuren zweiten und dritten Rangs, für die Ideale des Mythos unterscheidbare Formen fand? Für welchen Göttertypus ist auch nur annähernd das nöthige Material vorhanden oder kritisch gesammelt, welches eine Vorstellung von seiner allmählichen Ausbildung und Umgestaltung gewähren könnte? Und ist bisher auch nur durch blossen Takt, geschweige denn durch Urtheil, eine Norm dafür gefunden, in welchem Umfang die Erfindungen grosser Künstler Gemeingut Aller geworden sind, oder mit andern Worten, ob man überhaupt und wie weit man beispielsweise bei geringeren Statuen oder Köpfen, welche zufällig ohne ein deutlich characterisirendes Attribut erhalten sind, zu bestimmter Namengebung berechtigt sei? Wie wenigen Statuen der römischen Kunst, welche

ohne Kopf auf uns gekommen sind, lässt sich ansehen, ob sie einen Gott oder ein Portrait im Typus eines Gottes darstellen? In allen diesen Beziehungen ist eine durchgreifende methodische Förderung unserer Kenntniss erst dann zu gewinnen, wenn irgend ein Museum durch Beschaffung vieler Hunderte von Gypsabgüssen das Studium ganzer Serien von Kopftypen ermöglicht. Bis dahin wird, wer schon jetzt den Muth fände, uns mit einem Handbuche der Kunstmythologie zu beschenken, sich auf das Bekannteste und Sicherste beschränken müssen, derjenige aber, der ein grosses Museum mit seiner Fülle an Kunstwerken von geringerem Werth mythologisch zu classificiren unternimmt, die wissenschaftliche Kunst des Nichtwissens in stetigem peinlichen Conflict mit dem praktischen Bedürfniss finden.

Nach den Andeutungen, die der Verf. giebt, haben ihm ähnliche Gedanken nicht fern gelegen. Locale Hindernisse haben ihn zu der genannten Anordnung genöthigt. Er sagt p. VI »la restauration des salles nous empêche depuis longtemps d'adopter pour chaque objet une place définitive; car à mesure que les nouvelles galeries sont livrées à l'administration des Musées, d'autres lui sont retirées pour subir à leur tour des changements. Or si j'avais persisté à vouloir faire une description par ordre de salles, la publication du Catalogue eut été renvoyée à je ne sais quelle époque.« Nur gebilligt werden kann, dass er unter diesen Verhältnissen das auch in Frankreich wohl bekannte mythologische System des Handbuchs der Archäologie von Ottfried Müller seiner Anordnung zu Grunde legte.

Das grössere Verdienst seiner Arbeit liegt

nicht in der vergleichenden Beobachtung der Originale — dafür scheint es ihm an einer ausgedehnteren Kenntniss der italiänischen und griechischen Museen zu fehlen, durch die er mancher Lösung schwieriger Fragen näher gebracht worden wäre — sondern in der Sammlung und Benutzung ihrer Literatur. Viele schwer zugängliche französische Zeitschriften und Publicationen, manche Notizen aus Archiven und Bibliotheken sind hier zuerst herausgegeben worden. Nicht in gleicher Weise hat ihm die italiänische Literatur zu Gebot gestanden: sicher in manchen Fällen hätte sich die Provenienz über die villa Borghese zurück verfolgen lassen. Von neuerer Literatur habe ich an manchen Orten z. B. p. 111 n. 1 eine Berücksichtigung der Arbeiten Stephanis vermisst, und finde keinen rechten Grund, warum die *annali dell' istituto* durchaus als »*annali romani*«, die Berichte der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften durchaus als »*Monatsberichte der Leipziger Societät*« citirt werden. Auch würde es sich, scheint mir, ohne grosse Erweiterung des Textes, wohl gelohnt haben, die früheren Erklärungen oder doch die Urheber der von dem Verfasser nur wiederholten Erklärungen regelmässiger anzuführen. Mitunter fehlt die Angabe des Marmors wie p. 28. 45. 49. Und wenn auch gewiss mit Recht der Katalog im Wesentlichen für die Benutzung an Ort und Stelle geschrieben ist, so hätten sich viele Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Monumente, namentlich wo diese noch unveröffentlicht sind, im Interesse der wissenschaftlichen Benutzung aufnehmen lassen. Am empfindlichsten ist mir dies bei den Reliefs aufgefallen. Vor allem wichtig ist hier zu wissen, was sie für eine

Form, ob sie eine Einfassung haben, nach welcher Seite sie vollständig oder unvollständig sind, wie die Brüche laufen, wie die Relieferhebung behandelt ist und dergleichen — alles Dinge, die bei unbekannten Werken das erste Wissenswerthe, gleichsam der nothwendige Rahmen für eine zu bildende bestimmte Vorstellung sind, und bei schon veröffentlichten Werken sich eben so wenig umgehen lassen, da hierfür die Publicationen fast durchgehends im Stich lassen. Ebenso hätte sich für den wissenschaftlichen Gebrauch eine grosse Erleichterung erzielen lassen, wenn, wie nur ausnahmsweise geschehen ist, durchgehends in die Ueberschrift aufgenommen worden wäre, ob die betreffende Nummer Statue, Relief, Büste u. s. w. ist. Denn die Kunst einer anschaulichen Beschreibung besteht überall darin mit dem Generellen zu beginnen und mit dem Individuellen aufzuhören. Sonst geht es einem so, dass man schon vieles liest, ohne noch zu wissen, was man sich überhaupt vorzustellen hat.

In der Erklärung des Reliefs no. 7 (Clarac 200, 26, Friederichs Bausteine no. 738) verwirft der Verf. mit Recht die Erklärung Viscontis. Weder die Auffassung der halb bekleideten Figur als Thetis noch die der sehr jugendlichen Gestalt zur Linken als Hera lässt sich sicher stellen. Ansprechend ist die Erklärung der erstern als Peitho; aber stellt sich die Bestimmung des Reliefs nicht überhaupt der Annahme einer mythologischen Handlung entgegen? Der Pilaster zur Linken (sollte ihm keiner zur Rechten entsprochen haben?) und das Dach oben, das wie die *«lignes géométriques surmontées de chevrons»* andeuten, nicht fertig ausgearbeitet ist, entsprechen ganz der Einfassung griechischer,

vorzüglich attischer Weihreliefs. Und würde bei dieser Annahme nicht am Besten die oft hervorgehobene Verschiedenheit des Stils in den Figuren sich erklären?

Unter no. 20—23 sind die Sculpturen der jetzt grösstentheils nach Paris gebrachten Ruine Incantadas von Thessalonich beschrieben. Der Verfasser hält dies Gebäude mit dem Herausgeber der zweiten Ausgabe Stuarts vom Jahr 1825 (deutsche Ausgabe II p. 507) für ein »mausolée carré, sans toiture, comme le Palais Tutèle de Bordeaux, détruit sous le règne de Louis XIV.« Diese Annahme erweckt grosses Misstrauen. Weit näher liegt es, an eine Einfassung eines Forums zu denken, wie sie in doppelten Etagen über einander bekanntlich sehr üblich war. Vergl. Vitruv V. 1, 2, die Säulenstellungen in Pompei bei Mazois ruines de Pompei III tabl. 32 und die Abbildung derselben in einem antiken Wandgemälde bei Otto Jahn Abhandl. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. V. 3, 9. Mit dieser Vermuthung würde auch die fragmentarische Inschrift des Architravs C. I. G. n. 1996 ΝΓΕΓΕΝΗΜΕΝΟΝΤΙΟ vollkommen stimmen, welche auf eine sehr grosse Ausdehnung des Monuments schliessen lässt und weit eher auf die Dedication eines öffentlichen Gebäudes als eine Grabschrift hindeutet. — Eine ganz ähnliche Verwendung wie die Sculpturen der Pilaster des zweiten Stocks müssen zwei Reliefs im Museo Biscari zu Catania gehabt haben, publ. in Serradifalco antichità d. Sicilia (mir nicht zugänglich).

Bei no. 24 (Clarac musée 164, 63) habe ich mich schon früher gefragt, ob die mittlere Figur wirklich weiblich sei. Kann eine Diana eine Paenula tragen — denn dies und nichts anderes

ist ihr Obergewand, für das hier (wie früher bei Clarac) der rechte Name fehlte? Und wie kommt eine Diana zu einem Schilde? — Auch die Figur zur Linken kann nicht richtig benannt sein. Wie die zahlreichen sichern Darstellungen des Silvan beweisen (Reifferscheid *del dio Silvano e Fauno annali d. instit.* 1866 p. 210—227), wird dieser Gott in vorgerückterem Alter und meines Wissens sonst nie mit dem Lamm im erhobenen Schurzfell dargestellt. Dass die betreffende Figur jugendlich sein soll, wird eine neue Untersuchung unzweifelhaft ergeben; denn eine vollkommen genaue Replik derselben, der Torso einer schön gearbeiteten Marmorstatuette (in Ceryeteri gefunden, jetzt im Museum der Sapienza in Rom, Kekulé *bullet. d. instit.* 1867 p. 135), welcher offenbar dieselbe Cultusform desselben Gottes wiedergibt, ist durchaus jugendlich gehalten. Ist das Instrument zu seinen Füßen wirklich eine Zange? Ohne Zweifel sind in diesen beiden Figuren römische Feld- und Jagdgottheiten dargestellt, und zwar wenn die Gleichheit einiger Attribute nicht täuscht, als ein verwandtes Paar. So lange monumentale Analogien fehlen, auf die es bei jeder Erklärung zu allererst ankommt, sind Bezeichnungen, wie die frühere »Aristeus und Diana«, oder Erinnerungen etwa an Picus und Faunus (nach Ovid *metam.* III 315 *di sumus agrestes et qui dominemur in altis montibus*) ohne Werth.

Unverständlich ist, mit welchem Recht no. 30 (Clarac 312, 667) als Zeusstatue aufgeführt ist. Der Kopf ist modern; ihre Haltung wiederholen allerdings einige sichere Statuen des Zeus, aber auch eine ganze Reihe von Kaiserportraits im Typus dieses Gottes, wie deren beinahe jedes Museum besitzt. Unverständlich sind die

Worte: »Il est probable (warum?) que le foudre (en bronze) était placé sur les genoux de la divinité, l'aigle à ses pieds, *car* (!) la jambe gauche est un peu retirée en arrière.«

Die Zeusstatue no. 32 (Clarac 311, 638) von pentelischem Marmor scheint mir wegen ihres auf attischen Werken häufig vorkommenden Gewandmotivs auf ein Werk der attischen Kunst zurückzugehen. Unmöglich kann sie, bei dem vollkommenen Ausdruck der Ruhe, in der erhobenen Rechten den Blitz gehalten haben.

Die beiden zusammengesetzten Stücke des Reliefs no. 38 (Clarac 216, 323) können schwerlich zusammengehören, wenigstens nicht direct. Was treiben die sechs prächtig dargestellten Krieger, die nicht etwa in Procession begriffen sind, sondern ruhig stehend nach verschiedenen Seiten in die Luft sehen, vor dem Tempel? Ein so feierliches Nichtsthun wäre in jeder Art von Kunst unerhört. Auch kann ich nicht glauben, dass ein Signum die Form einer Säule mit Kapitell, noch dazu einer so massiven, schweren, haben könne. Ebenso wenig entspricht der Adler, der auf dem Blitz hockt, dem Aufsatz eines solchen. Vermuthlich ist es eine Säule mit einem Weihgeschenk; und nur der Restaurator hat sie zu einem Signum gemacht, indem er die ursprüngliche Verlängerung nach unten nicht wieder herstellte. Bekannt genug ist ja die Sitte, Thierbilder auf Säulen an Eingängen zu Heiligthümern aufzustellen, vergl. Ross archäol. Aufsätze I p. 201, arch. Anz. 1867 p. 111* (auf der Sorrentiner Basis stehen die Thiere auf Pilastern). — Wahrscheinlich ist mir die angeführte Vermuthung, dass das Relief vom Trajansforum herrühre (es muss dem lateranischen no.

20 ähnlich sein); aber wie lässt sie sich äusserlich begründen?

Dass die weibliche Statue no. 55 (Clarac 279, 751) eine Demeter vorstelle, ist durchaus unerweislich, da das Attribut modern ist. Und warum soll die zu einer Ceres ergänzte Statue no. 56 (Clarac 278, 754) eine Göttin und nicht ebenso gut eine Portraitfigur gewesen sein?

Sind die Figuren des Reliefs no. 60 (Clarac 216, 46), wenn anders sie zusammengehören, was Clarac II p. 246 entschieden in Abrede stellt, nicht am Einfachsten als Theil eines Musensarkophags zu erklären? Ist der Korb mit den Aehren wirklich antik?

Die übliche architektonische Einfassung der Weihreliefs bezeichnet gewiss nur in seltenen Fällen den Eingang zum Tempel; bei dem Relief no. 63 (Müller-Wieseler II 8, 96) ist es aus verschiedenen Gründen unmöglich, dass damit der Eingang des eleusinischen Tempels gemeint sei. Man thut Unrecht, solchen hergebrachten festen Formen, je nach dem vorliegenden Fall, der Erklärung zu Liebe einen verschiedenen Sinn unterzulegen. Bei vielen Weihreliefs ist, wie man an der Bildung des Dachs erkennen kann, die Langseite eines Tempels gemeint, wie ich aber glaube, nie eines bestimmten Tempels, sonst würde die Form variiren.

Die Statue no. 68 (Clarac 276, 805), welche in mehreren Repliken erhalten ist — eine befindet sich in Cassel — stellt einen leierspielenden Apollo dar; durch diese Annahme wird erst die doppelte Bewegung im Torso und die Haltung der Arme klar.

Bei der Dreifussbasis no. 89 (Clarac 216, 279, 378) ist die alte Erklärung, Opfer eines Quindecimvir wiederholt, die sich auf lauter

halbe Gründe beruft. Sie ist mir ganz unwahrscheinlich; die archäologische Exegese sollte nichts erklären, was sie nicht durch analoge Monumente strict belegen oder aus sichern innern Gründen (ein Fall, der selten eintritt) wahrscheinlich machen kann. Dieselbe Bemerkung gilt für das Relief no. 108 (Clarac 215, 32); die Deutung, die Welcker a. Denkm. II p. 759 von demselben im vollen Gefühl ihrer Misslichkeit gegeben hat, ist von dem Verfasser nur als Nothbehelf aufgenommen worden. Aber wozu solche Nothbehelfe? Ein Künstler, der die Verbindung von Hephaist und Aphrodite so darstellte, dass die Göttin steht, der Gott sitzt, würde sich gegen die allernatürlichste Schicklichkeit und an nie verletzten Regeln künstlerischer Tradition vergehen. Das Figürchen, das Hephaistos auf dem Schoss hält, kann kein Palladion sein, es fehlen ihm dazu alle Attribute; und wozu noch an die Ἀθηναῖα Ἡρακλῆα erinnern, die selbst, wenn es ein Palladium wäre, nicht entfernt darin erkannt werden könnte?

Das sonderbare Relief no. 109 (Clarac 181, 84), die Schmiede Vulcans darstellend, wird für modern erklärt; aber Pighius hat es schon gezeichnet und die Composition desselben sieht einer Cinquecentoarbeit durchaus unähnlich; dies kann recht anschaulich ein Vergleich mit den Reliefs Clarac 138, 155. 154, 332 lehren. Auch ist es mehrfach restaurirt, und Vieles, woran der Verfasser Anstoss genommen hat, lässt sich durch Analoges belegen, so die Nachlässigkeit, dass der hintere Theil des Stuhls von Vulcan fehlt, dass das Schwert aufrecht auf dem Postament steht u. A. (vergl. Hübner *memorie dell' instat.* II p. 37). Die Art, wie die Bank beim

Ofen perspectivisch falsch gezeichnet ist, sieht ganz antik aus, ebenso der Humor in der zusammengebückten silenesken Figur, in welcher Koner mit Otto Jahns Zustimmung Kedalion erkannt hat, Berichte d. sächs. G. 1861 p. 312. Dazu kommt, dass einige Einzelheiten des Reliefs überhaupt noch nicht erklärt sind, ein Umstand, der die Meinung des Verfassers eher widerräth als begünstigt. Eine Untersuchung des Marmors (namentlich ob er antik ist oder nicht), der Arbeit, der Ergänzungen, der Bestimmung des Ganzen wird am besten die Aporie lösen.

Bei noch unbekannten griechischen Werken, namentlich der guten Zeit, wie dem Fragment einer Stele mit Basrelief no. 113 wäre eine genauere Beschreibung sehr wünschenswerth. Das genannte Relief (im Jahr 1863 durch Herrn Blauet in den Louvre gekommen, liess sich nicht erfahren, wo er es in Griechenland acquirirt hat?) stellt Athene (nach rechts) in ärmellosem Doppelchiton vor; sie ist behelmt und trägt am (?) Arm den Schild, mit der Rechten hielt sie augenscheinlich die Lanze. »Sur la base« liest man die fragmentirte Inschrift *MYTIAH*, welche der Verfasser *Μυτιλη[ση]* ergänzt. Die genannte Basis wird wohl nichts anderes sein als der erhöhte untere Rand des Reliefs, der dasselbe von der untern Stelefläche trennt, die man sich, nach zahlreichen Beispielen, mit einer Inschrift versehen vorstellen muss. Mytilene ist meines Wissens kein Frauenname und könnte also nur auf eine Personification der Stadt Mytilene sich beziehen, würde dann aber nach constantem Gebrauch unter dieser Figur, nicht unter Athene stehen. Vergewärtigt man sich die Reliefs, welche über

attischen Volksbeschlüssen angebracht sind (Schöll arch. Mittheil. aus Griechenland p. 53 f., Rangabé ant. Hellen. I no. 250 und die Abbildungen in dem mir nicht zugänglichen Werke von Lebas voy. archéol.), so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die Inschrift *MTTIAH* [*raíaw* zu ergänzen ist und als Ueberschrift irgend einer Vereinbarung zwischen Mytilene und Athen diene, wie wir solche aus der nämlichen Zeit, aus welcher diese Inschrift stammt, noch erhalten haben, vergl. Rangabé ant. hellen. II no. 380. 381. 401.

Dass das attische Relief no. 124 (Clarac 152, 265), welches sich über der Jahresrechnung der Schatzmeister von Ol. 92, 3 = 409 v. Ch. befindet (Boeckh Staatsh. II p. 2 folg.) die *ελαία πάγκυφος* darstelle, obwohl keine Blätter zu sehen sind, scheint unabweislich. Ebenso bestimmt aber, wie die Hirtschen Erklärungen (C. I. G. I. n. 147 und Welcker a. Denkm. II p. 164) lässt sich die Aufstellung des Verfassers über die beiden Figuren zur Rechten und Linken widerlegen: »Athéné — vient confier au roi Erechthée l'arbre qu'elle a créée.« Vorgeswebt hat ihm wohl die Stelle Apollodors III 14, 1, in welcher aber Kekrops genannt ist: *Ἀθηνᾶ . . . ποιησαμένη τῆς καταλήψεως Κέκροπα μάρτυρα ἐφύτευσεν ἐλαίαν, ἣ τῶν ἐν τῷ Πανδροσεῖω δείκνυται.* Die weibliche Figur kann nicht Athene sein, es fehlt ihr Helm, Schild, Aigis; und die Lanze, die sie in der Linken halten soll, ist von anderen für ein Skepter oder einen Zweig des Baums gehalten worden. Noch unbegründeter ist es, in dem Stock, auf den sich die männliche Figur stützt, ein »Symbol der königlichen Macht« zu sehen. Dafür könnte ein Skepter gelten, nicht aber ein in die Achsel-

höhle gestemmter Stab, wie er in dieser Verwendung bei so vielen gewöhnlichen attischen Figuren vorkommt. — Im Jahr 409 war der Poliastempel der Vollendung nahe; vielleicht wäre es möglich, dass sich das Relief auf eine neue Weihung des Pandroseion bezöge. Denn es scheint am natürlichsten in einer weiblichen und männlichen Figur beim heiligen Oelbaum die Poliaspriesterin und den Erechtheuspriester zu sehen. Allerdings sind sie als solche nicht näher characterisirt.

Höchst interessant ist der genaue Bericht, den der Verfasser von dem Fund, dem Transport und der Aufstellung der Venus von Melos (no 186) giebt. Auch er bekennt sich zu der auf neue sorgfältige Untersuchung des Originals gestützten Ansicht, dass die linke Hand der Statue mit einem Apfel noch erhalten sei. Es fällt schwer, dies zu glauben, so gut wie dass die bekannte jetzt verschwundene Künstlerinschrift eines Alexandros Sohn des Menides aus Antiochia (frühestens aus dem 1. Jahrh. v. Ch.) zur Basis der Statue gehört haben soll. Wäre es möglich von dem Eindruck des Kunstwerks selbst ganz abzusehen, so würde, wie jetzt die Akten liegen, freilich schwerlich Jemand die Wahrscheinlichkeit der Zugehörigkeit bezweifeln; und wir müssen uns, Thatsachen gegenüber, den Rückweg offen halten, dass wir vielleicht auch hier mit unsern Begriffen von Entwicklung griechischer Kunst aus lauter Idealität zu engherzig sind.

Dass das Relieffragment no. 200 (Clarac 202, 100) von einem Sarkophag herrührt, wie der Verfasser annimmt, bedürfte wohl einer nähern Begründung, da es (was nicht erwähnt ist) aus der Sammlung Choiseul-Gouffiers, und wie Clarac

vermuthet, aus Athen stammt. Wie dem sei, unantik und unplastisch ist die gegebene Erklärung: »il s'agit probablement d'Hermès psychopompe, conducteur des âmes, qui vient monstrier le chemin des enfers à la défunte, dont le sarcophage était orné de ce bas-relief.« In ganz gleicher Haltung kommt Hermès in der Composition des Marsyasarkophags no. 84 (Clarac 123, 52) vor; es lassen sich aber sehr verschiedene Situationen denken, in welche diese Figur mit ihrer Nachbarin passte:

Ich füge diesen Bemerkungen, die ich abbreche, um der Polemik nicht zu grosse Ausdehnung zu geben, den aufrichtigen Wunsch baldiger und glücklicher Fortsetzung hinzu, und den Ausdruck der Erwartung, dass in dem letzten Bande eine ausführliche Geschichte der Antikensammlung des Louvre nicht fehlen möge, die für Erklärung wie Kritik besondere Aufschlüsse geben würde.

Zürich.

Otto Benndorf.

Taylor, John James, Christliche Betrachtungen über Glauben und Pflicht. Nach dem Englischen von J. Bernhård. Nebst einer kurzen Biographie des Verf. Gotha; E. F. Thienemann. 1869. 96 S.

Der Verf. dieser von dem Herausgeber zusammengestellten »Betrachtungen« ist Unitarier und zwar bis zu seinem am 28. Mai v. J. erfolgten Tode einer der hervorragendsten Vertreter dieser Richtung in England. Aus der Vorrede, welche die Biographie Taylors enthält und sich dabei auf einen im Julihefte der Theol-

logical Review von 1869 erschienenen Aufsatz stützt, vernehmen wir, dass derselbe, am 15. August 1797 als Sohn eines presbyterianischen Geistlichen geboren, fast 40 Jahre hindurch Mitglied des den Unitarismus vertretenden Manchester College gewesen und als dessen Director gestorben ist. Auch hat Tayler mit den Unitariern anderer Länder in stets lebhaftem Verkehr gestanden, wie er denn z. B. bei der Säkularfeier der Sekte in Ungarn im Jahre 1867 (vgl. Theol. Rev. Januarheft von 1869) selbst persönlich gegenwärtig gewesen ist. Alles Grund genug, um die geistigen Produkte gerade dieses Mannes auch für uns in Deutschland von Interesse sein zu lassen. Mag man über die Bedeutung der unitarischen Richtung für die Fortentwicklung der christlichen Erkenntniss auch ein sehr verschiedenes Urtheil haben, je nachdem die eigene Ueberzeugung mehr dem überlieferten Dogmenbestande oder mehr einer freien wissenschaftlichen Auffassung des Christenthums überhaupt zugeneigt ist, so viel ist gewiss, dass diese Richtung nicht bloss eine gewisse und nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Entwicklung der christlichen Lehre auch in den übrigen protestantischen Kirchen sowohl im negativen, als auch im positiven Sinne gehabt hat, sondern dass dieselbe in England, Nordamerika und Ungarn-Siebenbürgen auch heute noch fortbesteht, sogar ein eigenthümlich kräftiges Leben entfaltet, und dass es noch keineswegs den Anschein hat, als sollte es dort sobald mit ihr zu Ende sein. Daher mag man es dem Herausgeber und Uebersetzer denn wohl Dank wissen, dass er aus Taylers Schriften — dieser hat ausser manchen Artikeln für religiöse und theologische Zeitschriften ein Werk über

das religiöse Leben in England, Essays über die Autorschaft des 4. Evangeliums, und sonst Reden und Predigten theils einzeln, theils gesammelt veröffentlicht — auch denen in Deutschland, welchen sonst dieselben nicht zugänglich sein würden, eine charakteristische Auswahl hat darbieten wollen, zumal nun auch gesagt werden muss, dass diese Auswahl mit Verständniss getroffen worden ist und gerade solche Stücke enthält, welche uns den Mann und damit denn wohl auch die von ihm vertretene Richtung nach ihrem jetzigen Standpunkte in ihrer tiefsten Geistesart kennen lehren. Dass dies »Betrachtungen« über religiöse und sittliche Fragen sein mussten, und nicht etwa Abschnitte aus den beiden grösseren wissenschaftlichen Werken des Verf., lag in der Natur der Sache, denn was dem Unitarismus eigenthümlich ist und ihm seine besondere Bedeutung und Stellung giebt, das ist ja eben die eigenartige Gestalt, welche die christlichen Anschauungen in seiner Gemeinschaft angenommen haben, und hier bietet der Herausgeber nun eben dasjenige, was uns ein lebendiges Bild von dem jetzigen Leben der Vereinigung zu geben im Stande ist, und zwar bietet er es uns in einer so weise beschränkten Auswahl, dass er uns keineswegs nöthigt, erst ein zeitraubendes Studium anzustellen, um uns dadurch erst dies Bild lebendig zu machen, ein Umstand, den man vielleicht auch zu den Vorzügen des Buches rechnen möchte.

Es sind zehn »Betrachtungen«, die uns hier dargeboten werden, auf dem Grunde von Bibelstellen die christlichen Wahrheiten erörternd, und zwar, wenn auch immer in dem Geiste der Freiheit von der hergebrachten kirchlichen Ueberlieferung, wie derselbe dem Unitarismus

charakteristisch ist, so doch auch mit dem unverkennbaren Bestreben, das eigentlich Religiöse und Sittliche, welches allen kirchlichen Dogmenbildungen auch nach des Verf. Meinung zu Grunde liegt und das wahrhafte Wesen des Christenthums ausmacht, ins Licht zu stellen, und eben so dies stets zu thun mit einem warmen Anschliessen an die Person Jesu Christi, in welchem ihm die Fülle aller wahren Frömmigkeit und Sittlichkeit erschienen ist. Charakteristisch gerade in dieser Beziehung ist vielleicht, ausser dem, was der Verf. in der 4. und 5. Betrachtung ausgeführt hat (»Christus der Mittler« und »die Fusstapfen Christi«) ein Passus gleich aus der ersten »Geistiger Hunger und Durst« überschriebenen Rede, der des Verf. Stellung zu Christus und seine Meinung von der Bedeutung desselben in kurzen Zügen zu erkennen giebt und der hier mitgetheilt werden mag. »Jedes weisen Mannes Lehre und Beispiel«, heisst es da, »tränkt unsern inwendigen Menschen mit heiligem Oel und lässt unser religiöses Leben zur helleren Flamme erglücken. Jedoch die vollkommenste Verkörperung eines göttlichen Wortes in seiner äusseren Offenbarung ist jene heilige Geschichte, welche die fortschreitende Entwicklung eines monotheistischen Glaubens berichtet, der als seinen Culminationspunkt die unvergleichliche Wirklichkeit einer in völliger Einheit mit Gott befindlichen, sündlosen Menschheit darstellt. Hier ist ein Ideal, um unserer Laufbahn zum Vorbilde, um unsere Bestrebungen zur Richtschnur zu dienen. Von dieser Verwirklichung einer vollkommenen Menschheit geht in jede gläubige Seele der verwandelnde Einfluss aus, durch welchen ihr die Aehnlichkeit mit Gott und Christus verliehen und sie jener gött-

lichen Natur theilhaftig wird, deren Heimath im Himmel ist. Der Geist Jesu Christi, welcher das geschriebene Wort durchleuchtet, giesst seine eigene Kraft und Fülle hinein und trägt es in klaren und hellen Zügen auf die Tafeln des Herzens über. Er wird so dem Geiste zum sicheren Führer durch die Labyrinth der in der Schrift enthaltenen Lehre und macht ihn fähig, unter dem verwirrenden Ueberfluss alter Legenden und dem Wust der Satzungen und Lehrsätze jene grossen Grundwahrheiten zu unterscheiden und sich anzueignen, welche die ewige Wahrheit Gottes enthalten, jenes Brod des Lebens und jene Wasser der Erlösung, welche allein den Hunger und Durst der unsterblichen Seele stillen können.* So der Verf., und wir glauben uns nicht zu irren, dass in dieser gedrängten Stelle der ganze Standpunkt des Mannes und seiner Genossenschaft auf das Beste ausgesprochen ist, aber wir glauben auch hinzufügen zu müssen, dass uns ein solcher Standpunkt wirklich ehrwürdig und anerkennenswerth erscheint. Man wird da freilich Vieles vermissen, was zu den Lehren der Kirche über Jesus Christus und seine Bedeutung noch sonst hinzu gehört, der Eine Dies, der Andre Jenes, je nach seiner eigenen Richtung und nach der seiner besonderen kirchlichen Gemeinschaft, und auch wir läugnen nicht, dass uns der Taylorsche Standpunkt nicht völlig genügt, aber das ist auch nicht in Abrede zu stellen, dass hier wesenhafte Wahrheiten des Christenthums die Grundlage bilden und dass man nicht Ursache hat, gegen eine Richtung eingenommen zu sein, die so, wie dieser Unitarier, sich zu dem persönlichen Grunde aller christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit stellt. Auch ist das wohl

nicht zu verkennen, dass der von Tayler eingenommene und in dem obigen Passus so bestimmt hervortretende Standpunkt eben derjenige ist, den seinen grossen Grundzügen nach ein guter Theil unsrer heutigen deutschen Theologen vertritt, ja, dass es derjenige ist, der, wie verschieden da auch die Ausgestaltung im Einzelnen sein mag, unsrer modernen Theologie, soweit sie eine freie wissenschaftliche Stellung einnimmt, überhaupt zu Grunde liegt. Tayler, der auch eine Zeit lang auf unsrer Universität sich aufgehalten hat, hat überhaupt von dem Geiste deutscher theologischer Wissenschaft genug in sich aufgenommen, wie denn auch gesagt werden darf, dass bei der eigenthümlichen Lage der kirchlichen Verhältnisse in England gerade der Unitarismus es ist, welcher dort die freie christliche Wissenschaft gegenüber dem traditionellen Dogmenwesen der etablierten Kirche vertritt, und dass er eben deshalb auch in England seinen guten Grund und ein gutes Recht seines Bestehens hat. Auch aus dieser Ursache dürfte den Schriften Tayler's und deshalb auch dieser Auswahl aus denselben das Interesse zuzuwenden sein, als einer denjenigen Richtungen verwandten Erscheinung, welche in Deutschland bereits das Bürgerrecht innerhalb der theologischen Wissenschaft erlangt haben und es hoffentlich nicht sobald verlieren werden.

Hinzugefügt sei noch, dass die Uebersetzung wohl gelungen ist und die Gedanken des Verf. in einer dem Geiste der deutschen Sprache angemessenen Weise wieder giebt, was bekanntlich bei dieser Art von Schriften keineswegs eine leichte Sache ist, und hätten wir noch einen Wunsch, so wäre es der, dass der Herausgeber den oben erwähnten Bericht über die Reise des

Verf. zu den Unitariern in Siebenbürgen und Ungarn hätte hinzufügen mögen. Derselbe, aus der Feder des Verf. selbst, stellt in eigenthümlich lichtvoller Weise den Zustand dieser Genossen der Sekte dar, und dürfte deshalb manchem Leser willkommen gewesen sein.

Dr. Brandes.

E. de Coussemaker: Scriptorum de musica medii aevi nova series a gerbertina altera. Tom. III. Paris. Durand 1869. XL. 524 S. in Quart.

Der dritte Theil des C.schen Werkes enthält 40 Stücke von mittelalterlichen Musiktheoretikern meist des 14. Jahrhunderts. Nach den früheren Anzeigen des ersten und zweiten Theiles in diesen Blättern 1865. 1868 bedarf es keiner Wiederholung über den Geist und Plan der C.schen Bücher. Anerkannt wird bleiben des Verf. emsige Arbeit und mannigfaltige Kunde; mit Bedauern dagegen sieht man den Werth seiner Gaben geschmälert durch die Art und Weise der Herstellung, der Anordnung und Auswahl. Dem höflichen Lobe gegenüber, das dem fleissigen Autor leichthin gespendet wird, verhallen die Stimmen derer, die den sichtbaren Schwächen Abhülfe wünschen, um jene Schriften erst recht fruchtbar zu machen. Einen Hauptmangel, der doch am ersten heilbar schien, finden wir nicht erledigt: Das berühmteste Werk Joh. de Muris *Speculum musicae*, im ersten Theile ganz versprochen, im zweiten »wegen typographischer Hindernisse« (Tom II. Praef.

XVI) zu dem Torso des 6. und 7. Buches castriert, ist und bleibt nun, wie es scheint, unvollendet, während doch schon 1868 die dringende Mahnung laut ward, C. möge die nach seiner eigenen Versicherung höchst bedeutsamen 5 ersten Bücher nachliefern, ehe es zu spät sei. Was Gerbert in die theuer und mühevoll hergestellten Scriptorum nicht mehr aufnehmen zu können beklagte, hätte bei C. schon ehrenhalber Aufnahme finden müssen, und das »typographische Hinderniss« wäre durch sparsameren Papierverbrauch sicher gehoben. Alle C. Werke sind äusserlich schön, zum Theil Theil glänzend hergestellt: Druck, Papier, Facsimiles imponiren dem Blick, vertheuren aber die Editionen um so empfindlicher, als der Inhalt hinter solchem Aufwande zurück bleibt, da die Kritik und Correctur viel zu wünschen übrig lässt, und von dem Gegebenen manches werthlos ist, was anderem Mehrberechtigten den Raum nimmt. Hat doch sogar zum zweiten Mal ein Versprochenes: *Tinctoris* »Oeuvre complète d'après 3 mscr. du XV. siècle«, wie es in der französischen Ankündigung heisst, keine Stelle gefunden. Wollte C. das entschuldigen mit der vorzüglichen kritisch exegetischen Ausgabe, die H. Beller mann schon 1863 in Chrysanders Jahrbuch gegeben? Aber das konnte er längst wissen, bevor er die letzte Ankündigung erliess; man misset ihn nur mit gleichem Maass, womit er andre misset, z. B. Fétis — wenn man hier die peinliche Frage stellt: ignorantia oder ignoratio? Jetzt wird noch ein vierter Theil als Abschluss des Ganzen versprochen. Kaum besorgen wir, dass der bevorzugte Editor Rücksicht nehme auf die bescheiden Wünsche eigensinniger Particularisten, die in jedem derartigen

Werke neben dem diplomatischen Werth auch etwas fürs Herz verlangen, ein dauernd Fruchtbares, das nicht allein um sein bemoostes Alter preiswürdig sei. Diese Sorge jedoch soll uns nicht abhalten, das Gute und Böse zu scheiden, das Werthvolle im vorliegenden Buche anzuerkennen. Es enthält unter den gesammten 40 Abhandlungen 13 anonyme, die übrigen 27 vertheilen sich in 1 von Marchettus de Padua, 4 Philipp de Vitriaco, 3 Joh. de Muris, 5 Prosdocimus de Beldemandis und andre weniger bekannte Namen.

Von Marchettus ist nichts Erhebliches, was Gerberts Mittheilungen ergänzte oder übertrüfe, gebracht; auch nicht von dem räthselhaften schon in früheren Büchern besprochenen Joh. a Garlandia. Dagegen ein erfreulicher Zuwachs kommt uns zu gut durch Philipp de Vitriaco (= Vitry, wahrscheinlich unter 9 gleichnamigen Städten das Vitry en Auvergne), der zwischen 1290—1361 Bischof in Meaux gewesen. Sein Name ist Burney und spätern Historikern geläufig, seine Werke und Leben wenig bekannt, obgleich die Zeitgenossen ihn rühmen als *flos et gemma cantorum*. Die hier vorliegenden Stücke: *Ars nova*, *Ars contrapuncti*, *Ars perfecta* sind für den jener Sprache gewohnten fließend und wohlverständlich, wenn auch wortreicher als nöthig, und weit entfernt von dem markigen Ausdruck Francos und Marchettos; auch Joh. de Muris ist trotz seiner mystisch scholastischen Ausschweifungen ausgiebiger und belehrender. — Vitry's *Ars nova* gibt allgemeine Einleitung, danach Erklärung von Intervallen, Tonleitern, Tonnamen und Mensuren, letztere mit weitläufiger Darlegung der *m. perfecta* und *imperfecta* = triadischen und dyadi-

schen Tactirung. — Wichtiger ist das zweite Stück *Ars contrapuncti*, in welcher nach C.'s Annahme das Wort Contrapunctus zum ersten Mal gebraucht ist. Es lebte aber mit Ph. V. gleichzeitig Joh. de Muris, der jenes Wort ebenfalls anwendet; — da nun P. V. 1361, J. M. 1370 gestorben sein soll, so wäre die Priorität noch immer zweifelhaft, so lange nicht die bezüglichen Abhandlungen auch chronologisch feststehen. Man würde dem vielgewandten C. als Besserunterrichteten gern aufs Wort glauben, wenn nicht ähnliche Fragen ihn mehrmal irre geführt hätten, z. B. bezüglich der consonirenden Terz und Sexte, deren Einführung — inventio — hier laut Praef. p. XII unserm P. V. zugeschrieben wird, während C. doch aus seinem eigenen Werke Tom. I, 119 wissen konnte, dass Franco v. Cöln dieselben Consonanzen just 100 Jahr zuvor in der *Ars Cantus mensurabilis* cap. XI ausdrücklich und namentlich aufführt; — auch ist im selben Capitel Motettus und Rondellus genannt, während bei C. nochmals P. V. deren glücklicher Finder heisst. — Eher möchte man C. den patriotischen Fund gönnen, dass der déchant im XI. s. von Franzosen erfunden sei (C. Art harmonique aux 12. 13. s. p. 39. 132) — in jener Zeit, wo noch fränkische Art in Carlowingien überwog. Das Gesamtergebniss aus P. d. V. Schriften ist nicht ganz so reich wie nach dem Umfange zu erwarten. Sehr ausführlich sind Intervalle, Noten, Mensuren und Ligaturen behandelt, die Beispiele anschaulich belehrend, die Uebersicht der gültigen Lehre klar und fasslich: aber vom eigentlichen Contrapunkt ist nach Verhältniss gar zu wenig gegeben. Mehrstimmige Sätze fehlen ganz; nur die *Regulae discantus*

d. h. Lehrsätze von Fortschreitungen der Stimmen, sind flüchtig verzeichnet auf 4 Seiten unter 33.

Mannigfaltig sind die Gaben aus Joh. de Muris Werken. Das erste Stück: *Libellus Cantus mensurabilis* nennt sich selbst »*Compiatio secundum Mag. Joh. de Muris*«: es enthält die Mensurallehren weitläufig ohne eben geschwätzig zu sein, könnte also etwa für die Aufzeichnung eines Schülers gelten. — Die *Ars Contrapuncti* ist vor vielen andern ausgezeichnet durch gute Beispiele, reichlich, brauchbar und zum Theil künstlerisch schön, obwohl nur kurze Melismen, nicht ausgeführte Cantilenen; vorzüglich wohl lautend sind die Contrapunkte S. 62. 64. 67, einige darunter klingen ans Volkslied an. — Das dritte Stück: *Ars Discantus* ist wunderlich mannigfaltig. Manche Materien sind den gleichnamigen Stellen in der *Ars Contrapuncti* sehr ähnlich, bald Wiederholungen bald Ausführungen; und doch ist es unmöglich, beide so auf einander zu beziehen, dass eine ein Theil der andern sei; ganz richtig äussert daher C. Praef. p. XX, es scheine wohl dieses letzte Stück in seiner dunklen Anordnung ebensowohl wie das vorige eher secundum als (nach dem Mscr.) per Joh. d. M. geschrieben. — Uebrigens sind auch in der A. Disc. schätzbare Einzelheiten: zuerst einfache, sehr wohl lautende contrapunctische Melismen, dann Regeln über Schlussformeln, Behandlung der Stimmen in weiter Lage und Vieltimmigkeit — hierauf folgen mitten eingesetzt einige Capitel über Ligaturen, dann mehrere ausführliche über modus, tempus, prolatio. Die folgenden Capitel de composit. contrapuncti und de comp. carminum, wiederum der künstlerischen Lehre angehörig,

stehen dort wie hinein geregnet, indem gleich darauf de proportionibus verhandelt wird d. h. von akustisch musikalischen Rationen. Die letzten Capitel: de octo tonis, diffinitiones accidentium . . . Quaedam notabilia utilia . . . Conclusiones de perfectione u. s. w. sind so ersichtlich verwirrt in der Anordnung, dass trotz manches brauchbaren Lehrsatzes im Einzelnen das Ganze unerquicklich und unfruchtbar bleibt. — Diese drei Stücke also sollen uns entschädigen für die Entbehrung des ächten Joh. de Muris! Laut erster und wiederholter Ankündigung hoffte man auf dieses Meisters Hauptwerk, das so wenigen Lesern bisher zugänglich war; die Unterlassungssünde des Editors wird sich selber strafen.

Lobenswerth ist die Herausgabe des Prosd. de Beldemandis (gewöhnl. Beldomandis, von einigen Beldimandis genannt), eines Paduaners c. 1408—1422, auf den Forkel grosse Stücke hält, was er auch um seine zwar übelklingende aber lehrhafte Sprache verdient, während er Neues oder Originelles nicht bietet. Sein berühmter Landsmann Marchettus ist der Hintergrund seiner Lehre, obwohl er ihn mehrmal corrigirt, auch ihn für minder gelehrt hält als sich selber (XXVII. 196).

Ein unbekannter Mönch Guido, den C. ins J. 1400 setzt, hat löbliche Klarheit in der Mensurallehre, und ist vielleicht der erste, der ein Bild des angeblich von Engländern*) erfundenen Faulxbordon giebt p. 289, jener in Terzen und Sexten fortschreitenden Singweise, die sich noch spät in der kirchlichen Psalmodie erhalten hat;

*) Der Engländer Hothby 1474 erwähnt das f. b. nicht, doch kann das zufällig sein.

was den päpstlichen Sängern bis in unsre Zeit unter dem Namen *falso bordone* geläufig ist, hat etwas andere Bedeutung. — Der ihm folgende Antonio de Leno, sonst unbekannt, giebt in wohl lautendem Italienisch einen klaren Grundriss der *Regulae Contrapuncti* mit belehrenden Beispielen, die fast allesammt richtig und vollständig sind, ein Vorzug gegenüber vielen andern Fragmenten in C.'s Sammlungen.

Von den übrigen namhaft verzeichneten Scr. ist Einzelnes interessant, der grössere Theil aber giebt Weniges, was in den Hauptbüchern der Zeit nicht ebenfalls, und vollständiger, zu finden wäre. — Henricus de Zelandia erfüllt nicht die hohen Erwartungen, die durch Ambros Lobeserhebungen erweckt sind: das freilich nur zu kurze Fragment S. 113—116 sagt nichts als Tonnamen, auch weiss die Vorrede nichts von seiner Zeit und Verhältnissen zu sagen. Christian Sadzé de Flandria zeichnet sich aus durch gutes Latein und deutliche Lehre über rhythmische Verhältnisse; er ist ein Commentator, vielleicht Schüler Joh. de Muris. — Philippotus Andreas bringt in höchst abgeschmackten Hexametern bekannte Regeln mit verzwickten meist unbegreiflichen Beispielen. — Aegidius de Murino zeigt in einfachen Sprüchen, wie die Mehrstimmigkeit sich aufbaue: merkwürdig ist, wie er die Mehrtonigkeit Einer Sprachsilbe empfiehlt, eine Freiheit, die von Aristophanes bis auf die päpstlichen Concilien herab oft getadelt, oft verspottet, doch immer siegreich geblieben ist — p. 125: »*Aliquando necesse est extendere multas notas super pauca verba. et istud vocatur colorare motetos.*« — Auch in Philipp de Caserta und Verulus de Anagnia findet sich manch gut Körnlein über

Notenschrift und Zeittheilung. — Theodoricus de Campo enthält Apophthegmen, wie es scheint dem Aristides Quintilianus nachgeahmt, der gleichen selbst in unbehülflichem Ausdruck für den lebendigen Unterricht nicht ganz fruchtlos mag gewesen sein. — Endlich der Engländer Hothby 1474 ist seines klaren und fehlerfreien Lateins halber willkommen; zwar bringt auch Er meist bekanntes, doch lässt man sich der guten Form willen gern gefallen, ihn den mancherlei verglichenen Lehrbüchern beizugesellen. Neu ist seine Erwähnung des croma und semicroma, womit die kleinsten Notenfiguren, unseren Vierteln und Achteln ähnlich, benannt werden, welche Namen noch den heutigen Italienern und Franzosen geläufig sind, aber für die nächst kleineren Brüche Achtel und Sechszehntel (croma franz. croche. Auch Beethoven bedient sich der Namen in der Son. op. 106 zur Bezeichnung des Tempo am Anfang des Largo.) Neu ist ferner auch die naive Eintheilung der Contrapunktsregeln in 4 essentiales, 4 accidentales, 2 placabiles, letztere verstanden als piacevole gefällige anmuthgebende; eine Weiterführung dessen, was damals die kindlichen aber ernstgemeinten Melodielehren anstrebten.

Unter den 13 anonymen Scr. sind hervor zu heben der I. V. XI. — Anon. I c. 1350 ist interessant durch seine ausführliche Consonanzlehre. Für die Sprache der Zeit ist anzumerken dass er, was auch bei anderen vorkommt, einigemal Consonare gebraucht für *Zusammenklang im Allgemeinen*, so dass »consonantiae discordantes« 335^a genannt werden = widrige Zusammenklänge z. B. tonus d. h. Secunda; consequent braucht er auch nur concordantia für das was jetzt Consonanz heisst. Dass er, der

erste nach Muris, die Quarte discordantia nennt, ist ein wichtiger Fortschritt aus der griechischen Theorie zur modernen. — *Anon. V.* ist zu loben um die Einfachheit und Consequenz seiner Mensurallehre; wir erfahren freilich auch, welche Mühe die Notenschrift kostete, als zu den übrigen mehrdeutigen Zeichen noch rothe und schwarze Noten zweideutigen Sinnes hinzukamen (396°). Das überkünstliche Schrift- und Mensurwesen gehört insonderheit dem 14. und 15. Jahrhdt. an; erst die Niederländer seit dem Ende des 15. machten der Schriftverwirrung ein Ende. — *Anon. XI.*, von allen der umfangreichste (416—475), gibt so ziemlich das Ganze der damaligen Kunstlehre, durchgängig gut verständlich, wenn auch einzelne Partien nachlässiger gehalten, andere durch Wortreichthum verdunkelt sind. Vorzüglich werthvoll erscheinen die zahlreichen Cantus firmi der Intonationen und Introitus, noch nicht wie in späteren Canticionalen geschieden in modus ferialis und festivus. — Laut Vorrede ist dieser Tractat dem Herausgeber geschenkt von dem wackeren Anselm Schubiger in St. Gallen, dessen Begleitbrief von allgemeinerem Interesse ist; die am Ende des Briefes erwähnten mehrstimmigen Tonsätze aus dem 14. Jahrh., altfranzösisch weltliche Lieder, hätten doch wohl ohne typographisches Hinderniss beigegeben werden können?

Von *Anon. XIII.*, einem französischen Musiklehrer, urtheilt die Vorrede, er gehöre dem 12. Jahrh. an, während doch die Sprache ganz unzweifelhaft nach dem französisch des 16. Jahrh. lautet. Aehnlich ist bewandt mit dem *Anon. IX.*, dessen gut schwäbisches aber übel geschriebenes Deutsch weit mehr nach dem 15. Jahrh. schmeckt als nach dem 13, welches C. voraussetzt. Uebri-

gens sind beide gleich unbedeutend an Inhalt und Darstellung, nur der Sprache wegen zu beachten.

Nach dieser Uebersicht der Mängel und Vorzüge des vorliegenden Buches mag hier eine Zusammenfassung der Hauptergebnisse jener Periode an der Stelle sein. — Die Hauptarbeit der Musiklehrer war damals gerichtet auf Feststellung der Regeln der Rhythmik, der Notenschrift und des Contrapunctes, welche drei einander durchkreuzen und umfassen, eins des andern bedürftig zur Ausarbeitung und Bewahrung grösserer Tongebilde. Wird uns nun bei jenen langweiligen *Mensurallehren* fast eben so schlimm zu Muth als bei der unabsehblichen Scalenklettere des alexandrinischen Griechenthums, so erwäge man doch, wie das einfachschöne Naturwahre zu erreichen auch anderswo lange Umwege gekostet hat, wie denn unter andern der Gang von den asiatischen Tonleitern bis zur Erkenntniss des Dreiklangsprincips sich über Jahrtausende erstreckt. Denn es waren zwar die ursprünglichen Consonanzen (*πρῶται συμφωνίαι*) früh entdeckt sammt ihrem Gegentheil, den unverträglich lautenden Dissonanzen; auch das Gesetz von der Einheit des Klanggebiets in jeder gesunden Melodie, oder die Festhaltung eines Grundtones (*μέση*. indisch *ansa* = Anfang, Ansatz, Handhabe) um den sich der Gesang bewege und kreisend in ihn zurückwende, liegt schon den griechischen Tonlehren zu Grunde. Dagegen die Wechselwirkung von Licht und Schatten vermöge des Gebrauchs der Dissonanzen, das Gebot mit vollkommenen Consonanzen zu schliessen, die rhythmische Stellung der Dissonanz zur Consonanz — diese fruchtbaren Neuerungen erfand erst der einsame Tiefsinn der Kloster-

leute, denen die Weltarmuth eben Raum und Musse gab die Künste einseitig zu pflegen und jeder neuen Blüthe Wasser zuzutragen. — Mit der Erfindung des *Contrapunctes* — dessen Ursprung noch nicht ermittelt ist, — entwickeln sich die Gesetze von der Bewegung der Stimmen, auf denen die moderne Vielstimmigkeit beruht. Merkwürth ist wie in diesem Jahrh. die Ablösung aus der alexandrinischen Tonlehre allmählig vor sich ging, sichtbar besonders an der Bedeutung der *Quarte*, welche nach griechischer Theorie anfangs unter die ursprünglichen Consonanzen gezählt, dann durch Ptolemäus und Boetius in Zweifel gezogen, endlich durch Marchetto und Muris dahin bestimmt ward, dass sie nach der Stellung — ob über oder unter der Octave — dissonire oder consonire. Anon. I versucht den scheinbaren Widersinn zu lösen durch Unterscheidung von Consonantia und Concordantia, fast in ähnlichem Sinne wie in unseren Tagen M. Hauptmann unterscheiden wollte: doch führt Anon. I seinen Satz nicht aus, sondern springt an der dunkelsten Stelle darüber hinweg S. 355—356 ¹⁾. *Gafurius* (1496) scheint diese Lehre zuerst dahin befestigt zu haben, wo sie bis heute feststeht. Aus dem Contrapunct entwickelt sich die Lehre von guten und üblen Stimmschritten, von grader und Gegenbewegung (*motus rectus, contrarius*), wodurch

1) Zum völligen Verständniss dieses Theorems wäre weitläufigeres Eingehen auf die contrapunctische Theorie erforderlich, als hier erlaubt ist. Hier genüge der Lehrsatz: Alle übrigen Consonanzen bleiben in der Umkehrung consonant, z. B. Terze \div Sexte, Prime \div Octave; desgleichen alle Dissonanzen bleiben umgekehrt dissonant: Secunde \div Septime, Tritonus \div Minderquinte. Nur die consonirende Quinte kehrt sich um in die dissonante Quarte.

wiederum wichtige Hilfsmittel der Melodiebildung gewonnen werden, mit dem allen aber die moderne Mehrstimmigkeit gesichert gegen den wunderlichen Einspruch gewisser romanischer und orientalischer Kunstlehrer, die auf Grund einer allzu plastischen Anschauung vom Wesen der Tonbildlichkeit sich zu dem Dogma verirrtten: Es sei abgeschmackt und widersinnig, mit hohen und tiefen Stimmen zugleich zu musizieren: das klinge ja wie lustig und traurig in einander gegossen.

Diese Ergebnisse mögen wir als Frucht des 14. Jahrhdts zusammen fassen. — *Freiere Melodik* im modernen Sinne (des 18. Jahrh.) ist kaum in den Anfängen vorhanden. Die *Syncope* (sin-copatio) wird ziemlich dunkel behandelt, scheinbar abweichend von dem was heute so heisst z. B. S. 34. 56. 224. 331. 483: auch sind die Beispiele grossentheils fehlerhaft oder verzeichnet. — Von *melodischen Figuren* sind merkwürdig *Color und Talea*, nach Tinctoris Beschreibung wiederholte Melismen, ähnlich dem was man im XVIII. Jahrh. Rosalie betitelte. S. 225. 247. 397. — Vom Unterschied des Vocalen und Instrumentalen, sowie des Kirchlichen und Weltlichen ist in jenen Büchern noch keine Spur; das Kirchlich-Vocale war das einzige Gut dessen Pflege der Kunst würdig schien. Der Verdacht, es habe die priesterliche Unterweisung sich mit Geheimlehre umgeben, ist schwerlich begründet. Wie weit die seit den Kreuzzügen erblühenden Volkslieder auf die Ton-Wissenschaft Einfluss übten, ist noch zu ermitteln. Wir haben noch viel zu lernen, und stehen erst im Anfang der Wissenschaft. Dem fortschreitenden Wissensdrange sind nun in C. sämmtlichen Werken kostbare Granitblöcke dargeboten, aus denen die rechte

Gestalt erst heraus zu meisseln ist. Er selbst verspricht abermals Hand anzulegen, indem er seiner Art harmonique aux 12. 13. siècles nunmehr als Fortsetzung will folgen lassen: l'Art hmon. au 14. siècle. Wir sind gespannt auf die Fortschritte der Methode, die ihm von selbst, ohne Rücksicht auf auswärtiges Urtheil, im Verlauf der rastlosen Arbeit sich aufdrängen werden.

E. Krüger.

Livländische Beiträge, herausgegeben von W. v. Bock. Neue Folge, Band I, Heft 1. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1869, 8, V und 169 S.

Seit dem Jahre 1866 ist im Osten neben der polnischen immer mehr eine baltische Frage emporgetaucht, welche für uns Deutsche noch näheres Interesse hat: handelt es sich doch um das Schicksal fast einer Viertel Million braver Landsleute und um grosse Landstriche, deren Erwerbung dem russischen Reiche erst seine Weltmachtstellung an der Ostsee und gegen Deutschland gegeben hat. Mit dem Tage von Sadowa wandte sich der fanatische Moskowitismus gegen die Deutschen in den heute russischen Ostseeprovinzen und seitdem werden diese unglücklichen Lande von einem immer unerträglicher werdenden Druck einer in Wahrheit fremden Regierung heimgesucht. Kirche und Schule, politische Stellung und Agrareigenthum, Sprache und Recht, Alles soll »russificirt« d. h. gewaltsam auf den Standpunkt einer unendlich tiefer stehenden Cultur zurückgedrängt werden. Aber das protestantisch-deutsche Gemeinwesen an beiden Ufern der Düna, das von seinem deutschen Stammlande heute so wenig Unter-

stützung findet als vor 300 Jahren, wo es vom Reiche abgerissen wurde, giebt sich auch heute noch nicht selbst auf, so wenig als im 16. Jahrhundert gegenüber den polnischen, im 17. Jahrhundert gegenüber den schwedischen Bestrebungen, ihm sein Deutschthum zu entreissen. Zeuge dess die namhaften Kämpfer, welche es in den von Bock, Schirren, Eckardt, v. Jung-Stilling, Bienemann u. a. m. aufstellt; Zeuge dess die braven Beamten und Geistlichen, welche ihrer Ueberzeugung zu Liebe Amt und Brot aufgeben, um wenigstens nicht als Werkzeuge zur Entnationalisirung ihres Lands zu dienen. Es ist bemerkenswerth, wie es im Nordosten die Liv-, Est- und Curländer, im Südosten die siebenbürger Sachsen sind, welche trotz aller namenlosen Schwierigkeiten ihre Stellung so wacker vertheidigen, lauter Deutsche, vornämlich niedersächsisch-westfälischen Stamms. Die Deutschen baierisch-österreichischen und alemannischen Stammes verstehen es heute so wenig als seit Jahrhunderten, in Ungarn, Böhmen, Tirol, Elsass u. s. w. den Magyaren, Slaven, Welschen gegenüber sich zu behaupten. — Auch das ist kein unwichtiger Fingerzeig für unsere politischen Verhältnisse im eigentlichen Deutschland.

Bock's Beiträge haben allmählich fast die Gestalt einer periodischen Zeitschrift erhalten, welche sich die Besprechung baltischer und damit zusammenhängender innerrussischer Verhältnisse zur Aufgabe macht. Zwei stattliche Bände sind abgeschlossen, die eine Fülle thatsächlichen, schon der Sprachschwierigkeit wegen sonst dem Deutschen und Westeuropäer kaum zugänglichen Materials über politische, kirchliche, volkswirtschaftliche, culturliche Verhält-

nisse Osteuropas enthalten. Es ist höchst erfreulich zu sehen, dass das umfangreiche Unternehmen sich auch buchhändlerisch zu halten scheint. Das deutet doch darauf hin, dass endlich in Deutschland wenigstens etwas Verständniss erwacht, ob der hohen Wichtigkeit der Dinge, welche sich in dem Lande zwischen Düna und Peipussee abspielen. Dem Verständniss wird auch Sympathie folgen. Ein Blick in Bock's Beiträge zeigt aber auch, wie viel für den theoretischen Politiker, Nationalökonom und Culturohistoriker von den osteuropäischen Dingen noch unbekannt, wie viel hier, in Roscher's historischer Auffassung, noch zu lernen ist. — Die Neue Folge der Beiträge ist in den Verlag der thätigen Firma Duncker und Humblot übergegangen, die sich um die Verbreitung der neueren baltischen Literatur schon grosse Verdienste erworben hat. Der Herausgeber ist als Schriftsteller ein eigener Mann, der nicht nach dem Massstabe des deutschen Stubengelehrten und Essayisten gemessen werden will, — ein literarisches Naturkind, das mitunter etwas zu scharf ins Zeug geht. Aber die Naturkraft und Begeisterung zieht auch hier an. Das sind Männer, die hassen und lieben, wie wir es im »cultivirteren« Deutschland kaum mehr recht können. In Styl und Darstellung zeigt dies neue Heft wesentliche Fortschritte. Einiges, wie der lange Excurs über Jochmann's Ansichten über Gewissensfreiheit, Gewissenszwang und Staatskirchentum, liesse sich missen. Das würde mässigeren Umfang und für die Verbreitung so wichtigen billigeren Preis der Beiträge ermöglichen. Sehr interessant und werthvoll sind dagegen die Mittheilungen aus russischen Quellen, so der Aufsatz »eine

russische Stimme über die russische Presse« (wo der Mitabdruck des russischen Originals doch kaum nöthig gewesen wäre und bedeutend an Raum hätte gespart werden können), ferner die Mittheilungen aus Artikeln der russischen Presse über Preussen und Deutschland. Den tiefen inneren Hass des Moskowitismus gegen die deutsche Neugestaltung zu sehen, ist höchst lehrreich. Möchte doch dergleichen in Südwestdeutschland beachtet werden! Dabei würde man vielleicht endlich einsehen, wie verderblich unser Particularismus ist und wie er allein die Ursache, dass Preussen vorläufig an der russischen Allianz festhalten muss. Die neuere baltische Literatur und voran die Schriften Bocks (so namentlich auch »der deutsch-russische Conflict an der Ostsee« Leipzig. Duncker u. Humblot 1869) lenken die Aufmerksamkeit einmal vom Westen nach dem Osten, wo im Grunde die politischen Zukunftsfragen Europas liegen und der Entscheidung harren. Wenigstens in einigen Tendenzen begegnet sich jene Literatur hier mit den Schriften weitsichtigerer, wenn auch immer noch zu sehr Franzosen bleibender Franzosen, wie H. Martin, dessen Buch *La Russie et l'Europe* in Kinkel's Uebersetzung (Hannover 1869) trotz einiger demokratischer Extravaganzen und Einseitigkeiten immerhin ein sehr beachtenswerthes Zeichen der Zeit bleibt. Möchten doch alle diese Schriften bei unseren deutschen Politikern der liberalen Schablone etwas Beachtung finden! — Ein hübsches, mit Wärme entworfenes Bild deutschen Lebens in den baltischen Provinzen giebt der Vortrag des Pfarrers Stöcker zu Halmersleben, den Bock in diesem Hefte mittheilt. Wer einmal in jenem Lande weilte, wird die Wahrheit der Darstellung

anerkennen. In Riga wird der Deutsche weit mehr echtdeutsches Leben finden, als fast in jeder Stadt Oesterrreichs. — Ein 2. Heft der »Neuen Folge« ist bereits erschienen, lag aber dem Ref. noch nicht vor.

Freiburg.

A. Wagner.

Mecklenburgisches Urkundenbuch herausgegeben von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. V. Band 1301 — 1312. Schwerin 1869. — XXIV und 684 Seiten in Quart.

Nachdem mit dem vierten Bande die erste Abtheilung dieses ausgezeichneten Urkundenbuches abgeschlossen, beginnt mit dem vorliegenden fünften die zweite Abtheilung. Dieselbe soll nur fünfzig Jahre umfassen: es liegt aber für diese verhältnissmässig kurze Zeit ein so massenhaftes Material vor, dass die Herausgeber sehr ernstlich überlegen mussten, ob nicht in umfangreicher Weise Auszüge aus demselben genügen könnten. Zum Glück, wie ich meine, entschieden sie sich dahin, nur von »Rentenbriefen und ähnlichen minder wichtigen, nach bekannten, oft wiederholten Formeln gearbeiteten Stücken« Auszüge, sonst aber wie früher einen vollständigen Abdruck der betreffenden Urkunden zu geben. Die erste Abtheilung umfasst 1295, diese zweite wird es auf über 4000 Urkundennummern bringen. Die fünf Bände, welche für dieselbe in Aussicht genommen, werden daher auch kaum den gewaltigen Stoff fassen können, zumal mit Gewissheit erwartet werden darf, dass das Orts-, Personen-, Wort- und Sachregister auch zu dieser zweiten Abtheilung

so sorgfältig und mit solcher Genauigkeit bearbeitet wird, wie zu der ersten, wo es nicht weniger als 63 Bogen ausfüllt.

Der Vorbericht giebt, ergänzend zu dem des ersten Bandes, Auskunft über das vorhandene Quellenmaterial. Das Rathsarchiv der Stadt Rostock wird besonders auszunutzen sein und es liegen da, ausser vielen einzelnen Urkunden, auch zahlreiche Stadtbücher vor. Für die hier in Frage kommende Periode haben sich in ununterbrochener Reihenfolge die s. g. Libri civitatis, die Renten- und Hausbücher erhalten, welchen sich dann die Witschopböcker mit ihrem bunten Inhalt über alle möglichen Rechtsgeschäfte, die vor den Kämmerern der Stadt verhandelt wurden, anschliessen. Beide gehen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zurück. In die Witschopböcker sind auch Kämmerereisachen eingezeichnet, obwohl doch selbst früher schon für die städtische Abrechnung solche zuweilen auf einzelne Zettel geschrieben und dem Stadtbuch eingeheftet wurden. Dann aber begann man im Jahr 1325 ein eignes Kämmereregister zu führen, das nun hinfort fast die wichtigste Quelle für die Geschichte der Stadt sein sollte. Auch der Liber proscriptio-num, der mit dem Jahre 1303 beginnt, muss, trotz seines mannigfachen und interessanten Inhalts, gegen die Cämmereirechnungen an Wichtigkeit zurückstehen.

Ueber diese und andere Quellen ist in dem Vorberichte so ausführlich als es die Sache erforderte, dabei klar und verständlich gehandelt. Ein Verzeichniss der Kämmerer der Stadt Rostock von 1295—1350 ist beigegeben und wird die Benutzung des Urkundenbuchs erleichtern.

Dass auch diese zweite Abtheilung genau so wie die erste eingerichtet und ausgestattet, be-

darf bei der allgemeinen und gerechten Anerkennung, welche den Herausgebern zu Theil geworden, kaum einer Erwähnung. Wie sehr sonst berechtigten Wünschen Rechnung getragen wurde, beweisen die dem Schlussbände der ersten Abtheilung beigegebenen Siegeltafeln, für welche freundlichst Bezug auf eine Aeusserung des Ref. in diesen Blättern genommen ist.

Ein Uebelstand der Einrichtung, den auch ich früher nicht beachtet, und der sich jetzt auch nicht mehr ändern lässt, wird, wie zu befürchten, hinfort bei jedem Bande mehr hervortreten. Es ist eine streng chronologische Ordnung der Urkunden eingehalten. Nun bildet aber die Stadt Rostock für sich in dem heutigen Mecklenburg schon seit dem 18. Jahrhundert ein so streng abgeschlossenes und selbständiges Rechtsgebiet, und nahm von je eine so hervorragende politische Stellung dem übrigen Lande gegenüber ein, dass es doch zu bedauern ist, dass die zahlreichen Urkunden derselben hier in steter Vermischung mit Actenstücken der Klöster, Kirchen, Bisthümer, der Landesherrn und der kleinen Städte zum Abdruck gelangen mussten. Gewiss hat die einfache chronologische Ordnung grosse Vorzüge und ein Werk wie Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis, das davon abgegangen und die geographische Ordnung zu Grunde gelegt, kann einen Historiker durch die Zeitvergeudung, welche seine Benutzung erfordert, halb zur Verzweiflung bringen. Allein für dieses mecklenburgische Urkundenbuch wäre es aus dem oben angegebenen Grunde doch vielleicht gerathen gewesen, von der chronologischen Ordnung zu Gunsten der Urkunden der Stadt Rostock abzugehen. Es ist nun aber einmal nicht geschehen, und es soll und darf damit auch kein Tadel gegen dies Unternehmen ausgesprochen werden, vielmehr wird ein jeder, welcher das Urkundenbuch zur Hand nimmt, voller Anerkennung für das ernste Streben der Männer sein, die in vereinter Arbeit, und in überraschend schneller Folge der einzelnen Bände, dieses Werk von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung zu Tage fördern.

Kiel.

B. Usinger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 12.

23. März 1870.

S. Clement of Rome. The two epistles to the Corinthians. A revised text with introduction and notes. By J. B. Lightfoot, D. D. Hulsean professor of divinity, and fellow of Trinity College, Cambridge. — London and Cambridge, Macmillan and Co., 1869. 225 S. in 8.

Messias Judaeorum, libris eorum paulo ante et paulo post Christum natum conscriptis illustratus. Edidit Adolphus Hilgenfeld. Lipsiae, sumto Fuesiano, 1869. CXXVI und 492 S. in 8.

Die Evangelien oder Marcus und die Synopsis der kanonischen und ausserkanonischen Evangelien nach dem ältesten Text mit historisch-exegetischem Commentar von Dr. Gustav Volkmar, Professor der Theologie zu Zürich. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland), 1870. XII und 660 S. in 8.

Wir stellen hier drei neueste Schriften zusammen welche allerdings dem Geiste nach in welchem sie verfasst wurden unter sich höchst verschieden sind, und die sich doch bei aller auch sachlichen Verschiedenheit nur um den

einen grossen Gegenstand drehen welcher alle unsere neue Zeit und Welt von der alten scheidet. Kann es doch sogar recht lehrreich werden zu sehen, wie äusserst verschieden alles, was die weit zerstreuten Seiten dieses einen grossen Gegenstandes betrifft, von heutigen Schriftstellern behandelt wird; und sind diese Unterschiede heute nicht neu, so treten sie doch hier in einer Weise hervor welche vielfach zu weiterem Nachdenken anreizen kann.

Der heutige Cambridger Professor Lightfoot ist unsern Lesern schon durch einige recht nützliche Arbeiten über Neutestamentliche Briefe bekannt; und wir haben dort bereits bemerkt dass er nicht bloss zu den fleissigeren und namentlich mit allen den älteren und neueren Deutschen Fachwerken vertrauten, sondern auch zu den unbefangenen und aufrichtigeren Theologen gehört welche in der Englischen Staatskirche unserer Tage wirken. Auch das hier erscheinende neue Werk dient zur Bestätigung dieser seiner Vorzüge; und wenn der reine Nutzen welchen ein Werk schafft immer eine Hauptsache bleibt worauf man bei ihm sehen muss, so kann man sagen der Nutzen dieses neuen Werkes über die zwei Klemensbriefe sei ebenso erfreulich wie der rein wissenschaftliche Zweck welchem der Verf. in aller Ruhe dienen wollte und die edle Bescheidenheit womit er es veröffentlicht.

Bekanntlich haben sich die zwei Sendschreiben an die Korinthier welche unter diesem Namen dem Römischen Clemens zugeschrieben werden, nur in dem berühmten Cod. Alex. der Griechischen Bibel erhalten: sie stehen dort ganz am Ende, und auf sie sollten nach der Inhaltsübersicht nur noch die »Psalmen Salo-

mo's« folgen (was wir hier wegen der folgenden Schrift zum voraus bemerken); allein da die letzten Blätter dieser grossen Handschrift längst abgerissen und sonst beschädigt sind, so dass jetzt die »Psalmen Salomo's« dort völlig fehlen, so ist auch das zweite jener Sendschreiben hinten verstümmelt, und von dem ersten fehlt das vorletzte Blatt. So traurig steht es jetzt mit diesen beiden nicht unwichtigen Denkmälern des christlichen Alterthumes: und leider ist wenig Hoffnung vorhanden dass der Mangel durch künftige Entdeckungen ergänzt werde. Bei anderen Griechischen Denkmälern dieser Art lässt sich der Mangel zwar oft durch die Wiederaufindung alter Uebersetzungen sehr erheblich ergänzen: diese beiden Griechischen Sendschreiben sind aber, soviel wir bis jetzt wissen, in jenen frühen Zeiten nie in andere Sprachen übersetzt (denn auch von einer Syrischen Uebersetzung wissen wir bis jetzt nichts bestimmtes); das erste und längste dieser beiden Sendschreiben und das einzige welches sich uns heute als wirklich von Klemens verfasst ergibt, wurde zwar wirklich noch vor dem Ende des ersten Jahrhunderts im Namen der Römischen Gemeinde an die Korinthische abgesandt und wurde (wie wir noch wissen) einst in dieser sonntäglich fast wie ein Biblisches Buch vorgelesen, hatte aber doch zunächst nur für diese Gemeinde seine Wichtigkeit, und schien den übrigen zumal den nicht Griechischen Gemeinden nicht ohne Ursache doch nicht recht geeignet den Biblischen gleichgestellt zu werden. Das zweite Sendschreiben aber welches allen Zeichen nach etwas später ist dessen ursprüngliche Verhältnisse wir aber heute wegen des mangelnden Schlusses nicht vollständig übersehen können, ergibt sich

bei näherer Untersuchung weder als von diesem Klemens noch als an die Korinthier gerichtet, konnte aber in jener Gemeinde früh dem ersten angehängt und so zugleich mit diesem erhalten werden, so dass es endlich von manchen »das zweite des Klemens an die Korinthier« genannt wurde. Beide wurden nun nach jener einzigen Handschrift zuerst 1633 und nachher oft gedruckt; allein erst in neuern Zeiten bemerkte man wie nothwendig es sei jene Handschrift wiederholt zu vergleichen um sich über ihre Lesarten nicht zu täuschen. Nachdem nun zuletzt Tischendorf in seiner *Appendix codicum celeberrimorum* Leipzig 1867 nach seiner bekannten Weise einen Abdruck der zwei Briefe aus jener Handschrift gegeben, theilt Dr. Lightfoot hier eine theilweise noch genauere und erschöpfendere Vergleichung ihrer Lesarten mit: und dies ist ein bedeutendes Verdienst des neuen Buches. Nehmen wir dazu die ebenfalls ganz neuen Bemerkungen des Herrn Laurent über diese Lesarten welche in den Studien und Kritiken 1870 S. 135—148 veröffentlicht wurden unserm Herausgeber aber noch unbekannt waren, so haben wir damit die wichtigsten Hilfsmittel zusammen welche uns zur sichern Erkenntniss des Wortgefüges beider Sendschreiben dienen können soweit es handschriftlich noch erkennbar ist.

Unserm Verfasser lag aber nicht bloss die sicherste Wiederherstellung dieses Wortgefüges und die genaueste Rechenschaft über die Lesarten am Herzen: er wollte zugleich eine vollständige Erklärung beider Sendschreiben geben, und wir müssen auch was er nach dieser Seite hin leistet als sehr verdienstlich bezeichnen. Er giebt eine lehrreiche Uebersicht aller frühe-

ren Erklärungen der Sendschreiben und verschiedenen Meinungen über sie, und urtheilt über das wichtigste auch selbst ebenso ruhig besonnen als einsichtsvoll und meistens gut treffend. Wir wählen hier nur einzelne Beispiele, um dieses etwas näher zu zeigen. Keine Stelle ist in dem ziemlich langen Sendschreiben des Klemens in geschichtlicher Hinsicht wichtiger aber auch in den neuesten geschichtlichen Forschungen hin und her gezerrrter als die c. 5 welche eine herrliche aber leider für uns heute nur zu kurz gehaltene Uebersicht über die geschichtliche Bedeutung des Apostels Paulus giebt; aber wiederum sind es in ihr vorzüglich die Worte über den Tod des Apostels und was diesem zuletzt vorausging, um welcher sich unter den neueren Schriftstellern besonders in Deutschland ein Streit entzündet hat welcher für einen bedeutenden Theil dieser Schriftsteller sehr bezeichnend ist. Wir besitzen nämlich sonst gerade über die letzten Geschehnisse dieses grossen Apostels sehr wenige Zeugnisse aus älterer Zeit; und dass er aus der von der Apostelgeschichte gemeldeten Römischen Gefangenschaft befreiet, dann nach Spanien gereist und darauf erst in Rom gefallen sei, wie die Späteren erzählen, haben unter den neueren Gelehrten die von der Baur-Tübingischen Schule am liebsten ganz verneint, ja auf diese Verneinung vieles andere gebauet. Es handelt sich jedoch hier vor allem um den Sinn der Worte *ἐπὶ τὸ τέρας τῆς δόσεως ἐλθών* bei Klemens: und die Kunst der Verneiner hat sich hundertfach bemühet zu beweisen dass damit Spanien nicht gemeint sei. Man kann es dem Verf. nun wirklich als ein Verdienst anrechnen dass er alle die aus eitler Verneinungslust hervorgebildeten

Künsteln dieser Schriftsteller verwirft und einfach behauptet Spanien müsse damit gemeint sein. Wir fügen hinzu dass wenn Klemens dabei vorzüglich an die Stadt Gades dachte, der Ausdruck noch sprechender und unmittelbar treffender wird: wie Paulus aber überhaupt immer zunächst die Seeplätze besuchte, so ist es schon an sich wahrscheinlich dass er von Rom nach Gades sich begab, wenn er einmal Spanien sehen wollte; er mochte dann den Plan haben von Gades zu Lande nach Rom zurückzukehren, wurde aber durch die Geschieke daran verhindert welche ihn auf demselben kürzesten Wege nach Rom zu seinem Tode zurückriefen. — Ein anderes Beispiel sei hier das ebenfalls vielbesprochene Wort *ἐπινομήν* in der wichtigen Stelle c. 44 wo von der lebenslänglichen oder nicht lebenslänglichen Anstellung der Kirchenältesten die Rede ist. Auch die genauesten Untersuchungen der Handschrift haben ergeben, dass keine andere Lesart vorliegt: die Frage ist aber was jenes Wort in diesem Zusammenhange bedeuten solle. Wir geben nun dem Verf. Recht wenn er behauptet es könne nicht *forma* bedeuten und der heutige Cardinal Pitra in seinem Spicil. Solesmense meine ungenau eine alte Lateinische Uebersetzung habe es so übertragen. Er selbst will nach eigener Vermuthung dafür *ἐπινομήν* lesen, als könnte dies an sich ein Fortbestehen im Amte oder was man jetzt so nennt die Unabsetzbarkeit bedeuten. Allein in dem Zusammenhange in welchem das Wort hier ganz kurz steht, kann es dies doch schwerlich bedeuten; und die Frage bleibt ob nicht dennoch *ἐπινομήν* oder *ἐπινομήν* dort einen ganz passenden Sinn gebe.

Was wir in diesem Werke vermissen, ist

eine hinreichende Beantwortung der Frage, wer dieser Klemens in Rom gewesen sei. Erst bei der Einleitung in das zweite Sendschreiben S. 176 äussert der Verf. jener Römische Klemens an dessen geschichtlicher Bedeutung zu zweifeln Thorheit wäre, müsse nach einzelnen Merkmalen des sicher von ihm verfassten ersten Sendschreibens ein Mann Judäischer Abstammung gewesen sein. Allein diese Merkmale scheinen uns unsicher: man sollte doch nirgends vergessen dass auch Heidenchristen in jenen ältesten Zeiten so reden konnten als wären die hohen Männer des Alten Testaments die Vorfahren der christlichen Gemeinde und also in gewisser Hinsicht auch ihre eignen. Solche Redensarten gingen von der Alten damals lebendig genug auf die Neue Gemeinde über: und aus ihnen allein zu schliessen der Verfasser könne kein Heidenchrist gewesen sein, ist höchst unsicher. Wir sehen noch jetzt inderthat nicht ab warum dieser Klemens nicht der bekannte angesehene Römer und Verwandte des Flavischen Hauses gewesen sein soll von welchem allein das christliche Alterthum etwas weiss.

-- Wir freuen uns aber hier melden zu können dass Dr. Lightfoot diese Arbeit nur als den ersten Abschnitt einer vollständigen Ausgabe der *Patres Apostolici* betrachtet wissen will, und demnächst eine gleichmässig eingerichtete der Briefe des Ignatius ankündigt. Nach allem was in den neuesten Zeiten in Deutschland und England über diese verhandelt ist, sind wir dennoch auf sein Urtheil gespannt und auch begierig seine gesammte Arbeit über sie zu sehen.

— Allein welcher ungeheure Unterschied thut sich vor unsern Augen auf wenn wir mit dieser

Arbeit eines gelehrten Engländers die der beiden Deutschen Gelehrten vergleichen welche oben genannt sind! Diese beiden Werke sind zwar unter sich wieder ziemlich weit von einander abweichend, haben aber die sehr grosse Gemeinsamkeit dass sie aus der Baur-Tübingischen Schule stammen und diese noch immer hoch halten, auch von den durch sie eingeführten verkehrten Wegen nicht ablassen wollen. Die Folge ist vor allem dass man bei ihnen eine Unruhe und Unsicherheit des ganzen Verfahrens bemerkt von welcher bei jenem keine Spur zu finden ist. Diese beiden Werke wollen neugemachte Schulirrhümer zähe festhalten und dabei vorzüglich auch selbst neues und unerhörtes sagen, ohne die Dinge über die sie urtheilen wollen ruhig zu beherrschen: was bleibt da übrig als Unsicherheit des Urtheils von Anfang bis zu Ende? Die weitere Folge ist aber sodann dass auch der Nutzen welchen sie stiften bei weitem geringer ist als der welchen das Werk jenes erreicht, ja leicht auch gänzlich dahinschwindet und kaum zu nennen ist.

Wir müssen jedoch hinsichtlich des wissenschaftlichen Nutzens welcher für uns immer eine grosse Hauptsache ist, zwischen diesen beiden Werken sofort einen tiefer greifenden Unterschied machen. Dr. Hilgenfeld hat sich in neueren Zeiten immer mehr auf Arbeiten geworfen welche man mehr philologische als theologische nennen kann, die auch als rein philologische betrachtet immerhin sehr viel Mühe und Anstrengung erfordern, und welchen wenn sie zugleich neue Hilfsmittel der Wissenschaft an den Tag fördern jedenfalls ein gutes Verdienst bleibt. Wir haben gelegentlich schon früher in diesen Gel. Anz. darauf hingewiesen und den Wunsch aus-

gesprochen er möge sich nur immer entschiedener und immer erfolgreicher dieser gelehrten Thätigkeit zuwenden: wer auch nur mit einem ächten Sprach- Schrift- und Buchsinne sich mit den Biblischen und den verwandten Schriften beschäftigt und mit reiner Selbstaufopferung alles beschreibt was wissenschaftlich dazu gehört, der kann schon dadurch von den theologischen Verwirrungen leichter befreit werden welche zu Zeiten die Geister in Menge ergreifen und genug Verderben anrichten. So hat das Werk welches er hier veröffentlicht unstreitig einen guten Nutzen; und wir heben dies hier ganz der Wahrheit gemäss gerne hervor. Allein wie vieles von dem alten Baurisch einseitigen unwissenschaftlichen trüben Wesen klebt diesem Werke dennoch noch immer an, und wie ist es doch besonders dadurch so viel unvollkommener und einen weniger reinen Nutzen stiftend geworden als es ohne dies hätte werden können! Man kann dies schon an dem Namen sehen welchen ihm zu geben dem Verf. gut schien und der doch wiederum (ähnlich wie nach den Gel. Anz. 1867 S. 118 bei einem ähnlichen Werke des Verf.) so wenig klar und einfach richtig ist. Um ihn zu erklären bemerkt er im Vorworte man habe in neueren Zeiten oft bezweifelt ob die Judäer um die Zeit der öffentlichen Thätigkeit Christus' überhaupt von einem Messias viel geredet und gehofft hätten; so wolle er denn durch die hier zu druckenden Bücher aus den Zeiten kurz vor und nach ihr das Gegentheil beweisen. Dass solche Irrthümer von Berlinern und Tübingern in unsern Tagen aufgestellt und auf sie sogleich weiter eine Menge noch ärgerer aufgepropft wurden, ist freilich wahr: allein der Verf. musste wissen dass die Männer einer

gründlicheren Kenntniss und bessern Wissenschaft nie auch nur einen Augenblick dadurch sich verleiten liessen, vielmehr sofort nur desto eifriger das Gegentheil bewiesen. Wenn also daraus für unsre Zeit überhaupt noch etwas der Mühe werthes zu folgern ist, so ist es nur dies dass man auch an diesem Zeichen die ganze Verkehrtheit jener Kirchenschulen am deutlichsten erkennen kann; und möchte auch der Verf. sie nur zeitig genug an ihm erkannt haben! Lässt man sich aber einmal so unpassende Namen zu wählen verleiten, so hängt das immer mit einer Menge anderer Uebelstände zusammen, von welchen man sich noch nicht losgerissen hat oder die man sogar neu befördert. So ist das Werk des Verf. wesentlich nichts als eine neue Ausgabe der Psalmen Salomo's, des 4ten Ezrabuches, und der Assumptio oder Himmelfahrt Mosis: allein es giebt ja noch viel mehr ähnliche Bücher aus welchen man theilweise sogar noch sicherer und vollständiger lernen kann was es seinem Namen nach lehren soll: warum werden diese hier übergangen? Ferner ist es ein alter und schwerer Fehler so vieler Theologen in solchen Büchern immer vorzüglich nur den Messias zu suchen, nur die paar Stellen emsig hervorzuheben in welchen er sich etwa finden lässt; und nur auf deren Verständniss alle Sorgfalt zu verwenden. Die Folge war dass man gewöhnlich von diesen Büchern gar nichts richtiges und auch ihre Messianischen Worte nicht richtig verstand. Und dieser Nachtheil drückt sichtbar auch die hier erscheinende Ausgabe der drei Schriften.

Der wesentliche Nutzen dieser Ausgabe liegt nämlich darin dass der Verf. sich keine Mühe

hat verdriessen lassen sie ihrem Wortgefüge nach so genau und so vollständig als möglich wiederzugeben. Zu den Psalmen Salomo's hat er, da leider der Cod. Alex. nach dem oben bemerkten hier versagt, zum ersten Male eine Vergleichung der Wiener Handschrift benutzen können. Vom 4ten Ezrabuche giebt er alle jetzt uns zugänglichen alten Uebersetzungen, die Morgenländischen freilich selbst nur wieder in Lateinischen; und versucht ausserdem es in einer neuen Griechischen wiederherzustellen. Von der Assumptio Moris giebt er zwar nicht das jetzt entdeckte grosse Bruchstück der alten Lateinischen Uebersetzung, wohl aber ebenfalls eine neue Rückübersetzung ins Griechische. Den bei weitem stärksten Theil des Buches von S. 35—433 nimmt danach allein das 4te Ezrabuch ein. Zur Vollendung des Ganzen nahm er die Hülfe nicht weniger heute lebender Gelehrten in Anspruch, und fügt von sich selbst aus eine Menge von Bemerkungen sehr verschiedener Art hinzu. Allein sieht man von der blossen Herstellung des Wortgefüges ab, so ist es als ob er sonst in diesen Büchern nur immer einzelne besondre Stellen ins Auge fassen wollte: Einsicht in die ganze Anlage und Kunst sowie in den vollen Sinn jedes einzelnen Buches fehlt, und ein erschöpfend richtiges Urtheil über sie kommt nicht zu Stande. Ein grosses Hinderniss für eine genügende Behandlung dieser und aller ähnlicher Schriften liegt bei ihm ausserdem darin dass er der Morgenländischen Sprachen nicht mächtig ist, während die Bücher selbst über die er aburtheilen will doch nur als Morgenländische gelten können und jedem ein dunkles Gesicht zukehren der vom Morgenländischen nichts gründliches

versteht. Wir wollen dies hier nicht weiter verfolgen, sondern nur einiges bemerken was auch ausserdem leichter verständlich ist.

Dass das kleine Buch der 18 Psalmen Salomo's mit allen heute erreichbaren urkundlichen Hilfsmitteln neu herausgegeben würde, ist ein Wunsch den seit 20 Jahren wohl niemand stärker ausgedrückt hat als der Unterz. Wirklich sind jetzt auch durch die Vergleichung der Wiener Handschrift viele Stellen weit klarer geworden: allein eine hinreichend klare Einsicht in den dichterischen Sinn den künstlerischen Bau die zeitliche Bedeutung und den ganzen Ursprung dieses so denkwürdigen Anhangs zu dem ATlichen Psalter ist hier nicht gewonnen; auch beachtet der jetzige Herausgeber nicht genug was über die zeitliche Bedeutung dieser Lieder in jüngster Zeit veröffentlicht ist. Dass sie nicht, wie jetzt viele meinen, nach Pompejus' Eroberung Jerusalem's gedichtet sein können, wurde in den Gel. Anz. 1867 S. 107 f. gezeigt; wirklich will der Verf. ihr Alter jetzt in eine ganz andere Lage um 48 v. Chr. setzen, was ebenso willkürlich ist. Man wird nun künftig diese Lieder erst im Einzelnen und im Ganzen genau erklären, ihre jetzt sehr verworrene und ursprüngliche Gestalt möglichst wieder herstellen, und vor allem erkennen müssen dass sie schon deswegen nicht so ganz jung und weder aus Pompejus' noch aus Herodes' Zeit sein können weil sie allen Anzeichen zufolge bei ihrer Entstehung noch ganz wie die alten Psalmen für den Tempelgesang eingerichtet, dann aber bevor sie ihre jetzige Gestalt empfangen vielfach umgestellt und mit neuen Ueberschriften vermehrt sind. Denn dass sie in Salomo's Namen so wie das Buch Qôheleth oder das

Griechische Buch der Weisheit Salomo's verfasst seien wie der Verf. S. 25 meint, bestätigt sich nirgends und wird durch alles widerlegt. Man vergleiche sie nur genau mit jenem später unter dem Schirme von Salomo's Namen geschriebenen Büchern, und man wird in ihnen nichts finden was Salomo'n in den Mund gelegt sein soll; überall geben sie sich vielmehr als ursprüngliche frische und einfache Lieder, denen man mit jener Annahme ein grosses Unrecht anthun würde.

Wie der Verf. diese erst in ihrer späteren Bearbeitung auf Salomo zurückgeführten Lieder zu spät, so setzt er das prophetische Ezrabuch viel zu früh in das Jahr 33 vor Chr., in die Anfänge der Herrschaft des Herodes. Da sich aber jetzt über das wahre Alter dieses Buchs schon eine allgemeine Ansicht sehr fest ausgebildet hat, so ist es kaum nöthig die abweichende dieses neuesten Herausgebers viel zu beachten: inderthat klebt er in dieser wie in so mancher andern Sache nur zu starr an Voraussetzungen und Meinungen die er früher einmal öffentlich ausgesprochen, obgleich sie gründlich widerlegt sind. Dasselbe ist der Fall mit seiner Meinung dass das Ezrabuch zwischen c. 6 und c. 7 einen grossen späteren Zusatz habe: schon das Verständniss der höchst kunstvollen Anlage dieses grossen Buches kann vor diesem Irrthume schützen; allein auf die Kunst auch dieses Buches wendet er seine Aufmerksamkeit nicht. Etwas wichtiger ist es zu beachten was er S. LXIII über das Alter des mit dem Ezrabuche im engsten Zusammenhange stehenden zweiten Barúkhbuches meint. Dieses erst ganz vor kurzem wiederentdeckte Weissagungsbuch wurde zuerst in den Gel. Anz. 1867 S. 1706 ff.

einer näheren Untersuchung unterworfen und sein Zeitalter festgestellt. Diese Feststellung drehet sich besonders auch um die Frage wie in jenen alten Morgenländischen Sprachen solche Begriffe die wir jetzt ganz kurz als $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{9}{10}$ u. s. w. ausdrücken bezeichnet wurden; und der Verf. fasste ein Misstrauen ob dort das richtige behauptet sei. So wandte er sich deshalb, wie er hier erzählt, an zwei andere Gelehrte: bestellte Waare aber, kann man sprichwörtlich sagen, ist selten gut, ist es wenigstens hier nicht geworden; und nur weil diesen drei vereinigten Gelehrten unsrer Tage die Sache noch so dunkel ist, scheint es uns nicht unnütz folgendes zu bemerken. Wie alles unser Rechnen ja unser Denken selbst von Brüchen nicht reden könnte, würde nicht jedesmal ein Ganzes vorausgesetzt: so setzen die ältesten Sprachen immer ein wenn auch oft an sich klares Ganze voraus, und reden zunächst nicht von dessen Brüchen sondern von seinen Händen oder Antheilen, zum deutlichen Beweise dass die Bruchrechnung vor allem von den einzelnen Erben ausging von welchen jeder eine Hand d. i. einen Besitz, einen Antheil an dem Erbe zu haben meint und bei dem es sich dann weiter fragte wie viele Hände d. i. Antheile jedem zufallen sollten. Das Ganze muss, wenn auch nicht immer ausdrücklich genannt, doch im Zusammenhange der jedesmaligen Rede klar sein: dann versteht sich von selbst wieviel z. B. zwei Theile von Sieben seien, nämlich dasselbe zwar was wir $\frac{2}{7}$ nennen wenn diese von den übrigen $\frac{5}{7}$ deutlich unterschieden werden, aber $\frac{2}{3}$ davon wenn die Sieben ohne weitere Theilung als ein Ganzes genannt werden, wie dies in jener Stelle des 2. Barûkhbuches der

Fall ist. Erwägt man nämlich dass von Bruchtheilen nächst der Hälfte keiner häufiger vorkam als zwei Drittel, ferner dass das Hebräische zwar schon רבי ein Viertel, חמש ein Fünftel aber noch kein שלש ein Drittel bildet und noch weniger dieses etwa mit zwei zusammenstellt, so kann man desto weniger zweifeln was שמי ירוח oder שמי שנים bedeute wo es so wie hier oder wie Deut. 21, 17 rein einem Ganzen gegenübergestellt wird; denn das Deut. 21, 17 bloss von zwei möglichen Söhnen die Rede sei ist unwahr, und dazu ist längst gezeigt dass שמי שנים nicht das doppelte bedeute. Wäre aber im 2. Bar. von keinem Bruche die Rede, so hiesse es ja einfach zwei Wochen von sieben, und das im Syrischen recht eigentlich die Brüche bezeichnende صحت wäre gar nicht hinzugesetzt, würde vielmehr den Sinn nur stören. Ein Drittel wird kurz durch שלישית (nämlich יר) ausgedrückt: aber ein Dual dafür für $\frac{2}{3}$ ist nicht ausgebildet; vielmehr erhellt aus dem Obigen wie dieser Begriff ausgedrückt wurde.

— Wenn nun bei Dr. Hilgenfeld die Wirkungen der Strauß-Baurischen Schule nur noch entfernter aber doch noch fühlbar und keines-ganz unschädlich nachwirken und er insofern heute als ein halber Anhänger derselben gelten kann, so ist Dr. Volkmar als der Verf. des dritten hier zu beurtheilenden Werkes vielmehr immer tiefer bis in die letzten Folgen und Folgerungen sowie Forderungen jener Schule hineingerathen; und was das für Folgen und Folgerungen seien, kann man nirgends so deutlich und so leicht heute erkennen als bei diesem seinem Werke über die Evangelien; aber

eben deswegen ist hier eine längere Beurtheilung auch gar nicht nothwendig. Zumal in diesen Gel. Anz. welche die wissenschaftlichen Ansprüche der Werke dieses Verf. ziemlich genau verfolgt haben, genügt es vollkommen die Voraussetzungen von welchen der Verf. bei diesem Werke ausgeht, deren heutigen Werth und deren Wirkung auf seine Arbeit kurz zu bezeichnen.

Nun sind es genau genommen nur zwei Voraussetzungen von welchen der Verf. bei der Anlage und der Ausführung dieses Werkes ausgeht: und beide hat er nur aus der Strauß-Baurischen Schule sich angeeignet. Die eine ist die dass alle Evangelien ohne Ausnahme, sowohl die in als die ausser dem Kanon, sehr späte Erzeugnisse seien; und die andere dass ihr Inhalt nicht geschichtlich sondern »mythisch« sei und die einzelnen daher desto leichter bloss aus verschiedenen »Tendenzen« oder »Schulen« hervorgebildet seien. Es leuchtet aber leicht ein wie eng diese beiden Voraussetzungen unter sich zusammenhängen, wie die zweite nur durch die erste möglich oder doch wahrscheinlich wird, ohne die erste aber schon an sich sehr hinfällig ist; sodass am Ende alles vorzüglich auf die erste ankommt. Namentlich müssten doch die höchst verschiedenen Schulen und Richtungen denen schon die frühesten Evangelien dienen sollen, längst ausgebildet gewesen sein, bevor diese entworfen werden konnten; und so lautet denn auch die erste Voraussetzung näher gefasst dahin dass kein einziges Evangelium vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sei. Indem der Verf. nun im Ganzen 10 Evangelien entdecken zu können meint, denkt er sich deren Zeitalter und Aufeinanderfolge so: 1) das nach

Marcus genannte (nicht aber von ihm geschriebene) Evangelium, um 73 n. Chr. verfasst, als die Urschrift aller, welches nur in der im Jahre 68 geschriebenen Apokalypse des NTs eine Art von Vorläufer gehabt habe, selbst aber schon »Paulinische Lehre und Wirksamkeit« mit der »Petrinischen Gemeindeform« habe vereinigen und versöhnen wollen. Von dieser Grundlage aus seien dann weiter entstanden 2) ein Buch welches er in lächerlicher Weise Genealogus Hebraeorum benennt, um 80 n. Chr.; 3) ein Evangelium Pauperum oder Essaeorum, ebenfalls um 80 n. Chr.; 4) das Evangelium nach Lukas (selbstverständlich nicht von Lukas geschrieben), um 100 n. Chr.; 5) das Evangelium nach Matthäus, um 110 n. Chr.; 6) das nach Petrus, um 130 n. Chr.; 7) das nach Paulus Markion's, um 138 n. Chr.; 8) das der Nazaräer, um 150 n. Chr.; 9) das »des Logos nach Johannes«, um 155 n. Chr.; 10) das Aegyptier-Ev., 160—170 n. Chr. Eins von vielen Ergebnissen wäre dann daraus dass weder wir Späteren noch auch die ältesten christlichen Schriftsteller von welchen sich heute Bruchstücke erhalten haben, den Namen des Verfassers irgendeines Evangeliums wüssten: und Dr. V. ist geschickt genug danach sogar das bekannte *κατά* in den Ueberschriften unsres heutigen vierfachen Evangeliums verstehen zu wollen, obgleich wir heute längst das richtigere wissen.

Nun aber ist diese gesammte Vorstellung welche wir uns so nach des Verf. Willen aneignen sollen, in ihrer Voraussetzung selbst vollkommen grundlos. Es ist jetzt hinreichend sicher gezeigt dass das Evangelische Schriftthum unter den Christen ebenso früh ja noch früher begann als das der Briefe und der Apokalypsen,

dass seine hohe Blüthezeit schon vor die Zerstörung Jerusalems fällt, dass Matthäus Marcus Lukas ihre Evangelien wirklich geschrieben wenn auch die der beiden ersten jetzt nur in neuen Ausgaben erhalten sind, dass das vierte wirklich vom Apostel Johannes verfasst ist. Wenn Dr. V. von allen diesen neu gewonnenen sichern Einsichten und geschichtlichen Gewissheiten nichts wissen will und sich vor ihnen bloss zurückzieht, so hilft ihm dies Uebersehen nichts, und er beweist damit nur dass er weit hinter unserer heutigen Wissenschaft zurückgeblieben ist. Ebenso ist die zweite Voraussetzung des Verf. heute bereits völlig in ihrer Grundlosigkeit aufgedeckt: die Fülle und die Zuverlässigkeit ächtgeschichtlicher Erinnerungen welche unsre vier Evangelien geben, ist jetzt in neuer Weise bewiesen, und steht fest obgleich der Verf. hier nichts davon wissen will und alles einfach übersehen zu können sich einbildet. Will man aber sehen bis wohin die Folgen dieser zwei grundlosen Grundvoraussetzungen den Verf. in diesem seinem neuen genug weitläufigen Buche geleitet haben, so kann folgendes Beispiel genügen. Weil seine ganze Mühe sich dahin richtet alles und jedes in jedem kleineren oder grösseren Stücke Evangelischer Erzählung in ungeschichtlichen Staub zu verflüchtigen, so lässt ihm S. 554 ff. auch die in allen vier Evangelien wesentlich gleichlautende Geschichte des Judas Iskarioth keine Ruhe. Zwar scheint ihm dieser völlig eigenthümliche Name Iskarioth so wunderbar hart und so eigensinnig dass er an ihm seine Zersetzungskunst nicht versuchen mag: so lässt er ihn stehen, und berechnet nicht einmal wie viel er mit einem solchen harten Kiesel stehen lassen muss. Ha-

stig springt er vielmehr auf den Namen Judas los: was kann der im Sinne und nach dem Herzen der Strauss-Baur bedeuten? Nur diese Frage drängt sich dem Verf. auf: und schnell ist die Antwort darauf zur Hand. Ist alle Erzählung wesentlich Dichtung zu Lehrzwecken, warum soll dieser Judas nicht das Bild aller Juden, sein Verrath nicht das Bild des Verrathes vorzüglich aller der Zwölfe sein, jener nach Strauss-Baur für Todfeinde des Apostel Paulus zu haltenden Urapostel? Gedacht gethan, oder vielmehr geschrieben: und die heutige aufgeklärte Christen- und Judenheit weiss nun was sie von diesem Judas und allen Zwölfen zu halten hat. So ist auch dieser Lebensstoff in Dampf aufgelöst, und jener kahle harte Kiesel Iskarioth mag liegen bleiben wo er liegt.

Hier ist das Ende aller christlichen Theologie: wird die geschichtliche Bedeutung der Evangelien so völlig verflüchtigt, so giebt es kein der Rede werthes Christenthum mehr und demnach auch keine christliche Theologie. Vielleicht wird man aber sagen der Verf. sei wohl eher Philologe als Theologe, und so könne sein Werk doch insofern Verdienste haben. Allein wer dieses Werk auch nur von Seiten der Sprache und der dahin gehörenden Kenntnisse betrachtet, wird es nicht minder verwerfen müssen. Die sprachliche Bildung des Verf. vermag man schon an den ersten Worten des Marcus-evangeliums zu erkennen, welche wie er meint lauten: »Anfang des Evangeliums Jesu Christus' — ward Johannes der Taufende.« Das ist weder ansich irgend wie klar, noch entspricht es dem was Marcus selbst 1, 14 sagt, noch ist es der Sache nach denkbar. Das Evangelium ist

weder anfangs noch überhaupt durch den Täufer gekommen: man sieht also hier dass was den Worten nach Unsinn ist, immer auch der reinen Sache nach keinen bessern Sinn giebt; und nur wer wie der Verf. von den Morgenländischen Sprachen nichts versteht, kann sich einbilden dass ein obwohl in Hebräisch-Aramäischer Farbe schreibender Hellenist so sinnlos sagen könnte. — Doch das schlimmste bei diesem Verf. ist dass er bei einer so mangelhaften philologischen Bildung und Bibelkenntniss die Bodenlosigkeit seiner zwei Grundvoraussetzungen nur durch das eitelste Selbstlob und die behendeste Verdächtigungssucht der gewissenhafteren Schriftsteller zu verdecken sucht. Solche Mittel helfen wohl für den Augenblick etwas, offenbaren aber dem sachkundigen besonnenen Leser nur desto leichter die schweren Mängel, und werden für die Dauer sicher nichts helfen.

Es sind jetzt etwa 30 Jahre seitdem der Berliner Bruno Bauer, damals in Bonn, die Spitze aller Hegelschen Weisheit in einer Reihe ähnlicher Werke gegen die Evangelien gekehrt und endlich reine Bahn geschaffen zu haben meinte: jene Werke sind mit ihrem Urheber selbst heute längst vergessen, weil unsre Wissenschaft schon vor ihnen weit besseres besass, und auch nach ihnen ihre guten Fortschritte noch machte. Ebenso meint dieser Verf. nun endlich mit der Strauss-Baurischen Weisheit ganz Ernst gemacht und auch die letzten richtigen Folgerungen aus ihr gezogen zu haben: er ist noch weniger zu entschuldigen als jener, weil er zu einer Zeit wo die NTliche und die gesammte Biblische Wissenschaft noch einen viel festeren Grund gewonnen hat als welchen sie damals schon sich erstritten hatte, dennoch hinter die-

ser weit zurückgeblieben ist; allein sein wirrer Eifer und sein ganzes Unternehmen fällt in eine aus anderen Ursachen viel verwirrtere unruhigere Zeit. Dennoch wird auch sein Werk nach 30 Jahren oder schon viel früher von einem ganz ähnlichen Schicksale erreicht werden, falls überhaupt unsre heutige Religion und Wissenschaft nicht in ein grosses Chaos versinkt. Mag es aber früher oder später dahin sinken wohin alle nicht von einem reineren Geiste getragenen theologischen Bücher kommen: es ist schon jetzt klar welchem Geiste es entfloßen ist und welchen Geist es fördern will. Inderthat ist ein ähnliches Werk des Verf. vom Jahre 1857 schnell vergessen, ohne auf den Gang der Wissenschaft den geringsten Einfluss gehabt zu haben.

H. E.

Der Kumys. Seine physiologischen und therapeutischen Wirkungen von Dr. E. Stahlberg, dirigirender Arzt der Kumys-Heilanstalt in Moskau. St.-Petersburg. Ad. Marcks. 1869. 70 pp. in gr. Octav.

Ueber Milch- und Molkenkuren und über ländliche Kurorte für unbemittelte Brustkranke. Von Dr. Herrmann Lebert, Geheimer Medicinalrath und Professor der medicinischen Klinik und Poliklinik in Breslau. Berlin, 1869. August Hirschwald. 120 pp. in Octav.

Wie bekannt gehört die Kur der Tuberculose mittelst des aus der Stutenmilch durch Gährung künstlich dargestellten kirgisischen Getränkes, das den Namen Kumys führt, in Russland

zu den sehr gebräuchlichen und geschätzten, und alljährlich wandert eine grosse Zahl Anämischer und Tuberculöser aus den entlegensten Orten des grossen Reiches in die kirgisischen Steppen, um dort Genesung zu suchen und in der Regel wenigstens Zunahme des Körpergewichtes und der Körperfülle zu finden. Auch über die Grenzen Russlands hinaus hat sich die Kenntniss dieses Heilmittels verbreitet und zwar in Deutschland nicht erst, wie der Verfasser der vorliegenden Schrift annimmt, durch das allerdings verdienstvolle Buch Uckes über das Klima und die Krankheiten der Stadt Samara, worin ein besonderer Abschnitt der Kumyskur gewidmet ist, auf welchen Stahlberg die bekannten Bestrebungen von With in Bremerhafen, den sogenannten »Milchwein« zum deutschen Nationalgetränk zu machen, zurückführt. Der With'schen Broschüre über Milchwein und Milchweinkuren (1865) geht indess schon 9 Jahre früher eine nach älteren russischen Mittheilungen von Chomenkoff, Jarotzki, Dahl und Meydell gearbeitete Abhandlung des verstorbenen Hofraths Spengler in Ems, die zuerst in der balneologischen Zeitung (Bd. IV. H. VI und VII), dann aber auch als besonderer Abdruck bei Rathgeber in Wetzlar erschien, voraus. In andern Ländern scheint man sich weniger um das Lieblingsgetränk der Kirgisen und Baschkiren gekümmert zu haben, wie denn z. B. die gelehrte medicinische Welt von Paris im Jahre 1867 aus Stahlbergs Munde zuerst mit Staunen den Namen Kumys und von seiner Verwerthbarkeit als therapeutisches Agens vernahm.

Mit der Stahlberg'schen Schrift scheint die Kumys-Literatur in ein neues Stadium ge-

treten zu sein, indem es sich zum ersten Male um wirkliche exacte Beobachtungen handelt, als welche die Withschen Angaben schon insofern nicht angesehen werden können, weil sie sich auf einen aus Ziegenmilch dargestellten Pferdekumys beziehen. Genaue Studien über die Wirkungssphäre des ächten Getränkes konnten erst zu Tage treten, wenn die Kuren aus der kirgisischen Steppe in ein zum Studiren geeigneteres Terrain verlegt wurden, wie dies dadurch geschehen ist, dass Stahlberg in Moskau eine Kumys-Heilanstalt begründete, in welcher das Medicament aus der Milch ächter Steppenstuten fabricirt wird. In der Steppe selbst fehlt es an allen Hilfsmitteln zur wirklich gründlichen Untersuchung, so dass z. B. an eine chemische Analyse bisher nicht zu denken war und jedenfalls hätte der, welchem es um derartige Studien zu thun war, sich nicht dem Kumysgenusse hingeben dürfen, durch welchen nicht allein in grossen Quantitäten ein Rausch, sondern auch schon bei geringerem Verbräuche eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe producirt wird.

Es lässt sich nicht verkennen, dass die Deductionen des Verfassers, welche die Unabhängigkeit des Erfolgs der Kumyskur von dem Aufenthalte der Patienten in der Steppe nachzuweisen bestrebt sind, durchaus logisch und triftig sind, und dass die Anlegung einer Kumys-Heilanstalt in der altrussischen Hauptstadt durch Abkürzung der beschwerlichen Reise, Gewährung grösseren Comforts als ihn ein Kirgisenfürst seinen Gästen spenden kann u. s. w. von grossem Vortheile für die betreffenden Kranken zu werden vermag. Stahlberg weist nämlich nach, dass nicht etwa eine besondere Ernährung

der Stuten in den Steppen und insbesondere nicht der Consum von *Stipa pennata* das Moment seien, welche eine so überaus milchzuckerreiche, zur Gährung geeignete Milch produciren, sondern dass der Kumys eben so vollkommen ausfalle, wenn man auf die Race des Pferdes und auf dessen sonstige Lebensgewohnheiten achte, namentlich auf den Umstand, dass die Stuten nicht zu andern Arbeitsleistungen als zur Milchproduction angehalten werden und dass sie sich das ganze Jahr hindurch, so weit nur immer thunlich, im Freien aufhalten. Wie sehr der Milchzuckergehalt bei arbeitenden und nicht arbeitenden Stuten verschieden ist, wie variabel die Milchbestandtheile bei den verschiedenen Racen der milchgebenden Thiere ausfallen, darüber geben die mitgetheilten Analysen die zuverlässigste Auskunft.

Stahlberg's Buch bringt uns zum ersten Male eine verlässliche Analyse des Kumys (von Hartier in Moskau ausgeführt) und zwar nicht allein des frischen, sondern auch des mehrere Monate alten, woraus hervorgeht, dass anfangs nicht aller Milchzucker umgesetzt wird, so dass der Alkoholgehalt, zugleich aber auch der Milchsäuregehalt mit der Zeit zunimmt. Die Analyse des frischen Kumys aus der Milch der Kirgisensteppen-Stuten gab auf 100 Theile 1,65 Alkohol, 2,05 Fett, 2,20 Milchzucker, 1,15 Milchsäure, 1,12 fein vertheiltes Casein, 0,28 Salze und 0,85 Kohlensäure, während fünf Monate alter Kumys trotz fortwährendem Lagern auf Eis 3,23 Alkohol, 1,01 Fett, 2,92 Milchsäure und Bernsteinsäure, 1,21 Casein und Salze und 1,86 Kohlensäure in 100 Theilen lieferte. Auf Grund dieser Analyse versucht Stahlberg die bisherigen Beobachtungen über die physiologischen

Wirkungen des Kumys, unter denen er auch, gegenüber U c k e, die diuretische Action als festgestellt betrachtet, während er eine besondere Steigerung der Diaphoresis durch das Mittel nicht zugiebt, zu begründen. Nach seiner Anschauung kommt dem Kumys zu: die fettbildende, temperaturvermindernde und schlafferregende Wirkung des Alkohols, die das Körpergewicht vermehrende Eigenschaft des Milchzuckers, die pulsverlangsamende kühlende, die Secretion der Schleimhäute vermindernde Wirkung der Milchsäure, die die organische Gewebe restituirende Wirkung des Caseins und die die Herzcontractionen verlangsamende, die Energie des Herzimpulses vermehrende und diuretische Wirkung der Kohlensäure. Für die therapeutische Anwendung des Kumys ist nach Stahlberg's bisherigen Erfahrungen besonders massgebend die rasch blutbildende Wirkung desselben, die sich durch das baldige Auftreten von rothen Wangen und einem Teint, den man in Moskau geradezu als Kumys-Teint bezeichnet hat, gleich nach dem Beginn der Kur, selbst bei Schwerkranken, einstellt. Zu dieser Wirkung, die auf der Einführung des in Kumys enthaltenen leichtlöslichen Eiweisses der Stutenmilch beruht und welcher das nach einiger Zeit constant hervortretende Wachsthum des Körpergewichtes entstammt, gesellt sich noch die Beschränkung der Bronchialssecretion durch das Mittel, um eine rationelle Erklärung der günstigen Effecte bei Lungenschwindsucht zu geben. Wie günstig der Einfluss der Kumyskur selbst bei weit gedieherer Phthisis sich herausstellt, davon geben einige Krankengeschichten den besten Beweis, wo selbst bei sehr ausgedehnten Cavernen die Kur den Fieberzustand hob und eine Zunahme

des Körpergewichts, Zunahme des Allgemeinbefindens und des Hustenreizes herbeiführte. Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, dass eines theils der Kumys nicht mehr als ein Specificum, wofür ihn das russische Volk allgemein ansieht, zu betrachten ist, sondern als ein nahezu rationelles Heilmittel, dessen Kenntniss nur inso weit noch erhebliche Lücken darbietet als es an exacten Analysen der Se- und Excrete bei den Kumyskuren fehlt und dass andernteils ausser der Lungentuberculose noch eine Reihe anderer Krankheiten, ja man kann sagen alle Zehrungs krankheiten die Kumyskur indiciren können. In der That hat die Behandlung solcher in der Moskauer Heilanstalt zum Theil ebenso eclatante Resultate geliefert. Es sind sämmtliche Formen der Anämie, aus welchen Ursachen dieselbe auch hervorgehen mag, besonders auch die nach profusen Diarrhöen auftretende Blutarmuth, Scorbut, Hysterie und Hypochondrie auf anämi scher Basis, Adynamie in Gefolge von Typhus, Pneumonie der Greise, vielleicht auch Diabetes mellitus, wo eine Kumyskur günstige Chancen bietet.

Indem wir bezüglich des diätetischen Verhaltens bei der Kumyskur auf die Brochüre selbst verweisen, wollen wir nur hervorheben, dass in der Stutenmilch selbst ein Mittel gegen die häufig durch Kumyskur producirte Obstipation gegeben ist. Bei den Kuren wird anfangs mit weniger als einer Flasche pro die begonnen, aber sehr rasch bis auf die Quantität von fünf Flaschen gestiegen, von denen Morgens drei und Nachmittags zwei consumirt werden müssen.

Wir zweifeln nicht, dass Stahlberg's Schrift, — die sehr zweckmässig mit einem Literaturverzeichnis schliesst, in welchem

manche bei uns unbekannt gebliebene russische Arbeit Aufnahme gefunden hat — die Gemüther der Aerzte ausserhalb der russischen Grenzen mehr als zuvor eine andere auf denselben Gegenstand bezügliche beschäftigen werde. Es steht zu erwarten, dass über kurz oder lang auch besser als Moskau situirte Orte Kumys-Heilanstalten besitzen werden, und es wäre nicht unzweckmässig, wenn auch Deutschlands Regierungen, wie dies Stahlberg postulirt, durch Sachverständige eine Prüfung der russischen Heilanstalt vornehmen und Massregeln ersinnen liessen, durch welche auch Deutschlands Phthisikern die Wohlthaten einer solchen zugänglich gemacht werden könnten. Vorläufig müssen sich unsere tuberculösen Landsleute mit andern Kuren, die weniger leisten und häufig mehr kosten, wie namentlich die überaus theuern Aufenthalte in Kairo, Madeira oder andern klimatischen Kurorten zweiten Ranges, begnügen. Am nächsten verwandt sind dem Materiale nach die der Wirkungsweise nach allerdings höchst differenten Milch- und Molkenkuren, welche in der jüngsten Zeit Professor Lebert in Breslau in einer besonderen Schrift beurtheilt hat, der wir hier noch eine kurze Besprechung widmen wollen. Es finden sich in derselben viele höchst schätzbare und beachtenswerthe Bemerkungen, sowohl über die Gegenstände, welche der Titel der Schrift andeutet als über manche andere, die man in einem Buche über Molkenkuren kaum anzutreffen erwarten sollte und die dahin allerdings zum Theil auch nicht stricte gehören dürften. So sind insbesondere die Notizen, welche der Verfasser in der Einleitung giebt, zwar gewiss im Sinne aller derjenigen geschrieben, denen es Ernst darum ist, die Thera-

pie auf wissenschaftlicher Basis zu begründen, aber man wird schwerlich in einem Buche über Molkenkuren eine weitläufige Erörterung über die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Vermehrung naturwissenschaftlicher Schulstunden auf den Gymnasien suchen. Sehen wir von diesem einleitenden Capitel des Professor Oppolzer in Wien gewidmeten Buches ab, das als Bemerkungen über naturwissenschaftliche Therapie überschrieben ist, so finden wir der Reihe nach Abschnitte über die chemische Beschaffenheit der Milch (S. 11—15); über die Milch der Frau und verschiedener Hausthiere (S. 15—27), über Fütterung milchgebender Hausthiere (S. 27—43), über die Zusammensetzung der Molken als Nahrungs- und Kurmittel (S. 48—59), über Molkenkuren (S. 59—80), über Milchkuren (S. 80—110), endlich über ländliche Kurorte für unbeeheilte Brustkranke (S. 110—120). In dem Abschnitte über die chemische Beschaffenheit der Milch werden besonders die Aehnlichkeiten und Differenzen der Milch derjenigen unserer Hausthiere, welche zu Milchkuren benutzt werden können, hervorgehoben und auf Grund ihrer Zusammensetzung die verschiedenen Indicationen der einzelnen Milcharten in diversen Krankheiten festgestellt. Hier betont Lebert z. B. die relative Armuth der Eselmilch an festen Stoffen, um sie bei Ernährungsstörungen, bei denen entzündliche und pyrogene örtliche Processe mit im Spiele sind, besonders zu empfehlen. Was Lebert in diesem Capitel über den Nährwerth von Frauenmilch und Kuhmilch vergleichend anführt, harmonirt nicht in allen Stücken; so erklärt er die Ernährung des Säuglings mit verdünnter Kuhmilch für ganz irrational, weil die Kuhmilch nur etwa 3% fester

Bestandtheile mehr als die Frauenmilch enthalte, während er auf der vorhergehenden Seite die Kuhmilch als von Haus aus nur für einen thierischen Säugling mit complicirtem Magen passend erklärt. Es ist aber offenbar, wenigstens in den frühesten Zeiten des Säuglingsalters, der Magen nicht im Stande solche Quantitäten Butter zu toleriren, wie sie ihm die Kuhmilch bietet, die davon 4,3% enthält, während die Frauenmilch nur 2,6 enthält; auch ist das Casein der letzteren entschieden leichter verdaulich. Sehr richtig empfiehlt Lebert die Ernährung mit Milch von Kühen oder Ziegen für Städte, wo man nur zu oft schlechte und nicht selten syphilitische Ammen hat. Von der Ziegenmilch wird hervorgehoben, dass sie am günstigsten auf Darmcatarrh wirke, was sie wahrscheinlich ihrem Eiweissreichthum zu danken habe. Die Schafmilch wird als allgemein reich und nahrhaft, für Hebung heruntergekommener Ernährung ganz vortrefflich bezeichnet und findet es der Verfasser bedauernswerth und nothwendig zu ändern, dass man eine solche Nahrung nicht nur ganz vernachlässige, sondern sie sogar nur sehr abgeschwächt benutze, nämlich nach Ausfällen von Casein und Butter als Schafmolke. Die kleine landwirthschaftliche Digression, welche Lebert in dem folgenden Kapitel macht, indem er das Verhältniss der Milch der Thiere zur Fütterung untersucht, wird gewiss von jedem Arzte gern verfolgt werden. Als ein sehr wichtiges Resultat in Bezug auf Molken und Milchkuren muss betrachtet werden, dass die sogenannten aromatischen Kräuter und namentlich die Alpen- und Gebirgskräuter für das Zustandekommen einer guten Milch oder Molke völlig indifferent sind. Bezüglich der Schafmolken wird ange-

führt, dass das Schaf die an aromatischen und bittern Stoffen reichen Gewächse, sowohl auf der Weide als im Stalle nicht fresse. Bezüglich der Kuhmilch, dass die Alpenmilch in den allerverschiedensten Höhen niemals einen eigenthümlichen Geschmack besitze und dass die chemische Analyse aromatischer Stoffe nicht gedenke. Die Angabe Lefort's, dass normale Molken Harnstoff enthielten, fand in Lebert's Laboratorium durch Dr. Gscheidlen keine Bestätigung.

Unstreitig das wichtigste Kapitel ist das auf die Zusammensetzung der Molken bezügliche, in welchem auch neue Analysen der Salzbrunner Schafmolken und der Breslauer Ziegenmolken mitgetheilt sind. Es geht daraus hervor, dass die Ziegen- und Schafmolken sich durch höheren Gehalt an stickstoffhaltigen Substanzen auszeichnen, während die Unterschiede in Milchzucker und Salzen nicht in das Gewicht fallen. Hierbei bemerkt nun Lebert mit Recht, dass wenn die Lobredner der Schafmolken gerade auf diesen Stickstoffreichthum als besondern Vorthail hinweisen, befremdend erscheine, wie man bei der Molke, die sich von der Milch gerade dadurch unterscheide, dass die nährenden Stoffe, Proteinverbindungen und Fette ausgefällt werden, diejenige Sorte für die beste erkläre, bei der diese Ausfällung am unvollkommensten stattgefunden habe. Es führt diese Betrachtung zunächst zur Gleichstellung der Kuh-, Ziegen- und Schafmolken, dann aber eine weitere Erwägung der sonstigen Zusammensetzung der Molken, zu dem Schlusse, dass von einer besondern nutritiven Kraft der Molken überhaupt nicht die Rede sein könne. Wenn, sagt Lebert, ein Patient bei seinem Frühstück 1—2

weichgesottene Eier und beim Mittagessen eine nur mässige Quantität gebratenen Fleisches isst, so ist die Menge des eingenommenen Stickstoffs und Kalis um ebenso viel grösser als in den Molken, wie der Genuss von Eiern und Fleisch angenehmer als der von Molken ist. Nachdem der Verfasser gezeigt, dass auch bei Thieren der Nahrungswerth der Molken ein sehr untergeordneter sei, geht er auf die Molkenkuren über und sucht zunächst den Nachweis zu liefern, dass die Resultate derselben entweder (bei gemischten Kuren, wie in Ems, Soden u. s. w.) auf das mit den Molken gemengte Mineralwasser oder (bei reinen Molkenkuren) auf den Umstand zurückzuführen sind, dass viele Molkenkuranstalten den Character eines klimatischen Kurortes tragen. Wenn Lebert hervorhebt, dass nur in deutschen Ländern Molkenkuren gebräuchlich sind und hieraus den Schluss ziehen will, dass sie eben entbehrlich seien, so lässt sich dies allerdings wohl dadurch widerlegen, dass auch andere Kuren ausserhalb Deutschlands nicht gebräuchlich sind, z. B. die Traubenkuren, welche erst in jüngster Zeit durch Herpin in Frankreich eingeführt sind. Uebrigens werden, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, auch von italiänischen Aerzten Molken verordnet, wenn auch vielleicht nicht an bestimmten Kurorten gebraucht. Im Uebrigen sind die Ausstellungen, welche Lebert von den Molkenkuren macht, die Störungen der Verdauung, welche sie bei grösseren Mengen zu Wege bringen und die häufig die durch Molken bedingte vorübergehende Erleichterung des Hustenreizes, die indessen der Wärme und der Flüssigkeit, nicht aber den sonstigen Bestandtheilen der Molke zugeschrieben werden, illusorisch machen, unse-

res Erachtens wohl berechtigt, und der Satz, dass in den Bestandtheilen der Molken nichts enthalten sei, was eine besondere Heilwirkung bei Brustkrankheiten voraussetzen lasse, als richtig zu betrachten. Demgemäss fordert Lebert, dass die bestehenden Molkenkuranstalten sich in klimatische Kurorte verwandeln, in denen statt des Serum lactis in Zukunft die Milch selbst kurmässig gebraucht werden sollen, wobei er betont, dass in solchen Localitäten nicht bloss eine Milchart, sondern die von Kühen, Ziegen, Eselinnen und Schafen vorhanden sein müsse, um dem ordinirenden Arzte zu gestatten, dieselben nach besonderen Indicationen zu verwerthen. Insbesondere weist Lebert auf den grossen Gehalt der Schafmilch an nutritiven Substanzen hin, um gerade diese bei Tuberculösen, wo nicht entzündliche Affectionen sie contraindiciren, in Anwendung zu bringen. Ausschliesslichen Milchkuren bei Tuberculose redet der Verfasser das Wort nicht, während er dieselben bei chronischen Verdauungsbeschwerden, namentlich bei perforirendem Magengeschwür häufig von entschiedenem Nutzen gefunden haben will.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass die rationelle Polemik Lebert's gegen die Molkenkuren und die von ihm versuchte Begründung besonderer Indicationen für die Anwendung der einzelnen Milcharten dem bei den praktischen Aerzten bisher üblichen Schlendrian in Verordnung der Molken- und Milchkuren bedeutenden Abbruch thun wird, und dass, wenn die sogenannten Molkenkurorte in der von Lebert postulirten Weise modificirt werden, den Kranken ein bedeutenderer Nutzen als bisher aus demselben erwachsen wird, während die Kosten der Molkenbereitung

fortfallen und die Kur so eine erheblich billigere wird. Hervorheben möchten wir noch, dass, wie Stahlberg in seiner Schrift über Kumys bei den Pferden, so Lebert bei den Schafen grosses Gewicht auf die Race legt und dass nach den in der Lebert'schen Schrift niedergelegten analytischen Resultaten, die eine enorme Differenz der Eselinnen- und Stutenmilch darthun, der in Pau von Schnepf gemachte Versuch aus der Milch der Eselin ein kumysähnliches Getränk, dem er den Namen Galazyme beilegt, zum Nutzen und Frommen der Tuberculösen zu bereiten, wohl nicht zu so günstigen Resultaten führen wird, wie sie Samara und Moskau aufzuweisen haben.

Vom Standpunkte der Humanität aus muss schliesslich der im letzten Capitel des interessanten Buches begründete Hinweis auf die Nothwendigkeit ländlicher Kuranstalten für unbeeheilte Brustkranke allseitige Unterstützung finden. Es ist nicht zu leugnen, dass gerade solchen Kranken der Aufenthalt in Hospitälern häufig wenig oder gar keinen Nutzen schafft, während, zumal in früheren Stadien der Krankheit der Aufenthalt auf dem Lande, wenn solcher durch sonst gute Ernährung, Trinken von Milch, vorsichtige Abhärtung durch kalte Abreibungen, angemessene Bewegung und geistige Ruhe unterstützt wird, Günstiges zu leisten vermag.

Theodor Husemann.

Die handschriftlichen Gestaltungen der Chanson de geste Fierabras und ihre Vorstufen von Dr. Gustav Gröber. Leipzig. F. C. W. Vogel 1869. X und 111 Seiten Grossoctav.

Es waltet über das altfranzösische National-epos das Geschick, dass es gerade deutscher Gelehrsamkeit und Forschung die grundlegenden Arbeiten zu einer tiefern Erkenntniss seines eigentlichen Wesens und kritischen Beurtheilung seiner Schöpfungen verdanken muss, was anzuerkennen unseren überrheinischen Nachbarn oder doch wenigstens denen von der Farbe des Herrn Gautier gewiss schwere Ueberwindung gekostet haben und noch kosten mag, jedesfalls mehr als dem Spanier Duran, da er die Worte schrieb: »Alemanes son les que mejor han publicado la historia de nuestra literatura y teatro, los que sabia y filosoficamente han reimpresso, comentado y juzgado algunas de nuestras cronicas etc.« Uhland war nämlich bekanntermassen der erste, der bereits im J. 1812 in seiner Abhandlung über das altfranzösische Epos auf die Wichtigkeit desselben hinwies, eine Arbeit, in Betreff deren der neue Herausgeber derselben, Prof. Holland, mit vollster Wahrheit bemerkt, dass sie auch heute noch nichts von ihrem Werthe verloren und die nachfolgenden Untersuchungen nur gedient haben im Einzelnen näher auszuführen und fester zu begründen, was Uhland zuerst nachgewiesen. Alsdann war es Immanuel Bekker, der durch die Herausgabe des provenzalischen Fierabras das erste Beispiel gab zur Hebung der verborgenen Schätze der alt-epischen Dichtung Frankreichs, in welcher Beziehung eben Gautier sagt: »C'était le premier de nos poètes nationaux qui fût dans son inte-

grité admis aux honneurs de l'impression. L'Allemagne donnait le signal que la France eût du donner; elle se montrait avant nous soucieuse de notre gloire. Nous lui devons de la reconnaissance.* Und nun ist es wiederum ein deutscher Gelehrter, dessen Arbeit über die nämliche Dichtung gleichfalls eine französische Stimme (s. Revue crit. 1869 no. 34) wegen der darin angewandten Methode als ein beachtenswerthes Ereigniss in der Geschichte des Studiums der französischen Literatur anerkennt. Wir glauben daher eine Obliegenheit zu erfüllen, indem wir eine gedrängte Uebersicht des Zweckes und Ganges der vorliegenden Untersuchung mittheilen, welche dem Fierabras zum dritten Mal eine Wichtigkeit verleiht, auf die er neben andern Erzeugnissen der Karlssage sonst freilich keinen Anspruch hat. Wir sagen zum dritten Mal; denn nicht nur war Bekkers Bekanntmachung der provenzalischen Uebersetzung dieser chanson de geste eine epochemachende, sondern die aus dem Altfranzösischen entstandene Umarbeitung des Fierabras in einen Prosaroman war auch die erste Dichtung aus dem reichen kerlingischen Sagenkreise, welche durch die Buchdruckerpresse aufs neue Verbreitung fand (im J. 1478).

Der Verf. der in Rede stehenden Arbeit hat es nun zum ersten Mal auf diesem Gebiete unternommen, vermittelt genauer Classification der Handschriften und Bearbeitungen des Fierabras festzustellen, in wie weit eine jede derselben zur Ermittlung eines beglaubigten Textes beitragen könne. Die Erörterung hierüber hatten die Herausgeber des im J. 1860 in den »Anciens poètes de la France« nach 4 Handschriften des 14. und 15. Jahrh. veröffentlichten

französ. F. unterlassen, auch das Verhältniss derselben zu der aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts datirenden provenz. Uebersetzung nicht genauer untersucht, und eine Prüfung der handschriftlichen Ueberlieferung erwies sich deshalb wünschenswerth, weil nach jener Ausgabe vom Jahre 1860 zwei neue, dem 13., resp. Ende des 12. Jahrhunderts entstammende Handschriften entdeckt worden waren, die schon durch ihr Alter den Schein der Vortrefflichkeit für sich hatten. Der Verf. kommt nun bei dieser Prüfung zu dem Ergebniss, dass die 6 französischen Handschriften sämmtlich aus einer Redaction für sich und die provenzalische Uebersetzung nebst dem italienischen *poema del re Fierabraccia* und dem französischen Prosaromane des David Aubert aus dem Jahre 1458, worin sich auch der F. erzählt findet, aus einer andern um ca. 2000 Verse kürzeren und dabei eine Episode von 561 Versen reicheren Redaction hervorgegangen seien, welche letztere die Quelle jener erstern bilde. Die hiermit ausgesprochene Priorität der Redaction, in welcher die provenzalische Uebersetzung vorliegt, wird auf mannigfache Beweise, vorzüglich auf Irrthümer und Widersprüche der andern Redaction einleuchtend gestützt. Daraus ergibt sich, dass der Text des F. gemäss der Uebereinstimmung der provenzalischen Uebersetzung mit irgend einer der provenzalischen Handschriften, die unter sich unabhängig sind, zu reconstruiren sei, der edirte franz. F. aber eine stark veränderte und ziemlich junge Bearbeitung darstelle. — Von der Ansicht geleitet, dass ein Nachweis des Verfahrens, das der zweite Redactor bei seiner Umbildung angewandt, nicht ohne Interesse für die *chansons de geste* überhaupt sei, zeigt

demnächst der Verf. in einer Untersuchung über das Verhältniss der beiden Redactionen, wie jener Redactor durch Veränderungen und Zusätze von mancherlei Art seine Quelle in der Absicht sie auszuschnücken und zu ergänzen umgestaltete, unbekümmert jedoch um Wiederholungen, Variirungen und Widersprüche, die zahlreich nachgewiesen werden. Dieselben Spuren einer überarbeitenden Hand, die sich in der jüngern Redaction zeigten, treten nun aber auch in der ältern entgegen und der Verf. glaubte daher, gestützt auf die bisherigen Untersuchungen, auch in dieser eine Scheidung von Original und Zusatz so weit wie möglich vornehmen zu dürfen, und es musste als Ergebniss eine weitere zusatzlose Fassung des Gedichtes der ältern Redaction vorangestellt werden. Hiermit waren gleichwol noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Immerhin blieb unerklärt, wie in der erstern kleinern Hälfte der unantastbaren Tiraden der Schauplatz der Handlung (Rom) ein anderer als in der zweiten (Spanien) sein konnte, worüber der Dichter nicht den geringsten Aufschluss giebt; wie ferner in der zweiten Hälfte Personen auftreten können, die in der ersten schon getödtet worden sind u. s. w. Der Verf. findet hiefür eine Erklärung, welcher die Reimchronik des Philippe Mouskés (vollendet im Jahre 1242) keine verwerfliche Stütze gewährt. In dieser aus einem Gemisch von Geschichte und Sage bestehenden und für die Thaten Karls des Grossen auch aus den chansons de geste schöpfenden Chronik hat auch der Kampf mit Fierabras eine Stelle gefunden. Der Bericht über denselben kennt jedoch nur die erste Hälfte der chanson vom F. und überdies mit einem völlig verschiedenen Schluss und mit

Antecedentien jenes Kampfes, die, ebenso ungeschichtlich wie der F., nicht eine *chanson de geste* für sich bilden konnten, aber nothwendig den Anfang des F. gebildet haben müssen, der in den vorliegenden Gestalten eigentlich ohne Anfang ist. Hierdurch gelangt der Verf. zu der Ansicht, dass in der erschlossenen zusatzlosen Gestalt des Gedichtes bereits der Anfang des bei Mouskés skizzirten Fierabras unterdrückt, sowie der Schluss gegenüber dem bei Mouskés abgeändert sei, wodurch der zwischen beiden Hälften des zusatzlosen F. obwaltende Widerspruch allerdings gehoben scheint und die Entwicklungsgeschichte dieser Dichtung, deren Ursprung nicht über das J. 1152 zurückgeht, zu Ende gebracht ist.

Es haben hier nur die Grundzüge der schwierigen und verwickelten Untersuchung angedeutet werden können, obwohl auch so schon die scharfsinnige überzeugende Durchführung derselben hinlänglich erhellt und eine dem Verf. eigene eminente Begabung für derartige eindringende kritische Forschungen zu Tage tritt, weshalb es wünschenswerth erscheint ihn auf diesem und verwandten Gebieten sein Pfund oftmals möglichst verwerthen zu sehen.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Hand-Book of Marine Insurance and Average.
By Francis B. Dixon. Second edition. New-York 1866. XI und 165 Seiten.

Der Verfasser dieses schon in zweiter Ausgabe erschienenen Handbuchs hat sich dem betreffenden Publicum bereits durch andere Werke ähnlichen Inhalts bekannt gemacht: nämlich einen Abriss des Seerechtes, und ein Schiffsrecht als Wegweiser für Kaufleute und Capitaine. Der Character seiner Werke ist also ein rein

praktischer. Engelbrechts und Tecklenborgs wohl unterwiesener Schiffer, Show's Seerecht, verschiedene Werke von Schiebe u. s. w. sind Werke ähnlichen Inhaltes. Sie haben für die Wissenschaft nur insofern Interesse, als dieselbe mit dem Material zu arbeiten hat, welches durch das Leben geliefert wird. Sie sind daher nur dann für den Juristen von Bedeutung, wenn sie jenes Material aus dem Leben wirklich produciren, und nicht etwa aus andern Büchern lediglich compiliren. In letzterer Beziehung muss vor Allem die bisweilen in derartigen Büchern hervortretende Sucht getadelt werden, in den betreffenden Kreisen ein Quantum juristischer Kenntnisse zu verbreiten, welches aus bekannten, oft berühmten Schriftstellern entlehnt, von ihren Ausschreibern oftmals selbst nicht recht verstanden, den Schiffen, Steuerleuten etc. vermuthlich wie Blei im Magen liegen wird. Nichts halb! Ein Kaufmann sei ein Kaufmann, ein Schiffer ein Schiffer und ein Rechtsgelehrter ein Rechtsgelehrter. Dilettantismus, nicht selten die Quelle unleidlicher Eitelkeit, fördert nur Halbheit. Aber vielleicht verdient gerade sie in einer Zeit Beachtung, deren Aufgabe es zu sein scheint nichts zu vollenden, sondern Alles in unfertige halbe Zustände zu bringen. Dazu kommt, dass sich mit einer derartigen Schriftstellerei nicht selten Leute beschäftigen, welche in anderen Fächern, auf dem Felde ihrer praktischen Thätigkeit Schiffbruch erlitten haben, und in dem Wahn stehen, mit ihrer reichen practischen Kenntniss nicht etwa den Mangel an Gedanken, die sie vielleicht nie gehabt haben, sondern die Unfähigkeit zum Denken decken zu können. Ein ebenso glänzendes wie trauriges Beispiel dieser letzteren Art ist der durch eine Selbstbiographie

verherrlichte Nolte, welchen Gott in seinem Zorne zu handdicken Bänden über See-Versicherungsrecht in seinen alten Tagen veranlasst hat. Unser Amerikaner, ein Counsellor-at-Law, gehört nicht zu den Bücherfabrikanten. Er hat auf einem engen Raum die Rechtswahrheiten zusammengestellt, deren ein Schiffer zwecks umsichtiger Behandlung der ihm anvertrauten Geschäfte bedarf, und in dieser Richtung die Werke seiner englischen und amerikanischen Landsleute in zweckdienlicher Weise benutzt. Er handelt in fünfzehn Capiteln vom Schiffer, der Seeversicherung, der Police, der taxirten, der offenen, des versicherbaren Interesses, von früheren, zwiefachen und Rückversicherungen, Anzeigen und Verschweigungen, ausdrücklichen und stillschweigenden warranties (»Voraussetzungen«, »Zusagen« weder ganz entsprechend noch technisch), grosser Havarei, Aufmachung der Dispache, Partial- und Total-Verlust nebst Abandon, endlich Bodmerei und Respondentia. Den Schluss bildet ein Appendix mit einem Assecuranzfall und Notizen, wie Liste der American Shipmasters Association. Besonders ausführlich behandelt ist die nebeneinander gestellte Praxis der grossen Havarei in England, Amerika und Frankreich auf p. 236—398, eine Zusammenstellung, von welcher ein Capitain im Interesse seiner Auftraggeber in vielen Fällen gewiss einen äusserst praktischen Gebrauch zu machen im Stande sein wird. Denn besonders in diesem Punkte practica est multiplex.

Berichtigung.

Die oben S. 132 von mir benutzte Stelle Lamberts von Hersfeld habe ich irrthümlich auf die Erhebung Nikolaus II. bezogen. Der »quis« ist augenscheinlich Benedict X. Usinger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 13.

30. März 1870.

Geschichte des Teufels von Gustav Roskoff.
Leipzig. F. A. Brockhaus. 1869. Zwei Bände.
X, 404 und 612 S. Grossoctav.

»Bei einer Studie über die Vorstellung vom christlichen Teufel, der im Mittelalter den kirchlichen Glaubenskreis ausfüllt, wird der unbefangene Forscher zunächst in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückblicken müssen und, indem er dem Ursprunge dieser Vorstellung nachspürt, führt ihn der Weg durch das neue Testament zu den Hebräern und denjenigen Völkern, mit welchen jene in Berührung gekommen sind. Der Dualismus von guten und bösen Wesen, der bei den Parsen, deren Verwandten, bei den Aegyptern in die Augen fällt, die dualistische Anschauung, die in den Mythologien aller Culturvölker mehr oder weniger entschieden auftritt, muss die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und zum weitem Rückschreiten auf der Stufenleiter der verschiedenen Religionen nöthigen. Bei den Naturvölkern angelangt, wird sich die Thatsache herausstellen, dass auch in allen

Naturreligionen der Dualismus zum Ausdruck kommt, und an diese Wahrnehmung knüpft sich die Aufforderung, den Grund dieser Erscheinung auf dem Gebiete der Anthropologie zu suchen, das menschliche Bewusstsein, das zur Bildung einer solchen Vorstellung angeregt wird, zu betrachten.* Diese in dem Vorworte enthaltene Darlegung des Verf. giebt rückwärts an, welchen Gang er bei seiner Untersuchung verfolgt, indem er, von dem menschlichen Selbstbewusstsein ausgehend, bei den mittelalterlichen und neuzeitlichen Vorstellungen vom Teufel anlangt und sie in jedem Stadium ausführlich erörtert, wie hier in den Hauptpunkten gezeigt werden soll. In dem selbstbewussten Geiste nämlich liegt nach Ansicht des Verf., der sich dabei auf Waitz stützt, unter anderm auch der Grund, dass der Mensch Religion hat und dass es keinen noch so rohen Völkerstamm giebt, bei dem nicht Spuren von religiösen Vorstellungen anzutreffen wären, obschon, wie ich beiläufig erinnere, ein so gründlicher Kenner der Naturvölker, wie Lubbock, entgegengesetzter Ansicht ist und damit nicht allein steht. Wie dem auch sei, Roskoff weist darauf hin, dass besonders Noth und Bedrängniss in dem Menschen das Gefühl der Furcht und daher das Bedürfniss der Religiosität erwecken, zunächst aber sei es die Natur, die ihm furchtbar erscheine, »denn das Fremde an sich erregt Schrecken und alles Unbekannte, Unerklärte jagt Furcht ein . . . Weil jede unbekannte Erscheinung feindlich zu wirken droht, betrachten die Wilden jeden Fremden als Feind.* Dies ist ganz richtig, aber nicht bloss von den Wilden, wie die ursprüngliche Bedeutung des lat. *hostis* zeigt; und warum sollte man sich darüber wundern, da noch im

17. Jahrh. in der Blüthezeit der Hexenprocesse viele Menschen in Deutschland nur deswegen verbrannt worden sein mögen, weil sie Fremde waren; wenigstens bemerkt der Verf. an einer spätern Stelle (2, 342): »Es scheint, dass auch das Fremdsein an sich schon Anstoss erregte und unheimlich war, daher die vielen »fremden« Männer, Weiber, Kinder in dem Verzeichniss der Hingerichteten.« Furcht also ist wesentlich das Gefühl, womit der Naturmensch erfüllt wird, und aus diesem entspringt jenes andere Gefühl der eigenen Machtlosigkeit gegenüber einer Macht, die über den Menschen waltet, so wie als Folge davon der Trieb zur Personification und Verehrung derselben. Hierbei ist es leicht erklärlich, dass das Böse, in schreckliche Formen gefasst, häufiger als Gegenstand der letzteren angetroffen wird als das Gute, welches erst bei civilisirteren, ackerbautreibenden Stämmen Verehrung finde, jedesfalls aber lasse sich behaupten, der Dualismus sei in allen Religionen der Naturvölker vorhanden. Dies sucht nun der Verf. durch mannichfache Beispiele anschaulich zu machen, worauf er denselben auch in den Religionen der Culturvölker des Alterthums nachweist, um zu zeigen, dass die Annahme von guten und bösen göttlichen Wesen als Urheber wohlthätiger oder schädlicher Erscheinungen bei allen diesen Völkern Raum gefunden, obschon diese Ansicht nicht bei jedem von ihnen in gleicher Schroffheit, nicht gerade zu einem sich bekämpfenden Gegensatz gespannt ist. Es würde zu weit führen auf die Entwicklungen des Verf. hier näher einzugehen; nur beiläufig sei bemerkt, dass er in dem »Buddhismus« überschriebenen Capitel (1, 114 ff.) eigentlich von dem Schiwaismus spricht, jenen dagegen

mit bloss wenigen Worten abthut. Hinsichtlich des hebräischen Azazel bemerkt Roskoff, der diesen Gegenstand ausführlich untersucht, er sei besonders dadurch merkwürdig, dass er trotz dem ernstesten, die Geschichte der Hebräer durchziehenden Streben, den supranaturalen Monotheismus zur Geltung zu bringen, auf einen Dualismus hinweist, der freilich ebenso leise und undeutlich hindurchklingt, als die Conturen des Azazel selbst unklar und verwischt erscheinen. Demnächst handelt der Verf. von dem Satan im alten Testament, und als Ergebniss stellt sich heraus, dass von Azazel bis zu dem διαβόλος im Buche der Weisheit zwar eine Weiterbildung der Vorstellung von einem bösen Wesen und hiermit zugleich eine Entwicklung des Dualismus im alten Testament vor sich geht, dieser aber unter der Herrschaft des monotheistischen Principis zu keinem directen Gegensatz gedeihen kann, wie der alttestamentliche Satan nirgends dem Jahve entgegentritt; darin zeigt sich die Paralysisirung des parsischen Einflusses und die Suprematie des Jahvismus; ein Fortgang indess findet statt, denn er ist zum Versucher der Frommen und Ankläger der Menschen geworden. Jedoch erscheinen die Stellen, wo der Satan auftritt, in alttestamentlicher Anschauung nur sporadisch; im neuen Testamente hingegen hat die Satansidee das religiöse Bewusstsein schon ganz durchdrungen und tritt als entwickelter Teufelsglaube beinahe auf jedem Blatte entgegen. Hier wird er auch noch der speciell erbitterte Feind Christi und besonderer Widersacher und Verderber der Christusgläubigen, die er zum Abfall zu verleiten sucht, auf deren Untergang er sinnt, so dass die Welt in ein doppeltes Reich zerfällt: das Reich Gottes,

durch Christus gestiftet, und das Reich des Teufels. In dem Folgenden spricht Roskoff von dem Teufel bei den Kirchenlehrern der drei ersten christlichen Jahrhunderte und weist darauf hin, dass Irenaeus, einer der eifrigsten Bekämpfer des Gnosticismus, es war, der zuerst an die Stelle des Demiurgen den Teufel setzte und den von den Häretikern überkommenen Begriff von der Versöhnung nach dem Principe des Rechts auf den Boden der christlichen Dogmatik verpflanzte. Hiermit war ein Wendepunkt eingetreten, infolge dessen das Verhältniss zwischen Gott und dem Erlöser gegenüber dem Teufel aus dem Gesichtspunkte des Rechtsverhältnisses betrachtet wurde. Nach der Ansicht des Irenaeus war der Mensch durch Uebertretung des göttlichen Gebotes in die Gewalt des Teufels gekommen, in der er sich von Adam an bis Christus befand. Dieser befreite den Menschen daraus durch den vollkommenen Gehorsam, den er am Kreuze geleistet, indem er durch sein Blut ein Lösegeld gezahlt hatte. Bis zum Anfange des Mittelalters wurde im Wesentlichen diese Theorie festgehalten. Die religiös-sittliche Lebensaufgabe des Christen war überdies von Anfang an dahin bestimmt, mit dem Fleische sowohl als mit den Mächten der Finsterniss zu kämpfen, und die Christen betrachteten sich als eine militia Christi zum Streite gegen die Welt und den Teufel. Dieser aber war Repräsentant des fleischlichen Heidenthums und es dürfte daher nach Roskoff kaum eine waghalsige Behauptung sein: der Gegensatz des kirchlichen Christenthums zum Heidenthum sei einer der Hauptfaktoren, wodurch die christliche Sittlichkeit schon in dieser Periode ein wesentlich ascetisches Gepräge erhielt und zugleich die Vorstel-

lung vom Teufel fördern und verbreiten half. Dieser galt ja als Träger und Repräsentant des sinnlichen Moments, stand im nächsten Zusammenhang mit der Sünde, aber ebenso mit dem Heidenthum, als dessen Stifter und Oberhaupt er betrachtet wurde. — Vor dem Eintritt in das Mittelalter wirft der Verf. aber auch einen Blick auf den Teufel im Talmud und in der Kabbala, um zu erinnern, dass der ins Judenthum eingedrungene Dualismus sich weiter ausbildete und besonders die Kabbala im Mittelalter und noch später ihre Anhänger zählte und auf die Zeitanschauung nicht ohne Einfluss war, weshalb, weil auch Vorstellungen vom Satan, von Hexen, deren Verkehr mit Dämonen, Teufelsbeschwörungen, Wettermacherei, zauberische Hass- und Freundschaftsstiftung, Bewirkung von Ungeziefer in kabbalistischen Schriften vorkommen, man den ganzen Teufel- und Hexenglauben des Mittelalters aus jener hat ableiten wollen; allein diese Ansicht trifft gewiss nicht die ganze Wahrheit, da vielmehr ein wechselseitiger Einfluss anzunehmen ist. Bei seiner Darlegung des Teufelsglaubens im 4. bis 6. Jahrhundert giebt der Verf. besonders eine Darstellung der manichäischen Lehren vom Teufel so wie des Fortschrittes in der weitem Ausbildung der christlichen Lehren von demselben, der unter anderm darin besteht, dass die Kirchenväter in diesem Zeitabschnitte schon von Dämonenopfern unter den Christen sprachen, während im vorigen nur noch von heidnischen Opfern die Rede war. Auch vom Hexenwesen, dessen Erfindung dem Teufel zuerkannt wird, liefert bereits im 4. Jahrh. der berühmte Canon episcopi eine Skizze. Ein anderes Moment in der Entwicklung der Vorstellung vom Teufel in dieser Periode ist der

Umstand, dass die in der Bibel noch unbestimmten und schwankenden Vorstellungen sich fester zusammenfassen und bestimmte Gestalt gewinnen; so verleiht sie ihm schon ausdrücklich menschliche Gestalt wie die Manichäer. Von dieser Zeit ab tritt ferner die Vorstellung von einem freiwilligen Bündniss mit dem Teufel auf, die übrigens in der Versuchungsgeschichte Jesu bereits angedeutet liegt; das früheste Beispiel eines solchen Bündnisses bietet die bekannte Geschichte des Theophilus. Auch in der Periode vom 7. bis 13. Jahrh. behauptet sich die dogmatisch fixirte Stellung des Teufels, wobei er immer mehr heranwächst und seine Macht über die Gemüther zunimmt. Die im Volke gangbaren Vorstellungen von ihm werden dem Charakter des Mittelalters entsprechend immer handgreiflicher und phantastischer, und sowohl die staatlichen wie die kirchlichen Massregeln gingen von dem Glauben aus, der Teufel sei die Grundursache, wenn das Volk dem sogenannten heidnischen Aberglauben anhänge; auch erklärte der zweite Kanon der Pariser Synode vom J. 829 schon mit Entschiedenheit die Zauberer und Hexen für Werkzeuge des Teufels. Gelegentlich der S. 306 erwähnten Vorladung von Würmern und Engerlingen wegen des von ihnen angerichteten Schadens bemerke ich, dass dergleichen Citationen von Ungeziefer im Mittelalter und auch noch später gar nicht selten waren; s. Mannhart Germanische Mythen S. 368. Scheible's Kloster 12, 944. Menabrea, De l'origine, de la forme et de l'esprit des jugemens rendus au moyen-âge contre les animaux. Chambéry 1845. Die eigentliche Teufelsperiode ist jedoch vom 13. Jahrh. bis zur Bulle Summis desiderantes von Innocenz VIII. Sie kennzeichnet sich

dadurch, dass die Vorstellung vom Teufel sich überall hineinmengt, dessen Wirken und Streben bis ins Kleine und Kleinliche ausgedehnt und allenthalben vermuthet wird. In dieser Periode begegnen wir dem Kreuzzuge gegen die Stedinger und dem ersten Beispiele eines mit Blut geschriebenen Teufelsbündnisses in einer Version der bereits erwähnten Theophilussage, so wie dem Templerprocess. Aber auch noch zwei andere Arten von Process bietet uns dieser Zeitabschnitt, nämlich einerseits die dramatische Darstellung der Versöhnungslehre in Form eines Processes in den Vorspielen zu den Passionsspielen, andererseits den Satansprocess, worin jene Lehre in rein juristischer Form behandelt war, so dass derselbe zur Norm der beliebtesten processualischen Lehrbücher wurde. Letzterer Gegenstand ist, wie Roskoff bemerkt, von besonderer Bedeutung, theils weil er uns zeigt, wie in diesem Zeitalter Theologie und Rechtsgelahrtheit in einander gesetzt waren, wodurch letztere eine theologistische Färbung erhielt, theils weil er bestätigt, dass die Teufelei auch in die Fächer des Wissens wie in die Gebiete des Lebens hineinragte. Auch auf der Bühne erschien sogar der Teufel; denn es war die Periode der Weihnacht- und Osterspiele, der Mysterien, Moralitäten und Mirakelspiele, und so geschah es, dass in jener Zeit, wo die ganze Welt von der Vorstellung vom Teufel erfüllt war, auch seine drastische Figur in mancherlei Capacität, namentlich als Spassmacher oder als dummer Teufel, auf den Brettern erschien, wie die Geschichte der Schauspielkunst zeigt und danach der Verf. ausführlich darlegt. Hiermit schliesst der erste Abschnitt und zugleich der erste Band des Werkes, welcher den religiösen

Dualismus behandelt hat; der zweite Band erörtert zunächst in dem folgenden Abschnitte die Factoren bei der Ausbildung und Verbreitung der Vorstellung vom Teufel und zwar zuvörderst die »Herabdrückungsmethode« der Kirchenlehrer, wonach die heidnischen Gottheiten und mythologischen Wesen zu teuflischen Wesen herabsinken, so dass die Figur des Teufels bald nach Beginn des Mittelalters immer concreter sich gestaltet und sinnlich wahrnehmbarer, zum wirklichen Individuum wird. Beispiele dieser Herabdrückungsmethode bietet die Religionsgeschichte des Alterthums wie die christliche Periode; so z. B. verlieren bei den Ariern die Dævas ihre ursprüngliche Bedeutung als gute göttliche Wesen und werden nach der Trennung des Volkes als böse Geister verabscheut. Durch dieses Verfahren entlud sich die heidnische Mythologie ihres Inhaltes und bereicherte die christliche Vorstellung vom Teufel, dessen schemenhafte Gestalt dadurch Fleisch und Blut erhielt. Dieser Amalgamirungsprocess ging aber um so leichter vor sich, wenn er auch innerhalb des Heidenthums für böse gehaltene Wesen betraf, wo eine herabdrückende Umwandlung von gut und böse gar nicht nothwendig war und man die schon vorhandenen Züge des heidnischen bösen Wesens dem christlichen Teufel nur anzuheften brauchte, der auf diese Weise gleich einer Lawine wuchs. Um aber zu vergegenwärtigen, wie die Kirche des Mittelalters den Teufelsglauben mittelbar dadurch förderte, dass sie jeden seinem Gedeihen hinderlichen Einfluss durch ihre grosse Macht fern hielt, wirft der Verf. zunächst einen Blick auf die Entwicklung der Kirche als Macht dem Staate gegenüber und bespricht dann weiter im einzel-

nen die besonders wirksamen Mittel, die sie besass und vermehrte und deren sie sich zur Erlangung und Erweiterung ihrer Macht auch in Bezug auf das Volk bediente, wodurch zugleich der geistige Zustand desselben im Mittelalter erklärt wird. Zu diesen Mitteln gehörten die überlegene Bildung der Geistlichkeit so wie deren überwältigender Einfluss auf das Gerichtswesen, die Kreuzzüge, die kanonische Lebensweise (Cölibat), Beichte, Ablass, Bettelmönche, Excommunication, Interdict, endlich die Kirchensprache. Die Macht der Kirche wuchs ferner durch ihre Bereicherung an materiellen Gütern, so dass, abgesehen von der unermesslichen Geldströmung nach Rom während des Mittelalters, die oft wiederholte Behauptung, dass schon zu Ende des 7. Jahrh. ein Drittel des Grundeigenthums besonders in Gallien Kirchengut gewesen, ganz annehmbar erscheint und die Kirche im Verlauf des Mittelalters in Besitz der grossartigsten äussern Mittel gelangt war. Demnächst schildert der Verf. die sittlichen Zustände im Mittelalter, woraus hervorgeht, wie inmitten der allgemein herrschenden Rand- und Bandlosigkeit derselben das Gefühl erwachen musste, dass der Teufel das Regiment der Welt führe, weshalb die sittliche Weltlage insofern als Mitfactor zur Festigung und Förderung der Vorstellung vom Teufel zu betrachten ist. Bei diesem Zustand der Gemüther wird zugleich einerseits die ascetische Richtung und andererseits das kirchlich-theologistische Gepräge der gesamten Wissenschaft erklärlich, so dass selbst die hervorragenden Geister durch die Allgewalt der Kirche in ihrer Entfaltung gehindert waren. Die Menge entbehrte alles inneren Haltes und krankte an einer verzweifelnden Hohlheit, wie die

Kirche selbst, über ihrer Anstrengung nach äusserer Machtstellung in pure Aeusserlichkeit verrenkt, ihre innere Bedeutung und damit auch ihre sittigende Wirkung verloren hatte. Auch andere Umstände, wie Elementarereignisse, Pest, Mongoleneinfall, Interregnum treten als Factoren in der Geschichte des Teufels ein. »Solche Zustände, sagt der Verf., waren wohl geeignet, den Glauben zu fördern, die wohlwollende Gottheit habe ihre Hand von der Menschenwelt abgezogen und deren Verwaltung dem bösen Wesen überlassen.« Auch die Secten des Mittelalters förderten mächtig den Teufelsglauben, denn mit Ausbreitung derselben gewann der Dualismus an Boden, für die kirchliche Anschauung war die Existenz der Ketzer ein lebender Beweis von der Herrschaft des Teufels, so wie andererseits dadurch das furchtbar mächtige Institut der Inquisition ins Leben gerufen wurde und nicht minder zur Befestigung jenes Glaubens beitrug, eben weil es als eine kirchliche Massregel gegen den Teufelscultus erschien. Erwägt man nun all die genannten Factoren, die im Mittelalter zur Kräftigung des letztern auf die Gemüther der Menschen einwirkten, so verlieren die phantastischen Erscheinungen jener Periode alles Befremdende, wie nicht nur die Kreuzzüge, sondern auch die Kinderpilgerfahrt, die Flagellanten und der ganze Wunderglaube. Die Vorstellung vom Teufel und seinen Gehülfen bildet aber nicht nur die Kehrseite zum Wesen der Engel und Heiligen, sondern die Heiligenschaar und die Dämonenrotte stehen sich wechselseitig sollicitirend gegenüber, und so übte denn der Heiligendienst gleichfalls eine mächtige Wirkung auf die Ausbildung jenes Glau-

bens; die gegensätzliche Parallele zwischen den Heiligen und dem Teufel ist in jeder Beziehung ersichtlich und so wirken sie wechselseitig auf einander. Dies zeigt sich auch in den Vorstellungen von des Teufels Wohnstätten, Aussehen, Gegensatz im Streben; da es nämlich im Wesen des Teufels liegt Unheil zu stiften, den Menschen an Leib und Seele zu schädigen, dagegen das Streben der Heiligen auf dessen Heil gerichtet ist, so muss die teuflische Bosheit immer mehr herausgefordert und gesteigert werden, wonach die Heiligen wieder durch zahlreichere und grössere Wunderthaten ihn zu überbieten trachten müssen. Hier wächst dadurch das Ansehen und die Verehrung der Heiligen, dort gewinnt der Glaube an den Teufel und seine Macht immer tiefere Wurzeln und weitere Verbreitung. Auch das parallele Fortschreiten des Mariendienstes mit dem Teufelsglauben ist nicht zu verkennen und hieraus erklärt es sich, dass beide vom 13. Jahrhundert ab noch immer zunehmen. Wie weit der Mariencultus bis zum 15. Jahrhundert vorgeschritten war, zeigen die Statuten des Rosenkranzordens und der Bruderschaft der heiligen Ursula, deren Glieder in diesem Sinne jährlich 11,000 Vaterunser und Ave Maria beten sollten. Es sind mehrere Momente, die zur Erhebung der Maria mitgewirkt haben; im vorliegenden Falle genügt es, auf das eine hinzuweisen, welches mit der Geschichte des Teufels in besonderer Beziehung steht, nämlich die Bedeutung Maria's als Trägerin der Weisheit, Milde, Barmherzigkeit; sie ist die schützende Mutter der Sünder. — Den dritten Abschnitt des vorliegenden Werkes bildet die Periode der gerichtlichen Hexenverfolgung. Nachdem der Teufelsglaube zur grössten Höhe angeschwollen

war und eine Ausdehnung erlangt hatte, um ganz Europa zu überfluthen, mündete er im 15. Jahrhundert in den Hexenprocess als gerichtliche Hexenverfolgung. Zwar gab es schon lange vorher Zauberei und Magie, denn der Glaube daran ist so alt wie das Menschengeschlecht; wo der Begriff des Causalzusammenhanges dem Menschen fehlt, sieht er in seiner Umgebung geheimnissvolle Magie und wer auf magische Weise operirt, ist ein Zauberer. Es muss auffallen, dass die gerichtliche Verfolgung der Hexen von einer bestimmten Zeit an, nämlich vom Ausgange des 15. Jahrhunderts in progressiver Weise zunimmt, ja zu einer Art Wuth sich steigert, daher man füglich von einer Periode des Hexenprocesses sprechen darf. Zum Beweis hiervon giebt der Verf. einen chronologischen Ueberblick des Hexenwesens und Verlaufs der derartigen Processe so wie der literarischen Bestrebungen gegen und für dieselben und bemerkt am Schluss als Ergebniss, dass der allgemeine Erklärungsgrund für die martervolle Sturm- und Drangperiode des Hexenwesens und dessen gerichtlicher Verfolgung in der Weltlage der damaligen Zeit und der eigenthümlichen Richtung des Zeitbewusstseins liegt. Letztere machte sich als kirchlich-theologistische geltend in der Auffassung der Natur und aller Verhältnisse überhaupt, sie drückte der Rechtspflege ihr Gepräge auf, gab dem Strafprocesse eine dem adäquate Richtung und die Folter als Mittel in die Hand. An den Teufelsglauben, der alle Gemüther unter despotischer Vergewaltigung hielt, in dem das Zeitalter seinen Ausdruck fand, knüpfte sich die Vorstellung von einem Bündniss mit dem Satan, worauf sowohl Ketzerei wie Hexerei zurückgeführt, daher mit

gleichem Fanatismus verfolgt und mit gleichen Strafen belegt wurden. Die unter Menschen gewöhnlichen übeln Leidenschaften nutzten den Glauben an Hexerei und deren Verfolgungswuth in ihrem Sinne aus. Durch diese Factoren gefördert und gesteigert gedieh das Hexenwesen und dessen Verfolgung zur psychischen Epidemie. Die wohlgemeinten Mittel von kirchlich-landesfürstlichen Behörden, zeitweise dagegen angewandt, konnten die Fieberhitze dieser Periode nicht dämpfen, weil sie, selbst ungesund, die kranke Zeit nicht zu heilen vermochten. — Hierauf folgt als letzter Abschnitt die Fortsetzung der Geschichte des Teufels, sowie Abnahme des Glaubens an denselben, und zwar ist zuvörderst von Luthers Glauben an den Teufel die Rede. Als echtes Kind aus dem Volke stand der Reformator in dieser Beziehung mitten im allgemeinen Volksglauben und als biblischer Theolog sah er sich mit der Bibel, der einzigen Erkenntnisquelle, in keinem Widerspruche. Es kann daher nicht befremden, wenn seine Schriften den Teufel sehr häufig erwähnen, allein eine wesentliche Wandlung ist in seiner Vorstellung von dem Teufel nicht zu verkennen; denn nicht nur hat er, wie Freytag richtig bemerkt, die Kirchenlehre vergeistigt und den Kampf des Menschen um das ewige Heil in das Gemüth des Einzelnen verlegt, sondern auch der Streit des Menschen mit dem Bösen wurde jetzt vorzugsweise ein innerlicher. Der Teufel sollte also nicht mehr wie ehemals mittelst eines durch die Kirche verliehenen Apparats, als: Gebetformeln, Stola, Weihwasser und dergl. bekämpft werden, sondern durch die persönliche That des Menschen selbst. Bei allem dem und da der Teufel in den Katechismen sämmtlicher Religionspar-

teien noch immer eine feste Stelle einnahm, ist es wohl erklärlich, dass unter solchen Umständen der Teufelsglaube nicht nur drüben, sondern auch hüten noch nicht abnehmen konnte. Demgemäss giebt der Verf. eine Analyse des *Theatrum Diaboli*, eines Sammelwerkes aus dem 16. Jahrhundert, dessen Beiträge von lauter protestantischen Schriftstellern herrühren und welches die richtigste Einsicht in die Anschauungsweise der Anhänger und Nachfolger Luthers bietet. Auch im 16. und 17. Jahrhundert wurde der Teufel noch immer in alle Händel so wie in alle Zweige des Wissens hineingemenget, selbst in die Architectur, so dass durch die Teufelsgesichter an den Dachrinnen und Wasserspeiern der gläubige Christ stets an den Höllenfürsten erinnert wurde. Auch eine Menge Schriften wie z. B. Fausts Höllenzwang waren im Umlauf, welche Anleitung gaben, entweder durch Gebete und andere fromme Formeln die Geisterwelt sich dienstbar zu machen oder aber den Teufel zu beschwören, um mit dessen Hülfe das Gewünschte zu erlangen. Andererseits lässt sich erwarten, dass in diesem Jahrhundert, welches dem der »Aufklärung« voranging, die Polemik in Bezug auf den Teufel nicht geschwiegen haben werde. Dies war allerdings auch nicht der Fall und der Verf. geht auf die betreffenden Schriften von Anton van Dale und namentlich Bekker so wie deren Gegner des nähern ein und bespricht dann den Teufel im Gebet und im Gesangbuch. Auch in das 18. Jahrhundert zieht der Teufelsglaube sich noch herein und war in der ersten Hälfte desselben sogar noch recht lebendig, obgleich er im vorhergehenden seinen Zenith schon überschritten und nun zu sinken begonnen hatte, denn Tho-

masius, der sich bereits als sieghafter Bekämpfer des Hexenwesens erwiesen und demselben den Todesstoss beigebracht, griff dadurch mittelbar auch in die Geschichte des Teufels ein, so wie er nicht minder unmittelbar den Glauben an denselben schwächte, indem er die sinnliche Vorstellung von ihm zu zerstören suchte, so dass nur ein lediges Abstractum übrig blieb. Uebrigens dauerte der Kampf für und wider (Dämoniaker und Adaemonisten) immer noch fort und der Verf. schildert denselben ausführlich, woraus erhellt, dass die orthodoxe Partei bei ihrer ursprünglichen Anschauung stehen geblieben war und nach der Natur ihrer Principien von der Inspiration und der buchstäblichen Auffassung der biblischen Schriften im Teufelsglauben erstarren musste. Auf der entgegengesetzten Seite hingegen fand eine Weiterbewegung statt, indem sie von der Negation der Individualität des Teufels zu der seiner Macht fortschritt und schliesslich mit seiner Existenz überhaupt tabula rasa machte, so dass der Glaube an den Teufel und die Furcht vor seiner Macht, wodurch die Menschheit jahrhundertlang so grausam geplagt worden war, gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts einem grossen Theil der Gelehrten und Ungelehrten als lächerlicher »Aberglaube« erschien. Die Ursachen dieser Wandlung im menschlichen Bewusstsein entwickelt der Verf. in dem letzten Kapitel seines Werkes. Das 18. Jahrhundert nämlich hatte mit dem orthodoxen Dogmatismus gebrochen, das Subject war zur Freiheit gelangt und da das Recht der freien Subjectivität die unbedingte Voraussetzung der kritischen Forschung ist, war auch dieser freie Bahn gemacht. Diese Periode kennzeichnet sich daher durch die

kritischen Forschungen in der protestantischen Theologie, die bis in unsere Tage hineinreichend sich fortsetzen. Obgleich man sich vom kirchlichen Dogmatismus abwandte, der auf die Autorität der biblischen Lehre Anspruch erhoben hatte, wollte man diese doch nicht aufgeben, vielmehr zu ihr zurückkehren, aber mit Bewahrung der freien Subjectivität, denn die Philosophie, die im Mittelalter im Dienste der Kirche gestanden, tritt in dieser Periode in selbständiger Bedeutung und freier Selbstbestimmung der Theologie an die Seite. Ausser den angeführten Factoren aber wirkte namentlich auch eine andere Macht, welche die Trennung vom alten kirchlichen Dogmatismus zwar mehr mittelbar aber um so durchschlagender förderte, daher auch von diesem bis auf den heutigen Tag ganz richtig als sein Erzfeind erkannt wird; diese Macht ist die Naturforschung, denn durch diese hat sich die Stellung des Menschen zum Weltganzen geändert und an die Stelle seiner Neigung zum Wunderbaren, weil Unerklärten, ist das Bewusstsein der Gesetzmässigkeit getreten. Ueberblickt man nun die Aeusserungen von namhaften Gelehrten der neuern und neuesten Zeit, so sind es im Grunde Versuche, den Begriff und Ursprung des Bösen zu erforschen und aus der überlieferten Vorstellung vom Teufel herauszuschälen oder aus der Natur des Bösen die Persönlichkeit des kirchen- und volksthümlichen Teufels zu construiren. Es zeigt sich bei den meisten ein Schwanken zwischen Personification und Persönlichkeit, zwischen Symbol und Sache, Bild und Begriff, Vorstellung und Idee. Es ist die Minderzahl, die einen individuell persönlichen, gelegentlich erscheinungsfähigen und sinnlich

wahrnehmbaren Teufel annimmt; die Mehrzahl und unter ihnen auch solche, die zu den Orthodoxen zählen, verfolgt eigentlich die Tendenz, die Vorstellung vom Teufel dem begreifenden Denken zu unterziehen, d. h. die Vorstellung vom Teufel, namentlich die schriftgemässe, des Nachdenkens werth zu erachten, sie nicht bloss als Gegenstand gedankenlosen Spottes behandelt zu wissen, wogegen der Verf. einer Geschichte des Teufels am wenigsten etwas einwenden will. Auf die Frage aber: »Glaubst du an den kirchen- und volksthümlichen Teufel?« dürfen wir annehmen, dass der bei weitem grössere Theil auch derer, die sich schriftgläubig nennen, den Kopf schütteln werde. Und wie verhält sich die moderne Weltanschauung der Durchschnittsbildung, wie verhält sich die Menge, das Volk in unsern Tagen dieser Frage gegenüber? Die überwiegende Mehrheit schüttelt ebenfalls das Haupt. Frägt man nun nach dem Grunde eben dieser Weltanschauung, so ist dies die Humanität, der Glaube an die stetige Entwicklung der idealen Menschheit und »die idealistische Denkweise hat allerdings am frühesten daran gearbeitet, den Teufel aus der objectiven Wirklichkeit in die Subjectivität des Menschen zu übersetzen«, wie ein Gegner es ausdrückt. Die Gegenwart hat den unbedingten Glauben an die von aussen herantretende Autorität abgeschüttelt, dagegen macht sie die grössten Ansprüche an die eigene Tragfähigkeit und belastet das eigene Gewissen mit dem ganzen Gewichte der Verantwortlichkeit. Der Verf. schliesst mit den Worten: »Wir sind bei dem modernen Bewusstsein angelangt und können zum Schlusse mit Droysen sagen: »Den Dualismus von Gott und Teufel widerlegt die Geschichte.«

In dem Vorhergehenden ist der Gang der vorliegenden Untersuchung fast stets mit den eigenen Worten des Verf. wiedergegeben und es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass er durch dieselbe in so weit eine verdienstliche Arbeit unternommen, als er alles, was bisher über den betreffenden Gegenstand in vielfachen Werken gesagt worden ist, übersichtlich und practisch zusammengestellt hat, obgleich eigentlich Neues an Thatsachen, Ansichten oder Ergebnissen nicht geboten wird. Kleinere Mängel oder Versehen, wie sie bei all solchen ausgedehnten Forschungen sich einschleichen, kommen nicht in Anschlag; so z. B. ist das altgermanische Julfest niemals im Februar, sondern schon zur Zeit des Heidenthums stets im December (at vetrnottum d. h. den 14. dieses Monats) gefeiert worden (vgl. Weinhold Altnord. Leben 380. 455); der Verf. ist jedoch zu diesem Versehen durch Fehr veranlasst worden (I, 294); — ferner übersetzt er die no. 30 des Indiculus superstitionum (De eo quod credunt, quia foeminae lunam commendunt, quod possint corda hominum tollere, juxta paganos) auf folgende Weise: »Verboten ist die Ansicht, als könnten die Weiber mit Hülfe des Mondes die Liebe gewinnen, den Muth benehmen.« (I, 295). Allein der Ausdruck *corda tollere* ist ganz buchstäblich zu fassen und bedeutet »das Herz aus dem Leibe rauben.« Es war nämlich ein weit verbreiteter Aberglauben, wonach Hexen andern Menschen das Herz aus dem Leibe sollten essen können; vgl. meine Bem. in den Heid. Jahrb. 1864 S. 826. GGA. 1868 S. 1656 f.; — ferner ist *Bragafall* (II, 12) keine Person, sondern der Bragiheber, auf den man bei Festen Gelübde ablegte; s. Grimm Myth. 53; und die von Ros-

koff auf derselben Seite kurz vorher erwähnten »Wachsbilder im höllischen Apparate, die von den Dienern des christlichen Teufels verfertigt, durchstochen, verbrannt oder geschmolzen wurden, um ihre Originale zu schädigen«, sind keineswegs »aus dem heidnischen Opferwesen herübergenommen, wo sich der Brauch eingestellt hatte, Thiere von Teig oder Wachs zu formen und zum Opfer darzubringen,« sondern dieser Aberglauben hängt mit ganz andern Vorstellungen zusammen, die sich zwar auch im classischen Alterthume aber nicht minder bei zahlreichen andern Völkern wiederfinden s. Grimm Myth. 1045 ff.: vgl. Tylor Urgeschichte der Menschheit, deutsche Uebers. 151 ff. Diese und ähnliche kleine Versehen sind jedoch, wie gesagt, leicht zu entschuldigen; schon weniger aber die gar zu gedehnte Behandlung des Stoffes, die auch mancherlei Wiederholungen und nicht unbedingt Nothwendiges mit sich führt; so z. B. wie wichtig auch für die Geschichte des Hexenprocesses und des Teufels der Malleus Veneficarum (II, 226—293), das Theatrum Diaboli (378—427), Bekkers Bezauberte Welt (445—466) u. s. w. sein mögen, so dürfte die Ausführlichkeit in den von diesen Werken gegebenen Uebersichten, so wie überhaupt in der Geschichte des Hexenprocesses, ferner in der Philosophie und Theologie seit der Reformation und der gesammten neuern Wissenschaften doch wohl bei weitem zu gross erscheinen. (Hinsichtlich Bekkers will ich bei dieser Gelegenheit bemerken, dass der von Roskoff S. 462 no. 7 mit einem Fragezeichen versehene Ausdruck »ungeneigt« an jener Stelle allerdings widersinnig ist und im Original »Der betooverde Wereld het Vierde Boek etc. Amsterdam 1693

S. 207 no. 7 gerade das Gegentheil steht, nämlich: »en laat haar seldom Advocaten toe, die ook tot sulks niet seer *genegen* zyn). Dagegen ist der vollständige Abdruck der Bulle »*Summis desiderantes*« von Innocenz VIII. (II, 222 ff.) allerdings willkommen und die Mittheilungen aus Caesarius (I, 318 ff.), Richalmus (335 ff.) zur Charakterisirung ihrer Zeit anziehend und nothwendig, wenngleich der Dialogus des erstern leicht zugänglich ist. Endlich wäre zu wünschen gewesen, dass noch manche andere Unebenheiten des vorliegenden Werkes geglättet worden wären, so z. B. der Widerspruch in der Charakterisirung der Polarländer, deren Bewohnern, die durch mühevollen Arbeit ihr Leben fristen, eben deshalb ein frischer Geist, ein geweckteres geistiges Leben, eine sinnreiche Benutzung der wenigen dargebotenen Mittel und ein geschärfter Witz beigelegt wird, welches alles sie vor den Tropenbewohnern voraus haben, so dass sie nicht in das dumpfe Hinbrüten derselben verfallen (I, 36), wogegen anderwärts (ebend. S. 59) gesagt ist, dass die Geistesstumpfheit der Bewohner des heissen Klimas auch im kalten Klima eintritt, wo die Gewinnung der leiblichen Bedürfnisse den ganzen Verbrauch aller Kräfte erheischt. Ferner finden wir (I, 117), dass auf den Höhen des Belurtag und Hindukuh ewiger Winter herrscht; gleich auf den folgenden Seiten (118. 119) heisst es dann, dass nach parsischer Anschauung aus dem Norden, wo Frost, Schnee u. s. w. herkam, eben deswegen auch Ahriman seine Geisterschaaren, welche die Verletzer, Reinheitsverwirrer, Quäler hiessen, herbeiführte. »Im Osten dagegen, wo die Sonne aufgeht, da wohnten die guten Geister, hier war der Ort des Lichts, auf der hohen

Kette des Belurtag der »Berg der Höhe«, d. h. der heilige Berg, auf welchen sich der Sonnengott Mithra zuerst mit siegreichem Glanze setzte.* Ferner erhellt nicht deutlich aus der Darstellung des Verf. (II, 479 ff.), ob Thomasius dem Teufel bloss die Leiblichkeit oder auch die Persönlichkeit absprach u. s. w. Jedoch alle diese grössern oder kleinern Ausstellungen sind von minderem Gewicht und werden dem Gesamtverdienst dieser von kundiger und bewährter Hand gebotenen zusammenfassenden Darstellung des behandelten Gegenstandes keinen Abbruch thun. Dieser wird für die Benutzung derselben von anderer und zwar ganz äusserlicher Seite her erfolgen, nämlich durch den Mangel eines Registers, welchen Ref. schon jetzt vielfach empfunden hat. Es wäre noch nicht zu spät, wie auch sonst geschehen ist, im Interesse des Verfassers, Verlegers und Lesers ein solches nachzuliefern. — Von bedeutendern Druckfehlern sind dem Ref. folgende aufgefallen: I, 51 Z. 13 v. u. st. Goa l. Schoa — 78, 6 ff. v. u. Zur Vervollständigung der ägyptischen Tetraktys fehlt der Raum. — 293, 5 v. u. st. sulsis l. sulcis — 321, 12 v. o. st. quale l. quare — II, 86, 16 v. o. st. Psalm l. Psalter — 308, 3 v. u. st. 1361 l. 1631 — 319, 11 v. u. st. 16 l. 10. (cf. S. 84).

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Schultz, E. S. F., weil. k. Sup. und erster Prediger an der Sophienkirche zu Berlin, Ritter u. s. w., Luthers Leben und Wirken. Berlin, Hertz-Besser. 1870. (338 S.)

Dies »Leben Luthers«, aus Vorträgen erwachsen, welche der Verf. in der Sakristei seiner Kirche vor einem gemischten Publikum gehalten hat, ist von der Tochter desselben, Frau Sophie Piper, herausgegeben worden, und sagt diese in der Vorrede, »die Beweggründe zur Herausgabe dieser Schrift noch nach dem Tode des Verf. hätten dadurch nicht beseitigt werden können, dass schon eine reiche Literatur über Luther vorhanden sei und dass anderweitig ein grösseres Lutherwerk in Aussicht stehe.« Wir glauben wenigstens bezeugen zu dürfen, dass dies Buch eine recht dankenswerthe Gabe ist, wenn auch nicht für die Männer der Wissenschaft, die durchaus nichts Neues in ihm finden werden, so doch für diejenigen Kreise, aus denen die ursprünglichen Hörer des Verf. stammten und denen gerade mit dieser kurz gedrängten, klaren und übersichtlichen, dabei aber auch lebendigen und den passenden Ton meistens glücklich treffenden Darstellung gedient sein möchte. Allerdings steht ja ein grösseres Werk über Luther in Aussicht, nämlich von Prof. J. Köstlin in Breslau, welcher die Bearbeitung desselben für die grosse bei Friederichs in Elberfeld erscheinende Sammlung von Biographien der Hauptreformatoren übernommen hat, aber wenn auch über diese erst noch zu erwartende Arbeit noch nicht geurtheilt werden kann, so dürfte sie doch jedenfalls dem Sammelwerk, dem sie angehören soll, gleichartig werden, und da müssen wir denn doch sagen, dass diese

Sammlung, so hoch verdienstlich sie auch ist und so sehr sie sich auch bemüht hat, nicht gelehrten Lesern zugänglich zu werden, doch im Ganzen noch immer zu sehr »gelehrt« ist, um einem grossen Theile unseres sonstigen gebildeten Publikums zu entsprechen. Schon der bedeutende Umfang, den die einzelnen Werke dieser Sammlung haben, verbunden mit der zwar trefflich verarbeiteten, aber doch ermüdenden Ueberfülle von oft nur den Gelehrten interessirenden Details, schreckt manchen Leser zurück, und Ref., der sich oft bemüht hat, diese Bücher befreundeten Leuten in die Hände zu geben, darf versichern, dass er hier aus eigener Erfahrung redet und deshalb auch schon wiederholt gewünscht hat, es möchten Auszüge aus der Friderichs'schen Sammlung vorhanden sein oder doch Bücher, die in dem Geiste dieser Sammlung geschrieben, in grösserer Kürze darstellten, was jene in der eingehenden Breite wissenschaftlicher Geschichtschreibung dargeboten haben. Ein solches Buch ist nun aber das vorliegende jedenfalls, und möchten wir der Herausgeberin um so mehr Dank dafür sagen, dass sie dasselbe der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten hat, als es unter der grossen Masse populärer »Luther-Literatur« nach unserm Urtheile einen hervorragenden Platz einzunehmen verdient, schon um desswillen, weil es, ohne nach der Lampe zu riechen, doch auf jeder Seite verräth, wie sehr es gleichwohl auf eingehende eigene Studien des Verf. gestützt ist. Die Herausgeberin sagt, ihr Vater habe »mit besonderem Fleisse und mit grosser Vorliebe die Studien der Reformationsgeschichte lange gepflegt«, und diese Versicherung finden wir durch das Buch wirklich bestätigt, sowohl durch die

Beherrschung des Stoffes, die überall sich zeigt, als auch durch das Hineingewebtsein von einzelnen Notizen, wie sie nur einem gründlichen Kenner des geschichtlichen Materials bekannt sein konnten. Was aber die Darstellung selbst betrifft, so ist sie eben im besten Sinne populär zu nennen. Der Verf. muthet seinen Lesern nicht zu, ihm in alle minutiösen Einzelheiten des den grossen geschichtlichen Verlauf umran-kenden Beiwerks zu folgen, aber — diesen Verlauf selbst stellt er in grossen und klaren Zügen hin, immer bemüht, den Zusammenhang der bedeutungsvollen und massgebenden Ereignisse mit den Zeitverhältnissen und mit den Charakteren und Situationen der handelnden Personen deutlich herauszustellen, und wenn er oft auch nur summarisch verfährt, ist doch das, was er da beibringt, meistens durchaus wohl begründet und verräth, dass dem Verf. auch die Kenntniss des Details völlig zu Gebote gestanden hat. Dagegen treffen wir nirgends auf diese Oberflächlichkeit, wie sie bei Darstellungen geschichtlicher Gegenstände für das »grössere Publikum« und namentlich auch bei Darstellungen aus der Reformationszeit nur zu oft sich zeigt, sich so häufig verbergend unter der bis zum Ueberfluss bereits ausgenutzten Phraseologie hergebrachter kirchlicher »Frömmigkeit.« Der Verf. spricht durchaus nicht in diesem Tone: in schlichter und natürlicher Sprache sucht er die Thatsachen zur Anschauung und zum Verständniss zu bringen, und wenn daneben der warme Hauch inniger Verehrung für seinen Gegenstand durch die ganze Darstellung geht, jedoch ohne ein geflissentliches Glorificiren desselben, so mag man auch das gern mit zu den Vorzügen dieser anspruchslos auftretenden Schrift rechnen.

Der Verf. stellt, wie der Titel sagt, das Leben und Wirken Luther's dar, von der Wiege bis zum Grabe, und bemüht sich, das Bild des Mannes nach allen seinen Seiten hin kennen zu lehren, sowohl in seinem Wirken für die grosse Sache, für die er eingetreten ist und für die ihm nicht bloss die nach ihm sich nennende Kirchengemeinschaft, sondern auch die andre, die nicht ganz in seinen Wegen hat gehen können, alle Zeit dankbar sein wird, als auch in seinem Privatleben, in seinem häuslichen Kreise und in dem seiner Freunde, und was namentlich hervorgehoben werden muss, es ist hier nicht allein von den Lichtseiten die Rede, die ja überwiegend genug sind, um allgemein einzuleuchten, sondern auch von dem, was ein unbefangenes Urtheil als Schattenseiten an Luthers Wesen und Charakter erkennen muss. Der Verf. steht, wie er selbst nirgends verleugnet und wie die Herausgeberin auch in der Vorrede sagt, seiner eigenen persönlichen Ueberzeugung nach auf der Seite Luthers namentlich auch gegenüber den Schweizern; dies geht unverkennbar aus den Abschnitten hervor, in denen er den Streit des Wittenberger Reformators mit dem Zürcher schildert und, wenn auch in der mildesten Weise, doch dem ersteren der Sache nach Recht giebt; aber doch verleugnet er auch nirgends die höhere Gemeinsamkeit, die zwischen beiden Richtungen besteht und sie zu einer Vereinigung drängt, noch verkennt er das, was auch der anderen Richtung an wirklichen Heilsgütern gegeben ist und an tüchtigem Streben beiwohnt, noch endlich auch verschliesst er seine Augen für Luther's Mängel, die er sich gar nicht scheut, bei Namen zu nennen, wo die Darstellung es

mit sich bringt, und — im Ganzen ist es ein durchaus versöhnlicher Ton, der durch die Arbeit geht, immer mehr das Gemeinsame hervorhebend, als das Scheidende, und wo dies nicht vermieden werden kann, doch so, dass das Bewusstsein von der überwiegenden Gemeinsamkeit des Geistes bei beiden stets erhalten bleibt. Wenn die Herausgeberin meint, »dies Werk über Luther's Leben und Wirken zeige treu und klar — auch der gegenwärtigen Bewegung in der Kirche zu Nutz — was Lutherisch sei und wie die Union gerade in den Bestrebungen der deutschen Reformatoren ihre tiefen Wurzeln habe,« so kann man auch dem nur beistimmen, und eben deshalb nur wünschen, dass das Werk in dieser so aufgeregten und alten Parteienstreit so geflissentlich wieder schürenden Zeit die Beachtung finde, die es in so vollem Maasse verdient. Es könnte in der That zur Abklärung so mancher trüber Wasser dienen, die, wenn es bloss auf sie ankäme, die Kirche der Reformation wieder überfluthen möchten.

Dies unser Urtheil im Allgemeinen. Doch damit soll nun keineswegs gesagt sein, dass wir nicht doch hier und da Etwas auszusetzen fänden und im Einzelnen Dies und Jenes anders gewünscht hätten. An einzelnen Punkten ist die Darstellung doch zu wenig in die Tiefe gehend und in dem Bestreben, volksthümlich und allgemein verständlich zu sein, allzu summarisch und oben hinstreifend geworden, und zwar ist uns das aufgefallen bei solchen Partien, bei denen wir gerade ein tieferes und genaueres Eingehen für wünschenswerth gehalten haben würden. Ref. hebt in dieser Beziehung nur den Passus hervor, wo zuerst (S. 232) von dem Gegensatze zwischen Luther und Zwingli

die Rede ist und dieser in seinem Ursprunge nachgewiesen werden soll. Gerade dieser Gegensatz ist wegen der noch immer andauernden unwillkommenen Folgen des Streites auch für unsre Zeit noch von der höchsten Wichtigkeit, aber gerade da streift der Verf. doch zu sehr nur an der Oberfläche hin. Um Luthers Stellung zu der Streitfrage zu erklären, genügt es gewiss nicht, zu sagen, er »habe das würdige Bewusstsein gehabt, dass ein ächter Lehrer der Kirche nie die Entwicklungen der Vorzeit, die Vorarbeiten treuer Zeugen der Wahrheit verleugnen dürfe, und dass die Kirche Christi das Wehen des heil. Geistes nie ganz entbehrt habe.« Nicht nur, dass dies Bewusstsein bei Luther keineswegs das vorherrschende und ihn bei seinem Wirken bestimmende gewesen ist — Niemand hat sonst das Traditionsprincip so scharf angegriffen, wie eben Luther — und dass auch Zwingli das, was er in der hergebrachten Kirchenlehre als mit der christlichen Wahrheit übereinstimmend fand, auch keineswegs hat beseitigen wollen, nur dass er gar zu viel fand, was, mit dem rechten Maassstabe gemessen, nicht mit der christlichen Wahrheit übereinstimmte: auch gerade bei dem Abendmahlsstreit hat sich Luther keineswegs auf die kirchliche Tradition, sondern gerade auf das berufen, was der Verf. an Zwingli tadelt, nämlich auf das buchstäblich angewandte Schriftprincip: »das Wort will es nicht leiden!« und jedenfalls muss gesagt werden, dass die Missstimmung Luthers in ganz anderen Dingen ihren Grund hatte, als in den hier genannten, theils in äusserlichen Erlebnissen, wie in den Erfahrungen mit Karlstadt, theils in der innerlichen Richtung seiner ganzen Persönlichkeit, in dem Zuge nach unmittelbarer

Gottesgemeinschaft, die ihn beseelte. Und eben so genügt es nicht, um Zwingli's Stellung im Abendmahlstreit zu erklären, auf seinen abstrakten Biblianismus, wie man es genannt hat, hinzuweisen, in welchem er auch gegen Bilder, Orgel und sinnfälligen Cultus rücksichtslos vorgeschritten sei. Zwingli stellte allerdings das »Schriftprincip« mit voller Klarheit und Bestimmtheit dem in der mittelalterlichen Kirche geltenden Traditionsprincipe entgegen, und wie er nichts Anderes wollte, als das ursprüngliche Christenthum wieder in Leben und Glauben der Gemeinde einführen, so stellte er auch den Grundsatz auf, dass Alles, was in der Kirche Geltung haben wollte, vor dem in »göttlicher Geschrift« Niedergelegten sich auch als christlich beglaubigen müsse. Aber für's Erste stimmte er darin überhaupt doch mit Luther überein, den erst die neueste Zeit zum Traditionsmanne hat stempeln wollen, und es finden sich über diesen Gegenstand sogar in merkwürdiger Weise gleichlautende Aeusserungen bei beiden Reformatoren, und sodann würde es sehr verkehrt sein, zu meinen, Zwingli habe das apostolische Christenthum so ganz unvermittelt und ohne Rücksicht auf die geschichtlich gewordenen Zustände des christlichen Volkes wieder einführen wollen. Diese Manier, die glaubt, das Christenthum herzustellen zu haben, wenn man nur die ursprünglichen Formen copiere, ist wohl später hier und da in reformirten Territorien eingerissen, Zwingli (und Calvin) machten sich ihrer noch nicht schuldig, vielmehr wie sehr der Zürcher Leutpriester den einmal gewordenen Zuständen Rechnung zu tragen wusste, beweist schon der eine Umstand, dass er keineswegs die apostolische Kirchenverfassung ein-

führte, sondern sich vielmehr in der Herstellung der kirchlichen Ordnung an das bestehende bürgerliche Wesen anschloss. Vollends aber bei der Abendmahlslehre war der Grund der Verschiedenheit in dem hier angeblich vorhandenen Unterschiede Beider nicht gelegen: Luther und Zwingli gingen da vielmehr Beide auf die Schrift zurück, nur dass Luther sich an den Buchstaben eines einzelnen Schriftwortes heftete, während Zwingli dies Schriftwort mit Hülfe andrer Schriftstellen und philologischer Erörterungen auszulegen suchte. Mit den hier vom Verf. angegebenen Unterschiede in der Stellung Beider zu Schrift und Tradition ist hier zur Erklärung der Abendmahlsdifferenz Nichts zu machen. Und eben so wenig damit, dass der Verf. nur im Allgemeinen sagt, Luther sei gelehrter als Zwingli gewesen. Die gelehrte Bildung des Einen war eine andre, als die des Andern, Zwingli war wesentlich klassisch und philosophisch, Luther wesentlich mönchisch und scholastisch gebildet, und das ist denn allerdings eine Verschiedenheit auf beiden Seiten, die wohl mit in die Wagschale fiel. Jedenfalls sieht man, der Verf. hätte hier tiefer graben müssen, wenn er wirklich der Abendmahlsstreitigkeit auf den Grund kommen wollte, und Ref. ist um so mehr der Meinung, dass dies in einem der Union dienen sollenden Buche hätte geschehen müssen, als die Differenz schwerlich sich anders wird beseitigen und zu einem beide Theile befriedigenden Ausgleiche wird bringen lassen, als wenn man wirklich auf ihre letzten Gründe und, absehend von modern ersonnenen Unterschieden zwischen beiden Reformatoren, auf die wirklich geschichtlichen Motive bei Beiden zurück geht. Als eine solche wirklich vorhandene Ver-

schiedenheit hätte der Verf. vielleicht den verschiedenen Ausgangspunkt des beiderseitigen Reformationsstrebens hervorheben können. Luther ging von dem Aergerniss des Ablasshandels aus und kam daher dahin, vor allen Dingen die Rechtfertigungslehre, aber diese freilich auch in einseitiger Weise auszubilden, während Zwingli Veranlassung zur Reformation durch den Unfug bekam, der in Einsiedeln mit dem Heiligen- und Bilderkultus getrieben wurde, und er deshalb auch die Zurückführung der Kirche zu geistiger Verehrung Gottes sich zum Ziele setzte und überhaupt die Kirche dahin führen wollte, ihr Heil einzig und allein in der Gnade des in Christo geoffenbarten Gottes zu suchen. Daher sein Eifer gegen den »Götzendienst« der Bilder und seine Lehre von der Prädestination, aber daher auch sein Bemühen, die Abendmahlslehre so zu gestalten, dass das Vertrauen nicht auf den Genuss der Elemente, sondern auf Gottes Gnade allein gesetzt und Alles nur als ein geistiges Genissen betrachtet würde, während bei Luther die Ausbildung seiner Abendmalstheorie doch wohl auch in einem innigen Zusammenhange mit seiner Satisfactionslehre stand. Doch das können hier nur Andeutungen sein, die nur sagen wollen, wie der Verf. an diesem Punkte doch gründlicher hätte zu Werke gehen können, jedenfalls nicht zum Schaden seines Werkes, und wie er, wenn er diese beiden verschiedenen Ausgangspunkte des Wittenberger und des Zürcher Reformators beachtet hätte, auch wohl zu den tieferen Gründen ihres Streites hätte kommen können.

Doch heben wir nochmals hervor, dass der Verf. keineswegs verkennt, dass zwischen Lutheranern und Reformirten ein höheres Gemein-

schaftsband bestehe, welches zur Vereinigung zwischen Beiden treiben müsse, und wir wünschen seinem Buche die beste Aufnahme.

Einzelne Druckfehler sind leicht zu verbessern. Doch zu den Druckfehlern gehört auch wohl nur, dass der von den Bauern getödtete kaiserliche Schwiegersohn nicht Helfenstein, sondern Welfenstein genannt wird, und dieser war wenigstens anzumerken. Dr. Brandes.

Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair. Anthropologischer Theil. Dritte Abtheilung: Ethnographie auf Grund des von Dr. Karl von Scherzer gesammelten Materials, bearbeitet von Dr. Friedrich Müller, Professor der Orientalischen Linguistik an der Wiener Universität. Mit X photographirten Tafeln und einer Karte. Herausgegeben im allerhöchsten Auftrage unter der Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien, aus der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei. 1868. In Commission bei Carl Gerold u. Sohn. XXXII. 224. 4^o.

Es bildet dieses treffliche Werk in jeder Beziehung ein Seitenstück zu dem von demselben Verf. bearbeiteten linguistischen Theile des grossen Reisewerkes, welches sich an die Expedition der Novara schliesst; wir haben den letzteren in diesen Anzeigen im Jahre 1867 S. 712 ff. besprochen, worauf wir verweisen.

Der Herr Verf. hat im vorliegenden Werke beide für dessen Aufgabe entscheidende Gesichtspunkte: den anthropologischen so wie den linguistischen in höchst anerkennenswerther

Weise zu vereinigen gewusst und mit der an ihm gewohnten klaren Darstellungsgabe eine Uebersicht der Ethnographie gegeben, welche im Allgemeinen dem heutigen Standpunkt dieser Disciplin entspricht und als eine im Wesentlichen zuverlässige Einführung in das tiefere Studium derselben, welches gerade in unserer Zeit immer breitere Unterlagen gewinnt, benutzt zu werden verdient. Dies schliesst natürlich nicht aus, dass auch hier, wie in Bezug auf den linguistischen Theil dieses Reisewerkes, manche Annahmen des Herrn Verf. zweifelhaft scheinen und bestritten werden können, allein wie dort betreffen sie Punkte, über welche noch keine Sicherheit gewonnen worden ist, oder vielmehr gewonnen zu werden vermag. Missbilligen kann man hier höchstens, dass Ansichten bisweilen mit einer grössern Bestimmtheit ausgesprochen sind, als die Momente, welche von dem Herrn Verf. oder andern bis jetzt dafür geltend gemacht sind, wenigstens uns, zu verstatten scheinen. So z. B., wenn es S. 208 heisst: »Die Theilung der Mittelländischen« (kaukasischen) »Rasse in wenigstens vier bis fünf Völkerstämme« (nämlich 1. den Baskischen, 2. den speciell Kaukasischen, 3. den semitisch-hamitischen [oder 3. den semitischen und 4. den hamitischen] 4. [oder 5] den indogermanischen) »ist eine ursprüngliche und nicht erst im Laufe der Zeit entstandene. Es ist daher irgend welcher Zusammenhang der fünf mittelländischen Sprachstämme (mit Ausnahme des semitischen und hamitischen) unter einander von vornhin entschieden zurückzuweisen. Eine Folge dieser Annahme ist die Ansicht, zu welcher wir uns bekennen müssen, dass nämlich die mittelländische Rasse unmöglich in einem einzigen Menschenpaare erschaffen

worden ist und dass um die jetzt bestehenden Verhältnisse nur innerhalb dieser einen Rasse wissenschaftlich zu erklären, mindestens vier Menschenpaare angenommen werden müssen.« Hier war der erste Satz erst zu beweisen, ehe sich der zweite daraus erschliessen liess; der dritte dagegen, welcher aus diesem zweiten gefolgert wird, ist genau genommen nur eine Wiederholung des ersten in wenig veränderter Form; es sind nur an die Stelle »der vier bis fünf Volksstämme«, »wenigstens vier Menschenpaare« getreten. Was der Hr. Verf. mit Bestimmtheit behaupten konnte, ist nur ein Theil des zweiten Satzes, nämlich, dass eine besonnene Sprachwissenschaft heutigen Tages die Verwandtschaft jener vier Sprachstämme nachzuweisen völlig ausser Stande ist, dass alle Versuche, welche bis jetzt in dieser Richtung gemacht sind, vor dem leisesten Hauch der Kritik in alle vier Winde verfliegen. Dass diese Unfähigkeit aber einen entscheidenden Einfluss auf die Frage über die Entstehung der Menschen aus einem oder vielen Menschenpaaren haben könne, scheint uns eine schwerlich berechtigte Annahme. Diese Frage wird, wenn überhaupt entscheidbar, an einer ganz andern Stelle zur Entscheidung kommen, und sollten die Kämpfe, welche im Gebiete der Anthropologie jetzt geführt werden, in ihrer Weiterentwicklung selbst die Abstammung der gesammten Menschheit von einem Menschenpaar erweisen, so würde die Sprachwissenschaft zwar einzugestehen haben, dass sie zur Stütze dieses Resultats absolut kein Moment zu liefern im Stande sei, würde aber die Verschiedenheit der Sprachstämme, wenn auch nicht im Einzelnen erklärbar, doch in Folge des gewaltigen

Zeitraums, welcher zwischen der ersten Erscheinung des Menschen auf Erden und dem Anfang der bekannten Geschichte verfloßen ist, so wie der geschichtlichen Wandelbarkeit aller menschlichen Schöpfungen im Allgemeinen begreiflich finden.

Auch in Bezug auf die Urheimat der Menschenstämme und Völker und ihre Wanderungen sind des Hrn. Verf. Ansichten nicht selten mit einer Entschiedenheit ausgesprochen, zu welcher sie uns kaum berechtigt scheinen. Zwar ist hier anzuerkennen, dass die Momente, welche er für sie geltend macht, auf eine sehr sorgfältige Weise zu einem entsprechenden Gewebe verflochten sind; allein es will uns bedünken, als ob, nach Auflösung desselben, sich aus denselben Fäden auch andre Gewebe herstellen lassen würden. Doch dies alles betrifft Fragen, deren Lösung sehr schwer ist und es würde dem Werthe des vorliegenden Werkes kaum einen erheblichen Eintrag thun, wenn sich auch mehrere Ansichten und Annahmen der Art nicht halten liessen.

Sein Werth und seine Bedeutung liegt in der trefflichen, gedrängten Darstellung der That-sachen, welche uns in einer präzisen Weise mit den wesentlichsten Momenten bekannt macht, welche für die Kenntniss der Menschenstämme von Bedeutung sind und insbesondere das Verhältniss der Menschenrassen zu den Sprachstämmen in einer klaren Weise übersehen lässt.

Dem Werke ist eine Einleitung voraus geschickt, in welcher einige allgemeine Erscheinungen der Ethnographie besprochen werden; so S. XI die Vertauschung eines Rassentypus mit einem andern (wie bei den Osmanen und Magyaren des mongolischen mit dem kaukasischen) und einer Sprache mit einer andern (wie bei

vielen Papûas, welche malayische Sprachen angenommen haben) durch Mischung; ebendasselbst die Vernichtung ganzer Rassen, die einst weit verbreitet waren, bis auf spärliche Ueberreste; S. XII die Stätigkeit des Rassentypus in der uns bekannten Geschichte; S. XIII die Merkmale desselben im Allgemeinen; ebds. die Abhängigkeit der menschlichen Entwicklung zu mehr oder minder hoher Bildung von der Gestaltung des Landes, welches den Wohnsitz eines Volkes bildet; wobei die selbstständigen Culturheerde: Indien, China, das Gebiet des Euphrat und Tigris, das Nilthal, die Küsten des Mittelmeers, die Hochebne von Mexiko nebst den angrenzenden Gebieten, so wie das Reich der Inka's eingehender betrachtet werden. Den Schluss der Einleitung (S. XXIII ff.) bildet eine Uebersicht der Rassen und Hauptsprachen der Erde, welche, wie schon bemerkt, in einer Weise geordnet ist, dass sich das Verhältniss derselben zu einander mit Leichtigkeit übersehn lässt. Sie beginnt mit derjenigen Rasse, welche auf der niedrigsten Stufe der Cultur steht — den Australiern, — und schliesst mit der am höchsten entwickelten: der kaukasischen. Der Verf. nimmt dreizehn Rassen an, welche er in folgender Ordnung aufführt: I. Australier mit den australischen Sprachen; II. Papûas, sowie III. Malayen und IV. Battak's (mit den Papûa und Malayo-polynesischen Sprachen); V. Afrikanische Neger mit den Neger-Sprachen; VI. Mittel-Afrikaner (mit den Fulah und Nuba-Sprachen); VII. Hottentoten (mit deren Sprachen); VIII. Kaffern (mit den Banta-Sprachen); IX. Amerikaner, mit den amerikanischen Aboriginer-Sprachen (ausser der der Eskimo); X. Nord-Asiaten, mit einigen in Nord-Asien vereinzelt stehenden Sprachen, so wie der der Eskimo in

Nord-Amerika; XI. Süd-Asiaten, mit den Sprachen der vorderindischen Aboriginer (den Drâvida-Sprachen) und dem Singhalesischen; XII. Mittel-Asiaten, mit dem Ural-Altaïschen Sprachstamm, der Japanesischen und Koreanischen, so wie den einsylbigen Sprachen; XIII. Kaukasier (Mittelländische Rasse), mit der Baskischen Sprache, den kaukasischen Sprachen (dem Georgischen u. s. w., so wie den Aboriginer-sprachen, Lesghisch, Avarisch u. s. w.), den hamitischen, semitischen und dem Indogermanischen Sprachstamme. In einer Zugabe wird die Anzahl der jetzt lebenden Menschen auf ungefähr 1342 Millionen berechnet und eine Vertheilung dieser Anzahl unter die Rassen hinzugefügt. Die grösste Anzahl kommt demnach der Mongolischen Rasse zu (550 Millionen), die kleinste den Nordasiaten (40,000).

Das Werk zerfällt in zehn Hauptabtheilungen. I. Australier S. 1—10; II. Papuas S. 11—18; III. Malayen S. 19—90; IV. Allgemeine Uebersicht der Bevölkerung Afrika's S. 91—98; V. Kaffern S. 99—112; VI. Hottentoten S. 113—121. VII. Allgemeine Uebersicht der Bevölkerung Amerika's S. 122—136; VIII. Allgemeine Uebersicht der Bevölkerung Asiens 137—152; IX. Chinesen S. 152—186; X. Mittelländische Rasse S. 187—208.

Bei den meisten der besprochenen Rassen ist die Behandlung in die Rubriken: Land und Klima, Fauna und Flora, Typus der Rasse, Kleidung, Wohnung, Nahrung, Geräthe, Waffen, geistige Anlagen, Leben, Sitten, religiöse Anschauungen, Sprachen zertheilt. Bei einigen fehlen mehrere dieser Rubriken, während andre hinzutreten; so bei den Malayen Abschnitte über ihren ursprünglichen Sitz, so wie ihre Verbreitung, die Zeit ihrer Spaltung in verschiedne

Stämme, die Ursachen ihrer Wanderungen und eine Uebersicht der zu ihnen gehörigen Völker, so wie derer, welche sich unter ihnen niedergelassen haben. Zur genaueren Charakterisirung ist eine specielle und eingehende Schilderung der am wenigsten und der am meisten von fremdem Einfluss berührten Glieder dieser Rasse, der Maori's und der Javanen hinzugefügt. Eine interessante Stelle nehmen in dieser die Mythen und Sagen der Maori's ein.

Bei den Afrikanern ist in ähnlicher Weise ein Abschnitt über die ursprünglichen Sitze und Verbreitung der vier eingebornen Rassen hinzuge treten; bei den Amerikanern einer über den Ursprung der amerikanischen Rasse; bei den Asiaten einer über die Eintheilung der asiatischen Völker so wie eine eingehende Uebersicht der Völker der Mongolischen Rasse. Bezüglich der Mittelländischen (kaukasischen) Rasse findet sich ein Abschnitt über die Verwandtschaft der Hamiten in Sitten und Gebräuchen und einer über die Verwandtschaft ihrer Sprachen; ferner einer über die ursprünglichen Sitze der Semiten und Hamiten; ein ähnlicher über die ursprünglichen Sitze und Wanderungen der Indogermanen schliesst die Mittheilungen über diesen Stamm ab.

In einem Anhang erscheinen zwei Verzeichnisse. Das erste führt die ethnographischen Gegenstände auf, welche während der Expedition gesammelt wurden, das zweite die Schädel, welche von Herrn Scherzer und Schwarz mitgebracht sind; das erste umfasst 358, das zweite 95 Nummern. Beide Sammlungen befinden sich in dem k. k. Hof-Naturalien cabinet in Wien. Ein Index erleichtert den Gebrauch des Buchs.

Eine treffliche Ethnographische Karte von A. J. Kracher schliesst das Werk, von welchem

wir nicht scheiden können, ohne dem Herrn Verf. für die Fülle von Belehrung zu danken, welche er in einem, im Verhältniss zu dem Umfang der Aufgabe, so engen Raume zusammenzudrängen und durch eine gewandte und entsprechende Darstellung anziehend zu machen verstanden hat.

Th. Benfey.

Voces variae animantium. Ein Beitrag zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Basel. Bahnmaier's Verlag (C. Detloff). 1869. SS. 179. 8.

Wilhelm Wackernagel hatte im J. 1867 einer Reihe ähnlicher ausgezeichneten Abhandlungen als Rektoratsprogramm der Universität Basel die neue *Voces variae animantium* folgen lassen. Sie liegt hier in bedeutend erweiterter Gestalt als eine der letzten Früchte seines sinnigen und feinen Verständnisses für Natur und Menschenwelt, seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, seines sicheren und scharfen sprachlichen Wissens vor uns. Nicht nur hat er, was über die Thierlaute der griechischen und lateinischen Sprache aus Zenodotos und Suetonius in spärlichen Resten auf uns gekommen ist, sorgfältig zusammengestellt und aus umfassender eigener Kenntniss der mittelalterlichen und neueren Literatur, was die deutsche Sprache an ähnlichen Worten und Bildungen besitzt, gesammelt und geordnet. Sondern scharfsinnig scheidet er auch eine dreifache Nachbildung der Thierlaute in der menschlichen Sprache. Denn von der Verwendung des den einzelnen Thieren abgelauteten eigenthümlichen Lautes zur Bildung von Worten, welche die Thiere selbst und ihre Stimme bezeichnen, muss sowol die malende Nachbildung in den

Worten dichterischer Schilderungen (sub aqua, sub aqua für die Frösche bei Ovid), als die symbolische Umdeutung der Thierlaute in menschliche Rede, wie sie in anthropomorphisirender, der Thierfabel ähnlicher Weise meist zu komischer Wirkung vorgenommen wird, geschieden werden. Endlich legt die Abhandlung dar, wie diese Laute bei der unveränderlichen Naturbeschaffenheit des Thierlebens sich zum Theil zwar durch alle Zeiten und Sprachen gleich bleiben, theilweise aber doch auch, indem sie in den Bereich der menschlichen Sprache eintreten, dem Wandel derselben verfallen und so ihrer ursprünglichen Naturwahrheit sich entfremden. Wie schon die Vergleichung der zweiten Auflage mit dem ersten Entwurf zeigt, ist der Stoff so reich, dass von allen Seiten her sich Erweiterungen bieten und einzelne Fragen näherer Erörterung bedürfen. Kinder- und Volksmärchen haben eine Fülle ähnlicher Züge, die sich nicht auf den ersten Wurf bewältigen liess. Die Unterscheidung allgemeiner Bezeichnungen thierischer Laute, wie clangere, pipire, *τιτυβίζειν*, von dem individuellen der einzelnen Thiere kann strenger durchgeführt werden. Laute verwandten Klanges *μυῖασθαι*, *μηκᾶσθαι*, *βληκᾶσθαι*, *βρυκᾶσθαι*, *βρωμᾶσθαι* laden zur Vergleichung ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit ein. Hesychius (vgl. Schmidt 4 p. 120 und CLXXXIV) und andere Lexica geben noch manche Zusätze (z. B. Hesych. *γρίσων* der Grunzer, das Schwein.) Aber Niemand wird ohne reiche Belehrung und Anregung Wackernagels Buch aus der Hand legen. Polemii Silvii laterculus, der dem Verfasser sonderbarer Weise unbekannt war (S. 46), ist von Th. Mommsen in den *Abh. der philos. hist. Kl. der K. Sächs. Ges. d. Wiss.* 2 S. 231 ff. (vgl. S. 276) herausgegeben.

H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 14.

6. April 1870.

A Digest of Hindu Law. From the replies of the Shastris in the several Courts of the Bombay Presidency. With an Introduction, Notes and an Appendix. Edited by Raymond West, B. A. of H. M. Bombay Civil Service, acting Judge of Canara, and Johann Georg Bühler, Ph. D. Professor of Oriental Languages in the Elphinstone College, Bombay. Book I. Inheritance. Bombay: printed for Government at the Education Society's press, Byculla. 1867. [XIII]. LXX. 362. 8^o.

Es war bekanntlich das Rechtsgefühl der Engländer, insbesondere ihre Achtung vor den Rechten und Gewohnheiten der ihnen untergebenen Völker, ihr Bestreben, die bürgerlichen Streitigkeiten der Inder nach deren eigenen Gesetzen und Rechten entscheiden zu lassen, welche den ersten ernstlichen Anstoss zur Beachtung der altindischen Literatur bildeten. Mit dem daraus hervorgegangenen Studium der in Sanskrit abgefassten Werke ist seitdem auch das der indischen Rechtswissenschaft sowohl in

Indien als in Europa eng verbunden geblieben. Uebersetzungen von Werken über indisches Recht wurden von den ersten Begründern der indischen Philologie, William Jones und Henry Thomas Colebrooke, geliefert und seitdem dieser Wissenszweig seinen Hauptsitz in Europa und insbesondere Deutschland aufgeschlagen hat, sind auch hier treffliche Arbeiten aus diesem Gebiet, insbesondere von Stenzler, veröffentlicht worden.

Die in Indien erschienenen haben natürlich wesentlich, ja fast nur, die praktische Seite ins Auge gefasst, welche mit keinen geringen Schwierigkeiten gepaart ist. Von einem allgemeinen Landrecht ist in den grossen indischen Besitzungen — deren Bevölkerung zwei ursprünglich verschiedenen Menschenstämmen — dem indogermanischen und drâvidischen — angehört, sich zu zwei wesentlich verschiedenen Religionsklassen, — einer heimischen und dem eingedrungenen Islam — bekennt, mit fremden Einwanderern vermischt ist, sich in mehr oder weniger verschiedene, nach Abstammung, Kaste, Religion und andern, in historischen, politischen, geographischen und socialen Verhältnissen begründeten Momenten getrennte zahlreiche grössere und kleinere Menschencomplexe gespalten hat — natürlich nicht die Rede; es herrscht hier vielmehr in allen bürgerlichen Rechtsverhältnissen eine so bunte Mannigfaltigkeit, eine solche Masse gesetzlich und gewohnheitlich berechtigter Eigenthümlichkeiten, dass schon dadurch die indische Rechtspflege für die Engländer eine der schwierigsten Aufgaben geworden ist. Dazu kommt, dass diese Eigenthümlichkeiten, beruhend auf indischen Anschauungen, Gesetzen und Gewohnheiten, nicht

selten Härten darbieten, welche mit dem europäischen Rechtsbewusstsein, oder überhaupt mit den Geboten eines höher entwickelten rechtlichen und sittlichen Gefühls in so schreiendem Widerspruch stehen, dass sie entweder der Milderung oder vollständigen Abschaffung bedürfen.

Die deutschen Arbeiten im Gegensatz dazu, ermangeln natürlich jeder praktischen Rücksicht, fassen aber dafür die philologische und historische Seite der indischen Rechtsbücher schärfer ins Auge.

Im vorliegenden Werke, abgefasst von einem englischen Richter und unserm ehemaligen Studiengenossen, dem Prof. Bühler, welcher sich um die Sanskrit-Philologie schon bedeutende Verdienste erworben hat, sind beide Gesichtspunkte verbunden und in einer Weise zur Geltung gebracht, welche ihm, neben seiner Bedeutung für die indische Rechtspraxis und die der dabei thätigen Engländer, auch keinen geringen Werth für die Rechtswissenschaft überhaupt und insbesondre für die Geschichte und philologische Behandlung der indischen Rechtsquellen verleiht.

Die Unterlage, auf welcher dieses Werk beruht, bildet eine Fülle von Antworten indischer Rechtsgelehrter auf an sie gerichtete Rechtsfragen, welche ihnen von den englischen Gerichten in der Präsidentschaft Bombay vorgelegt wurden. Diese Antworten stützen sich auf die einheimischen Rechtsbücher, welche im westlichen Indien juristische Autorität haben und die entscheidenden Stellen sind im Original mit englischer Uebersetzung hinzugefügt. Sie sind hier in der Weise benutzt und angeordnet, dass sie eine systematische Darstellung des heutigen

Tages bei den Indern im westlichen Gebiet geltenden Erbrechts gewähren. Dieses kann mit wenigen Ausnahmen als rein indisch betrachtet werden. Diese Ausnahmen betreffen nur die durch die englische Regierung eingeführten Bestimmungen in Bezug auf einige Härten der indischen Gesetze, welche dem europäischen Rechtsbewusstsein zu sehr widersprechen, z. B. in Bezug auf Kasten (S. XL) und Witwen (S. XLVII).

Diese Darstellung des Erbrechts umfasst S. 1—302. In der Einleitung (S. XXXVIII—LXX) ist daraus eine kurze Uebersicht abstrahirt, welche, wie uns scheint, für viele Juristen von Interesse sein möchte und, da ihnen das hier anzuzeigende Werk wohl nicht zur Hand kommen möchte, wagt es Ref., einiges daraus hier hervorzuheben.

Erbrecht umfasst danach die Bestimmungen, nach denen Besitz, beim bürgerlichen oder natürlichen Tode eines Besitzers, auf andre Personen, einzig in Folge ihres Verhältnisses zu dem früheren Besitzer, übergeht.

Das Verhältniss zu, oder die Verbindung mit dem früheren Besitzer, welche Erbrecht verleiht, ist sechsfacher Art: 1. Blutsverwandschaft. 2. Verwandschaft durch Adoption. 3. Verbindung durch Heirath. 4. Geistige Verbindung (eines Lehrers mit seinem Schüler und umgekehrt, so wie von Studiengenossen unter einander). 5. Corporative Verbindung. 6. Verhältniss eines Regierenden zu seinen Unterthanen.

Unter gewissen Bedingungen können die in solchen Verhältnissen zu dem Erblasser stehenden ihres Erbrechts verlustig werden, z. B. solche, die an gewissen körperlichen oder geistigen Gebrechen leiden, so einer der blind oder wahnsinnig ist (S. 284 ff.).

Verschieden ist das Erbrecht je nach dem natürlichen oder gesetzlichen Stand des letzten Besitzers. Hier tritt zuerst der Unterschied ein, ob dieser ein Mann oder eine Frau war.

Bei den Männern dann:

1. ob der letzte Besitzer einer Familie angehörte, die ihr Erbgut nicht getheilt hat (wie dies in Indien überaus häufig der Fall ist).

2. oder ob er a) temporär den Studien oblag (und demgemäss keuschlebend ohne Leibeserben verstarb),

b) oder einen besonderen (abgetheilten) Besitz hinterlies,

c) oder neben unabgetheiltem einen besonderen Besitz hinterliess (der Unterschied gegen 1 trifft darin natürlich nur diesen).

3. oder ob er erst abgetheilt, später aber die Abtheilung wieder aufgehoben hatte und mit seinem Besitz in die Gemeinschaft zurückgetreten war.

4. oder ob er sich dem Studium (der Keuschheit) für seine Lebenszeit gewidmet hat.

In Bezug auf erblassende Frauen ist zu unterscheiden:

1. ob die Erblasserin unverheirathet,

2. ob verheirathet und Mutter von Kindern,

3. ob verheirathet und kinderlos war.

Einen letzten Besitzer, welcher nicht abgetheilt hatte, beerben:

1. seine Söhne, Enkel, Grossenkel (mit Eintritt der Söhne in die Rechte der Väter), welche beim Tode des Erblassers mit ihm verbunden (united) waren (sich nicht von dem Erblasser getrennt hatten).

2. fehlen legitime männliche Descendenten, dann folgen adoptirte.

3. fehlen auch diese, dann folgen illegitime

Kinder (bei Çûdra's, d. i. solchen, die zu der vierten Kaste gehören).

4. fehlen auch diese, dann folgen die Mitbesitzer des ungetheilten Besitzes (Familien-gutes).

Bei abgetheiltem Besitz gilt zwar 1. 2. 3, aber als 4te Erbberechtigte tritt die Wittwe ein; fehlt diese, als 5. die Töchter, und zwar haben unverheirathete den Vorzug vor verheiratheten, so wie arm verheirathete vor reich verheiratheten, 6. fehlen auch diese, die Töchter-söhne; 7. fehlen auch diese, die Mutter des letzten Besitzers (diese auch bei dem in Keuschheit verstorbenen); 8. fehlt auch diese, der Vater. 9. vollblütige Brüder; 10. Halbbrüder; 11. Söhne von vollblütigen Brüdern; 12. Söhne von Halbbrüdern; 13. die Grossmutter von Vaters Seite; 14. alle männlichen Personen aus des Erblassers Familie (gotra), welche innerhalb des 6ten Grades auf und abwärts mit ihm verwandt sind, (d. h. bis zum Ur-ur-ur-ur-Grossvater und Ur-ur-ur-ur-Enkel) mitsammt ihren Frauen; 15. alle Familienverwandte bis zum 13ten Grade mit ihren Frauen; 16. Verwandte, welche nicht zu derselben Familie (gotra) gehören; z. B. Vater's Schwestersohn u. s. w. (S. LIII); 17. geistige Verwandte (Lehrer, Schüler, Mitschüler), wenn der Erblasser der Kaste der Brachmanen angehörte; 18. in demselben Fall, wenn die Berechtigten sub. nr. 17 fehlen, die Corporation der Brachmanen; 19. ist der Erblasser ein Kaufmann, so folgen statt 17. 18 dessen Partner; 20. fehlen alle 19 Rubriken, dann folgt der König.

Dieser 2te Fall — Erbfolge bei abgetheilten Besitz — macht die allgemein indischen Anschauungen über Berechtigung zur Erbfolge am meisten klar.

Doch sei es erlaubt, noch die Erbfolge in den Besitz einer Frau zu erwähnen.

I. War die letzte Besitzerin unverheirathet, so folgen:

1. Die Brüder; 2. die Mutter; 3. der Vater; 4. die nächsten Familienverwandten innerhalb des 6. Grades.

II. War sie verheirathet und hat Descendenten, so folgen:

1. die Töchter und zwar wiederum unverheirathete vor verheiratheten, arm verheirathete vor reich verheiratheten; 2. die Enkelinnen; 3. die Söhne der Töchter; 4. die Söhne; 5. die Söhne der Söhne.

III. War sie verheirathet aber ohne Descendenten, so folgt 1. der Ehemann; 2. des Ehemanns Familienverwandte innerhalb des 6ten Grades; 3. der Frau Familienverwandte innerhalb dieses Grades.

Wenden wir uns nach diesen Mittheilungen wieder zu dem praktischen Theile des Werkes zurück und bemerken in Bezug auf die in demselben vorkommenden Sanskritstellen, dass sie von Bühler sorgfältig übertragen und, wo nöthig, genauer erörtert sind. Demselben verdankt das Werk auch zwei andre ausgezeichnete Zugaben; nämlich zunächst in dem ersten Theile der Einleitung eine lehrreiche Abhandlung über die Quellen des Indischen Rechts (I—XXXVII).

Eine Hauptautorität bildet ihr gemäss die *Mitâksharâ*, wahrscheinlich im 11. oder 12. Jahrhundert abgefasst, und eigentlich ein Commentar zu dem Rechtsbuch von *Yâjñavalkya* (herausgegeben mit deutscher Uebersetzung von Fr. Stenzler). Allein der Verf. dieses Commentars hat das commentirte Werk durch Inter-

pretation und Benutzung andrer Rechtsquellen so sehr ergänzt, dass seine Arbeit dadurch zu einem wahren Gesetzbuch umgestaltet ist. Zu diesem Commentar giebt es zwei sein Verständniss erleichternde Commentare, von denen der eine dadurch, dass er das Werk einer Frau ist, ein besonderes Interesse beansprucht. Da grosse Juristen aus dem weiblichen Geschlecht, so viel mir bekannt, selbst in Europa noch nicht hervorgegangen sind, so erlaube ich mir das über sie mitgetheilte hier hervorzuheben. Der Name dieser in Indien berühmten Frau (s. Fitz Edward Hall, a contribution towards an Index to a Bibliography of the Indian Philosoph. Systems p. 175) ist Lakshmidēvī; sie war verheirathet an Vaidya nâtha Pâyagunḍa, in eine Familie, die sich vorwaltend literarisch beschäftigte (in dem anzuzeigenden Werke S. 259). Der Commentar dieser berühmten Juristin giebt eine vollständige, Wort für Wort erläuternde, Erklärung der Mitāksharâ, begleitet von ausführlichen Discussionen. Im Allgemeinen unterstützt sie erweiternde Auffassungen und giebt jedem Worte des Yājñavalkya die weiteste Auslegung. Ihre Meinungen stehen in geringer Achtung und werden von den Gelehrten selten allegirt, wenn sie nicht durch andre Autoritäten unterstützt sind; doch gilt ihr Werk für eine Arbeit, die den geistigen Anlagen der Frauen grosse Ehre macht, aber auch nicht selten intellectuelle Mängel der Verfasserin zeigt, welche ihrem Geschlechte zugeschrieben werden. (a performance highly creditable to the female intellect, but . . . showing a good deal the author's intellectual petticoats) p. VI. Sie lebte wohl im 14ten Jahrhundert.

Die der Mitāksharâ nächste Autorität bildet

ein Werk von Nīlakaṇṭha, die dritte der Vīramitrodāya von Mitrāmiṣra, beide aus dem 16ten Jahrhundert. Ausser diesen zählt Bühler noch fünf andre, noch neuere, Autoritäten auf.

Reichen diese Autoritäten nicht aus, so stehen hinter ihnen als Rechtsquellen die sogenannten *Smṛiti's* (Erinnerungen), Schriften, welche sich auf Opfer, Ceremonien und Recht beziehen. Der neuere Gebrauch beschränkt den Namen auf die letzte Art. Deren rechnet man jetzt gewöhnlich nur 36; allein Bühler weist nach, dass 78 verschieden benannte erwähnt werden, und berücksichtigt man ihre verschiedenen Redactionen, so kommen gegen 100 heraus, ohne dass es wahrscheinlich wäre, dass damit die Anzahl der Schriften dieser Gattung, welche einst existirten, erschöpft wäre. Die Inder möchten sie gerne in die älteste Zeit versetzen und schreiben einige sogar ihren Göttern zu; allein schon die Annahme, dass viele von Männern herrührten, denen auch vedische Hymnen zugeschrieben werden, ist der verschiedenen und jüngeren Sprache wegen unzulässig.

Bühler, sich an Max Müller anschliessend, theilt sie zunächst in zwei Classen, die in kurzen Regeln (*sūtra's*) und die in Versen abgefasste (*śāstra's*). Die der letzteren Classe sind Versificationen von denen der erstren.

Diese Werke beruhen in letzter Instanz auf mündlichem Unterricht in den brachmanischen Schulen. Diese Schulen wurden seit sehr alter Zeit von Jünglingen der drei ersten Kasten besucht, um sich in den Veden unterrichten zu lassen. Sie theilten sich — nach den in ihnen auftauchenden Differenzen — in zahlreiche Zweige. Indem der Unterricht immer methodischer ward, ergab sich die Nothwendigkeit, die

Hauptpunkte zusammenzufassen, um sie als Grundlage zu weitern Erörterungen zu benutzen. Daraus entwickelte sich eine Literatur, deren Hauptcharakter die Aufstellung äusserst lakonisch — oft sehr kunstreich — abgefasster Regeln bildet. Jede Schule scheint einst eine Reihe derartiger Werke besessen zu haben, welche alle Theile der indischen — d. h. der für das Verständniss der Veden und des darauf beruhenden religiösen und socialen Gebäudes nothwendigen — Wissenschaften umfasste. Einige dieser Werke — auch auf das Recht bezügliche — haben sich bis auf unsre Zeit erhalten; von diesen stehen drei mit noch existirenden Schulen in Verbindung; andre sind jetzt isolirt, da die Schulen, denen sie angehörten, nicht mehr bestehen; andre scheinen Umarbeitungen älterer; andre endlich Fragmente oder Auszüge von älteren.

Das Material, auf welchem diese Rechtsregeln (*Dharmasûtra's*) beruhen, bilden Regeln der einzelnen Autoren, Vedenstellen, Meinungen von andern Lehrern und Grundsätze, welche in der brachmanischen Gemeinde allgemeine Gültigkeit hatten. Diese Principien sind theils in Prosa, theils in Versen ausgesprochen; ausserdem finden sich auch andre Citate in Versen, welche auch in anderen Werken und der zweiten Classe (den *Dharmaçâstra's*) erscheinen und zu der Bildung eben dieser zweiten Classe, der durchweg versificirten Rechtsbücher, wahrscheinlich die Veranlassung gaben.

Die erste Classe, die *Dharmasûtra's* sind gewiss so alt, als die Schulen (*charana's*), an welche sie sich schlossen und noch schliessen; daraus folgt aber natürlich nicht, dass die uns erhaltenen in dieses Alterthum hinaufreichen.

Unter der zweiten Classe, der der versificirten Rechtsbücher (*Dharmaçâstra*), nehmen die beiden bekannten, das dem Manu, so wie das dem Yâjñavâlkyâ zugeschriebene, die Hauptstelle ein. Beide geben sich entschieden als junge Werke kund; Bühler zeigt durch Vergleichung von Stellen des erstren mit den Sûtra-Schriften, dass es eine Versification der letzteren ist.

Dieses, das Mânava dharmaçâstra, beruht wahrscheinlich auf dem Dharmasûtra der Mânava-Schule, welches aber verloren ist, während deren Çrâuta- und Grihya-sûtra noch existiren. Vielleicht trug eben die handlichere Form, welche es in dem Çâstra erhalten hatte, zu seinem Verluste bei. Die Mânava-Schule, welche jetzt nicht mehr existirt, war eine Unterabtheilung der Maitrâyâṇiya's, von denen es noch Ueberreste giebt.

Das Werk des Yâjñavâlkyâ beruht höchst wahrscheinlich auf dem Sûtra der Vâjasaneyi-Schule, der Trägerin des weissen Yajur-Veda.

Die übrigen dieser Classe der Smṛiti's angehörigen Schriften theilt Bühler in: 1. Auszüge; 2. erweiterte Umarbeitungen von älteren; 3. neuere Compilationen; 4. metrische Umarbeitungen von Grihya-sûtra's; 5. untergeschobene, insbesondere von Anhängern des Viṣṇu-Cultus.

Die letzte Rechtsquelle bilden die beiden Hauptabtheilungen der Veden, die Mantra's und die Brâhmaṇa's. Doch beschränkt sich die Benutzung derselben auf einzelne Stellen, aus welchen Rechtsregeln abgeleitet werden.

Die Hauptquelle bilden die erwähnten Smṛiti's; für deren Kenntniss ist ausser dem in der Einleitung mitgetheilten, von welchem wir hier einen Auszug gegeben haben, der zu dem

vorliegenden Werke gefügte Appendix von der grössten Wichtigkeit. In diesem hat Bühler, in Anschluss an die Aufgabe dieses Bandes, die Bestimmungen über Erbrecht aus den Dharma-sûtra's des Âpastamba, Baudhâyana und Gautama, so wie aus den Dharmaçâstra's des Vasishtha, Vishnu und Nârada im Text mit Uebersetzung und Anmerkungen veröffentlicht. Es sind Inedita, welche uns einen genaueren Einblick in das Wesen dieser Schriften gewähren. Eine derselben — das Âpastambîyadharmasûtram — ist seit der Veröffentlichung dieses Werkes von Hrn. Prof. Bühler (1868) vollständig herausgegeben. Die Anzeige desselben, welche wir bis zur Erscheinung des zweiten Theils, der die Uebersetzung und Anmerkungen sammt Mittheilungen aus dem einheimischen Commentar bringen wird, verschieben, wird uns vielleicht Gelegenheit geben, etwas näher auf sie einzugehen.

Mit Dank für die reiche Belehrung, die wir aus diesem Werke gewonnen haben, scheiden wir von den beiden Verfassern und hoffen, dass uns die Fortsetzung desselben zu neuem Dank verpflichten wird.

Th. Benfey.

Palaestinae descriptiones ex saeculo IV., V. et VI. — Nach Druck- und Handschriften mit Bemerkungen herausgegeben von Titus Tobler. St. Gallen, Verlag von Huber et Comp. (F. Fehr), 1869. 151 S. in kl. 8.

Ein kleines aber recht nützliches Buch. Dr. med. T. Tobler ist den Lesern dieser Blät-

ter längst als ein Mann bekannt welcher, nachdem er in den letzten Jahren nicht mehr so wie in früheren Palästina mit eignen Augen fleissig untersuchen kann, desto emsiger die Berichte der älteren Pilger erforscht und durch ebenso sorgsam vorbereitete wie vortrefflich erläuterte neue Ausgaben zugänglich macht. So stellt er hier die vier ältesten Pilgerschriften Lateinischer Sprache in einer schönen Ausgabe zusammen, welche wir nach allen Seiten hin empfehlen können.

Das erste dieser Bücher ist das *Itinerarium Burdigala Hierusalem usque*, kürzer *Itinerarium Burdigalense* genannt, das älteste aller Pilgerbücher in Lateinischer Sprache und für unsere geschichtlichen Kenntnisse Palästina's von der grössten Wichtigkeit, da es mit kurzen Worten uns ein näheres Bild giebt wie Jerusalem und ein grosser Theil des Landes um das Jahr 333 nach Chr. war. Das Büchlein giebt einen vollständigen Reiseführer von Bordeaux bis Jerusalem: der Herausgeber aber theilt hier seinem Plane gemäss nur die Beschreibung Palästina's und damit den längsten Abschnitt aus ihm mit, und giebt diesen theils nach den vielen älteren Ausgaben theils nach drei Handschriften verbessert, auch neu übersichtlich mitgetheilt. Wir möchten auch meinen, gerade auf die Herstellung und Erläuterung dieser kleinen Schrift habe der Herausgeber die grösste Sorgfalt verwandt. Manche der Bemerkungen des Herausgebers wird man jedoch auch so leicht weiter verfolgen können. So ist es gewiss sehr denkwürdig dass der aus Joh. 5, 2 so bekannte Teich nördlich vom Tempel bei diesem Pilger aus Aquitanien c. 4 ebenso wie bei dem unten zu erwähnenden Eucherius in einer Handschrift

(vgl. S. 3. 28. 66 f. 112) Bethsaida genannt wird, nicht Bethesda wie in den gewöhnlichen Ausgaben des Johannesevangeliums. Damit man aber darin keine blosser Verwechslung mit den beiden Galiläischen Städten Bethsaida sehe, kommen uns die Lesarten *Βηθζαθα* oder *Βηθζεθα* entgegen welche sich im *Sin.* und in anderen der ältesten Urkunden des Johannesevangeliums finden und aus denen die jetzt gewöhnlich gewordene Lesart *Βηθσεδα* ebenso wie jene *Βηθσαιδα* nur durch alte Schreibfehler entstanden sein kann. Der Unterz. hat nun schon längst behauptet dass alle diese Lesarten auf ein *בית זיחא* d. i. Oelhausen zurückführen und dass danach jener Teich nur von seiner Lage in oder bei dem Stadttheile Jerusalem's genannt sei welcher bei Josephus in etwas leichterem Griechischer Aussprache Bezetha heisst. Es ist dann nicht mehr nöthig an einen Ursprung des Namens aus *בית חסדא* zu denken, als bedeutete er »Liebeshaus«, obgleich allerdings schon die Peschitha daran dachte. Die von dem Herausgeber S. 70 f. gesuchte *domus Ezechiae* am Tempelberge soll gewiss der Palast Königs Hizqia's sein: darauf weist auch der Zusatz bei dem Innom. I hin »*cui ter quinos annos ad vitam Dominus dedit.*« vgl. Jes. 38, 5. Aber diese späte Sage bestätigt so noch was wir aus anderen Merkmalen wissen können, dass ein Palast der alten Davidischen Könige am Südabhange des Tempelberges stand.

Das zweite Büchlein benennt der Herausgeber *S. Paulae peregrinatio* autore S. Hieronymo: es ist aber nichts als ein Abschnitt aus dem Epithaphium S. Paulae oder der Leichenrede womit Hieronymus das Andenken der edlen Römerin Paula feierte, welche 37 Jahre alt

im J. 382 nach Chr. von ungemeiner Sehnsucht nach dem h. Lande getragen mit ihrer Tochter Eustochium Rom verliess, dann alle die h. Oerter bis nach Aegypten hin besuchte, und nachdem sie sich in Bethlehem niedergelassen 20 Jahre später dort starb. Hieronymus, ihr grosser Verehrer und Lobredner, gab in der ihrem Andenken gewidmeten Rede auch eine Uebersicht über ihre Reisen in den durch die Bibel heilig gewordenen Gegenden: und diesen Abschnitt aus der kleinen Schrift giebt der Herausgeber hier mit jenem neuen Namen nach einer Vergleichung aller bisherigen Ausgaben. Die Frage welche der heutige Erklärer S. 86 aufwirft, ob diese Reisen von der Paula wirklich unternommen oder von Hieronymus bloss erdacht seien, wäre nach mancher Meinung besser vielleicht gar nicht erregt, da die zweite Möglichkeit hier sofort zurückgewiesen wird: allein in einer Zeit wo wie heute alles bezweifelt und am liebsten verneint wird, scheint man freilich eine solche Frage aufzuwerfen nirgends vermeiden zu können. Wichtiger ist jedenfalls bei dieser Beschreibung nirgends zu vergessen dass sie erst 20 Jahre später entworfen wurde, wo Hieronymus wenn er auch die edle Frau auf diesen Reisen begleitet hatte, doch wohl an manches nicht mehr sich ganz genau erinnerte; und dazu zeigt er sich hier mehr als den begeisterten Bewunderer denn als den genaueren geschichtlichen Beschreiber. Dennoch ist das Stück reich an bedeutenden Winken über die damalige Lage des Landes und sovieler seiner einzelnen Oerter; und bildet durch seine höchst lebendige Färbung einen wohlthätigen Gegensatz gegen die sonst gewöhnlichen Pilgerbücher aus jenen Jahrhunderten. Ob übrigens Hieronymus

selbst die Paula überall begleitete, ist mehr als zweifelhaft: nach c. 18 könnte man etwas der Art vermuthen; andere Stellen aber wie c. 8. 19 widersprechen einer solchen Vermuthung, und der Ausdruck an jenen Stellen c. 18 erklärt sich auch bloss aus der lebendigen Färbung welche Hieronymus gern seiner Rede giebt.

Sehr kurz ist das dritte Stück: *S. Eucherii epitome de aliquibus locis sanctis*. Ist dieser Eucherius der berühmte Gallische Mönch und zuletzt Bischof von Lyon dessen Tod man um das Jahr 449 nach Chr. ansetzt, so würde er Palästina entweder noch zu Hieronymus' Lebzeiten oder bald nachher besucht haben. Allein der Herausgeber kommt darüber zu keiner ganz sichern Ansicht. — Desto wichtiger ist

das vierte und letzte Buch: *Theodori liber de situ Terrae Sanctae*, obgleich uns heute nicht einmal der Name des Pilgers genau genug bekannt ist und sein Zeitalter nur aus zerstreuten Andeutungen geschlossen werden kann. Der Herausgeber meinte früher das Büchlein sei in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts verfasst: jetzt ist er der Ansicht es könne schon vor der Herrschaft Justinian's geschrieben sein, da in ihm nirgends von dieser, wohl aber von der des Kaisers Anastasius die Rede ist. Wir halten dies für richtig: das Büchlein steht dann der Zeitgeschichte nach in der Mitte zwischen Hieronymus und Eucherius von der einen und dem jetzt bekannter gewordenen Antoninus Martyr von der andern Seite. Leider aber ersieht man aus ihm auch wie tief damals die Christenheit vorzüglich im Westen binnen eines Jahrhunderts in allerlei neuen Aberglauben verfiel. Das Büchlein wurde zuerst 1864 in der Revue archéologique nach einer Pariser Handschrift

gedruckt: jetzt veröffentlicht es unser Herausgeber nach drei Handschriften, aber allerdings wie er selbst darüber klagt, nicht mit einem ganz zuverlässigen Wortgefüge. Seinen Nutzen hat indessen auch dieses Werk: und wir wollen davon hier ein um so denkwürdigeres Beispiel anführen je weniger gerade bei ihm die Bemühungen des Herausgebers zu einem guten Ergebnisse hinführten. C. 15 wird nicht bloss Anathot, der Geburts- und (wie die Sage hier lautet) Todesort des Propheten Jeremjá, nach seiner Lage richtig bestimmt, sondern es ist auch die Rede von einem Dorfe nahe dem Oelberge *ubi dormivit Abimelech sub arbore ficus annis XLVI, qui Abimelech discipulus fuit sancti Hieremiae; ibi fuit Baruch propheta*. Vergeblich hat sich und mehrere seiner Bekannten der Herausgeber bemühet diese seltsame Sage aufzufinden. Allein man kann sie ihrem Ursprunge nach jetzt vollkommen sicher erkennen und verfolgen: sie entstammt dem bis jetzt bloss Aethiopisch (in Dillmann's *chrest. aeth.*) gedruckten, noch nicht übersetzten Apocryphon welches der Unterzeichnete schon vor einigen Jahren das dritte Barukhbuch genannt und seinem wahren Wesen nach noch näher bezeichnet hat. Wir können nun dem Pilgerbuche entnehmen dass dieses dritte Barukhbuch welches wir bis jetzt nur in einer Aethiopischen Uebersetzung erhalten finden, nicht bloss im entfernten Morgenlande viel gelesen wurde, sondern einst auch in Palästina sehr bekannt und ausser ins Aethiopische wohl auch noch in andere Sprachen übersetzt war.

Um bei dem Reichthume dieses kleinen Werkes zu einem Schlusse zu kommen, bemerken wir nur noch dass der Herausgeber den so

bekannten für die Christen höchsten Ort in Jerusalem immer Golgotha, nicht Gulgatha drucken lässt. Bekanntlich ist diese letztere Aussprache im neuern Europa allein herrschend geworden; und D. Tobler selbst veröffentlichte früher ein besonderes Werk über Golgotha. Es ist aber jetzt gezeigt dass die richtige Aussprache Golgotha lautet: und so freuen wir uns diese hier überall allein herrschen zu sehen. Doch hätten wir gerne genau erfahren ob sie sich auch in den Handschriften überall so finde. Zu Itin. Burd. c. 7 findet sich eine kleine Bemerkung über verschiedene Lesarten, nicht aber zu Theod. c. 6. H. E.

Cartulaires de l'église cathédrale de Grenoble, dits Cartulaires de Saint-Hugues publiés par M. Jules Marion. (Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du ministre de l'instruction publique. Première Série. Histoire politique.) Paris. Imprimerie impériale. 1869. XCI und 559 Seiten. 4°.

Von der unter Guérard's Leitung im Auftrage des französischen Unterrichtsministerium begonnenen Publikation von Chartularen liegt oben genannter Band als neueste Lieferung vor. Ref. war es vergönnt, noch während seines kürzlichen Aufenthalts in Paris, das eine in Betracht kommende Manuskript selbst zu untersuchen, für die beiden anderen standen ihm Notizen des Herrn U. Chevalier in Romans (von demselben inzwischen in seiner Anzeige dieses Werkes

Revue critique 1870 Nr. 3 verwerthet) zu Gebote. So können wir uns ein deutliches Bild der Ueberlieferung machen, die Angaben und die Arbeit des Herrn Marion controlliren.

Der gesammte ältere Urkundenvorrath für Grenoble liegt nur in drei Chartularen vor. Das erste (A) befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, Lat. 13879, die beiden anderen (B und C) noch im Bisthumsarchiv von Grenoble, von wo aus sie demnächst, mit den anderen Archivalien, ins Departementalarchiv übertragen werden sollen. Der Herausgeber hat nun diese drei Handschriften, jede für sich in ihrer Integrität, abdrucken lassen, jedoch so, dass bei wiederholt vorkommenden Stücken zurückverwiesen wird. A und B danken, wie vom H. p. XL—XLVIII nachgewiesen, ihre Entstehung Bischof Hugo I., C indessen stammt entschieden erst aus der Zeit Hugo II. (1132—1147), wenn nicht gar aus der Bischof Gottfrieds (1151—1162), cf. p. XLVI. Hr. M. spricht sich nicht entschieden über die Zeit der Niederschrift von A aus, er neigt sich der Annahme zu, dass es um's Jahr 1109 angelegt. Jules Ollivier dagegen in seinem Artikel: Notice historique et bibliographique sur les cartulaires de Saint Hugues, mss. inédits de la fin du XI. siècle et du commencement du XII. (Champollion-Figeac, Documents hist. inédits I, 262—267, cf. auch Sickel, Urkunden der Karolinger II, 223) beweist, dass die Abfassung spätestens kurz nach dem 18. April 1109 erfolgt sein müsse, und wir glauben aus der Zusammensetzung der Handschrift selbst noch eine frühere Zeit annehmen zu können.

Der gesammte Inhalt von A bezieht sich nämlich auf das Recht des Bischofs von Grenoble

über Sermorenc, das von dem Erzbischof von Vienne, Guido, ebenfalls in Anspruch genommen wurde. Nach längerem Hin- und Herstreiten entschloss sich Hugo beim Papste Hilfe zu suchen, und wirklich finden wir ihn in den Jahren 1095—1098 in Italien. Freilich wurde erst durch Papst Paschalis II. Bulle vom 18. April 1109 der lange Streit entgültig beigelegt. Jedenfalls musste Bischof Hugo die zur Führung seiner Sache vor dem päpstlichen Stuhl nöthigen Dokumente mitgenommen haben, und wir glauben, dass einzelne Partien der Handschrift für diesen Zweck angefertigt waren. Diese ist nun folgendermassen zusammengesetzt. 1) Ein Quinio, enthaltend das Schmutzblatt und f. 1—9. Hier finden sich Urkunde I—V. Sie sind, obschon von demselben Schreiber wie der übrige Rest der Handschrift, doch entschieden später geschrieben. Die Tinte ist dunkler, rothe Farbe ist nie angewandt, Rubriken und Initialen sind schwarz. Der Text endet bereits f. 9, f. 9 verso blieb leer. Die sich hier befindenden Urkunden stammen mit Ausnahme von Nr. IV, die undatirt, aus den Jahren 1105—1109, und zwar enthalten I und II die Endentscheidungen Paschalis II. 2) f. 10—19 ein Quinio, f. 20—27 ein Quaternio, f. 28—37 ein Quinio. Der Text beginnt mit f. 10 v. Die Rubrik (von jetzt an und im folgenden stets roth) ist herüberlaufend auf dem oberen Rand von f. 10 v. und f. 11 r. geschrieben. Der Text schliesst schon f. 36 r., wo nur zwei Zeilen stehen, der Rest der Seite ist leer geblieben, wie auch f. 36 v. und f. 37 r. und v. Umfasst die Urkunden Nr. VI bis Nr. XXI. 3) f. 38—47, f. 48—57, je ein Quinio. Ganz angefüllt von Nr. XXII, dem sogenannten Testamentum Abbonis (Sickel l. c. K. 249).

4) f. 58—67 ein Quinio, enthält Nr. XXIII die Darlegung des Streites der beiden Bischöfe mit drei von Urban II. darauf hin erlassenen Bullen. Das folgende Heft (Quaternio oder Quinio) ist verloren gegangen, da *adjuravi* (p. 57), das letzte Wort des erhaltenen Textes, schon als *Custos* gesetzt ist. 5) f. 68—79 ein Senio, f. 80—89 ein Quinio. Enthaltend Nr. XXIV bis Nr. XXXIV; jedoch sind Nr. XXXIII und Nr. XXXIV, obschon von demselben Schreiber, doch gewiss später nachgetragen, die Tinte ist dunkler, und wie bei Nr. I—V findet sich auch hier nicht rothe Farbe zu den Rubriken angewandt. Der Text endet, bereits auf f. 87 v., wo nur 9 Zeilen stehen.

Es sind also zwei Hauptmassen, die schon äusserlich sich unterscheiden. Ich glaube nun, dass Nr. 2 die eigentlichen Beweisstücke für den Process enthaltend, wie schon aus den meisten Ueberschriften: *que sunt (est) in pago Salmoriacensi et in episcopatu Gratianopolitano*, und ähnlichen, ersichtlich; Nr. 3, das *Testamentum Abbonis*, das entschieden beweisen sollte, wie schon seit alten Zeiten das Schloss Vinay und das Dorf Quincieux zum *pagus Salmoriacensis* und somit zum Bisthum Grenoble gehört; Nr. 5 unter anderem die Bischofsreihen von Grenoble und Vienne enthaltend, und mit der diesen angeschlossenen chronologischen Zusammenstellung und Vergleichung beider auf einen bestimmten Zweck hinweisend, der uns aus Nr. XXIII p. 52: *carta — que sine dubio falsum testimonium dabat, quoniam Barnuinus Viennensis archiepiscopus et Isarnus Gratianopolitanus pontifex, non contemporanei fuerunt, sicut ex cathalogo Lugdunensi et aliis multis scriptis collegimus*, ersichtlich wird (cf. p. 61), schon nach Italien mitge-

nommen oder dort während der Unterhandlungen angefertigt sind; dass ihnen unmittelbar nach der von Urban I. getroffenen Entscheidung im Jahre 1097 Nr. 4 angeschlossen sei; somit also als Abfassungszeit für einen und zwar den Haupttheil des Chartulars die Jahre 1095--1098, und für den andern das Jahr 1109 anzusetzen ist.

Aus dieser vom Herausgeber nicht angestellten handschriftlichen Untersuchung ergibt sich nun zunächst, dass wir es nicht mit einer Urkundensammlung im strengen Sinne des Worts zu thun haben, sondern mit den Materialien eines Prozesses. So hätte, einmal die Sachlage scharf erkannt, die Anordnung der Handschrift, die entschieden eine rein äusserliche und vielleicht nur durch den Buchbinder veranlasst ist, nicht vom Herausgeber befolgt werden dürfen. Es zeigt sich hier wieder einmal recht schlagend die Verkehrtheit des in neuester Zeit von den Franzosen so oft beliebten Systems der reproduction littérale. Schlimmer steht es nun noch, wenn wir betrachten, wie der Text vom Herausgeber behandelt. Ausgerüstet mit ziemlich genügender Kenntniss der Paläographie hat er ihn im Grossen und Ganzen zuverlässig gegeben, doch kennt H. M. z. B. nicht die Bedeutung der Umstellungszeichen, nach denen p. 5 Nr. III Z. 3. 4 seculo abren. zu lesen; p. 11 stehen die in Klammern gesetzten Worte »hæc vilg sunt in mandamento de Vireu« als Note am Rande der Handschrift; p. 25 ist die Unterschrift zum Theil kryptographisch GHRBALDXS MPNBCXS SCRHP SIT, also entschieden so im Originale, während hier der Kopist der Handschrift mit Minuskeln die Erklärung herüberschrieb; p. 26 Z. 2 steht im Texte quumquidem. Weiss denn

Hr. M. nicht, dass *quum* nie im Mittelalter vorkommt? die Handschrift hat *qmquidem* = *quoniamquidem*. p. 70 ist das monogrammatische Benevalete rechts zu stellen wie in der Handschrift, p. 74 ist in der Unterschrift das Signum des Königs und der Name des Notars, Warimaldus, in Majuskeln geschrieben; p. 77 steht am Schluss von Nr. XXXIII nur BNDS MN ch^o SRPT. Alles dies hätte doch wenigstens in den Noten angegeben werden müssen. Sehr böse hat die Unkenntniss der Diplomatie dem Herausgeber bei den Unterschriften des Testamentum Abbonis mitgespielt. Was denkt er sich wohl unter »Ego Abbo hunc testamentum a me factum. Rusticus vir clarissimus« u. s. w., wie er gedruckt? Die Handschrift hat nun vor Ego Abbo ein Chrismon, dann nach factum ein subscripsi Zeichen mit einigen folgenden tironischen (sehr verderbten und daher nicht mehr entzifferbaren) Noten, und am Schlusse wohl noch ein Chrismon. Ebenso steht nach Rusticus vir clarissimus und allen folgenden Unterschriften das Zeichen für subscripsi, vor Magnabertus ein Chrismon, und nach dem Subscriptionszeichen des Semphorianus ein Zeichen, das ich entweder als Chrismon, oder auch als et recognovi nehme. Hr. M. sagt hierüber in der Vorrede p. LIII: j'ai eu l'occasion de remarquer — que les témoins du testament d'Abbon avaient orné leur signatures de paraphes compliqués imitant des grilles !! Ferner giebt Hr. M. nie an, wenn in der Handschrift radirt ist, zumal es ersichtlich, dass dies erst in späterer Zeit und zwar absichtlich geschehen. Wie wichtig gerade in einzelnen Stellen diese, noch theilweise lesbaren Worte sind, erhellt aus p. 63 Z. 5 v. u., wo nach Adonem die Worte: et constituerunt eum

ausradirt sind. p. 64 Z. 6 v. u. sind nach consensu clericorum die Worte et populorum ausradirt. Ueberhaupt ist in dieser chronologischen Zusammenstellung der Bischöfe von Vienne und Grenoble (p. 63 und 64) viel radirt und verändert; was der Herausgeber hätte angeben müssen. Decken wir bei derselben Nummer XXVI eine neue Unterlassungssünde auf. Die Bischofsreihe beginnt f. 70 v. mit dem Rubrum Nomina u. s. w. Dann folgen die Namen mit stets rother Initiale. Auch die item sind roth. Der letzte Name war Item Pontius episcopus, und dann folgten gleich $2\frac{1}{2}$ Zeilen rother und darauf mit neuem Absatz 9 Zeilen schwarzer Schrift, bei deren ersten und siebenten eine rothe Initiale, wohl R, und unten A. Das Ganze wurde dann ausradirt und kam in die erste Zeile der rothen Schrift Hugo eps mit sehr dicken Zügen. Ich konnte bei dem ungünstigen Lichte nur einzelne Buchstaben entziffern, zweifle aber nicht, dass bei längerer Beschäftigung und namentlich bei Anwendung einer unschädlichen Tinktur Alles zu lesen sein würde. f. 72 hat nun die ersten 4 Zeilen leer gelassen, es sollte also vor Barnardus archiepiscopus (p. 62) entschieden ein auf den hier mitgetheilten Katalog der Erzbischöfe von Vienne bezügliches Rubrum gesetzt werden. Ebenso sind zwei Zeilen nach Guido archiepiscopus (p. 63) leer. Nr. XXVI zerfällt also in drei selbständige Theile. Und dieser dritte ist entschieden die Liste, die p. 64 erwähnt wird. Ich bemerke hier gleich, dass die von dem H. befolgte Numerirung erst von Chorier, einem der früheren Besitzer, in die Handschrift ganz unsystematisch eingeschrieben. p. 75, Nr. 32 Zeile 11 sind nach ipse Gaufredus fecit episcopo hominium ebenfalls einige Worte

ausradirt, es ist unter ihnen das letzte, fidelitatem, noch deutlich zu erkennen.

Dieselbe Leichtfertigkeit findet sich bei der Wiedergabe der Chartulare B und C. Ich verweise dafür auf die Recension in der *Révue critique*, und bemerke hier nur, dass der H. eine Urkunde (auf f. 20 verso) ganz übergangen hat. Sie ist allerdings, wie er selbst in der Vorrede (p. VIII) angiebt, nebst noch zwei andern in demselben Chartular ausgestrichen, aber durchaus nicht unleserlich gemacht. Da er nun die beiden andern (B. XV und XVII) abdruckt, warum übergeht er diese stillschweigend?

Was nun Wortkritik anbetrifft, so ist vom Herausgeber beinah gar nichts geleistet worden. Er druckt die offenbarsten Fehler der Handschrift ruhig ab, z. B. p. 22 hennicorum Cesarum, wo hereticorum zu lesen sein wird, p. 4 facile — consensum, statt aus C. facilem aufzunehmen, p. 19 sunt eesdem res sitae, p. 32 igitur ego sponsus tuus, nomine *Aalbertus*, in (*corr.* et) pro ipsa amore qua contra te habeo, p. 40 pago Vuapomcense für Vuaponicense, f. 79 chabros für charbones. Die Zahl der Beispiele lässt sich bis ins Unendliche vermehren.

Was die den Texten beigegebenen Noten betrifft, so hat schon der Recensent in der *Révue critique* bemerkt, dass sie dem Leser absolut nichts Neues bieten und eigentlich gar nicht nöthig gewesen wären. Er hat auch eine stattliche Reihe von Irrthümern und Fehlern dem Herausgeber nachgewiesen; wir sehen daraus, wie H. M. nicht einmal die neueren einschläglichen Quellenpublicationen des Dauphiné sich angesehen. Wir empfehlen auch folgendes Beispiel zur Beachtung, p. 100, wo im Text steht anno — 1057, eodem anno quo mortuus est

Heinricus secundus imperator, rege Burgundiae deficiente, findet sich die Note: *Ex hac charta evidenter liquet, quod ab aliquibus in dubio revocatum est, Henricum I. regem Germaniae, nunquam titulum imperatoris gessisse.* Nam Henricus secundus imperator, de quo in charta nostra agitur, idem est et Henricus III. dictus Niger, rex Germaniae. — Liquet adhuc, ex his verbis *rege Burgundiae deficiente*, cum tunc in Germania Henricus IV. regnaret, Burgundiam nec regno Germaniae coniunctam neque haereditariarum possessionum Henrici III. partem reputari. Also diese Stelle ist entscheidend, dass Heinrich I. nicht Kaiser gewesen? Daran haben bis jetzt noch Zweifel existirt, und Burgund gehörte seit Conrad II. nicht zum deutschen Reiche? Dass Burgund nach dem Tode Heinrich III. von der Kaiserin Agnes Rudolf von Rheinfelden zur Verwaltung übertragen wurde, also entschieden deutsches Reichsland gewesen, steht fest. Dagegen hat diese Stelle für die deutsche Verfassungsgeschichte Wichtigkeit, indem sie zeigt, wie die Krönung in Burgund selbst schon damals als nothwendig angesehen wurde.

Es wäre gewiss eine lohnende, wenn nicht unabweisbare Aufgabe für den Herausgeber gewesen, die verschiedenen Momente, die sich aus den hier gesammelten Urkunden für die Cultur- und Verfassungsgeschichte ergeben, in der Einleitung zu verwerthen. Um so interessanter war diese Aufgabe, als das Gebiet von Grenoble auf der Grenzscheide dreier Lande gelegen. Von Sarazenen ehemals besetzt, berühren sich dort später die verschiedensten Nationen, war selbst das Recht ein vielgestaltetes. Wir lesen p. 16 von einer *traditio ad medium plantum secundum Galliarum morem*, ebenda *traditio more Burgundiorum ad medium plantum*, des-

gleichen p. 17; p. 21 finden wir: *concedimus qualiter lex nostra Romana obaedire precipit*; p. 30: *concedimus qualiter lex nostra concedere praecipit*, also wohl auch *lex Romana*; p. 67 wird in der Urkunde Ludwig des Blinden vom Jahre 894 festgesetzt: *si aliquis refragator — repertus fuerit, mox paenam, quam lex Theodosii precipit, id est 30 libras auri esse multandum, atque chartario nostro substituendum et absque ulla minoratione missis nostris persolvendum*; p. 21 und 31 die Bestimmung: *Si quis hanc cartam — contradicere voluerit — componat tantum et alterum tantum, et in domo regis, cuius in regimine est, libras quattuor auri*. Bemerken wir hier noch in der Urkunde A. XVIII p. 29 das merkwürdige regnante Radulfo rege Alamannorum, in A. XXXIII p. 77. anno XXIII ex quo Radulfus rex continet regnum Alamannorum. Es ist beide Male von Rudolf III. König von Burgund die Rede. Sind einmal vom Herausgeber alle diese Daten nicht nach historischer Seite hin berücksichtigt worden, so hat er die tiefer eingehende diplomatische Würdigung der Urkunden ebenfalls unterlassen. Die Daten sind oft falsch berechnet (cf. die vom Recensenten in der *Révue critique* gesammelten zahlreichen Beispiele). Herausgeber hat nicht bemerkt oder angegeben, wie einzelne Formeln wiederholt vorkommen (cf. oben), ganze Urkunden z. B. A VIII und IX nach derselben Formel redigiert sind. Alles was der Herausgeber im Abschnitt V der Einleitung »*Remarques diverses tirées du texte des cartulaires*« beibringt, bezieht sich einfach auf ein Zusammenfassen der Stellen, die oben mitgeteilt; ein tieferes Eingehen, ein Versuch, sie durch Herbeiziehen anderweitigen Materials zu erklären ist nicht gemacht worden, ja die Paragraphen 2: *Conditions des*

personnes. Dignités et titres honorifiques. Professions diverses, und 3: Divisions territoriales. Conditions des terres. Fiefs et bénéfices, sind eigentlich ganz überflüssig; ein gut gearbeiteter und erläuterter Index Rerum hätte weit wesentlichere Dienste geleistet; der auf pp. 423—434 zu findende ist sehr unvollständig, enthält nie eine Erklärung des betreffenden Wortes, genügt also gar nicht. — Wie anders hätte der Verfasser also, nach den bisherigen Andeutungen, die ganze Einleitung abfassen müssen; selbst das, was er über die Geschichte des Bisthums Grenoble und Bischof Hugos beibringt, ist sehr oberflächlich; die gute Vorarbeit Vie de Saint Hugues von Albert du Boys hätte viel eingehender und gewinnreicher benutzt werden können.

An den Text der drei Chartulare A, B und C schliessen sich als Chartae supplementariae noch elf (und nicht zehn, wie Herausgeber p. 257 N. sagt) Urkunden, die in C von anderer Hand auf einem besonderen Quaternionen am Anfang sich befinden, Herausgeber wollte sie, als ad alias omnino res spectantes, nicht mit C vereinigen, sondern zog vor, sie besonders zu geben. Nun sind aber von ihnen auch Nr. 3, 5, 8 schon in A und auch daraus gedruckt. Die übrigen acht Stück haben, obschon manche stark gelitten und an vielen Stellen unleserlich geworden, dennoch eine offenbare Beziehung zu Grenoble. Somit hätte Herausgeber folgendermassen verfahren müssen. Der gesammte Vorrath der drei Chartulare zerfällt in zwei bestimmte Theile: Prozess wegen Sermorenc und andere im bischoflichen Archiv bewahrte Urkunden. Diese beiden Theile mussten von einander getrennt werden, im zweiten musste die Anordnung eine chronologische sein, dadurch wäre auch die grosse

Raumverschwendung in C (z. B. p. 212. 227—229), wo Urkunden, die schon in B gedruckt, noch einmal verzeichnet wurden, nicht nöthig gewesen. Aber leider hat dies falsche System noch immer in Frankreich viel zu viel Anhänger.

Seite 271 folgt aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Paris (Lat. 10031) vom Ende des XIV. Jahrhunderts: *Beneficia civitatis et diocesis Gratianopolitane*, bereits im Jahre 1868 von U. Chevalier in den *Documents inédits relatifs au Dauphiné*. 2. Volume 7. livraison, p. 53—66 v., und zwar bei weitem correcter veröffentlicht.

Seite 281—419 folgt dann: *Polletus seu designatio beneficiorum ecclesiasticorum, tam secularium quam regularium, et tam curatorum quam sine cura, capellarum et capellaniarum, ac hospitalium et leprosiarum civitatis et totius diocesis Gratianopolitane, etiam decanatus Sabaudiae*, vom Jahre 1497 Jan. 1, verfasst von Franciscus de Puteo, damals Official und Generalvicar des Bisthums Grenoble. Der Herausgeber giebt an, dass er es aus dem Original des bischöflichen Archivs zu Grenoble abdrucke, nach Herrn Chevalier ist dies jedoch nur eine, allerdings gute Copie; das wirkliche Original ganz von der Hand des Franciscus de Puteo (Fr. Dupuis) geschrieben, befindet sich ebenfalls noch im Bischofsarchiv. Es ist dies ein Document ersten Ranges, wir wüssten aus dem Mittelalter keins, das an statistischer und geographischer Bedeutung ihm an die Seite zu stellen wäre. S. 299 findet sich auch ein interessanter Beitrag zur Rolandssage.

Es folgt dann p. 420—422 eine *Series episcoporum Gratianopolitanorum*, vom Herausgeber entworfen und bis auf unsere Zeit fortgeführt. p. 423 ff. *Index Rerum*, p. 434 ff. *Index generalis nominum quae in tribus chartulariis et in*

chartis extravagantibus, excepto Polleto, reperiuntur. p. 487 ff. Index generalis magni Polleti, p. 516—556 Index géographique, von dem verstorbenen Domherrn Auvergne in Grenoble verar-
beitet. Einige Errata sind noch p. 557 verbessert.

Die Ausstattung ist, wie bei allen diesen vom französischen Unterrichtsministerium veranstalteten Ausgaben eine glänzende. Leider entspricht dem schönen Gewande nicht der vom Herausgeber hergestellte Körper. Der Recensent in der *Révue critique* schliesst seine Besprechung mit der Bemerkung, dass diese Ausgabe der französischen Wissenschaft zur unbestreitbaren Ehre gereiche, dass Hr. Marion das Recht habe, stolz zu sein, seinen Namen an der Spitze derselben zu sehen. — Wir müssen leider das Gegentheil behaupten.
Berlin. Wilhelm Arndt.

Historische und politische Aufsätze von Heinrich von Treitschke. Neue Folge. Zweiter Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1870. VI und S. 495 bis 858, in 8.

Der zweite Theil dieser Aufsätze enthält drei Abtheilungen, die nicht mit einander in Verbindung stehen. (Vergl. GGA. v. d. J. S. 342 ff.).

Die erste (S. 497—634, die Seitenzahlen laufen von Theil 1 im zweiten Theile weiter) — betrifft die Republik der vereinten Niederlande. Nach dem Vorgange seines mit dankbarer Hochachtung erwähnten Lehrers, Dahlmann, spricht der Verfasser aus, wie die Aufgabe für den Historiker nicht einzig darin bestehe, die Thatfachen richtig und zusammenhängend zu erzählen, sondern auch das einzelne Geschehene in die erforschte Verbindung zu stellen, dadurch aber das Leben der Völker nach seiner Nothwendigkeit des Gedeihens und des Verfalles anschaulich nachzuweisen. Ohne diese Kunst

gibt es keinen wahren Pragmatismus, für den jedoch allerdings Phantasiegemälde und Parteinahme sich nicht ausgeben dürfen. Selbst wer den Verfasser als entschieden parteiisch für den norddeutschen Bund ansehen will, welchen er als das »nothwendige Ergebniss einer wirre-reichen, von jeder Regel nur allzuweit abweichenden Volksgeschichte« zu erkennen meint, wird ihn in der Beurtheilung der Republik der Niederlande entschieden unparteiisch finden, eines Staatenbundes, welcher gegen alles theoretische Vorurtheil einen wirklichen Bundesvertrag nie gehabt hat und dennoch als glorreicher, glücklicher und sittlicher Staat der Hört der protestantischen Welt gewesen ist.

Die Reformation der Kirche trennte die nördlichen Niederlande von den südlichen und von der burgundisch-spanischen Monarchie, weil in dieser der Zwang für Kirche und bisherige Staatsgewalt rücksichtslos sich geltend machte. Wie daraus die Republik der niederländischen Provinzen sich entwickelte und wie sie sich trotz ungünstigst scheinender Umstände befestigte, ist in diesem Aufsätze so gründlich wie geistvoll nachgewiesen. Man wird ihn zweckmässig in zwei Abschnitte theilen, den ersten bis auf König Philipp II., den andern bis zum Ende der Republik.

Im ersten dieser Abschnitte finden wir anziehende Schilderungen der staatlichen und der kirchlichen Zustände aus der Zeit des Kräfte gewinnenden Lutherthums, kurz nach dem Beginn der Reformation. Der Verfasser meint »aller deutschen Leiden schwerstes sei damals die theologische Verbildung« gewesen, habe zur Thatenscheu, zur unsittlichen Lehre vom leidenden Gehorsam geführt, die Theologie habe geblüht und die Religion sei verkommen; mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmuth

haben die Theologen über die (wie zum Hohne so genannten) Concordienformel der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der Ernestinischen Bete-Fürsten gehadert. Hierbei schreibt v. Tr., indem er das Treiben der damaligen Pfaffen der neuen Kirche schildert, ein vielleicht auch auf die jetzigen Zänker gemünztes Wort: »Gewiss das religiöse Gemüth verlangt nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Glaubenssätze, und wir Weltkinder einer neuen Zeit übersehen leicht, dass auch die Wildheit dieses dogmatischen Gezänkes ein Zeugniß ablegt von dem heiligen Glaubensernst der Religion. Doch wer darf darum den wahnsinnigen Hass entschuldigen, womit der bibelfeste Lutheraner die Schwesternkirchen der Reformation verfolgte?«

Wir überlassen dem Leser, im Buche das Gemälde des Gewirres zu betrachten, in und aus welchem sich die nördlichen Provinzen der Niederlande von dem nachher so genannten burgundischen Kreise trennten und allerdings fast wunderbar entwickelten. Auch das Bekannteste gewinnt an Anziehung durch die helle, feine, oft überraschende Zusammenstellung des Verfassers. — Eins indessen möchten wir nicht unterschreiben. Es ist die Ansicht von dem Charakter und der Staatskunde Kaiser Karls V. Die an und für sich grossen Thatfachen seiner Lebens- und Regierungszeit, die Verhältnisse seines Hauses, die umfänglichen Folgen seiner königlichen und kaiserlichen Stellung sind nicht zu verkennen und mögen sein plus ultra vielleicht entschuldigen. Aber den Mann selbst scheint uns der Verf. noch zu hoch zu stellen. Bei seinen Zeitgenossen war eben dies überschätzende Urtheil gewiss zu verzeihen. Nicht nur der Nimbus der spanischen Macht und der römisch-deutschen

Kaiser-Majestät blendete damals noch und ist erst viel später einer vorurtheilsfreien Erwägung gewichen; es war auch die eigenthümliche Mischung von Treuherzigkeit in Benehmen und Sprache der Stadt Gent, von Grandezza, von Kirchlichkeit und Frömmelei, wodurch der von Natur Furchsame und Mässige seiner Behutsamkeit in der Regel den guten Anstrich gab und die Achtung Vieler gewann. Kennen wir doch das beifällige Urtheil selbst des einsichtsvollen Melanchthon über den Kaiser. Der ehrliche und wahrhaft fromme Deutsche nahm des hohen Herrschers Schweigen, Klugheit, Heuchelei, Rollenspiel für Wahrheit und wesenhafte Züge des Menschen. Melanchthon urtheilte, wie man mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen darf, hauptsächlich nach den Urtheilen Anderer, denen er wohl die Gelegenheit zutraute, den Kaiser oft gesehen und beobachtet zu haben. Luther aber, freilich weniger gelehrt als der Praeceptor Germaniae, jedoch sicherlich mit mehr Menschenkenntniss und praktischem Scharfblick begabt, meinte mit Recht: dem schönen, weidlichen Hengste (Deutschland) fehle der rechte Reiter. Den Prinzen, der aus dem blöden, etwas einfältigen Knaben heranwuchs, der ein zum Lernen unlustiger, schlecht erzogener Jüngling ward, der auch in reiferen Jahren weder in der Sprache der Niederlande, noch Spaniens, noch Italiens, noch Deutschlands, noch in der lateinischen, geläufig und beredt sich auszudrücken wusste, der jenen hochverdienstlichen Ximenes mit schnöder Undankbarkeit bei Seite schob, die unglückliche Mutter mit viel zu wenig Rücksicht behandeln liess, die deutschen Fürsten nicht zu regieren verstand, mit dem Papst sich nur ein schwankendes Verhältniss schaffte, keine Ahnung von dem tiefen Religionsernste und Religionsbedürf-

niss gewann, aus welchem die Reformation entsprungen war, seine Länder im Grunde schlecht und grausam regierte, seine Finanzen nahe an den Banquerott kommen liess, — und mit der Begräbnisskomödie im Hieronymitenkloster Juste endigte, — kann man diesen Kaiser für einen kundigen Staatsmann und besonders für einen schätzbaren Charakter halten? Er war unsers Erachtens ein kleiner Charakter und ein sehr kurzsichtiger Staatsmann, in welchem man ein gewisses Erbtheil von dem Irrsinne seiner Mutter anzutreffen glauben darf. — Der zweite Abschnitt dieses Aufsatzes liefert uns von der Geschichte der niederländischen Republik leider nur die Umrisse. Aber Umrisse von Meisterhand! Bloss auf Weniges sei uns erlaubt hinzudeuten.

»Das unmittelbare Eingreifen der Theorie in das Staatsleben, sagt v. Tr., ist ein unterscheidender Charakter der neuen Geschichte, und die niederländische Republik erscheint auch darum als der erste moderne Staat, weil wir in ihr den praktischen Einfluss der Schulbegriffe zuerst handgreiflich verfolgen.« Die Stammesart des beidlebigen Volkes, die Einfachheit seiner Fleissbeseelten Lebensweise, seine natürliche, schlichte, eigensinnige Treue im Festhalten hergebrachter Gewohnheiten und Rechte; sodann der bewundernswürdige Geist der grossen Oranier und ihr heldenhafter Aufopferungsmuth; der lang dauernde Sieg des Patriotismus über die Lockungen des Reichthums und der Ueppigkeit; die äusserst eigenthümliche Vereinigung des Partikularismus mit dem antispänischen Gemeinsinne; das sind Züge, welche der Verfasser mit treffendster Schärfe und Anschaulichkeit hervorhebt. Hier sieht man z. B., wie der bescheidene Rathspensionär der holländischen Communen die Seele des niederländischen Staatsrechts wurde und

was ihn gleichsam zum Bundeskanzler bildete, ohne dass die Provinz Holland deswegen zur Hegemonie gelangt wäre. Es tritt hervor die niederländische Seemacht, die Reihe der Eroberungen im Osten, der Aufschwung des Handels (die ostindische Compagnie, anfangend mit einem Capital nur von 6 Millionen Gulden, ihre Actien bald auf das Sechsfache steigend und unter den 17 Directoren allein in den Niederlanden 6000 Beamte). Der freie Handel gilt überall »bis in die Hölle« (»wenn Mynheer Satan gute Remessen giebt, so soll er pünktlich bedient werden«) von der Klugheit der Kaufmannschaft streng beschützt. Der Wallfischfang hiess »der kleine,« gegenüber der grossen Fischerei d. i. der Häringe, welche unermessliche Summen einbrachte. Nicht übergangen sind Thonpfeifen-Fabriken und Delfter Steingut. Auch der ethische Grundgedanke der modernen Volkswirthschafts-Lehre, — ein Gedanke, von dem sich freie und fleissige Völker nie mehr trennen werden — ward in Holland zuerst ausgesprochen; Hugo Grotius erklärte: »der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit.« Verständige Armenpflege erlaubte die Durchführung strenger Gesetze gegen Strolche und Tagediebe, während in den geistlichen Territorien am Rhein die Klostersuppe und der privilegirte Bettel die Masse verdarben. Dann gewahren wir allmähliches Aufwachsen eines materiell behaglichen Dünkels der Niederländer in ihrer Brood-Dronkenheit. Wir lesen die Niederlande parallelisirt mit dem Rom dieser Zeit: »es war als ob die Geschichte selbst durch einen ungeheuren Contrast das Bild germanischer und romanischer Staatsgesinnung, den Segen der Arbeit, den Fluch der Knechtschaft, für alle Ewigkeit dem Menschengeschlecht einprägen wollte; hier die Selbstthätigkeit und der

Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstre Mann in seinem Klosterschloss und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube.«

Endlich ist die Republik gesunken und gefallen durch das Erschlaffen im Reichthum und Genuss, durch das Abweichen von der sittlichen Strenge und von den alten sichern Grundsätzen; England's wachsende Grösse und die Verwickelungen der äussern Staatsverhältnisse kamen dazu, bis zu der Periode des *abâtardissement général* nach dem Utrechter Frieden. Die Einwirkungen der französischen Revolution führen die Republik ihrem Ende entgegen. —

Der zweite Aufsatz dieses Theils (S. 637—743), liefert einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Drama's. Er spricht von Lessing, Heinrich von Kleist, Otto Ludwig und Hebbel. Wie z. B. Macaulay in seinen Essays und Sainte-Beuve in seinen Portraits und literarischen Kritiken die Beurtheilung hervorragender Schriftsteller sich haben dergestalt angelegen sein lassen, dass nicht bloss die Werke, sondern auch der ganze Boden, aus welchem diese Früchte aufgewachsen sind, eingehende Betrachtung gefunden: so hat hier v. Tr. jene von ihm uns vorgeführten Dichter und ihre dramatischen Gedichte in der Eigenthümlichkeit und theilweise in der Nothwendigkeit ihres Werdens geschildert. Ueber Lessing können wir ihm ohne Ausnahme nur beistimmen, indem wir diesen herrlichen Geist seinem ganzen Werthe und seinen Wirkungen nach nie genug ergründen und verehren zu können glauben. Wie er und zu gleicher Zeit der grosse König, wenn gleich von den verschiedensten Standpunkten aus, das nationale Gefühl der Deutschen geweckt und gestärkt haben, ist vom Verf. trefflichst dargestellt. Schmerzlich ist zu sehen, wie wenig bei seinen Lebzeiten

der Bezwinger der »Gottsched-Weisse-Gellert'schen Wasserfluth« eine allgemeinere Anerkennung gefunden. Wie müsste es ihn, der selbst an der baldigen Theaterrückführung seines Nathan zweifelte, befriedigt und gerührt haben, wenn er hätte voraussehn können, dass jetzt vor 20 Jahren dies Evangelium edelster Glaubensfreiheit, in's Neugriechische übersetzt, in Constantinopel vor Griechen und Türken aufgeführt und vom staunenden Beifalle der rechtgläubigen Moslemin begrüsst ist! — Hat der Verf. unsern Lessing als den Anführer der »unglücklichen Dichter« zeigen wollen? Fast solle man es glauben.

Denn unglückliche Dramatiker waren die drei letztgenannten in der That, und was der Verf. für sie zu sagen sich bemüht, sind nur wohlgemeinte Rettungen, versucht mit dem reichsten Aufwande von historischer und philosophischer Kenntniss. Der Verf. selbst, als strenger Freund der Gerechtigkeit, hat fast alle Gründe vorgetragen, welche doch seinen Versuch als einen gescheiterten darstellen müssen und aus denen gegen seine Schützlinge das Urtheil zu sprechen ist, das in Wahrheit auch er gegen sie spricht, — wenn wir einen einzigen Punkt ausnehmen. Er hat jenen drei neuern Dramatikern in Betreff ihrer Schauspiele keinen ihrer Fehler oder Missgriffe erlassen oder beschönigt, neben der Aufzählung ihrer schätzbaren Seiten und geschickten Behandlungen, wo diese sich finden. Talent und Streben aller drei wird beifällig anerkannt; als den Auszeichnungswerthesten unter ihnen nennen wir Otto Ludwig; sein frühes Scheiden ist zu beklagen, wenn ihm auch, wie den andern Beiden, der eigentlichste, erhabenste, Wahrheit und Schönheit verbindende Genius der Dichtkunst mangelte. Keiner von ihnen hat die harmonische Ruhe in sich, welche zur

Schöpfung von Meisterwerken der dramatischen Poesie erforderlich ist, und deren Werk selbst wiederum die befriedigende Ruhe beim Zuschauer und Leser hervorbringt. Alle drei leiden auch an der angstvollen Qual des Suchens nach angemessenen Stoffen; und, wo sie den Stoff gefunden zu haben meinen, fehlt ihnen die Kraft, ihn dichterisch zu einem lebendigen, ungestörten Ganzen zu verarbeiten. Sprachgewandtheit, Bilderwahl und das Glück einzelner schöner Stellen macht es dabei nicht allein aus. Die letzte Arbeit des feinsten Polirmeissels an der Statue heilt eine falsche Gliederung oder die Fehler in Stellung und Gruppierung bei weitem nicht.

Aber vor allen Dingen darf der Stoff des Gedichts nicht an sich eine Eigenschaft haben, die zurückstösst. Der Verf. hat dies ausdrücklich anerkannt und bei allen übrigen deshalb verfehlten Dramen seiner Schützlinge, wo er etwas Zurückstossendes oder Unharmonisches im Stoffe entdeckt, das seinem Scharfsinn und Geschmack sonst nie entgeht, seine Missbilligung deutlich ausgesprochen.

Wie soll man nun sich erklären, dass dieser gründliche und feine Kenner des Drama's Hebbel's Trauerspiel »Siegfrieds Tod« erträglich finden, billigen, ja mit seinem Beifall beehren kann? — Wir bedauern, dass der Verf., wie aus seinen schneidenden Worten zu schliessen ist, die Erfahrung gemacht hat, »der gebildete Durchschnittsmensch liebe schon beim Anblick des Titels einer Nibelungentragödie« sich darüber wegwerfend zu äussern. Wir haben diese Erfahrung nicht gemacht, vielmehr gefunden, wie der volle Jugendreiz des althehrwürdigen Werks, die hinreissende Kraft und Schönheit des Nibelungenliedes Alle, die es kennen, stets aufs Neue begeistert. Wir sind auch weit entfernt, ihm

bloss philologischen Werth beizulegen. Dabei braucht man »die weiten Strecken von langweiliger Einförmigkeit,« deren Ausdehnung der Verf. selbst keineswegs vergisst, nicht hinweg zu läugnen. Sie sind vermuthlich, wenigstens zum Theil, Folgen der öftern Uebearbeitungen, des übertausendjährigen, rein heidnischen Gedichts, welchem mit manchen riesenhaften Zügen des Heidenthums auch viele der innersten Nerven und Bänder eines vollkommenen Zusammenhanges von den Uebearbeitern geraubt zu sein scheinen. — Dem Verf. ist nun keineswegs der wesentliche Unterschied des Epos vom Drama entgangen; jenes führt selbst das Erstaunlichste, die Ungeheuerlichkeiten der asischen Göttergeschichte als gewaltige Bilder in Nordlicht-ähnlicher Unermesslichkeit an uns vorüber, wie ein Ereigniss vor Jahren ohne Zahl. Die Erzählung unterhält den Zuhörer wie eine fern klingende Melodie. Das Drama aber ist und bleibt ein vor uns Gegenwärtiges in erregender Handlung, mit seinen Ursachen und Wirkungen, wenn sie auch, als hinter den Coulissen soeben geschehend, gedacht werden sollen. — Darum müssen wir die Verwegenheit des Dichters tadeln, der uns zumuthen will, die in ihrem Denken, Fühlen und Leiden abscheuliche Brunhild lebendig vor uns zu sehen. Sie ist im Epos das Riesenweib, in welchem man nie den noch haftenden Charakter der Valkyrie Brynhilde vergessen darf. Doch wenn wir ihr als solcher die Berechtigung zum Graunhaften in Wesen und Schicksal nicht absprechen wollen, so ist dies nur für das Epos zuzugestehen, und wir dürfen uns von aller zimperlichen Sentimentalität freisprechen, indem wir sie, wie Hebbel sie giebt, im Drama verabscheuen. Nur Lohenstein's Agrippina bietet etwas beinah ebenso Empörendes dar. Man erwäge die Reihe der Thatfachen: Brunhild hat bei sich wie einen obersten Grundsatz festgestellt, nur ein sie gewaltsam Uebermannender solle ihre Liebeshuld geniessen; dann wird sie von dem Heilmantelträger, der unsichtbar auf ihrem Lager mit ihr kämpft, bezwungen und des

Gürtels beraubt, während widerstandslos König Günther sie genießt; Siegfried verräth die Begebenheit an die eifersüchtige Chriemhild; diese zankt darüber aus Ehrgeiz mit Brunhild kurz nach der Gewaltthat und wirft ihr den gelöseten Gürtel vor die Füße. Also beruht das ganze Drama, einschliesslich Siegfrieds Tod, auf jenem ekelhaften Wollen und Erleiden. Wie Herr v. Tr. den „nächtlichen Ringkampf (Siegfrieds mit der Widerstrebenden) von Hebbel sehr schamhaft behandelt nennen“ und daran keinen Anstoss nehmen kann, verstehen wir nicht. Die verbindende Störung Nero's in Agrippina's Schlafgemach kommt bei der Vergleichung dem alten Lohenstein noch zu Gute. —

Den dritten Aufsatz in diesem Theile der Ansarbeitungen des Verf. (S. 747—858) empfehlen wir dem eingehendsten Studium der Leser, von welcher Partei sie sein mögen. Er ist überschrieben: das constitutionelle Königthum in Deutschland, und hätte vielleicht noch passender genannt werden sollen: die glückliche Entwicklung der Staatswissenschaft der Deutschen zu der Stiftung des norddeutschen Bundes.

Die Genesis der deutschen Staatstheorien, der beharrlich eingefrorenen, der blinden, der idealisirenden, der wohlgemeinten, auch der absurden (bis hinab zu der ausschweifenden Thorheit dessen, welcher den grossen Mächten zumuthete, sich in republikanische Bunde aufzulösen) lässt Herr v. Tr. mit seiner gewohnten Meisterschaft und Schärfe vor uns vorübergehen. Er verlangt bekanntlich eine mächtige und nationale Monarchie, welche kräftig genug ist, um nach aussen und innen die Freiheit zu schützen. — Hierauf bespricht er einzelne Desiderien oder doch Eigenthümlichkeiten unsers Staatslebens, unter denen nur auf seine Darstellung des Charakters der preussisch-brandenburg'schen Monarchie, auf den Werth des Kriegs (der von den „Manchesterleuten“ gänzlich verkannt werde), auf das, was über das Beamtenthum, den Adel, die parlamentarische Partei-Regung, das verwerfliche absolute Steuerverweigerungs-Recht, und das süd-deutsche Staatswesen gesagt ist, — von uns aufmerksam gemacht werden soll. Der Umstand, dass dieser höchstbedeutende Aufsatz uns an mehreren Stellen in eine Parteischrift überzugehen scheint, — womit wir übrigens keine Missbilligung seines Inhalts und seiner Form aussprechen wollen. — bestimmt uns, hier die Anzeige des Werks zu schliessen.

Göttingen.

M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 15.

13. April 1870!

Plato and the other companions of Socrates
by George Grote F. R. S. In three volumes.
London, John Murray ed. I 1865. ed. II 1867.
Zweiter Artikel. (vol. I chap. VII—XV.)

Die Betrachtung der einzelnen platonischen Schriften bildet die Hauptaufgabe des Grote'schen Werkes, dessen Einleitung wir bereits früher in diesen Blättern besprochen haben (G. g. Anz. 1869 St. 3)*). Grote beginnt mit der Apologie: Er schliesst sich der Ansicht Schleiermachers und der Mehrzahl der Erklärer an, dass wir in derselben im wesentlichen die von Sokrates wirklich vor Gericht gehaltene Rede besitzen, wie sie Plato kurz nach dem Prozesse aufgezeichnet und herausgegeben habe, ohne absichtliche Aenderungen an ihr vorzunehmen (drest up yet not intentionally trans-

*) In jenem ersten Artikel sind einige sinnstörende Druckfehler stehen geblieben: S. 99. Z. 8 von unten l. die alex. Gelehrten. — S. 102 Z. 11 v. u. l. Hippias minor (statt Hippias Minos). — S. 114 Z. 19 l. Referat (statt Resultat). — S. 117 Z. 6 v. u. l. p. 510 sq.

formed). Er hält diese Ansicht für die wahrscheinlichere, aber selbst wenn die andere richtig sein sollte, dass die Apologie eine freie Composition Plato's und nicht zur Zeit des Prozesses verfasst wäre, auch dann, meint er, sei man berechtigt, sie an die Spitze der platonischen Schriftenreihe zu stellen; denn in diesem Falle sei sie die ausdrücklichste und feierlichste Verkündigung sokratischer Lebensanschauung, die Plato jemals gegeben habe. Wir stimmen dieser letztern Bemerkung durchaus bei und möchten nur zu erwägen geben, ob nicht von diesem Gesichtspunkte aus, von Seiten der gesammten schriftstellerischen Tendenz Plato's, sich noch Einiges für jene andre Ansicht würde sagen lassen, die besonders von Georgii und Steinhart vertreten wird, und für die sich auch kürzlich Breitenbach (s. Jahns Jahrb. 1869 p. 801 sqq.) erklärt hat. Der Charakter der grossen Mehrzahl der platonischen Schriften ist ebenso fest und einheitlich ausgeprägt, wie eigenthümlich verschieden von andern literarischen Erzeugnissen. Mit Recht nennt man sie philosophische Dramen und bezeichnet damit die Doppelnatur in ihnen, welche den philosophischen Inhalt mit einer Form vereinigt, die ihre eignen von jenem Inhalt nicht geforderten künstlerischen Absichten verfolgt. Mit dieser Doppelseitigkeit ist aber ein anderer Gegensatz unmittelbar gegeben: eine jede Schrift erstattet uns Bericht von zwei verschiedenen Zeiten. Der Inhalt der Reden ist Plato's jeweilige Ueberzeugung; das dramatische Beiwerk stellt eine um ein oder zwei Menschenalter frühere Zeit dar. Darin sind Plato's Dialoge Dramen im altgriechischen Sinne: Der Stoff der Handlung, die auftretenden Personen, gehören einer abge-

schlossenen Periode an. Je mehr aber die Dialoge durch ihre Form zu dem Vergleiche mit den Werken der tragischen Bühne herausforderten, um so bestimmter erhoben sich die Charaktere, die der dichterische Philosoph vorführte, in den Augen des Lesers zu dem Range idealer Gestalten. Diese Wirkung der dramatischen Form aber war es gerade, was den Absichten Plato's trefflich entsprach, und was ihn neben einer dichterischen Begabung zur Wahl dieser Darstellungsart geführt zu haben scheint. Sie entsprach, um es kurz zu sagen, der abwehrenden Tendenz, die den grössten Theil seiner Schriftstellerthätigkeit durchdrang, der Tendenz, das Wirken des Sokrates, seinen Charakter wie seine Lehrweise, zu schildern als würdig des wahren Philosophen und ihn als geistigen Sieger in dem Kampfe hinzustellen, in welchem er sein Leben gelassen hatte. Indem ferner diese Kunstform nicht nothwendig typische Figuren, wie sie der Mythos bot, verlangte, sondern ebensowohl historische Genauigkeit und Detailzeichnung zuließ, ergab sich die Möglichkeit in der künstlerischen Einkleidung philosophischer Gedanken eine Vertheidigung und Verherrlichung des Lehrers und eine Charakterschilderung der Zeitgenossen zu entwickeln, unter denen er gewirkt und gestritten hatte. (Diese Charakterschilderung hält Grote übrigens hinsichtlich der Sophisten nicht für treu vol. I 290. II 71). In der That tritt denn auch dieses künstlerische und apologetische Interesse in einzelnen Dialogen überwiegend hervor, in einem, dem Krito, wird uns sogar nur eine Scene aus Sokrates letzten Tagen in freier Weise geschildert und eine denkwürdige Unterredung mit seinem Freunde mitgetheilt, ohne dass dabei irgend

welche Elemente platonischer Philosophie vorge-
tragen würden. Und wie steht es nun mit der
Apologie? Bildet sie ein Glied in dieser Reihe
von Bildern und steht dem Krito am nächsten,
oder ist sie, worauf das Fehlen der dramati-
schen Form hinzuweisen scheint, ganz von der-
selben zu trennen und als historisches Doku-
ment, als Referat der Vertheidigungsrede anzu-
sehen? Wir glauben, das erstere ist wahrschein-
licher. Es ist erstlich, da Plato an der so eben
angedeuteten Tendenz in seiner gesammten früheren
Schriftstellerei festhielt, eine sehr natürliche An-
nahme, dass er bei der Verarbeitung der Reminis-
cenzen aus dem Prozesse des Lehrers auch zur
selbständigen Reproduktion der Rede geführt
wurde, die derselbe vor Gericht gehalten hatte;
fühlte er sich doch auch in den weitem Darstel-
lungen, die er mit derselben Absicht schrieb, nicht
zu wörtlicher Wiedergabe verpflichtet, die seiner
künstlerisch schaffenden Natur überhaupt fremd-
artig sein musste. Zweitens: Wenn Plato bald nach
dem Prozesse die Rede des Angeklagten niederge-
schrieben und veröffentlicht hätte, so wäre es
kaum zu begreifen, warum Xenophon, der seine
Memorabilien mehrere Jahre später schrieb, sich
nicht bei vielen Gelegenheiten auf dieses authen-
tische Dokument bezogen haben sollte. Drittens:
Wir wissen, dass nach der Hinrichtung des Sokrates
seine Anhänger sich eilig von Athen entfernten,
um sich auf längere Zeit in Megara nieder zu
lassen. Hatten sie dort wohl Anlass über das
Geschehene anders als im Freundeskreise zu
verhandeln? Vielmehr scheint uns, dass die
Veranlassung zu öffentlicher Verhandlung sich
erst späterhin zu Athen ergab (S. L. Dindorf. Xen.
Mem. Oxon. 1862 praef. p. 25), als die Frage nach
der Berechtigung des Todesurtheils gegen den

Philosophen neu auftauchte und vielfach erörtert wurde. Nun wäre es nicht ganz unmöglich, dass Plato sich in Megara eine Aufzeichnung der Rede gemacht und sie erst nach der Rückkehr in Athen veröffentlicht hätte. Allein es ist doch fraglich, ob der Gedanke zu solcher Aufzeichnung so nahe lag, wenn nicht in den Zeitumständen sich eine besondere Aufforderung ergab. Viertens endlich: Die Apologie giebt, wie mir scheint, in ihrem Wortlaut einige Hindeutungen darauf, dass sie nicht als wortgetreue Aufzeichnung gelten kann. Während sie im Allgemeinen durchaus die bequeme, fast lässige Haltung der sokratischen Redeweise zeigt, so dass mehrere Punkte zweimal berührt werden (über die Nachahmung seines Treibens durch Jüngere 23c 33c, dass er nicht Lehrer sei 19d 33a und nicht die Jugend verderbe 24c 33c) tritt zuweilen eine für die Improvisation auffallende Vorausberechnung hervor, so 22c und d, wo die Dichter vorsorglich in zweierlei Hinsicht betrachtet werden und mit Zurückbeziehung auf sie in der zweiten allein die Handwerker. Fraglich scheint auch, ob Sokrates vor Gericht nicht die Anklageschrift wörtlich (wie wir sie bei Xenoph. lesen) würde angeführt haben (19b und 24b). Im Ganzen macht die Rede den Eindruck, als ob Plato sich in der Sache eng an die von Sokrates berührten Punkte, wie sie ihm erinnerlich waren, gehalten habe und nur den Wortlaut, der ihm wohl kaum mehr genau gegenwärtig sein mochte und dem er auch bei dem offenbar sehr tumultuarischen Charakter der Verhandlung nicht überall hatte folgen können, (s. 17d 20e 21a 27d 30c), nach seiner genauen Kenntniss der sokratischen Redeweise und nach dem ihm von damals gebliebenen Eindrücke selbständig

nachgedichtet habe. — Auf die Frage nach den Gründen der eigenthümlichen Haltung des Sokrates, die Grote früher in seiner *history of Greece* vol. VIII in einer Berechnung auf dauernden Eindruck bei Mit- und Nachwelt gefunden hatte, geht er in seiner Analyse hier nicht ein; er begnügt sich, die Handlungsweise und Gesinnung, wie sie Sokrates selbst angiebt, zu beschreiben und als die beiden Zwecke seines Wirkens hinzustellen: Zerstörung des Wissensdünkels und Hinweisung auf das wahre Gut, die Weisheit. Der erste dieser Punkte, die *ἐλεγχίς* giebt ihm dann Gelegenheit, im Allgemeinen den Charakter der sokratischen Philosophie zu erörtern. Derselbe sei in der Hauptsache ein skeptischer. Zwar fehle es weder bei Sokrates noch bei Plato an positiven Meinungen über die wichtigsten Fragen; aber diese Meinungen ständen durchaus in keiner Verbindung mit den Zweifeln, deren Erweckung den einzigen Zweck der zetetischen Dialoge ausmache. Für Sokrates bezeuge gerade die Apologie mit aller Schärfe den negativen Standpunkt, Bekenntniss des eignen Nichtwissens und Zerstörung des Dünkels bei andern, als ob sie etwas wüssten. Wie weit diese Ansicht für Plato Geltung beanspruchen kann, wird sich in der Betrachtung der Groteschen Auffassung der einzelnen Dialoge ergeben. Für Sokrates erhellt aus der Platonischen Apologie und aus Xenophons *Memorabilien*, nicht nur dass er keineswegs beim blossen Negiren stehen geblieben ist, sondern auch, dass er in seinem Ausfragen Anderer auf einer Anzahl sehr positiver Lehrsätze fusst, wie auf dem Satze, dass das Wohl der Seele wichtiger sei als körperliches Wohlbefinden oder Reichthum und Ehre, dem Satze, dass aus der wirklichen Erkenntniss, dass eine Handlung nothwendig sei,

unmittelbar ihre Ausübung folge (Mem. III, 9, 4. IV, 6, 6) u. a. m. Diese Sätze, die zum Theil auch in der platonischen Apologie wieder kehren, stehen aber im engsten Zusammenhang mit seinem skeptischen ausfragenden Verfahren, welches nichts anderes erstrebt, als im ganzen Gebiete des Ethischen unablässig die Frage nach dem wahren Nutzen, dem wirklichen *ἀγαθόν* eines jeden Thuns zu beantworten und dadurch Klarheit über das ganze System der Mittel und der Zwecke im menschlichen Leben zu verbreiten. Solche Sätze sind das positive Wissen des Sokrates, das ihm freilich neben dem Ideal einer göttlichen Weisheit so gering erscheint, dass er dem Gotte das Urtheil zuschreibt *ὅτι ἡ ἀνθρωπίνη σοφία ὀλίγον τι τοῦ ἀξίου ἐστὶν ἢ οὐδένος* (Apol. 23a). Nichts berechtigt zu der Annahme, dass Sokrates ein Know-nothingthum verkündet habe. Sein *οἷς οἶδα* ist kein allgemeines, sondern es gilt nur jedesmal von einem bestimmten Gegenstande, den Andere zu kennen glauben, ohne ihn wirklich zu kennen, während Sokrates sich klar bewusst ist, denselben noch nicht aus den allgemeineren, ihm feststehenden Principien abgeleitet zu haben. Im Gegensatz zu Andern bekennt er *οὐδέν ἐπιστάσθαι ὥς εἶπος εἰπεῖν*. Apol. 22d). Eine andere, wie uns scheint, unrichtige Auffassung Grote's betrifft den Charakter des Sokrates. In der Apologie, wie auch im Gorgias soll Sokrates das Vertrauen (reliance) auf die individuelle Einsicht gegenüber dem Gesetze loben, während er dieselbe Gesinnung im Theätet, in der Republik und den Gesetzen verwerflich finde (p. 295). Noch weiter wird dies bei Besprechung des Kriton ausgeführt, welcher darin das directe Widerspiel der Apologie sein soll, dass er die unbedingte Unterwerfung unter

das Gesetz fordern. Gewiss thut er das, aber wo, sei es in der Apologie oder einem platon. Dialoge, lehrt Sokrates das Gegentheil, Ungehorsam und Verachtung gegen das Gesetz? Vorurtheile, mögen sie noch so alt und noch so weit verbreitet sein, mögen sie sogar in Sitten und Gebräuchen ihren Ausdruck gefunden haben, bleiben immer Vorurtheile, Gesetze sind sie nicht. Welches athenische Staatsgesetz hat denn aber Sokrates verletzt oder Andere zu verletzen aufgefordert? Es ist doch eine wunderliche Art von Argumentation, wenn Gr. p. 301 dergartiges daraus folgert, dass Sokrates had exalted himself into a position which would undoubtedly be construed by his auditors as disobedience and defiance to the city and its institutions, weil er nämlich bekannte, auf Befehl des delphischen Gottes zu handeln, und daraus, dass er nach der Ueberzeugung der athenischen Richter by using such language had put himself above the laws! Aus dem unvorsichtigen stolzen Auftreten des Angeklagten wird im Handumdrehen hier ein gesetzwidriges gemacht. Stand denn jene göttliche Mission, auf die Sokrates sich berief, in dem geringsten Widerspruch mit irgend einem Athenischen Gesetze? Der »Revolutionär« der Apologie zeigt sich doch im Krito seinem Vaterlande und dessen Gesetzen treu bis zum Tod; Plato wenigstens schildert ihn so. Und warum that dies Plato? Nach Grote — »to set forth the personal character and dispositions of Socrates in a light different from that, which they present in the Apologie«! Und wiederum — vermuthlich aus dem nämlichen Bedürfnisse nach angenehmer Abwechslung — lehrt nach Grote derselbe Sokrates in demselben Krito an einer andern Stelle nichts anders als Ueberhebung über

die Autorität des Gesetzes und des Staats. Denn er sagt ja Krito p. 47, über gerecht und ungerecht, gut und schlecht u. s. w. sei nicht die Menge (*οἱ πολλοί*) zu hören, sondern der Eine, der etwas davon verstehe. Ganz wie Protogoras, sagt Gr. p. 305, homo mensural! Allerdings wenn es sich hier handelte um Volksbeschlüsse, oder um Anerkennung eines durch das Gericht gefällten Urtheils und Sokrates bestritte die Autorität der Volksversammlung oder die seiner rechtmässigen Richter, dann hätte Gr. Recht. Es handelt sich aber um keins von beiden, sondern um das Urtheil, welches das Publikum nach Krito's Befürchtung über das Verhalten des Sokrates und seiner Freunde fällen möge, es sei Schwäche und Feigherzigkeit von Lehrer und Schülern gewesen, dass sie nicht einen Befreiungsversuch unternommen hätten, um der Vollziehung der entehrenden Strafe zuvorzukommen. So würde die öffentliche Meinung urtheilen, meint Krito; und diese *δόξα* ist es, deren Autorität Sokrates bestreitet, nicht die der rechtskräftig bestehenden Gesetze und Urtheile Grote wundert sich sodann p. 305 sqq., dass Sokrates die Frage, über die er uneins ist mit dem grossen Haufen, hier in rhetorischer Weise beantwortet, indem er die Gesetze eine Rede halten lässt. Allein Plato ist hier nur Erzähler und Darsteller ohne eigne philos. Zwecke (s. Schleierm. Einl.), auch verwirft er nicht alle und jede Rhetorik (of. Polit. 304a) und vermeidet hier eben diejenigen Fehler, welche sich die gewöhnliche Rhetorik zu Schulden kommen lässt. Denn wenn er auch keine vollständige Definition der Gerechtigkeit giebt, so ist doch dasjenige Merkmal derselben, das zur Entscheidung der vorliegenden Frage wesentlich ist, zwischen ihm

und Krito bereits festgestellt: οὐ δὲν ἀνταδίκειν (49c) μηδ' ἑξαπατᾶν (49e). Auch dies gehört zu dem, was Sokrates weiss. Hierauf fusst alsdann die Rede der Gesetze. Dieselbe ist also nur ἀκέφαλος, wenn sie aus dem Zusammenhange des Dialogs herausgerissen wird, dessen Theil sie ist.

Zur Einleitung des Euthyphro weist Gr. richtig und schärfer, als Stallbaum praef. 140 und Steinhart. Einl. 193 gethan hatten, darauf hin, dass Plato den Verläumdungen der Komiker gegenüber hier die berechtigte Gegenklage gegen die Orthodoxie erhebe, dass gerade sie mit ihren Mythen und ihrer unklaren Vorstellung von Frömmigkeit zu Handlungen verleite, die jedes natürliche sittliche Gefühl empören mussten. Plato retorts the attack (p. 315). Euthyphro hält es für fromm, eine Anklage wegen Mords gegen seinen eignen Vater zu erheben — ohne zu wissen, was denn eigentlich fromm ist. Diesen Nachweis der Unklarheit hält Grote für den Endzweck des kleinen Gesprächs. Was denn aber nun die richtige Antwort sei, das bleibe am Schlusse nicht aus irgend welchen andern Gründen dahingestellt, sondern einfach darum, weil Sokrates und Plato es selbst nicht anzugeben gewusst hätten. Wir geben zu, dass für den polemischen Zweck des Gesprächs schon jenes negative Resultat hinreichen würde; aber es ist doch mindestens wahrscheinlich, dass Plato, indem er mehrere Antworten vorbringen und widerlegen lässt, noch etwas mehr beabsichtigt hat. Ein Plan in der Folge derselben würde undenkbar sein ohne ein bestimmtes Resultat, auf welches Sokrates hinsteuert, vgl. Gorg. 453c τοῦ οὖν ἔνεκα ἐρήσομαι, ἀλλ' οὐκ αὐτὸς λέγω τοῦ λόγου ἵνα οὕτω προίῃ ὡς μάλιστα ἂν καταφανὲς ποιοῖ περὶ οὗτου

λέγεται. Zudem ist die Argumentation nicht nur widerlegend, sondern die Hauptantwort wird von Sokrates selbst einfach und positiv gegeben *δίκαιον εἶναι πᾶν τὸ δαίον* (p. 11e). Indem alsdann versucht wird, die *δαιότης* als eine Art der *δικαιοσύνη* durch den Zusatz *ἢ περὶ τὴν πᾶν θεῶν θεράπειαν* näher zu bestimmen, stellt sich heraus, dass in diesem Merkmal die Bedingung der Gottgefälligkeit enthalten sein würde, die, wie schon gezeigt war, das Wesen des *δαίον* nicht bilden kann. Denn das *δαίον* gefällt durch seine eigne Natur, während das *θεοφιλές* oder *μεγαριζόμενον τοῖς θεοῖς* in seinem Wesen lediglich von dem Belieben der Götter (wie wir sie uns eben denken) abhängt. Hiermit schliesst der Dialog. Aber sein Ergebniss ist darum doch nicht negativ. Denn wenn von dem Begriffe des frommen Handelns jedes Interesse der durch dasselbe Betroffenen (der Götter) fern bleiben soll, so liegt darin schon ausgesprochen, dass es wenig Unterschied macht für die Beschaffenheit der Handlung, wer die von ihr Betroffenen sind. Es bleibt dann nur der rein äusserliche Unterschied, dass die tugendhafte Handlungsweise gerecht heisst, wenn sie gegen den Nebenmenschen gerichtet ist, fromm, wenn sie auf die Götter Bezug hat (cf. Gorg. 507 b Xen. Mem. IV 6, 4 und 6). Zieht man endlich in Betracht, dass im Systeme Plato's *θεός* und *θεοί* Bezeichnungen sind für die Ideen überhaupt, so wird klar, dass das *δίκαιον* auch *δαίον* sein muss und das *δαίον* auch *δίκαιον*. Denn gerecht ist der, welcher mit allen seinen Seelenthätigkeiten das ihm zukommende Werk vollführt (resp. IV 433 a 441 d). Diejenige Kraft aber, welche dabei massgebend ist, das Erkennen, hängt ab von den Ideen, denselben *θεοί*,

nach welchen der *δύος* sein Denken und Handeln richtet. *διανοεῖν* und *δύσσει* fallen also zusammen (cf. Prot. 359a 360d): dies ist im Euthyphro nicht ausgesprochen, wohl aber folgt es nothwendig aus demjenigen, was dort bereits entwickelt ist, wenn die Begriffe in Plato's Sinne gefasst werden. Der Dialog kann also durchaus nicht, wie Gr. will, als Beleg dafür gelten, dass das Talent des platon. Sokrates bestanden habe in exposing bad definitions, not in providing good ones (p. 323). — Dass endlich der xenophont. Sokrates sich bei der Begriffsbestimmung des *δύος* auf das *νόμιμον* beruft, ist richtig; aber dies ist recht wohl vereinbar mit dem, was der platonische Sokrates lehrt, denn die idealen Bestimmungen des *δύος* und *δύσεως* bei Plato betreffen nicht die *lex lata*, sondern die *lex ferenda*.

In dem folgenden Kapitel (X) bespricht Gr. den ersten und zweiten Alkibiades. Er schickt die Inhaltsangabe der beiden Gespräche voran und lässt dann Bemerkungen über beide folgen. Der Auszug aus dem Inhalte des ersten Alkibiades giebt einen deutlichen Beleg dafür, wie wenig Grote's Art und Weise den Inhalt eines Gespräches zu betrachten geeignet ist, das Urtheil über den Gehalt desselben zu erleichtern. Denn auf der einen Seite sind selbst von den bedeutendsten Dialogen solche trockne Auszüge, bei denen nur die eintönige Schablone der Gesprächsform ohne das für jede Stelle Charakteristische in den Wendungen und Färbungen der Rede wiedergegeben wird, so ermüdend, dass man die Oede und Mattigkeit in der Inhaltsangabe unächter Schriften gar nicht mehr als besonders abschreckend empfindet, andererseits giebt ein solcher Auszug gerade von einem Hauptkenn-

zeichen der Unächtheit, von der Gedankenarmuth des Schriftstücks gar keine genaue Vorstellung, weil er das Verhältniss von philosoph. Inhalt und äusserm Umfang [durch Zusammenziehung des letztern willkürlich ändert. Doch bietet freilich der Alk. I. auch ausser der Dürftigkeit des Inhalts genügende Merkmale der Unächtheit, um ein entschiedenes Verwerfungsurtheil zu rechtfertigen, wie es bereits Schleiermacher gefällt hat. (Wir selbst urtheilten früher zu schwankend). Vor allem fehlt dem Gespräche ein bestimmtes Problem, das von vielen Seiten beleuchtet und zuletzt aus den Grundsätzen des Systems heraus gelöst würde. Eine ganze Anzahl Fragen werden aufgeworfen, auch zum Theil beantwortet, aber nirgends wird eine Schwierigkeit ernstlich erörtert, nirgends werden in ernstem Kampfe einer entgegengesetzten Meinung ihre schwachen principiellen Grundlagen nachgewiesen, die nothwendigen Consequenzen aus ihr entwickelt, damit der platonische Standpunkt als der allein haltbare erscheine. Ganz natürlich; denn für den Verfasser waren die Fragen nach dem Wesen des Gerechten, nach der Möglichkeit des Wissens und der Nothwendigkeit desselben für alles Handeln durch den Gorgias, den Meno, die Republik und andere Dialoge Plato's längst gelöst. Es genügt seinem Sokrates, mit grosser Mühe und Umständlichkeit dem jungen Alkibiades die Antwort zu entlocken, dass der Staatsmann wissen müsse, was gerecht sei (cap. 5 zu Ende). Dann überführt er ihn, dass er ein solches Wissen von Niemanden gelernt habe, sondern immer nur gemeint habe es zu besitzen, vergisst jedoch ganz ihm zu zeigen, dass diese Meinung zu aller Zeit falsch gewesen sei. Dass die gerechte Handlung auch die nützliche und

gute sei, wird dann durch den Satz *πάντα τὰ δίκαια καλὰ* dargethan mit offenkundiger Benutzung des Gorgias, jedoch ohne das dortige tiefere Eingehen auf das Wesen des *καλόν*, *ἀγαθόν* und *δίκαιον*. Der Einwand aber, dass eine schöne Handlungsweise, wie Rettung eines andern aus Lebensgefahr, häufig dem, der sie thue, nicht nütze, sondern sogar den Tod bringe, wird nicht durch Hinweis auf den Unterschied des wahrhaft Guten und des wahrhaft Schlechten und Schädlichen von dem, was nur so scheine, beseitigt, sondern durch die oberflächliche Phrase *οὐ κατὰ ταῦτόν ἐστι καλὸν καὶ κακὸν τὸ τοῖς φίλοις βοηθεῖν* (115c.). Als ob hier ein *κακόν* im Sinne Plato's vorläge. Ist dies wirklich generating out of the mind of the respondent real and living knowledge (p. 341)? Oder wenn gleich darauf Alkibiades belehrt wird, dass es als ein *πλανῶσθαι* bezeichnet werden müsse, wenn Jemand sich einbilde, etwas zu wissen, während er doch nichts davon weiss? Auch für den Rest des Gesprächs wird nur der Schein der mäeutischen Methode gewahrt. Denn in Wirklichkeit giebt Sokrates am Schlusse der langen Rede über die Bedeutung der auswärtigen Gegner, dem Alkibiades einfach an, worauf er sein Bemühen zu richten habe, auf die *ἐπιμέλεια καὶ τέχνη* (um das eigne Ich), zu welcher er ihn zunächst durch Aussicht auf Ruhm anspornt, und sodann immer wieder in durchaus lehrhafter Weise hinleitet und ermahnt (127e, 132b, 134c). Da das *ἀγαθόν γίγνεσθαι* als gleichbedeutend mit der Erwerbung staatsmännischer Fähigkeiten hingestellt wird, so giebt dies Gelegenheit, das Wesen der Politik zu besprechen. Mit grosser Umständlichkeit kommt indessen Sokrates hierin gerade nur soweit, dass er eine Schwierigkeit aufwirft

(welche Grote in der Analyse p. 340 übrigens kaum berührt): wenn Gerechtigkeit in *δικαιοπραγία* besteht, wie ist damit Eintracht und Freundschaft unter den Staatsangehörigen vereinbar, da diese letztere doch ein gegenseitiges Verständniss des Thuns und Treibens voraussetzt. Ganz befriedigend würde Plato selbst diese Frage allerdings kaum haben lösen können. Denn wenn auch die Mitglieder des ersten Standes in seinem Staate, als Wissende, genügende Kenntniss aller im Staate betriebenen Künste und Wissenschaften haben mögen, so fehlt doch den Kriegern ihrerseits und noch vielmehr den Handwerkern der Einblick in die hauptsächlichen Beschäftigungen des ersten Standes durchaus. Aber eine richtige Meinung über gewisse, allen gemeinsame Angelegenheiten soll doch auch bei den niedern Ständen bestehen und damit ist denn eine gewisse *ὁμόνοια* und *φιλία* mit dem ersten Stande auch auf ihrer Seite ermöglicht. Endlich hatte schon Schleiermacher auf die lächerliche Manier hingewiesen, in welcher p. 129b, 130d mit der Phrase *αὐτὸ τὸ αὐτό* der Schein des Tiefsinns erstrebt wird; und nicht besser steht es mit dem Gleichnisse (vom Auge), welches das Wesen der Selbsterkenntniss verdeutlichen soll. Denn, sieht man auch von Allem ab, was daran hinkendes ist, so besteht die Nutzenanwendung desselben nicht etwa in dem wirklich platonischen Gedanken, richte deine Seelenkräfte auf Erkenntniss im umfassendsten Sinne; dann wirst du auch dein Wesen im Zusammenhang aller andern Dinge richtig erkennen, sondern in der ganz unklaren mystischen Phrase *πάν τὸ θεῖον γινούς, θεὸν τε καὶ φρόνησιν, οὕτω ὡς ἂν καὶ ἑαυτὸν γινώῃ μάλιστα* (p. 133c). Auf die Form achtet Gr. überhaupt we-

nig. Sonst würde er ausser der Weitschweifigkeit (greatly expanded p. 341 cf. 355) das schulmeisterliche Abkanzeln des Alkibiades (113e), das Abfragen blosser Wortformen (p. 108de) und Aufzählen von Kategorien (107de) bemerkt haben. Auch einzelne unplatonische Eigenthümlichkeiten des Stils treten in diesem Dialog auffallend genug hervor, um das verwerfende Urtheil zu bekräftigen: Das unbehülfliche Verharren auf derselben Wendung *εἰ ἐθέλεις ἀποβλέψαι, ἰδεῖν ἀγωνίζεσθαι* 119de p. 122, das wiederholte *διανοεῖσθαι* p. 106 die rhetorische Anaphora 105e *νῦν δέ, νῦν γάρ*, die confuse Ausdrucksweise 109c *βέλωνον πρὸς τὸ πολεμεῖν καὶ μὴ, καὶ οἷς δεῖ καὶ οἷς μὴ καὶ ὅποτε καὶ μὴ δικαιότερον ἐγγράνει* ὅν u. s. w. — Weit einfacher liegt die Sache beim zweiten Alkibiades. Während der erste durch eine gewisse Umsicht, mit der er vielerlei Fragen aus dem Gebiete der Ethik berührt und durch den Schein gründlicher Untersuchung täuschen kann und lange getäuscht hat, ist beim zweiten Alkibiades für jeden, der überhaupt urtheilen will, die Fälschung über alle Zweifel erhaben. Es genügt, was den Inhalt betrifft, auf die Einleitung Schleiermachers und die Bemerkungen C. Fr. Hermanns (Geschichte und System p. 420 f.) zu verweisen. Wie Hermann ganz richtig sagt, das Gespräch ist einzelnen ausser dem thrasyllischen Kanon stehenden Schriften weit ähnlicher als irgend einem platonischen Dialoge. In der Form zeigt es neben dem Anschluss an platonische Redewendungen, grosse Unbeholfenheit und Geistesarmuth, wie die Stellen zeigen, wo der Verfasser seine eignen Aussprüche wörtlich wiederholt (146b, 148b, 149a). Im Ausdruck ist unter Anderm anstössig das *ἀν δυνήθω* (145a), *ἀπεργασία* und *διαπραΰνεσθαι* von den

νόσοι (140b). εἰς τὸ παρῆκον (148c) ἀποκριθῆναι (149b). Endlich ist der Schluss, wo Alkibiades den Sokrates bekränzt, und dieser es sich gefallen lässt, nicht nur ein sentimentaler Theaterkoup, sondern auch, da der Kranz ja ursprünglich für einen Gott bestimmt war, eine Vergötterung des Sokrates, die mit dem Verhalten Plato's zu seinem Lehrer nicht vereinbar ist. Als Grund dafür, dass mindestens einer der beiden Dialoge von Plato geschrieben sei, macht Grote geltend: es würde auffallend sein, wenn Plato in keinem Dialoge den Alkibiades zur Hauptperson gewählt hätte. Alk. I möge zwischen 399 und 390 geschrieben sein. Damals, kurz vor dem Antalkidischen Frieden, seien Reisen nach Persien häufig gewesen (p. 353 cf. Alk. I p. 121 sqq.).

In der Analyse des grössern Hippias ist Gr. etwas willkürlich verfahren. Ein dem Umfang nach recht ansehnlicher Abschnitt p. 300 und 301 wird nur in einer Note p. 377 flüchtig berücksichtigt, während doch offenbar auf den darin ausgeführten Gedanken im Dialoge selbst grosses Gewicht gelegt wird. Freilich, dies Wichtigthun mit einer so einfachen Sache, wie die dort berührte, ist nicht gerade geeignet den Glauben an die Aechtheit dieses Dialogs zu stärken. Dass das zwei verschiedenen Dingen gemeinsam zukommende Prädikat nicht ein solches sein könne, das gerade die unterscheidenden Merkmale der beiden enthält, dass z. B. für jede der beiden Hände wohl fünffingerig, aber nicht rechts und links (zusammen) als Prädikat tauche, das würde Plato, wenn ihn ein allgemein logisches Interesse darauf geführt hätte, mit ein paar Worten abgemacht haben. Aber bei der Frage über den Begriff des Schönen würde er schwerlich auf diese Bemerkung gekommen sein, weil ihn jene Definition, das Schöne sei das für Ge-

sicht und Gehör angenehme, wenn er sie berücksichtigen wollte, — nach dem Philebus zu urtheilen — sogleich auf das Wesen der *ἡδονή* und ihre Verschiedenheit je nach den Sinnen, durch welche sie dem Menschen zu Theil wird, geführt hätte. Aber ebensowenig wie diese Definition wird irgend eine der sieben übrigen verwerthet, um zu den fundamentalen Fragen des Systems hinzuleiten, denen doch der Begriff des Schönen bei Plato so nahe steht. Auch nicht die entfernteste Hindeutung ist da auf das Hauptmerkmal des Schönen, das Mass. Keine Spur von dem wesentlichsten Unterschiede des Schönen vom Guten, wie ihn die Republik aufstellt (505d): *φανερὸν ὡς δίκαια μὲν καὶ καλὰ πολλοὶ ἀνέλοιοντο τὰ δοκοῦντα καὶ μὴ ἤ, ἀγαθὰ δὲ οὐκ ἔτι* etc. Statt dessen werden wir mit Wortdistinktionen abgefunden, wie mit der zwischen *χρήσιμον* und *ὠφέλιμον*, auf die Plato kaum verfallen konnte, weil ihm *χρήσιμον*, *ὠφέλιμον*, *ἀγαθόν* dasselbe bedeuten (s. Gorg 474d sqq.) und weil er *χρήσιμα*, *ἃ ἀνὴρ ἢ ἐπὶ τῷ κακόνι τὸ ἐργάζεσθαι χρήσιμα* (Hipp. mai. 296c), vielmehr als *βλαβερά* bezeichnet haben würde. Dazu kommt, dass das *χρήσιμον* in diesem weitem nicht platonischen Sinne nur dann mit dem *καλόν* unverträglich wird, wenn man es, wie p. 295e unter der Hand geschieht, dem *καλόν* nicht über-, sondern unterordnet. Und vollkommen richtig ist der Einwand, welcher dem weitem Versuche statt *χρήσιμον* zu setzen *ὠφέλιμον* entgegengehalten wird, dass *ὠφέλιμον* soviel sei wie *ποιεῖν ἀγαθόν* oder *αἴτιον ἀγαθοῦ* und dass dies *αἴτιον* von dem *ἀγαθόν* (dem das *καλόν* identisch sei) doch nothwendig verschieden sein müsse. Richtig deshalb, weil nach Plato die Ursache des Guten nichts anders ist als das Gute selbst (rep. X

596c). Gegen die letzte der Definitionen, die Hippias seinerseits versucht, wird nicht etwa bemerkt, dass das definiendum in ihr schon zweimal vorkomme, auch nicht, dass sie so wenig wie die vorangehenden Antworten des Sophisten Merkmale des Schönen an sich angebe, und vielmehr nur einzelne schöne Dinge und Handlungen namhaft mache, sondern die Götter müssen herhalten zur Widerlegung (293c). Doch lässt diese letzte Erklärung des Hippias sich noch wohl anhören, da sie der griechischen Volksvorstellung von menschlichem Glücke gerecht wird. Die Abgeschmacktheit der beiden ersten Antworten aber, die der Sophist giebt, hat von jeher Anstoss erregt, und Grote muthet uns doch p. 379 zu viel von seiner Vorliebe für die Sophisten zu, wenn wir darin die Absicht sehen sollen, wie Whewell in der history of inductive Sciences dies bezeichne, to give the group of objects called beautiful by Type, während Sokrates sie nachher by Definition zu fassen suche. Dass dies dem Sokrates nicht gelinge, findet Grote dann ganz natürlich. Denn er bekennt sich selbst zu der Ansicht, that there are many general terms (the Beautiful being one of them), of which no definitions can be provided and which can only be imperfectly explained, by enumerating a variety of objects, to which the term in question is applied. Wenn er jedoch zur Stütze dieser Meinung die Bemerkung Mill's anführt, es gebe eine Menge Ausdrücke im gewöhnlichen Leben, von denen die, welche sie gebrauchen, kaum zu sagen wüssten, was mit denselben Gemeinsames an verschiedenen Objekten bezeichnet werden solle, so mag dies für manche Ausdrücke und Vorstellungen im gewöhnlichen Leben richtig sein, aber was hat das mit der

Frage zu thun, ob und wie sich ein Begriff der Schönheit nach seinen Merkmalen bestimmen lasse? Und Dugald Stewart, auf den Grote sich weiterhin beruft, begeht schon dieselbe Verwechslung, in dem er in seiner Polemik gegen das Problem vom Schönheitsbegriff geltend macht, dass das Wort schön viele Bedeutungen habe, die durchaus nicht nothwendig auf eine Idee hinwiesen, welche auf jedes Ding passen müsse, das wir mit dem Worte bezeichnen. Denn der thatsächliche Gebrauch des Worte hat mit der Aufgabe den Begriff zu analysiren und zu begrenzen nichts zu thun. Plato, so viel steht fest, kennt diese Aufgabe (s. rep. 476b 538d). Man sollte erwarten, dass er ihrer Lösung bei der Wichtigkeit dieses Begriffs für sein System, eine besondere Schrift gewidmet hätte, die auch recht wohl in der Weise des Theätet ohne Angabe des Resultats hätte schliessen können, aber dass er sich mit solchen Lösungsversuchen, wie sie im grössern Hippias vorgebracht werden, gehalten haben würde, scheint uns nicht glaublich. Denn er selbst giebt im Phädrus Symposium Gorgias Philebus und in der Republik ganz andre Mittel an die Hand, um das Wesen dieser Idee kennen zu lernen, als sie sich hier finden. — Wie für das Mangelhafte und Fremdartige im Inhalt, hat Grote auch für die vielen Schwächen in Anlage und Führung dieses Gesprächs kein Auge. Und doch zeigt gerade diese etwas ausgedehntere Nachahmung den Abstand vom Original so recht in allen Zügen. Was soll das so breitgetretene Paradoxon der Einleitung, dass die gesetzestreuen Lacedämonier ungesetzlich gegen Hippias (d. h. dem idealen Gesetze zuwider) handeln, was soll diese an sich so einfache aber auch im unächten Minos

verhandelte Frage in diesem Dialoge, der das Wesen des καλόν untersucht? Grote meint, Plato wollte vielleicht die Eitelkeit des Hippias, der sich mehr Einsicht zutraue als den spartanischen Gesetzen, kennzeichnen. Es hat jedoch sehr den Anschein, als ob das Paradoxon nur Selbstzweck sei. Sollten ferner so subtile und zwecklose Wort-Distinktionen, wie zwischen εἶδου τὸ καλόν und εἶδου καλόν (287d 289c) platonisch sein? Wozu wird p. 295 noch obendrein asyndetisch, distinguirt ἢ πέφυκεν, ἢ ἐργασίας, ἢ κείται und dann das χρήσιμον unter vier verschiedene Kategorien gestellt? In der Entwicklung des Gesprächs zeigt sich sehr oft statt der natürlichen Lebendigkeit der platonischen Kunst, die mühselige und künstelnde Arbeit des Nachahmers. So soll p. 289d der sonderbare Ausdruck, durch das Schöne an sich würden die Dinge geschmückt (κοσμεῖται), offenbar nur den Weg bahnen zu dem Einfall des Sophisten, das Schöne sei das Gold, wie p. 285e (in Nachbildung von Hipp. min. 368d) der Scherz des Sokrates über die Menge der athenischen Archonten nur auf die Mnemotechnik des Hippias führen soll. Mehr witzelnd als geistreich ist die Spielerei mit εἰς καλόν p. 286c, beim Uebergang zur Frage über das καλόν, und sie wird gar wiederholt (286d), wie auch 300a eine Phrase absichtlich wiederholt wird, und am Schluss des Gesprächs klingt das von Plato sehr häufig berührte Sprichwort χαλεπὰ τὰ καλὰ etwas trivial. Die Art, in der Sokrates das Gespräch leitet, ist zuweilen steif pedantisch p. 291c, und die Manier des Hippias oft gerade zu grob und feindselig, ohne dass in der Sache eine Veranlassung vorläge. Platonische Phrasen werden angebracht, wo sie gar nicht passen, so

ἴσως μὲν ἢ λέγεις 300e (cf. 300b). Die Erfindung, auf die sich der Verfasser des Dialogs offenbar viel zu gute thut, die Fiktion eines Unbekannten, der den Sokrates früher über das καλόν befragt habe und dem er nun gerne, belehrt durch den Sophisten, Auskunft geben möchte, hat durchaus keinen rechten Zweck, auch wird sie viel zu lange, nachdem der Leser längst bemerkt haben muss, dass Sokrates selbst der fingirte Unbekannte ist, mit derselben geheimnissvollen Miene beibehalten (abgesehen von andern Geschmacklosigkeiten, auf die bereits von Zeller Zeitschrift für d. Alterthumswissenschaft 1851 No. 33 hingewiesen worden ist). Stilistisch auffallend ist das siebenmal wiederholte χρήματα ἐργάζεσθαι, das persönlich konstruirte κωλίω 287a, ἐρωτιάσθαι statt ἐρωτιᾶν 293a, χρήσιμον καὶ δυνατὸν ἐπὶ τὸ ἀγαθόν ἢ ποιῆσαι 296d. Grote bemerkt selbst, dass die Ausdrücke über das sokratische διαλέγεσθαι p. 301b sehr an die in Aristoph. nubes und aves gebrauchten erinnern.

Nicht erschöpfend ist Grote's Würdigung des kleinern Hippias. Er stimmt auf der einen Seite den Klagen bei, dass hier auf Sokrates Seite offene Sophistik vorliege. Doch muss andererseits wieder der Universaltröstgrund herhalten: in einem dialogue of search, wie der Hippias einer sei, begnüge sich Plato damit auf die noch dunkeln Punkte seiner Lehre aufmerksam zu machen. Man begreift nur nicht, wie zu diesem Zwecke Sophismen das rechte Mittel sein würden. Aber wir müssen überhaupt bestreiten, dass hier Sophismen vorliegen. Man glaubt sich gewöhnlich durch das »monströse Resultat« hinreichend zu diesem Urtheil berechtigt und findet eine willkommene Bestätigung desselben in

dem Tadel, den Aristoteles Metaph. Δ c. 29 gegen die Beweisführung im kleineren Hippias ausspricht. Bei Schaarschmidt z. B. steht diese Ueberzeugung so fest, dass er auf keine Weise dem Plato ein solches Werk, auch nicht als Erstlingsschrift, zutrauen mag. Wir müssen dem entgegen behaupten, dass der kleinere Hippias eine Deduktion bietet, die nach Form und Inhalt ächt sokratisch und platonisch und für das Ganze des Systems sehr wesentlich ist. Angreifbar sind nur die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, wenn man dieselben nicht in ganz bestimmter Einschränkung fasst, und gegen diese Voraussetzungen ist im Grunde auch der Angriff des Aristoteles gerichtet, wenn er auch ein einzelnes schwächeres Glied der Induction zum Ausgangspunkt nimmt (*εἰς χεῶλος ἐκίων, χείρων ἴσως ὥσπερ ἐπὶ τοῦ ἡθοῦς καὶ οὗτος*). Ein feststehender, von Plato und Aristoteles anerkannter Satz ist, *τῶν ἐναντίων τὴν αὐτὴν ἐπιστήμην εἶναι*. Dieser muss auch auf das Wissen selbst anwendbar sein: Vollendetes, absolutes Wissen weiss in jedem Falle sich selbst, und sein Objekt, das Wahre, zu unterscheiden von seinem Gegentheil der Unwissenheit, welche das Falsche zum Objekt hat, und umgekehrt, um mit vollendeter Sicherheit und Unfehlbarkeit das Falsche auszusagen, müsste man absolute Kenntniss des Wahren haben; die gewöhnliche Unwissenheit oder Lügenhaftigkeit ist nie davor sicher, dass sie nicht doch zufällig das Wahre sagt: Hipp. min. 367a *ὁ μὲν ἀμαθὴς πολλάκις ἂν βουλόμενος ψευδῇ λέγειν τὰληθῇ ἂν εἴποι ἄκων, εἰ τύχοι, διὰ τὸ μὴ εἰδέναι* (ganz übereinstimmend damit Phaedr. 262a). Besteht nun alle Tugend im Wissen, d. h. folgt das Thun, die Mittel dazu vorausgesetzt, unmittelbar aus

der Erkenntniss, so ist derjenige, welcher das vollkommene Wissen hat, nicht nur zu jeder diesem entsprechenden That fähig, sondern ebenso zu jeder entgegengesetzten schlechten — wenn das letztere nicht durch die Natur des absoluten Wissens und des ihm entsprechenden Handelns selbst ausgeschlossen wird. Dies aber ist thatsächlich der Fall. Denn das Wissen hat zum höchsten Objekte, von dem alle untergeordneten durchweg determinirt sind, das Gute. Eben dies ist aber auch das Ziel alles Handelns, denn das Gute ist das an sich erstrebenswerthe, das αἰσῶν (rep. VI 505d und Phileb. öfter), auf das alle βούλησας ihrer Natur nach gerichtet ist, wie nicht nur Plato (im Prot. Gorg.), sondern auch schon Sokrates (dem Sinne nach; s. Xen. Mem. IV, 6, 6) und später Aristoteles (s. Zeller Philos. d. Gr. II, 2 p. 450 Not. 4.) lehren. Man kann also nur hypothetisch sagen, und dies ist das Resultat im kleinern Hippias: liesse es sich denken, dass ein absolut Wissender einmal, aus nicht weiter zu begreifenden Gründen, absichtlich das Unrechte thäte oder sagte, so würde er besser sein, als ein Anderer, bei dem das verkehrte Thun und die unrichtige Behauptung nicht aus einer unbegreiflichen Laune entspränge, sondern gegen seine Absicht aus einem andern Antriebe, von dem sein Erkennen zeitweilig beeinflusst und behindert würde. Denn diese Behinderung seines Erkenntnisvermögens würde ein Zeichen sein, dass es demselben an der nöthigen δύναμις fehle, um alle andern Triebe zu beherrschen. Es wäre keine bei voller δύναμις und εὐχρη einmal stattfindende zufällige Ausnahme, wenn er fehlte, sondern in der Naturanlage begründet; kurz es wäre eine Schwäche, wie das letzte Kapitel des

Dialogs ausdrücklich betont. Da nun jene Voraussetzung eines Fehlens bei absolutem Wissen in sich haltlos ist und desshalb von Plato selbst am Schlusse des Dialogs mit *εἴτερος τις ἴσται οὐτός* in Zweifel gezogen wird, so ist das positive Ergebniss im Hippias: wer vollkommen wissend ist, kann nicht irren und nicht Unrecht thun, ist schlechthin gut. Jeder nicht absolut Gute (also der Mensch z. B.) irrt und fehlt, ohne es eigentlich zu wollen, *ἄκων*, nämlich aus Schwäche seines Erkennens und durch Uebermacht anderer Einflüsse in seiner Seele. Auch von demjenigen, der mit der kältesten Ueberlegung ein Verbrechen vorbereitet und ausführt, sagt Plato, er thue es *ἄκων*, weil der Verbrecher über die Hauptfrage, was das Gute sei und was ihm zum Heil gereiche, offenbar nicht wissend, sondern im Unklaren ist. Man wird nun allerdings fragen müssen: Wie verhält sich dieser Theorie gegenüber der Unterschied des gewollten und ungewollten Unrechts, den die Griechen (z. B. Aristoteles) wohl kannten und der dem Hippias bei seiner hartnäckigen Opposition nach der Fiktion des Schriftstellers wohl auch vorschweben soll? In diesen Ausdrücken kann ihn Plato nicht zulassen, da ihm alles Unrecht ungewollt ist. Er entscheidet sich daher in den Gesetzen IX 861 sqq., wo er diese Frage genauer ins Auge fasst, dafür, dass es zwar nicht *ἐκούσια ἀδικήματα* im Unterschiede von *ἀκούσια* gebe, dass man aber wohl von *ἀκούσιοι βλάβαι* reden könne, von Beschädigungen, die Jemand anrichtet, ohne es zu beabsichtigen. Bei diesen ist kein Unrecht. Den Gegensatz bilden solche Beschädigungen, die nicht durch unglücklichen Zufall bei guter Absicht und Gesinnung des Thäters (*δόξα τοῦ*

ἀρίστον, ἡθὺς τρόπος δίκαιος) erfolgen, sondern aus einer Seelenverfassung hervorgehen, die als Tyrannei der niedern Regungen über die Vernunft bezeichnet wird. Diese nennt zwar Plato *ἐκούσια* (z. B. *ἐκούσιοι φόβοι*) in Anschluss an die im attischen Rechte gebräuchliche Bezeichnung. Aber er hält auch dort an der im kl. Hippias dargelegten Theorie fest. Das Eigenthümliche derselben hat Grote p. 399 vortrefflich auseinander gesetzt, dass nämlich Plato beim Unrecht, z. B. beim *ψεύδος*, nur den Fehler in der Erkenntniss, nicht aber die Willensrichtung, die es zum Unrecht mache, berücksichtige. Aber planlose, tastende Argumentation Plato's liegt auch hier nicht vor. Denn jene Theorie ist einfache Consequenz aus den Grundvoraussetzungen der sokratischen Ethik, welche, wie auch Grote hist. of Greece vol. VIII p. 621 sqq. nachgewiesen hat, alle Sittlichkeit auf die intellektuelle Kraft und deren unbedingte Macht über die andern Seelenkräfte gründet. Derjenige, den man gewöhnlich als vorsätzlich schlecht handelnden bezeichnet, ist im Grunde verblendet. Mag er z. B. mit allem Vorbedacht die Unwahrheit sagen, er handelt ohne klares Bewusstsein über den Werth der letzten Ziele seines Strebens. Ein Fehler der platonischen Auseinandersetzung kann also nur darin gefunden werden, dass sie die Ausdrücke *ἐκών* und *ἄκων* für diese Grundunterscheidung des Wissens und Nichtwissens im Handeln verwendet und den gewöhnlichen Sprachgebrauch stillschweigend bei Seite setzt, welcher unter *ἐκόντια πράττειν* das Handeln mit irgendwelcher Ueberlegung (ohne Rücksicht auf die Klarheit der Principien derselben), unter *ἄκοντιά πράττειν* das unwillkürliche Thun verstand. Dies ist aber keine Sophisterei,

auch kein Beweis der Unächtheit, sondern eine einseitige Betrachtung, welche, da sie zugleich die Strafe des *ἄδικος* fordert in praxi von der gewöhnlichen nicht so weit abweicht, als es scheint. Ein Nachahmer würde solche Härten und Paradoxien nicht erfunden, sondern vermieden haben.

Dass der kleine Aufsatz Hipparchos so wenig wie der Minos von Plato herrühre, ist durch Böckh und Andere längst dargethan, und wir haben bereits im ersten Theile dieser Recension darauf hingewiesen, wie wenig die Gegenbemerkungen Grote's hinreichen, um glaublich zu machen, dass Plato nicht etwa nur sich in seinen Phrasen wiederhole, sondern seine eignen Worte so verdrehe, dass er z. B. von einer *ἀνθρωπία ἀγέλη τοῦ σώματος* reden könnte. (Gr. vermuthet hier eine Corruptel). Noch mehr jedoch zeugen für die Unächtheit Inhalt und Composition. Wo hat Plato lange gelehrt-antiquarische Exkurse seinen Dialogen eingestreut, die gar nichts mit dem Inhalt derselben zu thun haben, sondern nur wie ein unnützer Einfall an ein einzelnes im Dialoge zufällig gebrauchtes Wort anknüpfen, wie im Hipparchos an das *ἐξαπατᾶν*? Wo wird sein Sokrates sonst plötzlich zum examinirenden Geschichtslehrer, wie im Minos in den Worten (318b) *τίς τῶν παλαιῶν ἀγαθὸς γέγονεν ἐν τοῖς ἀλλήλοισι νομοθέτης*? Dass die Art und Weise der Argumentation im Hipparchos Plato's durchaus unwürdig sei, hat Schleiermacher schon gezeigt. Von dem platonischen Gedanken ausgehend, dass jeder Mensch nach dem Guten strebe, versucht der Verfasser zwar zu erklären, wie es komme, dass man trotzdem Gewinnsucht tadele; aber anstatt an der Erkenntniss festzuhalten, dass die tadelnswerthe

Gewinnsucht nicht wirkliche Güter, sondern nur scheinbare begehre und weiter auf den Unterschied des bloss scheinbaren und des wahren Gutes, sowie des Wissens vom Nichtwissen einzugehen; wie Plato gethan haben würde, kann er durchaus nicht von dem Gedanken loskommen, dass der φιλοκερδής sei ὁ φιλῶν τὸ ἀγαθόν (s. p. 226e). Die Unterscheidung des objectiv guten von dem καλακικόν entschwindet ihm sogleich wieder, und er dreht sich dann fortwährend um den Gedanken herum, dass man doch weder von einem schlechten Gewinne reden könne, denn das sei kein Gewinn, noch auch von einem solchen, der weder gut noch schlecht sei. Hierbei werden dann bereits vorgebrachte Argumente, zum Theil in derselben Form, wiederholt (cf. 231c und 227a). In der Diktion des Hipparchos ist zwar mehr Glätte als in der des Minos; dafür zeigt sie grosse Armuth z. B. in der Wiederholung derselben Phrase (ἐξαπατᾷς 225d 228a etc.), und ungeschickte Anwendung platonischer Formeln 227b ἐροῦν δὴ καὶ ἐμέ, 230b οὐδὲν ἐκείνη διαφέρει etc. Die Konstruktion p. 231a ist durch die verkehrte Stellung des ἧ nach κτήσεται anstatt vor demselben ohne Noth unklar; während allerdings p. 230a nur in unsern Drucken ein Fehler ist, der dem Verfasser nicht zur Last fällt: Nach οὐκ πᾶν γε muss ein Colon gesetzt werden. — Der an sich in der That nicht sehr wichtigen Frage, ob das unter dem Titel Minos erhaltene, im Aristoph. Kanon bereits aufgenommene Schriftchen ächt sei, giebt Grote dadurch erhöhte Bedeutung, dass er sich in einem besondern Anhang (p. 426 sqq.) nicht nur desselben gegen Böckhs verwerfendes Urtheil annimmt, sondern auch die Principien der Böckhschen

Kritik in Zweifel zieht. Böckh war von den beiden Grundsätzen ausgegangen, dass 1) in einem platonischen Dialog nicht unplatonisches vorkommen könne und dass 2) in einem solchen nicht Nachahmungen und Entlehnungen aus andern Dialogen sich finden dürfen. Wo sich das eine oder andere zeige, liege eine Fälschung vor. Wir mussten bereits früher das zweite Princip gegen das Missverständniss Grote's in Schutz nehmen, als ob zwischen Nachahmung und Wiederholung kein Unterschied bestehe. Dem erstgenannten kritischen Grundsatz stellt Grote entgegen: erstlich dass Plato selbst keine feststehenden Meinungen über die von ihm behandelten Fragen gehabt und kein Arg darin gefunden habe in verschiedenen Dialogen ganz widersprechende Ergebnisse als Endresultate vorzutragen, sodann dass Plato auch gelegentlich schwache Argumente vorbringe, wie dies bereits Panätius am Phädo gerügt habe; endlich dass die grössten, nicht angezweifelte Dialoge auch in der Form mitunter weniger vorzüglich seien und die *dulcissimas veneres* vermissen liessen. Wir haben bereits früher hinsichtlich des ersten Punkts gezeigt, wie es mit den angeblichen schroffen Widersprüchen stehe, die sich Plato soll zu Schulden kommen lassen. Was den zweiten betrifft, wen kann es befremden, wenn in grössern Dialogen erst die späteren Argumente auf die letzten Gründe und Principien zurückgehen? Aber den von Aristoteles als ächt bezeugten Dialog möchten wir sehen, in welchem kein Hinweis auf die ethischen und metaphysischen Principien Plato's sich fände. Endlich drittens: einzelne trockenere Partien im Gefüge eines Dialogs sind sehr verschieden von dem Fehlen jeder Charakteristik der Personen

und der Vernachlässigung aller dramatischen Kunstform. Minos und Hipparchos sind aber in der Form vollkommen verwahrlost. Und ebenso dürftig ist der Inhalt. Von Argumentation kann man bei beiden kaum reden. Denn auch im Minos wird die Lösung der nicht eben grossen Schwierigkeit nicht weit vom Anfange (c. 4) gegeben: *βούλεται μὲν ὁ νόμος εἶναι τοῦ ὄντος ἐξεύρεσις, εἰ δ' ἄρα μὴ τοῖς αὐτοῖς ἀεὶ χρῶνται νόμοις οὐκ ἀεὶ δύνανται ἐξευρίσκειν, ὃ βούλεται ὁ νόμος*. Dessen ungeachtet wiederholt nachher der ganze Rest der Schrift in verschiedenen Wendungen, dass der νόμος doch eigentlich nur einer sei, wobei wohl das eine Argument, dass das ὄν nicht μὴ ὄν sein könne, platonisch ist (316b), alles weitere aber nur Variationen des Themas sind, dass die ἐξεύρεσις τοῦ ὄντος ebenfalls dieselbe bleiben müsse, und zwar Variationen mit Hülfe von blossen Wortdeutungen: νόμος wird erst als *σύγγραμμα ἐπιστημόνων*, dann als *διανομὴ νομέως* gefasst. Und auch im Anfange des Dialogs wird mittelst grammatikalischer Vergleichung von νόμος und νομιζόμενα mit ὄψις und ὁρώμενα und ähnlichem die Vermuthung gewonnen, νόμος sei ἡ τῆς πόλεως ἀληθῆς τοῦ ὄντος ἐξεύρεσις. Hören wir dagegen den Plato, der im Gorgias redet, so ist νόμος etwas ganz anderes: nämlich *ταῖς τῆς ψυχῆς τάξεσιν καὶ κοσμήσεσι νομιμόν τε καὶ νόμος ὀνομάζεται* (504d). Nach Polit. 295 a ist der νόμος eine τάξις ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ καὶ πολλοῖς καὶ ἐν γράμμασιν ἀποδοθεῖσα καὶ ἐν ἀρχαγμαῖσι πατριόις δὲ δῶσειν, und die Kunst des Gesetzgebers gleicht der des Gymnasiarchen, welcher die Befehle für viele und für eine Mehrzahl von Fällen, d. h. welcher Regeln, allgemeine Vorschriften giebt (cf. Gorg. 464c).

Auch den Theages nimmt Grote in Schutz. Gegen die Bedenken, welche von jeher die lange Auseinandersetzung am Schlusse desselben über das Dämonium des Sokrates erregt hat, bringt er die Vertheidigung vor, die bereits Knebel (dialogi tres 1833), versucht hat: Plato's Absicht sei eine apologetische. Er wolle Sokrates von der Schuld an dem Unheil freisprechen, das einzelne seiner Schüler, wie Alkibiades und Kritias, angerichtet, und nehme dazu in Ermangelung besserer Gründe seine Zuflucht zu dem Dämonium des Sokrates. Aber sollten wir Plato wirklich nicht einmal das bescheidene Mass gewöhnlicher Klugheit zutrauen, das genügend ist, war zu erkennen, dass eine schlechte Vertheidigung seines Lehrers schlimmer wirken musste als gar keine. Und ist nicht in der Apologie der Vorwurf des *διαρρηγνύναι τοὺς νέους* mit vollgewichtigen Gründen zurückgewiesen? Gerade dasjenige Argument aber, das man dort vermisst, dass Sokrates an den Charakterfehlern derer, die mit ihm nur zeitweilig verkehrten, nicht Schuld trage, welches auch Xenophon nachdrücklich geltend macht (Mem. I, 2, 12 sqq.), gerade dies Argument wird in der Schlussrede im Theages am wenigsten hervorgehoben. Vielmehr erhalten wir nur Histörchen über die wunderbaren Verkündigungen des innern Orakels, welche von allem eher ein Verständniss zeigen als von dem, worauf es Plato in der Stelle des Theätet p. 151 ankommt, von der Mäeutik des Sokrates. Grote meint freilich p. 441, die Art, wie sich Sokrates hier über sein Dämonium verbreitet, sei nur dem Gefühl der modernen Kritiker zuwider und daher stamme ihr verwerfendes Urtheil: Keineswegs. Modern ist diese Manier schon; aber in Widerspruch steht die hier beliebte Red-

seligkeit und Wichtigthuerei allerdings mit der Zartheit und Zurückhaltung, die Plato hinsichtlich jenes Zeichens zu beobachten pflegt. Der übrige höchst dürftige Inhalt des Schriftchens zeigt so wenig dem Plato Eigenthümliches, dass die Vermuthung, ein anderer Sokratiker etwa Antisthenes möge der Verfasser sein, weit einleuchtender ist als die Ueberlieferung. Aber auch für diesen scheint es doch gar zu schwach. Ueberhaupt weist nichts darauf hin, dass ein Philosoph es verfasst habe, weder in dem Gedankengange, der ohne ein philosophisches Endziel ist, noch in den historischen Zügen, welche gerade im Vergleich mit den platonischen Schilderungen, die Grote daneben stellt (p. 436) wenig Verständniss von Sokrates Bedeutung zeigen. Ein grosser Künstler war der Verfasser wohl auch nicht: vielmehr ist das Schriftchen ein wahres Musterbeispiel unbeholfener Imitation der dialogischen Form. Fast jedes Mittel derselben wird angewendet, aber verkehrt. Die Fragen geben schon selbst die Auskunft, welche der Gefragte ertheilen sollte, so p. 123b, dass es eine *ἐπιστήμη τοῦ ἀρξαιν* ist, welche Theages erwerben will, (cf. 126a). Die Leitung des Gesprächs ist fast kindisch: Um tyrannische Herrschaft von königlicher zu unterscheiden wird gefragt *τίνα ἐπωνυμίαν ἔχει Βάσις*, dann *τίνα ἐπωνυμίαν ἔχει Ἰππίας* (124de). Statt der Induktion werden Beispiele weitläufig abgefragt, die sich nur durch den Namen unterscheiden, und dies mit stetiger Wiederholung der gleichen Formeln oder gar eines euripideischen Verses 124cd 125bc. Wie in der Apotheose des Dämoniums am Schlusse, so ist auch schon in der Lobpreisung des Verkehrs mit Sokrates ungesunde Uebertreibung, besonders in der

Climax 130de. Die Sprache zeigt ausser der schon erwähnten mechanischen Wiederholung, die auch 126b, 127b, 128c angewendet ist, noch anderes Auffallende z. B. *ποιοῦμαι* für *ἡγοῦμαι* 128b; *καταγορεύω* 123b und 125a; *ὁμοῦ τούτῳ ἔλαν* 129d; *ἐπὶ γὰρ τῇ ἐπὶ στρατιᾷ δέξομαι* 129d etc.

Bei den Erasten gesteht Grote wenigstens zu, dass der Inhalt eine Unreife zeige (crudely sketched, darkly indicated). Doch lobt er zugleich an dem Schriftchen, dass besides the animated style of the dialogue the points raised for discussion, are of much interest, zumal da in keinem andern Dialoge die Definition der Philosophie Gegenstand der Untersuchung sei. Die Frage ist die auch im ersten Alkibiades berührte, welche Stellung die Philosophie zum Wissen überhaupt habe, eine Frage, die an Plato wohl gestellt werden konnte, wie sie denn auch Aristoteles aufgeworfen und verschieden von seinem Lehrer beantwortet hat. Plato giebt seine Meinung über diesen Punkt theils da zu erkennen, wo die Philosophie dem Wissen gleichsetzt und ihr das wahrhaft seiende als Objekt anweist, theils da, wo er die *ἐπιστήμη* und *τέχνη* nach dem *σῆμα* und *καθάρων* unterscheidet (im Philebus 57sq). *Ἐπιστήμη* und *τέχνη*, theoretisches und praktisches Wissen, sind ihm nicht verschieden vgl. rep. I 342c und K. Fr. Hermann Gesch. u. Syst. p. 602 Not. 264; denn das ideale Wissen umfasst alle bewusste Thätigkeit, Denken, Reden und Handeln. Aus der richtigen Erkenntniss folgt nach sokratischer Auffassung die richtige That unmittelbar. Der ideale Weise würde auch der ideale Arzt, Baumeister, Rhetor sein. Nur das thatsächliche Vorhandensein anderer Erkenntnissarten im Men-

schen und das Dasein einer Erscheinungswelt, in der er wirken soll, neben der Welt der Begriffe giebt dem Philosophen im Leben noch eine besondere Aufgabe. Nur dem Drange überlassen, der ihn beseelt, würde er, wie das die Episode im Theätet mit der grössten Schärfe als seinen Beruf hinstellt, dem irdischen Leben möglichst abzusterben suchen. Aber Plato hat diesen extremen Standpunkt nicht festgehalten: er verbietet in der Republik dem Philosophen mehrfach und mit eingehender Motivirung sich auf ein bloss beschauliches Leben zurückzuziehen. Gerade weil der Philosoph Kenntniss des wahrhaft Seienden, der Zwecke im Einzelnen wie im Ganzen hat, soll er das irdische Leben, dessen richtige Gliederung das Staatsideal ihm angiebt, so weit es möglich ist, der Theorie entsprechend gestalten. Daher muss der Philosophenstand der herrschende im Staat sein. Dem Staatslenker (*πολιτικός*) aber liegt es ob, nicht alle die einzelnen Aufgaben selbst zu lösen, welche das Leben dem Bürger stellen kann, sondern die Vollziehung einer jeden zur rechten Zeit und am rechten Orte zu verfügen (s. Polit. 304). Diese Stellung des Philosophen zu dem thatsächlich gegebenen ist auch von Einfluss auf die Aufgabe, welche seinem Erkennen gestellt ist: nicht nur das *νοητόν*, sein eigentliches Erkenntnissgebiet, sondern auch das *δοξαστόν* muss er bis zu einem gewissen Grade ins Auge fassen. Neben den reinen Wissenschaften und Künsten (*καθαρά ἐπιστήμαι*) muss er auch ungenauere und tiefer stehende, welche mehr vermuthen als wissen (*στοχασταὶ δυνάμεις, ἐμπειρία* Phileb. 55e cf. Gorg. 464) gelten lassen und kennen lernen, so dass es für ihn z. B. eine zwiefache Messkunst giebt. Das Gebiet der Begriffe umfasst schon alle

Wissensobjekte und die *δόξα* hat für die den Wissensobjekten entsprechenden Erscheinungen daneben ihre eigenen, unvollkommenen Auffassungen. Hiernach ist es nicht ganz genau, wenn Grote sagt, es sei in vielen Dialogen Plato's Absicht der Philosophie eine gesonderte Stellung, aber doch eine den übrigen Wissenschaften analoge einzuräumen. Denn mag auch im Sophista die Kunst des Philosophen so gut, wie die des Sophisten und die des Waarenhändlers aus allgemeinem Begriffen abgeleitet werden (sie ist eine *κριτική, διδασκαλική* etc.), so weist ihr doch Plato eine ganz einzige Stellung an: 1) als Wissenschaft ist sie universell, ist die allgemeine, alle andern in sich befassende 2) in ihrer Anwendung auf die in der menschlichen Gesellschaft gegebene Wirklichkeit ist sie dominirend. Von dieser Auffassung Plato's ist in dem kleinen Gespräch Erastae — um viel zu sagen — eine schwache Ahnung vorhanden; a sort of misty outline, wie es Grote p. 451 nennt, ist zu viel behauptet. Die ersten 6 Kapitel mühen sich, wiewohl ohne Erfolg, ab, ihr als rein theoretischer Wissenschaft eine Stellung zu geben. Wie ist sie vom Vielwissen oder Viellernen verschieden? Die Antwort lautet: dadurch, dass sie dem Geiste nicht eine beliebig grosse Menge von Kenntnissen bietet, sondern *μέτρια*, sodann besonders rühmliche und bedeutende (*ἀξιώλογα* ?!) Welches Verhältniss aber hat sie zu den einzelnen Wissenschaften? Sollte der Philosoph mehr als eine Wissenschaft völlig beherrschen können? Und wenn nicht, wenn er dem Fachmann nachstände an Wissen und Geschick, wie der Pentathlos dem Läufer, dem Ringer von Profession, wäre dann die Philosophie nicht im Leben werthlos? Diese Schwierig-

keit bleibt ungelöst. Nur versichert wird, die Philosophie sei nicht *ἄχρηστων*, ebensowenig aber auch gleichbedeutend mit dem Betreiben von vielerlei banausischen Künsten oder dem Vielwissen. Hierauf wird wie von vorn angefangen, aber nicht, um uns endlich doch wenigstens eine Andeutung von dem zu geben, was die Philosophie als Wissenschaft und die Polymathie unterscheidet, nämlich von ihrem eigenthümlichen Objekte, dem *δν*, sondern um in den letzten drei Kapiteln von der Thätigkeit des Philosophen im politischen Leben zu handeln, so dass es durchaus den Anschein hat, als ob der Verfasser, da ihm der einzige Ausweg, den er kannte, der Vergleich mit dem Pentathlos missfiel, worin Grote ihm nicht beistimmt (p. 450), nur noch von dieser zweiten, praktischen Thätigkeit wissen wolle (s. 138e). Und sonderbarer Weise wird dabei wieder gerade das, worauf Alles ankommt, das Ziel der praktischen Wirksamkeit (*ὡς βελτίστους ποιεῖν*) als selbstverständlich oder bekannt vorausgesetzt, die Gerechtigkeit aber ausschliesslich in der Bedeutung der strafenden Justiz (*δίκη*) genommen, welche bei Plato sehr zurücktritt hinter die allgemeinere der *οἰκιοπραγία*; und anstatt die richtige Behandlung der Seele aus der Einsicht herzuleiten, wie Gorg. 490 geschieht, wird umgekehrt aus dem *βελτίους ποιεῖν* und *ὁρθῶς κολάζειν ἐπίστασθαι* auf die richtige Einsicht und Unterscheidung des guten und bösen geschlossen und dies dann mit dem Namen *σωφροσύνη* belegt. Endlich wird mittelst eines reinen Paralogismus gefolgert *ταὐτὸ, ὡς εἰσις, βασιλεὺς (τύραννος πολιτικός)* und *οἰκονόμος*, weil beide nämlich *δίκαιοι* seien. Diese Betrachtung des Inhalts genügt allein schon, um es als kaum

denkbar erscheinen zu lassen, dass Plato der Verfasser des Gesprächs ist. Wie sollte der Mann, der nicht nur in zahlreichen andern Dialogen, wie im Phädrus, im Gorgias vom Wesen der Philosophie geredet, sondern dies Thema nach beiden Seiten hin in seinem Hauptwerke, in der Republik, wenn auch die praktische Seite mehr betonend, mit so viel Geist und Umsicht behandelt hat, wie sollte er dazu gekommen sein, einen so schüchternen, verlegenen Versuch über das Wesen seiner Wissenschaft, über das Centrum seines ganzen Denkens niederzuschreiben. Er, der die Polymathie eines Hippias, eines Protagoras so gut zu schildern weiss, sollte zu irgend einer Zeit nicht im Stande gewesen sein sie anders, als es hier geschieht, von der Philosophie zu unterscheiden? Der Ausweg aber, der in Fragen der höhern Kritik immer in Betracht zu ziehen ist, ob das Schriftstück nicht eine Jugendarbeit sein könne, ist uns hier durch das Thema selbst versperrt. Denn wer sich erinnert, mit welcher Begeisterung Plato durchweg vom Wesen der Philosophie redet, und wie scharf er sie allem Scheinwissen entgegensetzt, wird es unglaublich finden, dass er in seiner Jugend jemals so unklar über sie gedacht und so mattherzig von ihr geredet haben sollte: er wird nach aller Analogie menschlicher Geistesentwicklung in der Jugend die einseitigere und schwunghaftere Auffassung, nicht die matte und verwaschene als wahrscheinlich voraussetzen. Wir machen ferner noch aufmerksam auf den wunderlichen Gedankengang zu Beginn des Gesprächs. Nachdem durch die dramatische Einleitung die Frage, ob das Philosophiren καλόν sei, motivirt und alsdann bejaht ist, meint Sokrates, erst müsse man aber doch fragen, was

denn das Philosophiren sei. Als darauf der Erastes vorgeschlagen hat, es nach Solon zu bestimmen, als das αἰεὶ ἐν γέ τι μανθάνειν, fällt es Sokrates ein (ἔπειτ' ὡς ἐννοήσας) zu fragen, ob er die Philosophie für Polymathie halte, und da dies bejaht wird, kommt Sokrates ohne Weiteres wieder auf die Eigenschaften der Philosophie und fragt, ob sie auch gut sei, und dann wieder, ob auch die Philogymnastie gut sei. Die Absicht bei diesem sonderbaren Umweg ist, wie sich nachher zeigt, nur die von dem πολὺ μανθάνειν darzuthun, dass es nicht gut sei, sondern dass es auf das μέτρια μανθάνειν ankomme. Zu diesem Behufe ist die Parallele mit der Polygymnastie ganz der rechte Weg. Aber was soll die Frage, ob die Polygymnastie auch gut sei? Plato würde ohne Zweifel die Analogie ohne weiteres als Argument benutzt haben, etwa in der Frage τί δὲ ἐν τῇ φιλογυμνασίᾳ πόττερον πολυποντίαν ἐπαινεῖς ἢ τοὺς μετρίους πόνους oder ähnlich. Ferner ist die Unklarheit in der Bestimmung τὰ μέτρια μαθήματα ὠφελεῖν auffallend, welche auch durch Grote's Bemerkung, das μέτριον sei the moderate, that which conforms to a standard measure (p. 448), nicht aufgehellt wird. Handelt es sich um die pädagogische Regel, dass man nicht zu viel Lernstoff auf einmal bieten dürfe, oder giebt es neben den μέτρια μαθήματα auch noch ἄμετρα, welche den πολλά gleichstehen? Das Erstere wird durch den Zusammenhang ausgeschlossen. Denn vom zweckmässigen Aneignen der Kenntnisse ist nicht die Rede. Das zweite, dass eine ganz bestimmte Art von Lernstoff den Inhalt der Philosophie ausmache, würde der Ansicht Plato's entsprechen, alle wirklichen, wahren Kenntnisse nämlich, die in demselben wohlgegliederten Zusammenhang

mit einander stehen wie die ihnen entsprechenden Objekte. Aber wie soll das in dem Wort μέτριον liegen? Durch den sonderbaren Ausdruck (134e) endlich *ὅποσα καὶ ὅποια μέτρια* wird die Sache nicht begreiflicher. Der Verfasser liess sich offenbar auf gut Glück von der Analogie mit der Körperpflege leiten und suchte die Sentenz des Hippokrates *πάντα μέτρια πόνος οὐκ ἀνίσταται ποτὶ* etc. (auf die Cornar verweist) zu verwerthen. Was soll ferner die folgende Frage, wer wohl über dies μέτριον entscheiden könne. Grote meint: the answer intended is, that such an intelligence is the philosopher himself. Wohl, aber was ist damit gewonnen? Wer wissen will, was Philosophie ist, muss den Philosophen fragen (und wer wissen will, was ein Philosoph ist, muss Philosophie studiren)! Kein Wunder, dass auf solche tiefsinnige Anspielungen, in Wahrheit reine Tautologien, nur das Bekenntniss der ἀπορία folgt. Endlich die Induktion p. 137e, mit der von den Thieren gezeigt werden soll, dass wer schlechtes und gutes seiner Art unterscheiden könne, auch sich selbst zu beurtheilen im Stande sei, ist vollkommen sinnlos, weil wir darüber, ob und wie die Thiere sich und andere ihres Gleichen kennen, noch viel mehr im Dunkeln sind, als über dasselbe Verhältniss beim Menschen. Eine derartige Beweisführung möchte sich in gutbezeugten platonischen Schriften schwerlich auffinden lassen. — Von Charakteristik der beiden namenlosen Mitunterredner ist nur bemerkbar, dass der eine den andern an Grobheit übertrifft; aber Erfindungsgabe zeigt auch hier der Autor nicht, denn p. 134c giebt der zweite ganz dieselbe Ungezogenheit zurück, die der erste vorher ausgesprochen hatte. Alle diese Eigenthümlichkeiten des kleinen Gesprächs,

glauben wir, sind nicht der Art, dass sie in Inhalt und Form genügende Uebereinstimmung mit unbezweifelt ächten Schriften Plato's bieten. Uebrigens ist die Aechtheit der Erasten bereits im Alterthum in Zweifel gezogen worden, wie wir aus dem Satze bei Diog. Laert. IX 37 εἶπερ οἱ Ἀντιρασταὶ Πλατωνός εἰσιν ersehen. Wenn Grote meint, dies Zeugniss hinwegräumen zu können, dadurch, dass er εἶπερ mit Yxem im Sinne von ἐπειδήνερ nimmt, so irrt er; denn auch wenn diese Interpretation richtig wäre, würde der Satz immerhin einen Beleg dafür enthalten, dass die Schrift bereits damals von irgend einer Seite angezweifelt worden war. Nur das Urtheil des Trasyll, den Diogenes citirt, würde dann gegen die Unächtheit und für den platonischen Ursprung der Schrift in die Wagschale fallen. Aber Thrasylls Urtheil ist, wie wir früher gezeigt, für die Kritik ohne erhebliches Gewicht.

In dem Grundsätze freilich stimmen wir Grote vollkommen bei, den er (p. 452) den deutschen Kritikern entgegenhält, dass es nicht genüge, Mängel an einem Schriftstück nachzuweisen, um dessen nicht platonischen Ursprung darzuthun. Denn wer vermöchte es die Voraussetzung zu erhärten, dass Plato's ächte Werke fehlerlos, vollkommen seien (have no defects). Es kommt alles auf den Charakter der Mängel an. Sind sie begründet in Plato's Denkweise und findet sich Aehnliches in gut bezeugten platonischen Schriften? Grote hat das unbestreitbare Verdienst, den Inhalt der ächten Dialoge einer nüchternen Betrachtungsweise unterzogen zu haben. Je mehr dieselbe auch auf Schriften wie die Erasten angewendet wird, um so mehr, meinen wir, wird hier der weite Abstand von den ächten Werken Plato's offenbar werden. (Fortsetzung im nächst. Stück).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 16.

20. April 1870.

Plato and the other companions of Socrates
by George Grote F. R. S. In three volumes.
London, John Murray ed. I 1865. ed. II 1867.
Zweiter Artikel. (vol. I chap. VII—XV.)

(Fortsetzung aus Stück 15).

Am wenigsten wird es befremden, dass Grote den Io für ächt hält. Zählt dieser Dialog doch auch bei den deutschen Kritikern mehr vertheidigende Stimmen als die meisten seither besprochenen kleinen Schriften. Schleiermacher ist es zwar wohl zufrieden, dass Bekker denselben bestimmter als unächt bezeichnet, meint jedoch die Vertheidigung wenigstens versuchen zu müssen, weil es bei allen Schwächen dem Werke doch nicht ganz an platonischem Anklang fehle. Ast verwirft ihn, Socher dagegen rechnet ihn unter die »sehr wahrscheinlich ächten«. Für ächt halten ihn auch Hermann und Steinhart, während Zeller in der Recension des Müller-Steinhartschen Werkes (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1851 No. 33), der entgegengesetzten Meinung ist, worin ihm Ribbing, geneti-

sche Darstellung der platonischen Ideenlehre II, p. 145 beitriff. Auch Susemihl scheint sich dieser Meinung zuzuneigen (Genet. Entw. I p. 9). Grote sieht keinen Grund zu einem verwerfenden Urtheile, ja er legt nicht einmal viel Gewicht auf die Annahme Hermann's, dass der Io zu den frühesten, den »sokratischen« Gesprächen, gehöre. Er nimmt keinen Anstoss daran, dass dasjenige, was Plato anderwärts, wie im Phädrus, Meno, in der Apologie und den Gesetzen nicht ohne einen Anflug von Geringschätzung über die *ῥητορική* der Dichter sagt, hier in grosser Weitläufigkeit bereits oder nochmals auseinandergesetzt wird, ohne dass dabei eine tiefere, principielle Begründung gegeben würde, und dass ferner diese Auseinandersetzung wieder nur bei Gelegenheit der Polemik gegen eine andere Berufsklasse, die Rhapsoden, stattfindet, sodass man durchaus im Ungewissen bleibt, ob der Autor es eigentlich auf die Dichter selbst oder, wie er es zu wollen scheint, auf die Ausleger und Beurtheiler der Dichter oder auf beide zugleich abgesehen hat. Dass Plato hier ernstlich die Rhapsoden wie in andern Schriften die Rhetoren, die Demagogen u. s. f. der Unklarheit über den Zweck ihres eignen Treibens habe überführen wollen, ist von Schleiermacher an allen Erklärern als höchst unwahrscheinlich erschienen. Denn die Rhapsoden waren nichts als Deklamatoren; sie hatten weder Einfluss auf das öffentliche Leben, noch erstrebten sie einen solchen. Was sollte Plato veranlasst haben gegen eine ganz unselbständige, tendenzlose Berufsklasse zu Felde zu ziehen? Auch Hermann erkennt das Gewicht dieses Bedenkens durchaus an und sucht es nur nachträglich p. 604. Note 269 durch die Vermuthung abzuschwächen, dass

die Rhapsoden damals bei dem Mangel eigner epischer Dichter für die praktischen Zwecke, um deren Willen man eben das Dichterstudium trieb, eine ähnliche Wichtigkeit erlangt hätten, wie einige Jahrzehende später die Schauspieler. Die Thatsache, dass sie gering geachtet waren, ist uns urkundlich verbürgt durch zwei Stellen bei Xenophon, die Hermann anführt. In beiden heissen sie *ῥητιδοί*, in der einen sogar mit der Steigerung *οἰσθαί τι οὐν ἔθνος ῥητιδιώτερον θαυμάζων*, die mit einem entschiedenen *οὐ μὰ τὸν Δία* beantwortet wird. (Symp. 3, 6). Diese Zeugnisse lassen sich aber nicht, wie Grote es p. 455 versucht, mit dem Satze umstossen, es sei dies nur eine Meinung der Unterredner des Gesprächs, die nicht nothwendig begründet sein müsse: Denn Sokrates ist in beiden Unterredungen, von denen Xenophon an jener Stelle Bericht erstattet, anwesend und erhebt mit keiner Silbe Einsprache. Noch gewagter aber wird dieser Rettungsversuch Grote's dadurch, dass er ohne Weiteres unserem Gespräche Recht giebt und mit den Rhapsoden einen Metrodor (und Anaxagoras) zusammenstellt, weil diese eine Art allegorischer Auslegung an den Dichtern geübt hätten. Denn Xenophon unterscheidet gerade beide Klassen aufs bestimmteste in der Stelle des Symposiums, wo Sokrates zur Erklärung jenes Urtheils über die Rhapsoden hinzufügt *ὅτῳ γὰρ οὕτως ὑπονοίας οὐκ ἐπίστανται*. Auch Plato, welcher in der Republik II 378 jene *ὑπόνοιαι* ebenfalls erwähnt, sagt nichts von den Rhapsoden, noch weiss er sonst irgendwo von einer Auslegekunst derselben zu berichten. Er stellt sie einfach neben die *ὑποκριταί* rep. 373b 395a (cf. legg. VI 764d Phaedr. 277e) und auch Aristoteles kennt sie in der Rhetorik und

Poetik nur als Deklamatoren nicht als Ausleger und Kritiker der Dichter s. F. A. Wolf. Prol. ad Hom. p. 161 und Bernhardt. Grundr. d. gr. Lit. I p. 327, 3. Bearbeitung. Bei Plato sind es die Allerweltsweisen, die »Sophisten«, die auch diesen Zweig des Wissens cultiviren, wie Protagoras und Hippias. Und wenn jener Io, was an sich ja nicht unmöglich wäre, eine Ausnahme von der Regel gebildet hätte, würde nicht der Gegensatz, in dem er zu seinen Collegen stand, zu seiner Charakteristik so wesentlich hinzugehört haben, dass Plato ihn schlechterdings im Dialoge irgendwo hätte hervorheben müssen? Gegen die »explicatio quaedam et praedicatio« (Nitzsch) der gewöhnlichen Rhapsoden würde Plato wiederum kaum polemisiert haben. Ueber die Frage, wie weit die Polemik des Autors auch gegen die Dichter gerichtet sei, hilft sich Gr. in ähnlicher Weise wie Hermann hinweg. Hermann sagt: Plato scheine den Rhapsoden nur deshalb zum Gegenstande des Dialogs gewählt zu haben, um den Dichter durch die Gleichstellung mit ihm auf sein richtiges Mass zurückzuführen (das Umgekehrte ergäbe sich weit natürlicher!) Grote p. 466 the picture of Homer conveyed in the tenth book of the Platonic Republic is that of a man, who pretends to know everything but really knows nothing. — The rhapsode Ion is here brought under the same category as the poet Homer, whom he has by heart and recites; — both of them under the mask of universal knowledge conceal the reality of universal ignorance. Nur Schade, dass von der Unwissenheit des Dichters nirgend im Io tadelnd gesprochen wird und dass von der ganzen principiellen Verwerfung aller nachahmenden Kunst, die im 10. Buch der Republik rückhaltslos durchgeführt ist, hier nicht ein Wort verlautet. Vielmehr

wird die Wirkung des Dichters auf sein Publikum als ein *ἐνθουσιασμός* und eine *θεία παροξυσή* bezeichnet (s. Symp. 215c) und die Kunst des ergreifenden Vortrags aufs lebhafteste geschildert, ohne dass im geringsten der Gefahren gedacht würde, die aus der häufigen Darstellung heftiger Leidenschaften, leicht für die rechte Gewöhnung der Selbstbeherrschung entstehen. Auch von der platonischen Bevorzugung des Epos vor der Tragödie (s. rep. III 394b, 398a legg. II 658de und Arist. poet. cap. 26) ist hier keine Andeutung zu finden. Grote verbreitet sich eingehend über die Bedeutung, welche die Griechen dem Enthusiastischen und Ekstatischen immer beigelegt haben; aber er versäumt ganz zu fragen, ob es wohl wahrscheinlich sei, dass Plato, der mit der grössten Entschiedenheit die beliebtesten Dichtungen seines Volks als gemeinschädlich bekämpft, so unbedingt den Dichter zum Organ göttlicher Eingebungen gemacht habe; ob er nicht den Zweifel hätte nahe legen müssen, wie es denkbar sei, dass die Eingebung der Gottheit den Aussagen der *φρόνησις* jemals zuwider laufe? Aber es verlautet kein Wort der Beurtheilung von ethischen Gesichtspunkten aus. — Was die Durchführung der offen ausgesprochenen Aufgabe, der *Elenxis* des Rhapsoden betrifft, so scheint auf den ersten Blick Alles wohl zusammenhängend und dem Ziele zustrebend, und wer den kurzen Auszug Grote's liest, der sich an die Haupteintheilung anschliesst, wird vielleicht zunächst nicht anstossen. Die Mitte des Gesprächs bildet der sehr weitläufig ausgesponnene Vergleich mit dem Magnet, der seine Kraft nicht nur einem Ringe, sondern einer ganzen Kette mittheile. So gehe die dichterische Inspiration von den Göttern auf den Dichter, den Rhapsoden

und endlich auf den Zuhörer über. Diesem Vergleiche voran geht eine Reihe von Einwürlen gegen die Behauptung des Rhapsoden, dass er ausschliesslich den Homer, diesen aber auch vollkommen verstehe. Sokrates zeigt ihm, dass dies dem Begriffe der Kunst widerstreiten würde, dass er also, wenn er den Homer trotzdem richtig erkläre, dies nicht durch Kunst, sondern durch göttliche *μανία* vermöge. In der zweiten Hälfte des Dialogs bestreitet Io wieder diesen Ausweg, worauf ihn Sokrates fragt, ob er von allen Sachen etwas verstehe, über die Homer rede. Da der Rhapsode sich dies unbedenklich beimisst, so wird ihm an einer Anzahl von Gegenständen, die Homer behandelt, gezeigt, dass nicht der Rhapsode, sondern der Fachmann über die Richtigkeit der Darstellung jedes Gegenstandes das allein zuverlässige Urtheil habe, weil er allein das volle Verständniss besitze, der Arzt über die von Homer geschilderten Heilmittel, der Wagenlenker über die Beschreibung der Wettfahrten u. s. w. Sei dem so, welcher Gegenstand bleibe dann übrig, für den der Rhapsode competent sei? Io meint doch mindestens zu wissen, was jede Person zu reden habe; insbesondere wisse er, was dem Feldherrn zu sagen zieme, ja er scheut sich nicht zu behaupten, er sei der beste Strategie Griechenlands — nur durch seine Vertrautheit mit Homer. Sokrates zieht dies in Zweifel. Io wisse, wie es scheine, doch nicht recht Bescheid über das Wesen seiner Kunst, sonst würde er Sokrates, wie er es versprochen, darüber ins Klare setzen, oder er übe seine Kunst unbewusst durch göttliche Eingebung. Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird ersichtlich, dass die Reihenfolge der Einwände, welche dem Rhapsoden gemacht werden, ziemlich willkürlich ist.

Der Gedanke, dass der Rhapsode den Fachmännern nachstehe u. s. w. könnte vor dem Bilde vom Magnetstein stehen und was vor demselben ausgeführt wird, dass er nicht nur einen, sondern alle Dichter verstehen müsse, könnte den Schluss bilden, unbeschadet des Zusammenhangs. Nur der Haupteffect mit dem Anspruch des Io der beste Feldherr zu sein, würde allerdings dann weniger günstig in die Mitte zu stehen kommen, anstatt ans Ende. Das ist wenig nach Plato's Art, welcher, auch wo er negativ verfährt, sei es in den Gegenargumenten, sei es in den vorgebrachten Behauptungen einen Fortschritt zum richtigen einzuhalten pflegt. Aber dem Io fehlt es geradezu an jeder Andeutung eines Zieles der Deduktion. Sokrates musste nach der im Phädrus gegebenen Anweisung auf die Frage hinlenken, was die Kunst des Rhapsoden sei, wie im Gorgias und Phädrus nach dem Wesen der Rhetorik, im 10. Buch der Republik nach dem der Dichtkunst gefragt wird. Und wenn die Rhapsodik ein *ῥητορικόν* oder ein *ποιητικόν* ist, wie verhält sie sich zu der Kunst desjenigen, welcher beurtheilt und erklärt wird, zu der des Dichters? Nach Plato ist der Richter und Sachverständige über ein von Menschenhand geschaffenes Werk nicht der, welcher es anfertigt, sondern der, welcher im Gebrauch den Nutzen desselben erprobt (Cratyl 390ab. rep X 601d). Wollte er einmal eine mildere Beurtheilung der nachahmenden Kunst walten lassen, so würde er sie nicht, wie in der Republik, von der schaffenden getrennt, sondern, wie er es im Sophisten thut, ihr untergeordnet haben und in diesem Sinne nach Wesen und Zweck der Dichtkunst gefragt haben, wobei dann auch das Verhält-

niss derselben zu einzelnen Zweigen menschlicher Berufsthätigkeit in Betracht gekommen sein würde. Wer es aber sei, der ihren Werth im Allgemeinen sowohl wie im einzelnen Falle bestimme, würde nicht lange zweifelhaft geblieben sein. Wie über die rechte Musik, so würde Plato auch über die rechte Poesie dem *διαλεκτικός* das Urtheil anheim gestellt haben, er würde ihm der wahre Kunstkritiker gewesen sein, wie er selbst ja faktisch eine derartige Kritik im 2ten und 3ten Buch der Republik ausübt (s. bes. III 398b). Von allen derartigen Betrachtungen ist im *Io* nichts zu finden. Statt dessen werden Nebenfragen ausschliesslich behandelt, wie die, ob der Fachmann, der Handwerker z. B., nicht eher competent ist die getreue Nachbildung der Wirklichkeit zu beurtheilen, und alle ernstere Untersuchung wird durch die Annahme der *θεία μανία* und den witzigen Vergleich mit dem Magnet und den Ringen abgeschnitten. Plato hat im 10ten Buch der Republik die Stellung der nachahmenden Thätigkeit zwar mit grosser Geringschätzung aber doch klar und bestimmt charakterisirt, indem er sie als Nachbildung von Erscheinungen bezeichnet und den nachahmenden Künstlern insgesamt die Kenntniss des Wesens der Dinge abspricht (601b). Sollte Plato nicht im Stande gewesen sein, noch einen Schritt weiter zu thun und auch dem Beurtheiler und Erklärer von Kunstwerken seine Stelle anzuweisen? Sollte er statt dessen beliebt haben, wie im *Io* geschieht, mit einer ganzen Anzahl von Bezeichnungen der angeblichen Rhapsodenkunst, wie *εὖ λέγειν*, *δεινὸν εἶναι*, *διανοίας λέγειν*, *ἐξηγεῖσθαι*, *συμβάλλεσθαι τι*, *κοσμεῖν τὸν ποιητὴν* zugleich zu operiren, ohne auf das Wesen der Sache einzugehen? Durch Unterscheidungen wie zwischen

γινώσκειν und δεινὸν εἶναι (532a) eine solche gemacht wird, gewinnt andererseits die Sache auch nicht. Wir müssten in der That unsere Erwartungen von philosophischem Gehalt weit unter das sonst bei Plato geltende Mass herabstimmen, wenn wir jene Erörterungen im Io, die auf den Gegenstand selbst so wenig eingehen, für ernstliche Lösungsversuche Plato's ansehen wollten. Göthe, in dem Aufsätze Plato als Mitgenosse einer christl. Offenbarung, sagt mit Recht, es sei jenem Sokrates so wenig Ernst den Io zu bekehren, als es des Verfassers Absicht sei, den Leser zu belehren. Aber auch die Deduktionen selbst, so einfach sie sind, leiden an bedenklichen Schwächen. Die erste geht darauf aus zu zeigen, dass der Kenner und Beurtheiler des einen Dichters auch competent über den andern sein müsse. Sie zeigt dies in zwei Theilen, die Grote bei der Inhaltsangabe p. 457 etwas zu summarisch*) zusammenfasst, 1) daraus, dass der Gegenstand der Beurtheilung bei den verschiedenen Dichtern nicht verschieden sei, da sie im Grunde alle dasselbe behandelten. 2) daraus, dass auch die Güte der Behandlung keinen Unterschied für den Kritiker machen könne; denn wer die gute Arbeit zu beurtheilen vermöge, genüge auch als Richter über die geringe und umgekehrt. In dem ersten dieser beiden Theile des Beweises fehlen aber wesentliche Glieder. Nachdem gefragt ist, ob Io dasjenige, was Homer und Hesiod über einen bestimmten Gegenstand übereinstimmend ausführen, nicht ebensogut bei diesem wie bei jenem verstehen und kritisiren könne,

*) Im Allgemeinen giebt übrigens Gr. den Inhalt der Dialoge in der Form von Frage und Antwort genau an. Nur die Kürze drängt hie und da einen Gedanken zu sehr zurück. (Siehe oben p. 575).

hätte doch wohl gefragt werden müssen, wodurch er es denn verstehe? Durch Kenntniss der Mantik würde die Antwort gewesen sein. Alsdann erst hätte die Frage sich geboten, ob er auch dasjenige, was bei den verschiedenen Dichtern in verschiedener Weise über denselben Gegenstand berichtet wird, bei beiden durch dieselbe Kenntniss beurtheilen könne? Hieraus würde sich, zumal wenn die Induktion noch durch andere Beispiele ausser der Mantik vervollständigt worden wäre, der Satz ergeben haben, dass, wenn der Rhapsode über den Gesammtinhalt der homerischen Dichtung ein wirkliches Urtheil habe, er es auch über Hesiod und andere Dichter ebenso gut haben müsse. Im Dialoge werden dagegen nicht nur einige dieser Zwischenglieder übersprungen, sondern es drängt sich auch die hier noch ganz unnöthige Frage herein, ob nicht ein Seher besser über das urtheile, was Homer von Mantik schildere, als der Rhapsode. In der Form bietet der Io wenig Anstoss. Die Charakteristik des freilich recht einfältigen Rhapsoden, der begierig ist, einen Beweis seiner Kunst zu geben, ist sachlich und, im Ganzen, massvoll gehalten. Einzelnes, wie der Witz p. 535e, klingt allerdings mehr »aristophanisch« als platonisch. Der Scherz am Schlusse, wo Io erklärt, er besitze als Rhapsode die Fähigkeiten eines Generals, ist in der Sachlage begründet und nicht so gesucht, als es zuerst scheinen mag. Grote macht mit Recht aufmerksam darauf, dass die Werke der Dichter, insbesondere die homerischen Gedichte, nach der allgemeinen Meinung der Athener als eine Fundgrube für alle Art von Bildung galten und dass das Volk glaubte, der Dichter, vom Gotte begeistert, besitze Fähigkeiten und Kenntnisse, die ihn zu den wichtigsten

Aemtern befähigten. — In der Sprache könnte das Spiel mit *ῥέσθαι* und *κατέρεσθαι*, das wiederholt angewendet wird, auffallen (p. 436). Die dialogische Form, so geschickt sie gehandhabt ist, verräth in einzelnen Zügen doch eine gewisse Unfertigkeit, wie in dem fünfmaligen *ὁδεῖν* p. 532, dem zweimaligen *ὁλθα οὖν* p. 535de.

Als eine Schrift Plato's scheint uns der Io nicht gelten zu können, aber er steht an Form und Inhalt so weit über den andern seither besprochenen unächten Schriften, dass er nach unserer Meinung jedenfalls einem sehr gewandten Nachahmer zugeschrieben werden muss.

D. Peipers.

La stèle de Mesa roi de Moab 896 av. J. Ch. — Lettre à M. le Cte de Vogüé par Chr. Clermont-Ganneau drogman-chancelier du consulat de France à Jerusalem. Paris, J. Baudry, 1870. Mit 2 Steinschriften.

Dass die Inschrift von welcher wir hier einen ersten Begriff empfangen, ächt sei kann ebenso wenig bezweifelt werden wie ihre hohe ja in vieler Hinsicht unvergleichliche Wichtigkeit. Desto mehr ist zu bedauern dass sich in die Freude welche man darüber empfinden kann, soviel gerechte Betrübniß einmischen muss.

Man konnte zwar längst der festen Ueberzeugung sein dass der Boden des Jordanlandes eine Menge alter ja ältester Inschriften verberge welche nur auf ihre glücklichen Entdecker warteten. Wer dazu die Geschichte der mit Israel seit den Urzeiten verwandten aber von ihm immer mehr überflügelter Völker Moab 'Ammôn Edóm näher kannte und begriffen hatte dass sie einst und schon lange vor jenem eine sehr

hohe Blüthe von Bildung und Macht erreicht haben müssen, der war überzeugt dass es gelingen könne auch von ihrem geistigen Leben noch die deutlichsten Zeichen wieder aufzufinden. Nun wurde wirklich ein solches helles Zeugniß in einer Moabäischen Steininschrift gefunden welche durch ihr verhältnissmässig sehr hohes Alter ebenso wie durch ihren Umfang (sie enthält 34 lange Zeilen) und ihren Inhalt die höchste Aufmerksamkeit aller Sprach- und Geschichtskenner herausfordert. Allein welcher zerfressende Wurm hat sich sogleich durch die erste Berührung von Europäern mit ihr in ihr bestes Fleisch hineingesetzt!

Herr Ganneau welcher die Inschrift zugleich mit dem ersten Versuche einer Entzifferung am 16. Januar d. J. von Jerusalem nach Paris an den unsern Lesern schon vielfach rühmlich bekannten Grafen de Vogüé sandte, sagt uns hier er habe schon seit sehr langer Zeit nach den Erzählungen der Landesbewohner (d. i. der Araber) und der Beduinen gewusst dass in dem Lande jenseit des Jordan's bei der heute Dhibân genannten wenigstens 2000 Jahre vor Chr. alten Stadt Dibon ein mit unbekannten Schriftzügen bedeckter schwarzer Stein zu sehen sei. Und er bemühte sich sobald er dies erfuhr nicht nach jenem heute uns längst wieder bekannt gewordenen Orte aus der Moabäischen Urzeit sich zu begeben und den Schatz zu heben? Sehr lange Zeit hörte man in dem heutigen Jerusalem solche Nachrichten ganz umsonst? Es ist wahr, die Länder jenseits des Jordan's sind seit noch längerer Zeit höchst unsicher zu durchwandern: sie stehen zwar unter Türkischer Herrschaft, geniessen aber von dieser keinen Schutz, und sind aus bekannten Ursachen den Beduinen feilgegeben. Die Europäischen christlichen Mächte

welche bei ernstem Willen hier längst Abhülfe hätten schaffen können, zerfallen immer mehr unter sich, und lassen so diese wie hundert andre der schönsten und im ganzen Alterthume ja noch bis tief in das Mittelalter herab blühendsten Länder immer noch ärger verwüstet und zerstört werden, wobei denn auch die unersetzlichsten und lehrreichsten Zeugnisse der Alten Geschichte immer unrettbarer zu Grunde gehen. Das alles ist längst bekannt, ist auch einer der unwiderleglichsten Beweise wie es denn wirklich mit der hohen Bildung und der Liebe zur Wissenschaft stehe welche die eitlen Lobredner unserer Zeit als überall unter uns verbreitet so hoch rühmen. Allein dennoch wissen wir dass jene Länder trotz aller Beduinischen Unsicherheit seit Seetzen's und Burckhardt's Tagen schon von vielen Europäischen Reisenden durchkreuzt sind; und wohl würden zehn bis zwanzig wohlbewaffnete und gutgeleitete Europäische Krieger vollständig hinreichen die paar Beduinen jener von den Türken vollständig aufgegebenen Landstriche unschädlich zu machen. Allein unser Berichterstatter sagt weiter, eine Reise in jene Länder (deren hohe Berge man von Jerusalems Umgegend aus immer im Auge hat) sei ausserdem »eine sehr kostspielige Sache« (wegen des Geldes nämlich, womit man jene paar Beduinen bestechen muss): und er lässt uns damit nur von einer andern Seite aus mitten in dieselben heutigen Europäischen Unglückseligkeiten hineinschauen. Denn um von dem vielen Gelde zu schweigen welches in Europa unnütz vergeudet wird, so haben ja die Engländer jetzt schon seit einigen Jahren mit dem Aufwande sehr bedeutender Geldmittel eine Zahl tüchtiger Männer nach Palästina bloss zu dem Zwecke entsandt um die Alterthümer des Landes wo sie

sich irgend finden lassen genau zu erforschen; und der an der Spitze dieses Unternehmens stehende Capitain Warrens nahm, wie unser Verf. ebenfalls berichtet, an dieser selben Sache sobald er von ihr erfuhr lebhaften Antheil. Aber die Eifersucht zwischen Franzosen und Engländern welch noch immer in allen fremden Erdtheilen blühet und sogar in rein wissenschaftlichen Dingen schon übergenuß geschadet hat, scheint auch hier sich geregt zu haben: statt dass sie ihre Bemühungen hätten vereinigen sollen, handelte sowohl Herr Ganneau als Captain Warrens für sich, und der Erfolg war traurig genug. Denn weiter kam hinzu dass jeder anstatt sich mit einer vorsichtigen Sicherheit selbst an den Ort zu begeben, nur durch einzelne Araber d. i. gemeine Landesbewohner und durch Beduinen den Schatz heben wollte: man unterrichtete solche Leute wie ein Abklatsch von der Inschrift eines solchen Steines zu nehmen sei, und meinte damit sicher zu verfahren. Allein nun entstand (was man hätte voraussehen können) unter den Beduinen selbst ein Streit über den seltsamen Stein; und bevor auch nur ein guter Abklatsch gesichert war, zerschlugen sie ihn in Stücken. Nur unzulängliche Abklatsche und Trümmer des unersetzlichen Steines gelangten um den Anfang dieses Jahres nach Jerusalem; und nur nach solchen Hilfsmitteln sucht Hr. Ganneau hier das Denkmal wieder herzustellen und zu erläutern.

Die Erzählung dieser Dinge sollte nun wohl hinreichend zur Warnung dienen, dass nie wieder ähnliches geschehe: wir haben sie wenigstens deswegen hier etwas umständlicher gegeben, und wollen erwarten ob ein ähnlicher Fall des Zusammentreffens Europäischer Fahrlässigkeit und Beduinischer Rohheit sich wiederhole.

Wäre das Denkmal gut erhalten, so würde es noch hundertmal lehrreicher sein als es jetzt zu sein vermag. Denn steht auch das hier in die Aufschrift gesetzte Jahr 896 vor Chr. als das der Errichtung des Steines noch keineswegs fest, so leidet es doch keinen Zweifel dass wir hier das Sieges- und Ruhmesdenkmal des in der Erzählung 2. Kön. 3, 4—27 erwähnten Moabäischen Königs Mäscha vor uns haben, auf welchem er seine Siege über das Volk Israel d. i. das Zehnstämmereich und seine vielen Städtewiederherstellungen und sonstigen kostbaren Bauten verewigen wollte. Eine so grosse Semitische Inschrift welche sicher bis in den Anfang des neunten Jahrh. vor Chr. zurückgeht, ist für unsre Kunde vom ganzen Alterthume heute wie ein Ereigniss erster Wichtigkeit. Wir sehen nun urkundlich dass das Volk Moab früh eine hohe Bildung hatte, und auch nachdem es von David unterworfen war noch sehr lange mit Israel nicht bloss um Hütte und Erde sondern auch um edlere Lebensgüter stritt. Wir haben die Semitische Schrift in einer sehr alterthümlichen Gestalt vor Augen von welcher wir sonst bis jetzt nur wenige Zeugnisse besitzen. Und wir können nun zum ersten Male näher erkennen wie die Sprache Moab's in jener verhältnissmässig alten Zeit wirklich war. Soviele Vortheile finden sich selten zusammen, lassen uns aber auch die oben geschilderte grosse Einbusse welche man in den Kauf nehmen muss nur desto schmerzlicher bedauern.

Die Semitische Schrift welche hier an den Tag tritt, weist sehr alterthümliche Züge auf. Die einzelnen Buchstaben unterscheiden sich noch weit schärfer und genauer als dieses in den gewöhnlichen Semitischen Schriftarten der Fall ist; und am merkwürdigsten ist wohl dass die

beiden Buchstaben ʾ und ʿ welche am frühesten in ihrer Gestalt sich immer ähnlicher werden, hier noch vollkommen verschieden aussehen. Unter den bisher bekannten Phönikischen Inschriften haben nur einige in Sardinien gefundene eine grössere Aehnlichkeit mit den hier erscheinenden: wiewohl die Aehnlichkeit nicht vollkommen ist. Auch muss man sich hüten zu meinen die Phönikische Schrift habe sich bis zum Ende des zehnten Jahrh. vor Chr. der Moabäischen ganz gleich gehalten: wir wissen auch sonst wie verschieden sich die Semitische Schrift unter den verschiedenen Semitischen Völkern schon in sehr frühen Zeiten ausbildete. Wie die Griechische Schrift aus der Semitischen hervorgehen konnte, überblickt man hier am leichtesten, kann sich aber auch leicht überzeugen dass diese Entlehnung längst vor dem zehnten Jahrh. vor Chr. stattgefunden haben muss. — Sehr unterrichtend ist ferner dass die einzelnen Worte hier meist durch Punkte, die Sätze durch gerade hohe Striche unterschieden werden. Man sieht nun noch deutlicher wie alterthümlich diese Sorgfalt um das leichte Verständniss der Schrift bei allen Semitischen Schriften und wie sehr die Flüchtigkeit der Schrift auch nach dieser Seite hin eine Tochter der sinkenden Zeiten ist.

Die Sprache ist weder rein Hebräisch noch rein Phönikisch; und obgleich sie jenem in vielen der wichtigsten Eigenthümlichkeiten gleicht, unterscheidet sie sich doch auch wieder hinreichend von ihm. Inderthat aber ist dies nur dasselbe was wir nach den uns sonst bekannten geschichtlichen Verhältnissen des alten Volkes Moab erwarten; und wie der Unterz. beständig behauptet hat man müsse sich hüten Phönikisch und Hebräisch für dasselbe zu halten, so kehrt

ein ähnlicher Unterschied hier nur in anderer Weise wieder. Wie sehr das Moabäische im Gegensatze zum Hebräischen sich mehr zum Arabischen hinneigte (was geschichtlich und örtlich leicht begreiflich ist), kann man an dem Worte **הלחח** kämpfen Z. 11. 15. 19. 32 sehen: hier hat sich das **ח** vom Reflexivverbum schon hinter den zweiten Wurzellaut gedrängt, was sonst rein Arabisch ist. Ganz unhebräisch ist **קרה** wechselnd mit **בקרחה** und **לקרחה** Z. 3. 21. 24. 25: es scheint uns z w a n g s w e i s e oder durch Frohnarbeit zu bedeuten, und mit **ك** verwandt zu sein. Dass das Moabäische dagegen ganz den Hebräischen *infin. abs.* kannte, geht aus den Sätzen Z. 14 f. hervor: **וימר לי כמש לך אחז אח נבה על ישראל הלה בלילה ואלהחם בה מהשחרה עד צהרם** »Das sagte mir Kamôsh:« geh nimm Nobeh (die im Hebräischen **נבה** oder **נפח** genannte bekannte Stadt) Israel'n weg, Nachts dahin gehend:« so kämpfte ich gegen es vom Morgen bis zum Mittage.« Zugleich kann diese Stelle mit fast allen Zeilen der Inschrift zeigen dass das Moabäische das so sehr eigenthümliche *Vav consec. imperf.* mit dem Hebräischen gemeinsam hatte.

Wir halten aber an dieser Stelle für jetzt an. Die Uebersetzung welche Hr. Ganneau giebt, ist nicht bloss wegen der vielen und grossen Lücken der Inschrift sondern auch aus anderen Ursachen wenig sicher: Graf de Vogué verspricht aber bald eine grössere Arbeit von ihm über seinen Fund zu veröffentlichen; und da dem ersten Finder und Veröffentlicher zuvorkommen zu wollen wenig ehrenvoll ist, so wollen wir auf diese Arbeit warten, aber auch zugleich hoffen dass es bis dahin gelungen sein möge doch auch noch einige andere Bruchstücke des Schatzes zu retten und die bösen Lücken aus-

zufüllen. Eine Hoffnung dafür gewährt uns der seltsame Umstand dass sogleich zu Anfange der Inschrift der Vater Königs Mäscha's in der Hebräischen Umschrift als כמֹשֶׁה (נֹדֶב) Kam ôsh-nadab bezeichnet wird, während in der Moabäischen Abschrift nur כמֹשֶׁה steht, dahinter aber eine Lücke gelassen ist. Der Moabäische Mannesname wäre dann ganz wie der Hebräische יוֹנָדָב gebildet: aber woher Hr. Ganneau diese Buchstaben habe, ist noch zu sagen. H. E.

Kritische Untersuchung über die angelsächsischen Annalen bis zum Jahre 893. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde bei der Universität Göttingen von Ernst Grubitz aus Minden. Göttingen 1868. Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei. (W. Fr. Kästner.) 34 S. in Octav.

Der Verf. unterzieht die noch immer nicht klar gelegte Entstehungsgeschichte der angelsächsischen Annalen, jener frühesten Geschichtsschreibung in deutscher Volkssprache, nach streng wissenschaftlicher, von den Engländern keineswegs hinreichend gewürdigten Methode einer neuen Untersuchung, die nach den von Earle, *Two of the Saxon Chronicles parallel*, Oxford 1865, gewonnenen Resultaten unstreitig einen Schritt weiter führt. Während letzterer den Ursprung von Ms. A, das längst mit Recht als älteste, der Kritik am meisten nützliche Handschrift gilt, in Winchester, dem vornehmsten Bischofssitze von Wessex, sucht und nur unentschieden lässt, ob uns das Original oder eine in Canterbury genommene Abschrift erhalten ist, schält Grubitz sorgfältig als älteste analistische Bestandtheile die kirchlichen heraus,

die auf Grund allgemeiner Analogie, namentlich aber der bekanntlich seit dem 7. Jahrhundert auch in den ältesten lateinischen Annalen des Festlandes begegnenden angelsächsischen Notizen den »urkundlichen Anfang der englischen Geschichtschreibung« auf Kent und die gemeinsame ekklesiastische Metropole Canterbury zurückführen, wo sie von Geistlichen zusammengestellt sein müssen. Eben so sorgfältig wird ein anderes, das nationale Element, ausgeschieden, jene Königskataloge und Genealogien, die, in die graue Vorzeit zurückreichend, im Volksmunde fortlebten. Beide Bestandtheile sind dann um die Mitte des 9. Jahrhunderts verbunden worden, indem bald nachher vom Standpunkt der besonders durch Aelfred überwiegenden westsächsischen Politik auch andere Notizen hinzutraten, Fortsetzungen anwuchsen, und selbst in die früheren Jahrhunderte hinauf aus Beda und anderen Büchern annalistisch ergänzt wurde. Man wird dem Ergebniss, zu welchem der Verf. gelangt, in der Hauptsache beipflichten dürfen, wenn auch im Einzelnen noch nicht Alles stimmen sollte.

Ref. will auch nicht widersprechen, »dass im Ms. A bis 893 hin kein Original zu erblicken sei.« Er vermisst aber noch immer, auch bei Earle p. VII, eine erschöpfende Prüfung desselben in Bezug auf gewisse dialektische und paläographische Eigenthümlichkeiten. Sie müsste sich an eine Vergleichung der noch vorhandenen, auf Aelfreds Befehl, gewiss nicht in Kent, sondern in Wessex oder Mercieu geschriebenen Bücher, z. B. seiner in mehreren Exemplaren niedergelegten Uebersetzung der Cura Pastoralis Gregors des Grossen anlehnen, und würde vielleicht auch hinsichtlich des Entstehungsorts

jenes ältesten Exemplars der Annalen nicht ganz resultatlos sein.

S. 10 ff. werden die zwischen 732 und 833 »fast ganz unvermischt« aufkirchlichen Ursprung in Canterbury deutenden Annalen zusammengestellt und passend namentlich in Betreff der abweichenden Chronologie wo möglich aus Urkunden erläutert. Abgesehen davon, dass der Text nicht fehlerlos, namentlich nicht in sauberster Uebereinstimmung mit der mustergiltigen Ausgabe bei Earle wiedergegeben wird, ist es nicht zu billigen, dass die Angabe von dem Dasein westsächsischer Notizen zu den Jahren 741, 748. 813. 827. 828. 833 unterblieben ist, deren besondere Hervorhebung durch den Druck dem Zwecke der Untersuchung statt ihm zu schaden nur hätte nutzen können. Das Annal 737 dagegen hätte ganz ausgeschieden werden müssen, da es nur Wessex betrifft. Fripogyp war Königin der Westsachsen und Fonpere Bischof der westsächsischen Diocese Sherburne, des berühmten dichtenden und schreibenden Aldhelm Nachfolger. Es giebt im Gegentheil zu denken, weshalb nicht auch hier im Westen selbständige Annalen hätten entstehen sollen. Trotzdem bleibt dem Verf. das Verdienst unbestritten den »Grundstock« der in Canterbury entsprungenen Annalenreihe aufgefunden zu haben. Es soll ihm auch nicht verargt werden, dass er bei dieser Gelegenheit die eigenthümliche Erscheinung der regelmässig um zwei Jahre zurückbleibenden Chronologie nicht näher prüft, zu welchem Behuf allerdings noch die nicht leichte Arbeit zu unternehmen bleibt Hand in Hand mit den Urkunden auch den Spuren der eigenthümlich ältesten northumbrischen Annalistik nachzugehen. So ohne Weiteres aber wie S. 7

Note 3 ist Aelfred's Geburtsjahr noch immer nicht 851 statt 849 anzusetzen.

Auch eine andere Note, nämlich 1 zu S. 14, erfordert Durchsicht. Es giebt seit der Bekehrung zwei Klöster in Canterbury, doch wird das Eine in der Regel nach seinem Stifter St. Augustin und nicht nach den Apostelaltären St. Peter und Paul genannt. Das Andere Ecclesia St. Salvatoris (Christchurch) ist die Kathedralkirche, der späterhin bis zur Reformation ein Kloster unter dem Vorsitze eines Priors und nicht eines Abts als Capitel diente. Als sein Abt gilt der Bischof selber. Zur Zeit des Erzbischofs Wulfred ist Uuernoth daher nicht Abt von St. Salvator, sondern von St. Augustin, cf. Chronologia Augustinensis Cant. bei Twysden x Scriptorum 2237. 2238. Von den beiden Aebten Forþred und Feologild, deren Tod in den Annalen zu 803 und 830 notirt wird, ist keiner wenigstens nach jener Chronologie mit Bestimmtheit im Kloster St. Augustin unterzubringen. Letzterer, der übrigens schon einen mercischen Synodalerlass des Erzbischofs Athelard vom Jahre 798 als Felogyldus abbas unterzeichnet, Twysden x Scriptorum 2212, scheint sogar als Erzbischof von Canterbury gestorben zu sein, denn er zählt zwischen Wulfred und Ceolnoth als sechzehnter Erzbischof, sass wohl nur wenige Tage und starb bereits 3 Kal. Sept. 829, cf. ibid. 2239 und Mon. Hist. Brit. I, 616. Mit Forþred abbud im Annal 803 ist Nichts anzufangen, man wird ihn am Wenigsten mit dem Fortherus episcopus unter jener Synodalurkunde zusammenwerfen dürfen, von dessen Sprengel wir Nichts erfahren. Die Namen beider Aebte bieten daher nicht die geringste Hülfe, um die Abfassung der ältesten Annalen dem Stift St. Augustin in Canterbury beizulegen.

Den übrigen Ausführungen des Verf. über die Elemente, aus denen die Annalen 835—855 und 855—893 zusammengefloßen sind, und ihren nunmehr vorherrschenden westsächsischen Charakter ist einfach beizutreten. Auch der Abschnitt: die Compilation von Winchester 60 v. Chr. — 755 ist deshalb lehrreich, weil als eine der wesentlichen Quellen nicht sowohl der volle Text von Beda's Kirchengeschichte, sondern hauptsächlich die sogenannte Recapitulatio, das kurze chronologische Handbuch am Schluss derselben, gewöhnlich V, 24, nachgewiesen wird. Eine grössere typographische Genauigkeit, namentlich in den angelsächsischen Citaten, mit sorgfältigster Unterscheidung der Handschriften wäre zu wünschen gewesen. R. Pauli.

Pharmacopoea Suecica. Editio septima. Stockholmiae, 1869. P. A. Norstedt et filii. Typogr. reg. 275 pp. in Octav.

Die Ausgabe der siebenten Auflage der *Pharmacopoea Suecica* hängt mit der Einführung des Grammengewichts im Königreich Schweden und den übrigen scandinavischen Staaten zusammen. Sie ist von einer aus Aerzten und Apothekern gemischten Commission, bestehend aus Professor P. H. Malmsten, Dr. O. T. Sandahl und N. P. Hamberg und den Apothekern W. Anderberg und J. J. Braconnier ausgearbeitet, welche mit Delegirten aus Dänemark und Norwegen zum Zwecke der möglichsten Uebereinstimmung der gleichzeitig erscheinenden neuen Auflagen der *Pharmacopoea Danica* et *Norwegica* die nöthigen Vereinbarungen trafen, wodurch zwar nicht völlige Identität, so doch möglichste Annäherung der drei scandinavischen Pharmacopöen erzielt wurde.

Die Grundsätze, welche bei der Abfassung massgebend gewesen sind, werden die allgemeine Billigung derjenigen Aerzte und Apotheker finden, welche in einer Pharmacopoe nicht ein wissenschaftliches Lehr- oder Handbuch, sondern ein die Bedürfnisse der Praxis mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung vereinbarendes Gesetzbuch erblicken. Die Verfasser haben es verstanden, auf 17 Bogen kleinen Formats die gesammten einfachen und zusammengesetzten Arzneiformen zusammenzufassen, ohne dass wesentliche Punkte zur Characterisirung der abgehandelten Medicamente fehlen. Sie haben dies vermocht, ohne in derselben ausgedehnten Weise wie es die siebente Auflage der Pharmacopoea Borussica thut, Medicamente zu beseitigen, deren Anwendung den pharmakologischen Anschauungen der Verfasser nicht genehm war, wenn sie auch täglich auf Recepten verlangt wurden, trotz welcher Massregel die betreffende Auflage der preussischen Pharmacopoe doch über 16 Bogen weit grösseren Formats stark ausgefallen ist. Allerdings hat auch die schwedische Pharmacopoe völlig obsoleete Medicamente beseitigt, mit Recht dagegen manche gebräuchliche Magistralformeln beibehalten, theils weil sie bei der Verordnung von Medicamenten für den Arzt Bequemlichkeit gewähren, theils weil sie überall im Handverkaufe gefordert werden und ohne die Aufstellung einer Vorschrift die Möglichkeit der Verabreichung verschiedener Präparate in den einzelnen Apotheken nahe liegt. Stoffe wie Zucker, welche im täglichen Leben gebräuchlich und hinlänglich bekannt sind, haben keine Aufnahme gefunden; bei Medicamenten, welche von Droguisten bezogen werden, sind die charakteristischen Merkmale nur in Kürze angegeben; bei den übrigen,

vom Apotheker selbst anzufertigenden Arzneimitteln findet sich die Bereitungsweise deutlich und wenig weitschweifig angeführt. Soweit wir die einzelnen Artikel verglichen haben, sind die betreffenden Angaben durchweg genügend für Arzt und Apotheker.

Dass die *Pharmacopoea Suecica* in lateinischer Sprache erscheint, kann nicht befremden; sie vermeidet dadurch das Schicksal der neu erschienenen russischen, im Auslande nur ungenügend bekannt zu werden. Die frühere Sonderung der Arzneistoffe in zwei Reihen, einfache und zusammengesetzte, ist aufgegeben. Die Benennungen sind nur in ziemlich wesentlichen Punkten geändert: Pflanzentheile haben die richtige botanische Bezeichnung erhalten, wie *Rhizoma*, *Calami*, *Iridis*, *Galangae* statt *Radix*, *Fructus Anisi*, *Canabis*, *Carvi*, *Coriandri*, *Petroselini* statt *Semina*, *Fructus Anisi stellati* statt *Anisum stellatum*, *Fructus Capsici* statt *Piper Hispanicum* u. s. w. Einzelne *Composita* sind neu benannt worden, theils wegen der Uebereinstimmung mit den beiden andern scandinavischen Pharmacopöen, theils weil ihre Zusammensetzung und zwar in einer Weise geändert ist, dass durch Verwechslung derselben mit der nach der sechsten Auflage bereiteten bedenkliche Irrthümer vorkommen können; so hat unsere *Tinctura Opii benzoica* die Benennung *Tinctura Thebaica benzoica* erhalten statt des früheren Namens *Tinctura Opii camphorata*, weil von dem Präparate der neuen *Pharmacopoe* 4 Theile 5 Theilen der früheren Vorschrift entsprechen. Die Bestimmung der Quantität der einzelnen Bestandtheile verschiedener zusammengesetzter Medicamente hat selbstverständlich mit Rücksicht auf das neueingeführte Grammgewicht verschiedenen Aenderun-

gen unterliegen müssen, wobei indess Sorge getragen ist, dass die heroischen Arzneimittel nicht stärker als früher geworden sind. Bei denjenigen Medicamenten, welche in Folge der Vereinbarung mit den dänischen und schwedischen Delegirten in alle drei scandinavischen Pharmacopöen aufgenommen sind, findet eine Gleichheit nicht allein in den Namen, sondern auch in den Bestandtheilen statt.

Der alphabetischen Aufführung der einzelnen Arzneimittel sind allgemeine Regeln vorausgeschickt, woraus nur hervorgehoben ist, dass das spec. Gewicht bei $+ 15^{\circ} \text{C.}$ zu bestimmen sei und dass die Maceration bei $+ 15 - 25^{\circ}$, die Digestion bei $35 - 40^{\circ} \text{C.}$ zu geschehen habe. In der Ueberschrift sind ausser den lateinischen Namen bei den einfachen Stoffen auch die schwedischen Vulgärnamen angegeben. Besondere Zeichen finden sich vor den nicht in Handverkauf abzugebenden Substanzen, so wie vor denjenigen, welche nur auf besonderen, vorher geäusserten Wunsch des Arztes in den Apotheken vorrätbig zu sein brauchen, wie Codeïn, Nicotin, Liquor ad serum lactis parandum, Lignum campechianum u. a. m. Die Durchsicht der einzelnen Stoffe lehrt uns, dass man in Schweden noch eine Anzahl von Medicamenten benutzt, die uns kaum noch Anwendung finden. So ist z. B. noch Cortex Canellae alba officiell, ferner Emulsio Cerae, Emulsio hydrocyanata nach der Vorschrift von Liebig und Wöhler, die bei uns nur untergeordnete Verwendung gefunden hat. Selbst Emulsio ossium uestorum und Confectio Cinae, die neben den ebenfalls aufgenommenen Trochisci Santonini, welche vom Apotheker bereitet werden sollen, entbehrlich erscheinen dürften. Von Medicament, welche in neuerer Zeit sich als Arzneimittel eingebürgert ha-

ben, finden wir u. a. Benzin unter dem Namen Pyroleum Benzinum, Brometum kalicum, Extractum Calabar, Unguentum Glycerini, Acidum carbolicum, Oleum cadinum, als Pyroleum Oxycedri bezeichnet, ausserdem eine Reihe von Alkaloiden, wie Nicotin, Codein oder Alkaloidsalzen, wie Valerianas chinicus, Chloretum morphicum, neben welchem auch Acetas morphicus beibehalten ist, aufgenommen worden. Für Decocte und Infuse ist, wenn auf den Recepten eine besondere Bestimmung der zu kochenden oder zu infundirenden Substanz nicht stattgefunden hat, ein Theil der letzteren auf 10 Theile Colatur zu rechnen. Abkochungen und Aufgüsse werden im Wasserbade bereitet.

Die vorliegende Auflage der Pharmacopoe ist vermehrt um ein Verzeichniss der in den Apotheken vorrätbig zu haltenden chemischen Reagentien und enthält ausserdem 6 Tabellen als Anhang. Die erste ist eine Reductionstabelle für das gewöhnliche schwedische Gewicht mit Bezug auf das neu eingeführte Grammgewicht, die zweite eine analoge für das alte schwedische Medicinalgewicht, wobei eine Abrundung der Zahlen stattgefunden hat. Dann folgt eine Tabelle der höchst zulässigen Dosen beim innern Gebrauche heroisch wirkender Medicamente, weiter solche der im Giftschränk und gesondert zu asservirenden Medicamente; endlich wird eine Aufzählung derjenigen Substanzen gegeben, die nicht nothwendig in den Apotheken vorhanden zu sein brauchen.

Das Register ist vollständig und correct und giebt die Synonyme in Cursivschrift.

Wenn wir dieser neuen Pharmacopoe eine Besprechung in diesen Blättern widmen, so liegt der Grund darin, dass wir die bei Abfassung derselben massgebend gewesenen allgemeinen

Principien durchweg billigen müssen und dass die prägnante Kürze als mustergültiges Vorbild für neu zu edirende Pharmacopöen, wie wir ja eine solche in nächster Zeit für den norddeutschen Bund zu erwarten haben, empfohlen zu werden verdient. Der ganze Inhalt der Editio septima Pharmacopoeae Suecicae giebt Zeugniß davon, dass in Schweden, welches so oft in den Naturwissenschaften eine Leuchte gewesen, die wirklichen Fortschritte der Pharmacie und Pharmakologie keinen unfruchtbaren Boden gefunden haben.

Theod. Husemann.

The life of Prince Henry of Portugal surnamed the Navigator, and its results etc., from authentic contemporary documents by Richard Henry Major. Illustrated with portraits, maps etc. London 1868. 8.

Erst in neuerer Zeit, seitdem die Archive von Portugal weiter geöffnet und ihr reicher Inhalt durch verschiedene Publikationen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon bekannter geworden sind, insbesondere aber seitdem im Jahre 1837 unter den Schätzen der Königl. Bibliothek in Paris ein höchst werthvolles von einem Zeitgenossen der ersten portugiesischen Entdeckungsfahrten auf dem Ocean herrührendes Buch aufgefunden und im Jahre 1841 veröffentlicht wurde, ist es möglich geworden, eine gute und vollständige Schilderung des Lebens und der Thaten des berühmten portugiesischen Prinzen Heinrichs des Seefahrers zu schreiben. Dies wichtige Werk war »die Chronik der Entdeckung und Eroberung Guinea's, geschrieben unter der Leitung und in Uebereinstimmung mit der Instruction des Infanten Dom Enrique von Gomes de Azurara«, mit einer Einleitung und Noten versehen vom Vicomte de Santarem etc.

Der als Autor genannte Azurara hatte dieses Werk aus einer andern Schrift compilirt und gestaltet, die von einem der bei der Entdeckung selbst betheiligten Kapitäne des Prinzen Heinrich, Namens Alfonso de Cerveira, einem selbstthätigen Augenzeugen bei den Ereignissen und Unternehmungen, herrührte, und das gab dem Werke Azurara's eben seinen unschätzbaren Werth. Gleich nach der Publikation dieser wichtigen Schrift (im Jahre 1842) veröffentlichte in Deutschland Professor Wappäus in Göttingen sein Buch: »Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer.« Und in den Jahren 1861 bis 1863 benutzte ein anderer fleissiger deutscher Forscher, Herr Gustav de Veer, seinen Aufenthalt in Madeira und Portugal, um mit Hülfe jenes portugiesischen Originalwerkes und anderer ihm dargebotener Quellen sein verdienstvolles Werk: »Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt. Danzig 1864« zu componiren. Die bei allen Schiffahrts- und Entdeckungsangelegenheiten so sehr betheiligten Engländer entbehrten bisher noch immer einer eingehenden Monographie über den Vater aller modernen oceanischen Schifffahrt und Entdeckung. Diese Lücke in der englischen Literatur hat nun der treffliche Vorsteher des Kartendepartements im britischen Museum, Herr Henry Major, der sich schon seit einer Reihe von Jahren durch fleissige Forschungen und Werke über die Geschichte der Geographie und Entdeckungen ausgezeichnet hat, durch die oben genannte Arbeit auf das vollständigste ausgefüllt.

Die Schrift ist eine Biographie auf breitester Grundlage. Sie untersucht eingehend sowohl die Zeiten vor Heinrich dem Seefahrer, als auch die ferneren Entdeckungen, die durch ihn einge-

leitet und vorbereitet wurden. In ihr sind neue Fakta in Bezug auf die Entdeckung der atlantischen Inseln gesammelt. Auch widerlegt der Verfasser umständlich die Ansprüche der Franzosen auf eine Priorität ihrer Fahrten längs der afrikanischen Küste und nimmt zugleich Veranlassung, die alte Kenntniss der Portugiesen von den Quellen und oberen Seen des Nils, so wie auch die Urgeschichte des Namens America zu behandeln. Was die eigentliche Lebensbeschreibung des Haupthelden des Buches betrifft, so erhält der Leser über ihn die vollständigste Belehrung. Zuerst in zwei einleitenden Kapiteln wird die Herkunft, die Verwandtschaft und die Lebensbestimmung des Prinzen Heinrich und was damit zusammenhängt, durch tiefeingehende Untersuchung festgestellt, so wie auch vorläufig sein Charakter im Allgemeinen skizzirt, sein Ernst, seine energische und unermüdliche Thätigkeit, seine wissenschaftlichen Bestrebungen, seine für die Zeit umfangreichen mathematischen und geographischen Kenntnisse, und endlich der Zweck und das Ziel, dem er sein ganzes Leben widmete und das er mit der grössten Ausdauer verfolgte. Die literarischen Hilfsmittel, auch die damals vorhandenen Land- und Seekarten, so wie die Beschaffenheit der astronomischen und nautischen Instrumente, des Astrolabiums, des Compasses, des Quadranten, welche dem Prinzen und seinen Gehülfen und Seekapitänen zu Gebote standen, werden detaillirt beschrieben, so wie die Verbesserungen, welche zum Theil auf Veranlassung des Prinzen selbst damals bei ihnen angebracht wurden, beleuchtet. Sodann geht der Verfasser zu einer chronologischen Darstellung des Beginns und des allmählichen Fortschritts der von dem Prinzen geleiteten Seefahrten und Entdeckungen von Jahr zu Jahr

und von Ort zu Ort längs der Küste Afrika's über. Er zeigt, wie die ganze Reihe von Unternehmungen mit der Eroberung Ceutas durch die Portugiesen im Jahre 1415 ihren Anfang nahm und wie dann die Portugiesen gegen Süden und Westen vorgingen, nach Porto Santo und Madeira, das sie seit 1498 colonisirten, — zu den Canarischen Inseln, — zum Cap Boyador, — zur Bai von Arguin, — zu den Azorischen Inseln, — zum Gambiaflusse, — zu der Gruppe der Capverdischen Inseln etc. Bei jedem dieser von den Portugiesen erreichten Punkte macht der Verfasser, ehe er weiter geht, Halt und bringt in einer höchst lichtvollen, erschöpfenden und wohl dokumentirten historischen Abhandlung über die betreffende Inselgruppe oder über das in Rede stehende Vorgebirge, Land oder Stromgebiet Alles bei, was man von ihnen vor den Portugiesen und vor Prinz Heinrich im Alterthum und im Mittelalter gewusst oder geahnt und geträumt hat. Alle diese eingeschalteten historischen Episoden und Ausführungen werden von Facsimiles alter werthvoller dem Text eingefügter Karten begleitet, die den Zustand früherer geographischer Kenntnisse und Ideen in klarem und anschaulichem Bilde zeigen und die der Verfasser mit eben so umsichtiger als scharfsinniger Kritik erläutert. Das Publikum erhält hier in compendiöser Form und doch sehr treuer Nachbildung mehrere historisch wichtige und allgemein interessante Karten, die den meisten Lesern sonst nur schwer zugänglich und kaum bekannt geworden sind. Auch ist dem ganzen Werke eine vom Verfasser sorgfältig componirte Generalkarte von Afrika angehängt, auf welcher der Leser alle Objekte und Namen dargestellt und verzeichnet findet, die ihm zum Verständniss der Geschichte der portugiesischen

Entdeckungen nöthig sind. Der eigentliche historische und biographische Bericht endigt mit den berühmten Reisen des Cadamosto zu den Capverdischen Inseln und zu dem benachbarten Senegambien in den Jahren 1455—1460 und mit dem Tode des Prinzen Heinrich im Jahre 1460. Der Verfasser weist bei dieser Gelegenheit nach, dass einem neuerdings entdeckten Manuscripte, welches er (S. 288) mittheilt, zufolge manche Entdeckungen in dieser Gegend Africa's, namentlich die Auffindung der Capverdischen Insel Santiago, nicht, wie man bisher that, dem Cadamosto, sondern dem Portugiesen Diego Gomez zugeschrieben werden müssen. Aehnliche Nachweise, Berichtigungen und Widerlegungen bisheriger Annahmen kommen übrigens noch in mehreren anderen Partien des Buches vor. So wird z. B. S. 67 ff. aus neu aufgefundenen Manuscripten bewiesen und festgestellt, dass der Engländer Robert Machin schon am Ende des 14ten Jahrhunderts die Madeira-Gruppe besuchte. So werden (S. 293 ff.) die Ansprüche der Flamänder an eine frühere durch ihre Landsleute gemachte Entdeckung der Azoren widerlegt, desgleichen (S. 99—133) mehrere Ansprüche der Genuesen, Catalanen und Normannen auf früh im Mittelalter ausgeführte und weitgehende Entdeckungsreisen längs der Küste Africa's und in den Gewässern des atlantischen Oceans.

In der letzten Partie seines Werkes (S. 317--454) giebt der Verfasser eine Uebersicht der auch nach dem Tode des Prinzen Heinrich von den Portugiesen fortgesetzten Entdeckungen längs der Küste Africa's in dem grossen Golf von Guinea und Congo bis zur Umsegelung des Caps der guten Hoffnung durch Bartholomaeus Diaz (im Jahre 1487) und am Ende bis zu den portugiesischen Eroberungen in Ost-Indien und

China hin. Auch zeigt er, dass die Nil - Seen Victoria - und Albert-Nyanza schon 1587 den Portugiesen bekannt waren, und dass sie in unsern Tagen von Burton, Speke, Baker nur wieder entdeckt wurden.

Schliesslich verfolgt der Verfasser die von Prinz Heinrich zuerst angesponnenen Entdeckungs-Branchen und oceanischen Bahnen der Portugiesen auch nach Westen und Südwesten und bespricht Vespucci, Magalhaens, die Moluccen und Australien. Auf S. 380 ff. giebt er die Geschichte der Entstehung und ersten Verbreitung des Namens America, in welcher er noch mehrere Details und sehr merkwürdige literarische Nachweise mittheilt, die man weder bei Humboldt, noch sonstwo findet. In Bezug auf Australien recapitulirt der Verfasser (S. 447) in Kürze, was er schon früher in seinem berühmt gewordenen Werke: „Early voyages to Terra Australia, printed for Hakluyt Society 1859“ aus alten im britischen Museum entdeckten Seekarten umständlicher nachgewiesen hatte.

So ist denn wohl ohne Zweifel das Werk des Herrn Major ein höchst verdienstliches und befriedigendes. Indem es das Leben des Vaters der modernen oceanischen Seefahrt und die Geschichte der frühesten Entdeckungen der Portugiesen, an welche alle späteren anderer Nationen anknüpften und aus denen diese hervorgingen, behandelt, lässt er zugleich die Entdeckungsgeschichte der Welt während eines ganzen Jahrhunderts am Schlusse des Mittelalters und beim Beginn der Neuzeit eine kritische Revue passiren.

Bremen.

J. G. Kohl.

Friedrich Christoph Dahlmann von Anton Springer. Erster Theil. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1870. VIII und 493 Seiten in Octav.

Wenige Lehrer unserer Universität haben auf ihre und des Hannoverschen Landes Verhältnisse einen Einfluss geübt wie Dahlmann; die glücklichsten und die trübsten Erinnerungen knüpfen sich an seinen Namen. Schon darum kann die entgegenkommende Theilnahme für ein ausgeführtes Lebensbild des Mannes auch jetzt nach mehr als einem Menschenalter, seit er Göttingen verliess, nicht leicht irgendwo grösser sein als hier; vielleicht nur in Kiel, wo er vorher wirkte und wo sein Gedächtnis mit der Geschichte Schleswig-Holsteins auf das festeste für alle Zeiten verbunden ist. Aber dass auch die letzte Universität der er angehörte, und von der aus er seine umfassende politische Thätigkeit in allgemeinen Deutschen Angelegenheiten entwickelte, sein Andenken treu bewahrt und ehrt, bezeugt das Buch, das uns nun von einem ihrer Mitglieder, einem Collegen und Freunde Dahlmanns, geboten wird, und das wir als würdiges Denkmal mit lebhafter Freude begrüßen.

Ein Oesterreicher von Geburt schreibt hier das Leben des recht eigentlich Norddeutschen, in Norddeutscher Sinnesart und Bildung wurzelnden Mannes, der hier lange in beschränkterem Kreise, in bestimmten gegebenen Verhältnissen wirkte, dabei aber freilich allezeit das ganze Deutschland im Auge hatte; ein Professor der Kunstgeschichte handelt von dem unter den Lehrern Deutscher Universitäten, der freilich auch Gelehrter, Forscher und Professor war wie irgend einer, der aber alle Gelehrsamkeit und Lehre darauf ansah und darnach schätzte, wie sie für das Leben bildete und in das Leben eingriff, und der selbst unter den Deutschen Professoren wohl den bedeutendsten Einfluss auf das staatliche Leben der Gegenwart geübt hat, der damit aber auch hohes Interesse und wah-

res Verständnis für Kunst und künstlerische Behandlung seiner Wissenschaft verband, während umgekehrt unser Verfasser sich durch seine Oesterreichische Geschichte längst einen ehrenvollen Platz unter den Historikern und Politikern der Gegenwart erworben hat. Die letzten Jahre hindurch stand Hr. Prof. Springer mit Dahlmann in nahem persönlichen Verkehr; die Familie stellte ihm das reichste Material zur Verfügung; mit wissenschaftlichem Ernst hat er seine Aufgabe erfasst, mit grossem Geschick sich in die ihm von Haus aus fremderen Verhältnisse hineinversetzt, mit künstlerischem Sinn die Arbeit ausgeführt, so dass wir in keiner Weise zu bedauern haben, dass nicht ein Dahlmann in früheren Lebensperioden nahestehender unter den Zeitgenossen die Aufgabe übernommen hat: was eine Schilderung von solcher Hand vielleicht an einzelnen Stellen noch an lebendiger Darstellung gewinnen konnte, das hätte sie wohl leicht an objectiver Ruhe und gleichmässiger Ausführung des Einzelnen eingebüsst.

Auf eine vollständige, möglichst umfassende Lebensbeschreibung hat es der Verf. abgesehen. Die persönlichen Verhältnisse, die amtliche, literarische, politische Thätigkeit werden gleichmässig geschildert, dabei immer darauf Bedacht genommen, den Charakter und das Wesen des Mannes bestimmt hervortreten, ihn, wo es geht, selbst, in Briefen, Reden oder andern Aeusserungen sprechen zu lassen. Mancher, der nur ein mehr allgemeines Lebensbild sich zu vergegenwärtigen wünscht, mag vielleicht finden, dass mitunter zu viel gethan, dass der Faden der Erzählung durch Mittheilung längerer Auszüge aus politischen oder gelehrten Arbeiten zu sehr unterbrochen ist. Mir aber scheint die Bedeutung des Buches gerade darin zu liegen, dass es, bei

allem Streben nach anschaulicher Darstellung, doch auch den vollen Ernst, ich möchte sagen die Strenge und manchmal Herbigkeit des Dahlmannschen Arbeitens und Wirkens zum Ausdruck kommen lässt. Niemand war mehr Feind aller Schönrederei als Dahlmann; aber wohl gab er seinem Vortrag, dem schriftlichen wie mündlichen, die Würze treffenden Ausdrucks, glücklichen Vergleichs, manchmal humoristischer Wendung, zu andern Zeiten scharfer einschneidender Bezeichnung. Und es will mich dünken, als habe der Verf. selbst auf seinen Styl die Dahlmannsche Art einwirken lassen, und nicht zu seinem Nachtheil: er ist hier gehaltener, ernster, als wir es sonst wohl von ihm gewohnt sind, was sich aber auch ohne bestimmte Absicht wohl schon aus dem Gegenstand ergab.

Vielleicht würde mancher wünschen — und ich höre, dass es geschehen — noch mehr von den persönlichen Verbindungen Dahlmanns, von dem reichen freundschaftlichen Verkehr, der sich allezeit an sein Haus anschloss, von dem Einfluss, den er auch hier auf Jung und Alt, auf Männer und Frauen übte, zu lesen. Doch mochte der Verf. sich wohl scheuen, namentlich für Zeiten die ihm ferner lagen, zu sehr in solches Detail einzugehen. Und keineswegs ist diese Seite vernachlässigt. Wohl gewürdigt sind die Beziehungen zu Hegewischs und ihrem Kreis in Kiel, zu Grimms, Gervinus und anderen hier in Göttingen, früher zu H. v. Kleist, dann zu Niebuhr, Pertz und andern hervorragenden Zeitgenossen. Jeder, der auch in späteren Jahren dem Hegewischschen Hause in Kiel nahe trat, wird sich der Schilderung, die hier gegeben ist, erfreuen: nur wohl glauben, dass die seltene auch geistige Anmuth der Frau noch nicht vollständig zu ihrem Recht gekommen ist: man muss sie wohl

selbst gekannt haben, um sich den Eindruck nicht durch einzelne kleine Schwächen stören zu lassen. Neu war mir, und wird es vielen sein, das Bild der ersten früh verstorbenen Frau, Julie, der Schwester Hegewischs. Anziehend geschildert sind beide Verlobungen, beide wohl charakteristisch für den Mann, der so warm und lebhaft empfand, ein hohes Gefühl für weibliche Vorzüge hatte und sich ihrer wie im eignen Haus auch bei Freunden gern erfreute.

Unter den Männern, mit denen Dahlmann in Berührung kam, hat wohl keiner einen grössern Einfluss auf ihn ausgeübt als Niebuhr, aber auch nicht leicht einer seine Bedeutung früher und besser erkannt als dieser: er wünschte ihn sich als Secretär bei seiner Sendung nach Rom und blieb, da es dazu nicht kam, lange in nahem brieflichen und persönlichen Verkehr. Um so mehr zu beklagen ist, dass die verschiedene Auffassung der politischen Verhältnisse im Jahr 1830 einen Bruch unter den beiden Männern zur Folge hatte, der auch später auf die Lebensnachrichten Niebuhrs eingewirkt hat, so dass hier über die Beziehungen zu Dahlmann ein vollständiges Schweigen beobachtet ist und nun erst durch Mittheilung der Briefe und anderer Nachrichten die Sache in das rechte Licht tritt. Auch Niebuhrs Briefe wird man mit grossem Interesse lesen und es nicht bedauern, dass auch manches scharfe Wort mitgetheilt ist.

Das ist natürlich mit vollem Recht auch da geschehen, wo es sich um Mittheilungen aus Dahlmanns Aeusserungen handelt. Der Verf. wollte und durfte nirgends schönfärben.

Dahlmanns Erinnerung an Kiel war nicht in aller Weise eine erfreuliche: er nennt es einmal (S. 325) »die baltische Stadt der Redensarten«. Er klagt wohl über den Mangel an Ausdauer,

an rechter Theilnahme, die seine Bestrebungen gefunden. Mit Recht hat sich aber der Verf. nicht abhalten lassen, ihnen doch die eingehendste Darstellung zu widmen, Dahlmanns Verdienst in das rechte Licht zu setzen, zugleich falsche Behauptungen abzuweisen. Man darf wohl sagen, dass D., namentlich in den ersten Jahren nach seinem Weggang aus Kiel, die Bedeutung seiner Wirksamkeit im Lande und die Anerkennung, die sie gefunden, unterschätzte. Im Grunde seines Herzens blieb er doch Schleswig-Holsteiner, wie er später genügend gezeigt hat. Das Land war fast mehr seine Heimath als Mecklenburg, dem er durch seinen Geburtsort Wismar angehörte. Schon die Mutter stammte aus Kiel, und liess man ihre Briefe, kennt man ausserdem ein von ihr erhaltenes Bild, so darf man behaupten, dass, wie von ihrem Aeusseren, auch von ihrem Charakter viel auf den Sohn übergegangen ist.

Nach Mecklenburg zurückzukehren ist D. nur einmal nahe gelegt, da ihm im Jahre 1837 eine Stellung in Rostock angeboten ward, nicht bloß als Professor, wie es hier heisst, sondern wenigstens auch mit den Befugnissen eines Curators der Universität. Ich erinnere mich, dass D. mir davon in einer Weise sprach, die ihn nicht so ganz ungeneigt erscheinen liess, darauf einzugehen; doch wollte er sich allerdings nicht dem eben begonnenen Conflict in Hannover entziehen.

Die Schilderung dieses ist, so weit ich urtheilen kann, wahr und getreu, ohne Schminke, ohne Leidenschaft. Nur dadurch kommt vielleicht etwas Subjectives in die Darstellung, dass der Verf. von der, an sich gewiss berechtigten, Voraussetzung ausgeht, dass die Dahlmann früher gemachten Mittheilungen über die Zustimmung des Herzogs von Cumberland zum Hausgesetz und Staatsgrundgesetz thatsächlich richtig waren.

Ich glaube sagen zu können, dass das nicht der Fall: ich weiss wenigstens von Briefen des Herzogs, die sich damit nicht vereinigen lassen.

Die vorhergehende Thätigkeit Dahlmanns in den Ständen, als Beirath des Ministeriums ist ausführlich und eingehend behandelt. Nur scheint mir der Verf. ihr ein etwas geringeres Interesse zuzuwenden als der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit, sich nicht ganz auf den Standpunkt zu stellen, den der Handelnde einnahm: er schlägt von dem einer späteren Zeit aus wohl was jener wollte und that geringer an, als D. es selber that, der in den Jahren 1833—37 wohl glaubte und glauben durfte, an einem für das Land und für Deutschland überhaupt förderlichem Werk gearbeitet zu haben, während dem Biographen jetzt vielleicht manches kleinlich und weil vergeblich auch geringfügig erscheint. Dahlmann wenigstens würde sich nicht ausgedrückt haben, wie es hier S. 314 geschieht; freilich auch das einzige Mal, wo der Ton der Darstellung seine sonst so ernste Haltung verlässt. Dagegen unterlässt Hr. Springer nicht die Aeusserungen Dahlmanns über die Göttinger Revolution, über das Zweikammersystem und andere Fragen hervorzuheben, um seine innerlich echt conservative Natur darzulegen.

Dahlmann war allezeit ein Mann des Rechts, nicht der Zweckmässigkeit. Darauf beruht die Protestation vom 19. Nov. 1837, die entschiedene Verwerfung der Göttinger Unruhen von 1831, das prägnante Wort (S. 335): »eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibt, auch wenn er der siegreichste wäre«; darauf auch Charakter und Bedeutung seiner »Politik«, in welcher er die Anforderungen der lebendigen Gegenwart mit dem Recht der Geschichte in Einklang zu setzen sucht.

Sehr gut ist die Bedeutung dieses Buchs, das mehr als ein Buch, das eine politische That war, von dem Verf. gewürdigt, wie es wesentlich darauf eingewirkt hat, in Kreisen, die einer Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse abhold waren, die Nothwendigkeit oder doch Möglichkeit einer verfassungsmässigen Ordnung zur Anerkennung zu bringen. Dahlmann ist kein Freund der Theorie, weder der naturrechtlichen des 18., noch der theokratischen des 19. Jahrh. Er gehört der historischen Schule, in gewissem Masse der romantischen Bildung an; aber er war nicht gemeint, einen bestimmten, der Vergangenheit angehörigen Moment der Geschichte zu fixiren, das Heil der Gegenwart in der Rückkehr zu vergangenen Formen des staatlichen Lebens zu suchen. Politik war ihm Erfüllung allgemeiner nothwendiger Bedingungen im Anschluss an gegebene Verhältnisse; Geschichte Leben, Fortgang auf den Grundlagen früherer Entwicklung.

Seine geschichtliche Bildung ruht auf dem was F. A. Wolf und Niebuhr für das Alterthum geleistet: kritische Forschung, aber auch lebendige Erfassung des Lebens der Völker in seiner Totalität erschien ihm als Aufgabe. Durch seine »Forschungen«, durch die Ausgaben der Vita Anskarii, des Neocorus hat er sich den Arbeiten für Bearbeitung und Kritik der Quellen würdig angeschlossen, durch seine Quellenkunde zur Deutschen Geschichte die Kenntniss der Quellschriften in weiteren Kreisen verbreitet, durch seine Dänische Geschichte ein Muster gründlicher und anschaulicher Volks- und Staatsgeschichte gegeben, durch seine Vorlesungen und seine aus ihnen hervorgegangenen populären Schriften über die Englische und Französische Revolution auf die Jugend und einen grossen Theil unseres Volkes bildend eingewirkt. Leider ist kein Werk über Deutsche Geschichte von ihm veröffentlicht; eine Arbeit über die Zeit der Sächsischen Kaiser, von der wir hier zuerst erfahren, unvollendet geblieben, auch von den Vorlesungen über neuere Deutsche Geschichte, an deren Druck er wohl gedacht hat, nichts bekannt gemacht worden. Doch gehörten sein Interesse und seine Arbeit gutentheils ihr an. Und gewiss hat gerade Dahlmann auf das wesentlichste dazu beigetragen, der neuen Deutschen Geschichtschreibung jenen politisch-nationalen Charakter zu geben, der wohl manche Gefahren in sich trägt und zu falscher Anwendung gelangen kann, aber doch als ein wesentlicher Vorzug betrachtet werden muss.

Eben dadurch besonders hat er lebendig in die mo-

derne Geschichtswissenschaft eingegriffen, ergänzend gewissermassen, was der grosse Meister derselben in Deutschland geleistet.

Von seiner Thätigkeit als Lehrer hören wir in dem Bande, der vorliegt, vielleicht noch nicht genug: es wird Gelegenheit sein, das später bei der Wirksamkeit in Bonn nachzutragen. Sie war jedenfalls eine sehr bedeutende, der Eindruck seines Worts, wenn auch nicht frei gesprochenen Worts auf die Jugend eine gewaltige. Und nicht wenige traten ihm näher, hochgestellte, wie der Kronprinz von Baiern, über dessen Beziehungen zu Dahlmann sich hier interessante Mittheilungen finden, und solche, die sich Förderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen im persönlichen Verkehr mit ihm holten und ihm treu ihr Leben lang anhängen, wie Ratjen in Kiel, Beseler, die verstorbenen Bethmann, O. Abel und andere.

Hier in Göttingen war sein Einfluss auch auf die allgemeinen Universitätsangelegenheiten ein sehr bedeutender. Die Behörden in Hannover schenkten ihm das vollste Vertrauen, und er hat es im bestem Sinn verdient. »Nicht blos in dem Jahre, in welchem er das Amt des Prorectors bekleidete, sondern auch vorher und nachher wurde keine wichtige Angelegenheit geregelt, keine Berufung eingeleitet, keine Beförderung vorgenommen, wo nicht Dahlmann sein gewichtiges Votum abgegeben hatte, und dies weit über die Grenzen seiner Facultät hinaus« (S. 417). Der Verf. hat einige Andeutungen gegeben, aber unterlassen in das Einzelne näher einzugehen, da es sich ja zum Theil um die Verhältnisse Lebender handelt.

Dem Bande beigegeben ist das Fragment einer Autobiographie, das leider nur bis in den Anfang der Kieler Zeit reicht. Von einer späteren Arbeit »Aus meinem politischen Leben«, die er 1838 unternahm und Jacob Grimm widmen wollte, sind, heisst es, nur einzelne Partien ausgeführt, die sich nicht zum zusammenhängenden Abdruck eigneten, von denen aber das Wesentliche in die Darstellung selbst aufgenommen ist. Ausserdem sind in dem sogenannten Urkundenbuch, ausser einer Stammtafel, einzelne kleinere Aufsätze von besonderem Interesse gegeben, die in Kiel gehaltene Rede zur Feier der Schlacht bei Waterloo und eine Reihe von Beiträgen zur Hannoverschen Zeitung, unter denen damals die Rede eines Fürchtenden sammt der von Dahlmann selbst herührenden Antwort bedeutendes Aufsehn machten, heutzutage aber wohl besonders die Aufsätze über Göthe und über die Deutschen Universitäten allgemeinere Theilnahme finden werden.

G. Waits.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 17.

27. April 1870.

Institutiones linguae persicae scripsit J. A. Vullers. Editio altera aucta et emendata. Gissae sumptibus J. Rickeri MDCCCLXX. (2. Titel:) Grammatica linguae persicae cum dialectis antiquioribus persicis et lingua sanscrita comparatae scripsit Joannes Augustus Vullers Medicinae et Philos. Dr., literarum oriental. in Universitate Ludoviciana Gissensi Professor p. o., ordinum Hassiaci Phil. Magnan. pro meritis eques, Russici St. Stanislai secundicerius, pontificii St. Silvestri auratae militiae nuncupati eques, complur. eruditaram societatum cum sodalis tum soc. honor. Gissae, sumpt. J. Rickeri MDCCCXX. Typis Zendicis Acad. Gissensis ex typographia W. Kelleri. XVI et 295 pp. in 8°.

Der Zeitraum, welcher zwischen dem Erscheinen des ersten Theiles der Institutiones linguae persicae (1840; der 2. Theil, die Syntaktik und Metrik enthaltend, erschien 1850) und der hier anzuzeigenden neuen Auflage desselben liegt, hat für die Erkenntniß des Neu-

persischen und des Iranischen überhaupt so viele wichtige und neue Gesichtspunkte eröffnende Forschungen gezeitigt, dass auch das Vullers'sche Werk ein ganz neues geworden ist. Die Sprache der Keilinschriften war zwar schon 1836 durch Burnouf und Lassen bedeutend dem Verständniss nahe gebracht, aber erst 1847 wurde die grosse Behistun-Inschrift bekannt, welche das Material der altpersischen Sprache so vervollständigte, dass deren Grammatik mit Erfolg für die Erkenntniss des Neupersischen verworthen werden konnte; die Hülfsmittel für das Altbaktrische beschränkten sich für Vullers Institutiones auf die Werke von Burnouf und Bopp, deren Epoche machende Wichtigkeit in einer ganz andern Richtung liegt, als für den Bearbeiter einer neupersischen Grammatik wünschenswerth sein muss, der die comparativen Theile seines Werkes erst mit Hülfe einer erschöpfenden Bearbeitung des altbaktrischen Sprachschatzes bis zu einem befriedigenden Grade der Vollendung ausführen kann. Ferner hat sich die Literatur über die neupersischen Dialecte erst seitdem die Institutiones erschienen waren, so sehr vervollständigt, dass wir jetzt die wichtigsten derselben genauer kennen. Aber auch die Grammatik des Neupersischen selbst ist inzwischen wiederholt Gegenstand sehr ausgezeichneter Werke gewesen, wie der Principia grammat. neopers. von Geitlin, 1845, der von Fleischer 1847 bearbeiteten Grammatik des Mirza Mohammed Ibrahim, der Grammaire persane des um die Dialectkunde Persiens verdienten russischen Gesandten, des Polen Chodzko; ferner hat Hr. Vullers an vielen Stellen ausführliche Aeusserungen persischer Grammatiker und Lexicographen über wichtigere Erscheinun-

gen im Urtext ausgehoben, welche ausser der Sicherheit ihrer Zeugnisse auch den Vortheil bieten, den Lernenden an die Ausdrucksweise der Wissenschaft zu gewöhnen. Solche Stellen haben besonders das persische Lexicon Behar 'ajem (1853 in Indien erschienen) und die dem Farhangi Rashidi vorausgehende von Splieth herausgegebne Grammatik geliefert. Wenn wir nun noch die Fortschritte in der wissenschaftlichen Betrachtung einer Sprache im allgemeinen hinzunehmen und constatiren, dass der rüstige Verfasser, der schon 1827 (Vorrede vom 31. Januar) mit Harethi Moallaca et Abulolae carmina duo inedita als Schriftsteller auftrat, alle diese Errungenschaften neuerer Forschung der neuen Auflage seines Werkes hat zu Gute kommen lassen, so begreift es sich leicht, wie weit diese von der früheren verschieden ist, aber auch welches Verdienst der Verfasser sich durch eine zeitgemässe Umarbeitung seines vortrefflichen Lehrbuches erworben hat.

Der höhere Grad von Ausführlichkeit in wichtigen Partien des Werkes tritt besonders hervor in der Behandlung der neupersischen, der romanischen ähnlichen Betonung, welche der Verf. nach den genauen Beobachtungen, welche Chodzko in Persien sammelte, gibt p. 80 ff., ferner die Beschreibung der Aussprache der Vocale, wobei der Verf. die indische Aussprache nach Lumsden und Mohammed Ibrahim, die in Iran, besonders in Fars übliche wiederum nach Chodzko's Bestimmungen feststellt p. 16 ff. Sehr ausführlich im Verhältniss zu der Behandlung von 1840 ist das Capitel über die Consonantengesetze p. 25 ff. Auf diese sind von jeher die Linguisten besonders aufmerksam gewesen, und der Verf. selbst hat in seinem

Supplementum lexicī persico-latini bereits in erschöpfender Weise die höchst mannigfaltigen Uebergänge der Consonanten dargelegt. Manche dieser Uebergänge mögen theils nur graphisch sein, also einen Laut bezeichnen, der nicht genau articulirt, bald mit diesem, bald mit jenem Zeichen geschrieben wird, wie dies z. B. bei manchem Wechsel von hartem und weichem s (s, sh und z, zh) der Fall sein mag; theils auch von fremder, arabischer Aussprache abzuleiten sein, wie der Wechsel von sh und c (tsch): **چاچ** oder **چاچ پخچ کاش** neben **شاش پخش کاش**. Uebrigens behandelt der Verf. eingehend die Gesetze, welchen die arabischen Wörter bei ihrer Aufnahme ins Persische unterworfen werden p. 70. Der Paragraph 60, welcher über das pers. b spricht, hätte etwas genauer behandelt sein können, nachdem über diesen Laut in letzter Zeit viel discutirt worden ist. Hr. Vullers sagt, das neupers. b entspreche einem alten b, einem baktrischen b, und sanskrit. b, bh. In Wahrheit geht das alt- und neupersische b aus altem bh hervor, denn die iranischen Dialecte werfen die Aspiration der tönenden Explosivlaute ab und entwickeln erst vermöge eigenthümlicher Lautgesetze neue tönende Aspiraten. Was aber das sanscrit. b betrifft, so steht es in allen Fällen, wo ihm ein persisches b entspricht, für ursprüngliches bh, welchem durch Dissimilation der Hauch entzogen ist, wie in *bāhu*, welches für *bhāhu* (neuhochd. *būg*), in *bandh*, welches für *bhandh* (neuhochd. *band*) steht, weil das Sanskrit in zwei Sylben hintereinander nicht zwei Hauchlaute duldet; sanskr. *abhra* muss daher neupers. zu *abr* werden, im Baktrischen wird das aus bh entstandene b aber wegen des folgenden r aspirirt: *awra* (w = bh),

was im Westpersischen nicht geschah. Das von Hr. Vullers angeführte بادام *bādām* (Mandel) = skr. *bātāmra* [richtiger *vātāmra*!] gehört nicht hierher, sondern unter §. 60, b, denn das b ist nach Ausweis der Pehleviform واثام *vātām* aus v verhärtet, gerade wie neup. باد aus altem *vāta*. Auch die Beispiele für den Wechsel von Spiritus lenis und gutturalem Hauch (h und kh, χ), p. 28, c wird man nicht alle treffend finden. Dieser Wechsel selbst scheint nicht zu leugnen, denn خرس *khirs* der Bär, ist die pers. Form eines ursprünglich wohl *arksa* lautenden Wortes; dass aber das kh eine Verhärtung von h und dies wiederum aus einer Anticipation des Flauchlautes, welcher im r enthalten ist (vergl. altb. *vehrku*, altp. *varku*), entstanden sei, ist nicht wahrscheinlich, solange man kein Recht hat, auch einem s oder sh eine derartige Wirkung zuzuschreiben (vgl. خشت, خشم, خستو bei Vullers). Gewiss aber ist das Beispiel خایه *khāyā* das Ei, hier nicht anzuführen, da es mit *ov* (von lat. *ovis*?) wahrscheinlich, mit sanskr. *anda* sicher keine Verwandtschaft hat. Man dürfte als Beispiele dieser Verdichtung des Spiritus lenis in k, kh nicht Pehleiwörter mit angebllichem a anführen, welches dann in kh überginge, denn wenigstens im Pehlevi der Parzenbücher wird a h kh gar nicht unterschieden, es wird also das neupers. kh auch in den betreffenden Fällen des Pehlevi anzunehmen sein, wie denn der Verf. selbst p. 27, היהם (nicht היהם) richtig transscribirt; jedenfalls sind die Beispiele aus dem Pehlevi nicht treffend; ob خاوران oder vielmehr خاوران das neup. *khāverān* sei, dürfte zu bezweifeln sein, denn

[illegible]

ش; das Pehlevi kann aber unmöglich in demselben Werke einmal eine ältere, einmal eine

jüngere Form für ein Affix aufweisen, denn wenn man hiefür anführen wollte, dass auch das Neupersische das Affix in doppelter Form habe, z. B. کنش، پاداشی، گزارش، گذارش، منشن neben منش etc., so finden sich diese Formen zwar in den Wörterbüchern, aber stets ohne Belege aus classischen Werken, es sind daher ohne Zweifel alte, d. h. Pehleviformen. Wichtig für die Erkenntniss beider Affixe, des *ش* und *یه* ist das Wort خورش, neup. خورش (das Essen); von diesem Wort wird ein neues Abstractum gebildet mit jenem Affix, welches Referent *یه* liest: خورشیه (Bundehesh 10, 20). Hier kann das Affix nicht doppelt verwendet sein und zugleich das erste Mal vollständig *shn*, das zweite Mal unvollständig *sh* lauten. Es wäre dies ein in der Sprachgeschichte unerhörter Fall. Man findet in neueren Pehlevischriften zuweilen schon bloss *ی* statt *یه* geschrieben, weil die Aussprache in beiden Fällen dieselbe war, z. B. Bundehesh 77, 7 زایشنی während 75, 16 زایشنیه steht; auch اورجانیکی Bund. 4, 13 hat die verkürzte Form. Dieses *i* oder *ih* entspricht dem neup. Abstractaffix *i* (Vullers p. 251, 2). Es ist dies *ih* zuweilen auch Scriptio plena für das neupers. Affix *ه*, z. B. توخمیه neup. تخمه d. i. *tokhmeh* oder *tokhme*, Bund. 20, 3. پرواریه neup. پروار 45, 17. Diese Schreibweise rührt offenbar von einem neupersisch redenden Verfasser oder Abschreiber her, der das Pehlevi künstlich handhabte, denn wenigstens für das erstere Wort ist die ächte Pehleviform توخمک erhalten. Das Wort پرواریه liefert zugleich noch einen Beweis, dass sein Affix nicht *sh* zu lesen sei, denn die-

ses Abstractaffix tritt an den Stamm mit kurzem a: پوروشن pehl. پوروشن. Die richtige Punktirung der Ligatur به Bund. 3, 10 im cod. Oxon. ist allein so wenig beweiskräftig, als die gewöhnliche Parsitranscription des fraglichen Affixes durch as diese Beweisführung umstösst, denn wie unzuverlässig diese Parsiumschriften sind und wie wenig sie z. B. im Bundelesh zur Erkenntniss der Huzvareshligaturen helfen, hat Ref. bereits in seiner Vorrede zu diesem Buch gezeigt.

In der Lehre vom Verbum hätten wir mehr Verzicht auf die Einrichtung der alten Auflage gewünscht, als zum Nachtheil einer wissenschaftlichen Auffassung dieses Theils der Grammatik vom Verf. gethan worden ist. Dass die früher sogenannten Verba anomala im Persischen so gut wie im Deutschen die ursprünglichen sind, geht aus der Darstellung des Hrn. Vullers nicht hervor (p. 128 ff.), denn die schwachen Verba werden vor ihnen und als verba regularia behandelt. Wir wissen, dass der Verf. die richtige Einsicht hat, denn diese zeigt er an mehrern Stellen dieser neuen Auflage selbst (z. B. 217 Ba, wo es richtig heisst radici in imperativo apparenti statt des alleinigen imperativo der alten Ausgabe), aber er hat sich nicht die Mühe genommen, das betreffende Stück ganz umzuarbeiten, und doch hat ihm gerade hier Friedrich Müller in seiner Conjugation des neupers. Verbums (Wiener Sitzungsber. XLIV, 1863. p. 220 ff. sehr nützlich vorgearbeitet. Beiläufig sei bemerkt, dass Formen wie ساد (p. 105) nicht mit dem sanskrit. Optativ auf *yât* zusammengestellt werden dürfen — denn das t müsste abgefallen sein — sondern auf den

Conjunctiv praes. zurückzuführen sind; ساد, wäre daher altb. *raçâin*.

Die Behandlung der Affixe hat in der neuen Ausgabe sehr gewonnen, indem sowohl manche früher nicht berücksichtigte Affixe betrachtet werden, wie auch einige eine richtigere Erklärung gefunden haben. Auch die Compositionslehre ist sehr eingehend behandelt und mit vielen Beispielen bereichert worden. F. Justi.

Die praktische Markscheidekunst unter Anwendung des Luftblasen-Niveaus und des Theodolithen. in Verbindung mit geeigneten Hilfsapparaten. Nebst einem Anhang über die Anwendung eines Magnets zur Zusammenführung zweier Gegenörter. Von E. Borchers, Bergmeister, Oberbergamts-Markscheider und Lehrer der theoretischen und praktischen Markscheidekunst an der Königl. Bergakademie zu Clausthal, Inhaber der Hannoverschen goldenen Verdienstmedaille. Mit 127 in den Text gedruckten Holzschnitten und 11 lithographirten Tafeln. Hannover Carl Rümpler 1870. XVI und 308 S. gr. 8.

Die Erscheinung des vorstehenden Werkes wird nicht allein den Fachgenossen sehr erfreulich sein, sondern auch allen denen welche sich eine gründliche Kenntniss der Markscheidekunst erst verschaffen wollen. Jene werden hier erfahren wie es unter Anwendung sinnreich ausgedachter Hilfsmittel, bei den so beschwerlichen Messungen mit dem Theodoliten in Gruben und besonders in Schachten, dem Herrn Verf. mög-

lich geworden ist, für die Anlage des Ernst-August-Stollens zur Ableitung des Oberharzer Grubenwassers, Bestimmungen zu liefern die an Genauigkeit und Sicherheit alles übertreffen was die Markscheidekunst bis dahin leisten konnte. Wer aber die Arbeiten des Markscheiders erst kennen lernen will, der findet in diesem Werke die anzuwendenden Mess-Instrumente und Methoden bis in das kleinste Detail so genau beschrieben und durch so viele praktische Beispiele erläutert dass der aufmerksame Leser sich gleichsam als thätiger Theilnehmer der Messung vorkommen wird. Das Buch ist also zum Selbst-Unterricht sehr empfehlenswerth.

Zur Beurtheilung der Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Theodoliten-Messung und der Nivellements sind für neun grosse Durchschläge beim Betriebe des Ernst-August-Stollens die Abweichungen der berechneten Richtungslinien von den nach vollendetem Durchschlage beobachteten Richtungen (S. XI) mitgetheilt. Diese Abweichungen blieben innerhalb der Grenzen von 0,2 bis 1,5 Zoll während die zugehörigen Theoliten-Messungen eine Ausdehnung zwischen 310 und 3960 Lachtern hatten. In den Sohlenhöhen der Endpunkte des Durchschlags fanden sich in denselben Messungen die Unterschiede zwischen Rechnung und Beobachtung im Betrage von 0,06 bis 0,60 Zoll. Mit gleicher Schärfe wurden zur Herstellung des Königin Marien-Schachts Seigerpunkte auf Stollen und Strecken bestimmt welche bzw. 146 202 270 Lachter unter Tage lagen wo der durch Rechnung bestimmte Seigerpunkt auf der tiefsten Strecke von der Seigerlinie des Tagepunkts nur 1,6 Zoll abwich.

Dass solche Uebereinstimmung der directen Messung nach Vollendung des Durchschlages, mit

der Messung auf weiten und beschwerlichen Umwegen zwischen denselben Endpunkten des Durchschlages unter alleiniger Benutzung des Hänge-Compasses, des Gradbogens, der Lachterkette nicht zu erreichen sei, bedarf keiner ausführlichen Nachweisung. Damit kann aber nicht gesagt sein, dass man nun unter Beseitigung der älteren Markscheide-Instrumente, bei allen Messungen nur des Theodoliten, des Libellen-Niveau, der Massstäbe sich zu bedienen habe. Der Hr. Verf. warnt ausdrücklich vor solchem Wahn. Es kommen dem Markscheider sehr viele Fälle vor, in denen der beabsichtigte Zweck der Messung viel einfacher, leichter und wohlfeiler und dennoch mit genügender Genauigkeit erreicht werden kann als bei Anwendung der neueren Instrumente. Kommt es freilich darauf an die grösste erreichbare Genauigkeit zu erzielen, so hat man die letzteren Instrumente anzuwenden und die damit verbundenen Beschwerden durch Umsicht und Ausdauer zu überwinden. Man verlangt von dem Markscheider dass er sowohl mit den älteren wie neueren Instrumenten und Hilfsmitteln gehörig umzugehen wisse und ein gütiges Urtheil über die Anwendbarkeit der einen oder der anderen Art der Messung besitze.

Das Buch enthält zwei Abtheilungen und einen Anhang, in welchen das Nivelliren, die Messungen mit dem Theodoliten und der Gebrauch eines Magnets zur Ermittlung der Durchschlagsrichtung zweier Gegenörter gelehrt werden.

Erste Abtheilung. „Das Nivelliren mit dem Luftblasenniveau und die Bestimmung der Seigerteufen in Schächten und Abbauen“.

Der Hr. Verf. bedient sich schon seit einer Reihe von Jahren zn den Nivellements sowohl

über Tage als auch in der Grube eines Niveau von Breithaupt in Cassel, dann hauptsächlich für den Gebrauch in der Grube unter geeigneten Umständen eines kleineren Niveau von Mechaniker Kulle in Clausthal. Jenes hat ein Fernrohr von 15 Pariser Linien Oeffnung und 28 maliger Vergrößerung. Die Libelle giebt für 1 Par. Linie Ausschlag eine Neigung von 3,4 Secunden an. Das Fernrohr des kleineren Nivellir-Instruments vergrößert 15 Mal, die Libelle zeigt eine Neigung von 15 Secunden für 1 Par. Linie Ausschlag an. Zur Aufstellung in der Grube wird ein in das Zimmerwerk horizontal einzuschraubender massiver Arm dessen freies Ende tellerartig ausläuft mit Vortheil benutzt. Die Construction der beiden Niveaux ist wesentlich dieselbe. Um das Fernrohr sind zwei Lagerringe gelegt von denen vorausgesetzt wird dass sie genau gleichen Durchmesser haben und dass ihre Axen in ein und derselben Linie liegen. Mit dieser Axe der Lagerringe lässt man die optische Axe des Fernrohrs zusammenfallen. Stellt man die Libellenaxe dann auch mit der Axe der Ringe parallel so sind optische und Libellenaxe einander parallel und eben diesen Parallelismus soll das Instrument besitzen. Aber zur Herstellung desselben bedarf es der Lagerringe nicht, man kann diesen Parallelismus direct ohne Vermittelung der Ringe prüfen. Dadurch aber dass man die Ringe weglässt und die Libelle mit den nöthigen Correctionsschrauben fest auf dem Fernrohre anbringt, gewinnt das Niveau ungemein an Einfachheit und Sicherheit. Man ist dann auch nicht mehr in dem Masse von der vollkommenen Ausführung des Instruments abhängig, da eben diese Ringe eine ungemeine Sorgfalt in Anspruch neh-

men. Dass übrigens ein Niveau mit Ringen aus einer zuverlässigen mechanischen Werkstätte unter gewandten Händen vortreffliche Resultate liefern kann, das zeigen die angeführten Messungen des Hrn. Verf. Die Nivellirlatte ist zweckmässig eingerichtet. Bei kleineren Entfernungen liest man die Zeichenhöhe an der Latte unmittelbar durchs Fernrohr ab. Für grössere Entfernungen benutzt man die Zielscheibe deren horizontaler Durchmesser in die Visirlinie des Fernrohrs vermittle einer Schnur eingestellt wird. Die verticale Aufstellung der Latte wird an einer Dosenlibelle auf einem kurzen rechtwinklig gegen die Latte angebrachten Arm erkannt. Für den Gehülfen der die Latte aufzustellen hat ist dieser Gebrauch der Dosenlibelle lästig; der Beobachter am Fernrohr kann wohl sehen ob die Latte von der Verticalen rechts oder links abweicht, aber er kann nicht erkennen ob die Latte nach vorn oder hinten geneigt ist. Ohne die Dosenlibelle bekommt man das Minimum der Ablesung an der Latte d. h. die richtige Zeichenhöhe wenn man nach vorläufiger ruhiger Aufstellung der Latte den Durchschnittspunkt derselben mit der Visirlinie auffasst, dann die Latte in der Verticalebene der Visirlinie also nach vorn und zurück neigen lässt. Entspricht nun der notirte Durchschnittspunkt der richtigen Zeichenhöhe, so muss er bei diesem Vorund Rückwärts-Neigen stets auf einerlei Seite des Horizontalfadens im Fernrohr bleiben, diesen aber auch berühren.

In der Grube wird die Nivellirlatte nicht gebraucht. Der Hr. Verf. wendet in Strecken und Stollen ein sinnreiches Verfahren des Nivelirens an. Es sind nicht Punkte der Sohle deren Höhenunterschied bestimmt wird, sondern

Punkte der Förste. An geeigneten Stellen werden in die Förste kleine eiserne Krampen eingeschlagen in welche man einen metallenen oben mit einem Haken versehenen eingetheilten Stab einhängt. Eine 8zöllige Zielscheibe deren horizontaler Durchmesser mit einem Indexstrich an einem verticalen feiner eingetheilten Stäbchen versehen ist lässt sich an dem verticalen Stabe auf- und niederschieben und kann an jeder Stelle durch eine Pressschraube festgestellt werden. In dem horizontalen Durchmesser der Scheibe sind drei kreisrunde Oeffnungen angebracht: zwei grössere von 1 Centimeter, eine kleinere von 1,75 Millimeter Durchmesser. Vor eine der grösseren lässt sich ein Blendglas schieben. Wird nun hinter der Scheibe ein Licht gehalten so geben die hellen Oeffnungen auf dunklem Hintergrunde vortreffliche Zielpunkte für den Beobachter am Niveau-Fernrohr ab, die kleinere für geringe Entfernungen, die grösseren für weitere Abstände. Auf diese Weise erhält man die Tiefe der Niveauebene unter dem Krampen in der Förste mit grosser Schärfe und ist von den Hindernissen die auf der Grubensohle vorzukommen pflegen ganz unabhängig.

Zur Höhenbestimmung in seigern und donlägigen Schachten, die der Genauigkeit des Nivellirens entspricht, bedient sich der Hr. Verf. eines eisernen Massgestänges aus zehn 2 Lachter langen Stäben von 0,23 Lachter Zoll (6 Millimeter) starkem Eisendraht. Diese Stäbe lassen sich durch Schrauben-Muffen bis zu einer Länge von 20 Lachter mit einander verbinden. Die Muffen sind so gearbeitet, dass man das Voreinandertreten der Köpfe zweier auf einander folgenden Stäbe deutlich erkennen kann,

welches ohnehin schon durch die Schrauben an den Stabenden bewirkt wird. — Dass in den donlägigen Schachten die Höhenmessung staffelweise geschehen muss, versteht sich von selbst. Die Uebertragung der Endpunkte der einzelnen Höhen aus einer Verticalen in die andere ist hier vermittels der Hängelibelle zuverlässig ausgeführt. Nach diesem Verfahren ist im St. Elisabether Schacht wobei 67 Mal abgesetzt werden musste eine Seigerteufe aus der ersten Messung = 257,975 Lachter, aus der zweiten = 257,980 Lachter gefunden. Ebenso im Dorotheer Schacht fand sich nach 2maliger Messung wobei 43 Mal abgesetzt ist die Seigerteufe 147,049 und 147,040 Lachter.

In der zweiten Abtheilung „die Messungen mit dem Theodoliten und die damit in Verbindung stehenden Operationen“ giebt der Hr. Verf. über alle Messungen welche der Markscheider am Tage wie in der Grube, mit hauptsächlichlicher Rücksicht auf den Gebrauch des Theodoliten, auszuführen hat, genauen und gründlichen Unterricht und theilt die Ausrichtung wie Berechnung mehrer von ihm unternommener Messungen in grosser Vollständigkeit mit. Von den beiden in Anwendung gebrachten Theodoliten hat der eine, vom Mechaniker Kulle in Clausthal gelieferte einen 5zölligen Hauptkreis mit Theilung auf $\frac{1}{4}$ Grade und 2 Nonien versehen die 20 Secunden geben. Der Höhenkreis ist in $\frac{1}{8}$ Grade getheilt, hat einen Nonius der 30 Secunden ablesen lässt. Das Fernrohr vergrössert 18 Mal, um dasselbe sind zu etwaigem Nivelliren zwei Ringe gelegt auf welche eine Libelle gesetzt werden kann. Der andere Theodolit ist von Inspector Dr. Meierstein in Göttingen angefertigt. Der in $\frac{1}{4}$ Grade eingetheilte

mit 2 Nonien, die bis auf 20 Secunden ablesen lassen, versehene Hauptkreis hat 4 Zoll Durchmesser, das Fernrohr ist zur Messung auch grosser Neigungswinkel excentrisch angebracht. Der 4zöllige Höhenkreis hat nur einen Nonius. Sonst ist die Einrichtung wie bei jedem guten Theodoliten; nur die Röhrenlibelle für den Nonius des Höhenkreises fehlt beiden Instrumenten. Es ist also nicht möglich sich jeden Augenblick von der richtigen Lage des Instruments welchem ohnehin in Gruben keine sehr sichere Aufstellung verschafft werden kann, zu überzeugen. Bei feineren Höhenmessungen ist jene Röhrenlibelle unentbehrlich, auch wird man auf zwei Nonien bestehen müssen.

Für die Messungen am Tage sind ausser den bekannten Anordnungen keine besonderen Vorrichtungen nöthig, mag man von dem einen zu zum anderen Endpunkte der Messung durch ein Dreiecksnetz oder eine gebrochene Linie fortschreiten. Anders ist es in der Grube. Auf Strecken und Stollen werden die Stationspunkte nicht in der Sohle, sondern in der Förste durch eingeschlagene Krampen, von deren Mitte zum Centriren des Theodoliten sicher herabgelothet werden kann, festgelegt. Meistens ist der Gebrauch des Stativs unthunlich, der Theodolit wird also in der Regel auf eine zwischen den Wangen befestigte Pfole gesetzt. Die anzuvisirenden Signale werden in grösseren Entfernungen durch Lichtflammen sichtbar gemacht, in Entfernungen unter 30—40 Lachter ist es vortheilhafter, Lothschnüre welche in den Winkelpunkten aufgehängt sind anzuvisiren. Diese werden dadurch sichtbar gemacht, dass man hinter denselben ein von hinten beleuchtetes (Quart-) Blatt Oelpapier halten lässt. Die Loth-

schnüre erscheinen dann als scharfe dunkle Linien auf hellem Grunde. Die Stationslängen werden entweder mit dem oben erwähnten Massgestänge, oder einem zwei Lachter langen Massstabe an einer ausgespannten Schnur gemessen. Alles dieses aber erfordert in der Grube besondere Vorkehrungen, die sehr genau beschrieben sind.

Unter allen Messungen sind die Theodoliten-Messungen in Schächten unstreitig die beschwerlichsten. In der Regel benutzt man dazu die Treibschachte, in welche also an den geeigneten Stellen Standbühnen eingebaut werden müssen. Um den Theodoliten aufzustellen bedient sich der Hr. Verf. eines eisernen Arms der mit dem einen Ende in die Wangen horizontal eingeschraubt ist und am andern freien Ende tellerartig ausläuft. Dieser besonders zugerichtete Teller trägt den Theodoliten, dessen excentrisches Fernrohr in starke Neigungen nach oben und unten gebracht werden kann. Die Visirpunkte werden durch Lichtflammen hergestellt, welche an den beiden benachbarten Stationen auf eben solchen Armen ruhen und genau auf die künftigen Aufstellungspunkte des Theodoliten centriert sind. Die Visur nach der unteren Lichtflamme hat keine Schwierigkeit, aber das Visiren nach der oberen Flamme wird wegen der starken Neigung der Visirlinie ($60-80^\circ$) oft unmöglich. Um dem Uebel abzuhelpen kann man in bekannter Weise ein Glasprisma vor das Ocular setzen. Indessen benutzt der Hr. Verf. mit grösserem Vortheil den künstlichen Horizont den er aus geschwärztem Oel herstellt. Zum Schutz gegen den Luftzug, der in den Schächten sehr störend werden kann, wird der Oelhorizont mit einer Collodium Membran be-

deckt. Eine genaue Beschreibung aller dieser Einrichtungen findet sich in dem Buche. Die sölhigen Abstände der Winkelpuncte werden nicht aus flachen Längen, sondern aus den Seigerteufen und Neigungswinkeln abgeleitet.

Die Messungen am Tage werden eben so wie die Messungen in Gruben, auf Strecken und Stollen, jede für sich selbständig ausgeführt. Beide sind nun durch Anschlussmessungen mit einander zu verbinden aus denen die Lage der Linien der Gruben-Messung gegen die der Tagemessung hergeleitet werden kann. Am einfachsten macht sich dieser Anschluss wenn der Stollen zu Tage ausläuft; es braucht dann vor dem Stollen-Mundloch nur der Winkel gemessen zu werden zwischen der letzten Seite der Gruben- und der ersten Seite der Tagemessung. Eben so sicher ist der Anschluss wenn er durch zwei seigere Schachte geschehen kann. Denn nun lassen sich zwei Puncte der Tagemessung in die Grube herablotheten, wodurch man in der Grube zwei Puncte erhält, deren sohliger Abstand von einander genau dieselbe Länge und Lage besitzt, wie der Abstand der beiden entsprechenden Puncte über Tage. Der Anschluss vermittels donlägiger Schachte ist umständlicher, wegen der schwierigen Schachtmessung. Lässt er sich durch zwei Schachte ausführen, so hat man Proben der Messung, welche bei Benutzung nur eines Schachts wegfallen. Eben so unsicher ist die Benutzung nur eines seigern Schachts. Da reicht es natürlich nicht aus nur einen Tagepunct in die Grube herabzulothen; es müssen zwei Puncte sein und diese kurze Linie über dem Schacht zwischen den beiden Puncten die durch die Lothe in die Tiefe versetzt wird, muss den Anschluss zwischen der Tage- und

Grubenmessung vermitteln. Der Hr. Verf. giebt Mittel an durch deren Benutzung unter diesen schwierigen Umständen möglichste Genauigkeit zu erreichen ist. Die beigebrachten Beispiele ausgeführter Messungen sind sehr lehrreich.

Dem Vorstehenden gemäss liegt es nahe, sich nach anderen Hilfsmitteln umzusehen um die Orientirung der Linien in der Grube gegen die am Tage zu bewerkstelligen. Uebt das Gebirge keinen Einfluss auf die Magnetnadel aus so lässt sich diese zu Orientierungsmessungen benutzen, und zu zeigen mit welcher Vollkommenheit und Genauigkeit dieses geschehen kann, gehört zu den besonderen Verdiensten des Hr. Verf. Das magnetische Observatorium zu Clausthal welches mit einem Gauss'schen Magnetometer versehen ist giebt Gelegenheit die Declinations-Variationen der Magnetnadel genau nachzuweisen. Nun zeigen sich dieselben Variationen aber auch in der Grube. Gleichzeitige Beobachtungen im Observatorium zu Clausthal und an einem in der Grube 545 Meter unter Tage aufgestellten Magnetometer geben bis in das kleinste Detail die vollkommenste Uebereinstimmung im Gange der Declinations-Änderungen. Hiernach ist man also im Stande die zu verschiedenen Zeiten beobachteten Richtungen der Magnetnadel an verschiedenen Stellen über oder unter der Erde auf denselben Zeitpunkt zu reduciren. Kennt man aber die Abweichung zweier Linien von derselben Richtung der Magnetnadel, so hat man auch die Winkel zwischen beiden Linien. Die Magnetnadel kann also mit grossem Vortheil dazu benutzt werden, die Orientirung der Linien einer Grubenmessung gegen die Linien einer Tagemessung auszurichten. Freilich setzt dieses voraus, dass man ein Mittel

habe, um den Winkel zwischen einer Linie und der Richtung der Magnetnadel mit grosser Schärfe zu messen. Dieses Mittel herzustellen ist dem Hrn. Verf. vollständig gelungen. Das 1,26 Decimeter lange Magnetstäbchen ist an einem 2,4 Decimeter langen Coconfaden ohne Torsion horizontal aufgehängt und durch einen entsprechenden Kasten gegen Luftzug geschützt. Unter dem vom Beobachter abgewandten Ende dieser Magnetnadel ist eine Mire angebracht, die in der Grube durch Lampenlicht beleuchtet wird. An dem vorderen Ende befindet sich eine Sammellinse deren Brennweite dem Abstände der Mire von ihr gleichkommt. Die von der Mire auf diese Linse fallenden Strahlen werden nun so gebrochen dass sie parallel austreten. In einem auf jene Sammellinse gerichteten Fernrohr wird also die Mire scharf erscheinen. Auf diese Weise ist eine Collimatorlinie der Magnetnadel hergestellt. Das Kästchen mit der Nadel ist durch eine angemessene Vorrichtung mit dem Dreifuss des Theodoliten so verbunden, dass bei horizontaler Lage des Fernrohrs die optische Axe desselben mit der Collimatorlinie der Magnetnadel zusammenfällt, wobei es sich von selbst versteht, dass bei der Aufstellung dem Theodolit eine solche Lage ertheilt wird, dass die Nadel im Kästchen nahezu in der Richtung des Fernrohrs spielt. Die genaue Einstellung erfolgt dann durch Drehung des Hauptkreises, der nun festgestellt wird. Der Alhidadenkreis mit dem Fernrohr wird dann in die Richtung der Linie gebracht, deren Neigung gegen die Magnetnadel man wissen will. Die Ablesung giebt die Neigung der Linie gegen die Collimatorlinie der Nadel. Es ist aber auch die Einrichtung zum Umbängen der Nadel, so dass die obere Seite

derselben zur unteren wird, getroffen, wodurch man den Winkel zwischen der Collimatorlinie und der magnetischen Axe der Nadel erfährt. Die Bestimmung der Neigung einer Linie gegen die magnetische Axe der Nadel ist hierdurch auf das gewöhnliche Winkelmessen zwischen zwei Objecten zurückgeführt. Ist das Azimuth der Linie bekannt, so hat man zugleich die Declination der Magnetnadel. Da es dem Markscheider überhaupt oft nützlich ist die Mittagslinie zu kennen, sei es auch nur um seine Coordinaten darauf zu beziehen, so wird hier noch die Bestimmung des Meridians aus correspondirenden Sternhöhen und mittels des Polarsterns gelehrt. Auch die Converganz der Meridiane wird nachgewiesen.

Das im Anhang: „Anwendung eines Magnets zur Ermittlung der Durchschlagsrichtung, der Stärke des festen Mittels und Sohlenstandes zweier Gegenörter“ beschriebene von Hrn. Verf. seit länger als 23 Jahren mit grösstem Erfolg angewandte Verfahren, erfordert im Vergleich mit den sonstigen Messungen zur Verbindung zweier Gegenörter so geringe Vorkehrungen und liefert dabei eine so grosse Sicherheit, dass es, auch wegen seiner sinnreichen Anordnung, unter geeigneten Umständen nicht genug empfohlen werden kann. An dem einen der beiden Oerter, zwischen denen der Durchschlag ausgeführt werden soll, wird ein Zulege-Compass so aufgestellt, dass dessen 12te Stundenlinie mit dem magnetischen Meridian zusammenfällt. Durch einen kleinen Hülfsmagnet wird die Nadel in möglichst astatischen Zustand versetzt, damit sie der Wirkung eines entfernten Magnets möglichst frei folgen könne. An dem andern Orte wird eine Stundenscheibe eben-

falls so aufgestellt, dass deren 12te Stundenlinie mit dem magnetischen Meridian zusammenfällt. Nun sind die Stundenlinien dieser Scheibe und des Zulege-Compasses an dem andern Orte einander parallel. Auf die Stundenscheibe wird nun ein aus 4 übereinander gelegten Stabmagneten gebildeter kräftiger Magnet gelegt, durch dessen Wirkung die astatische Nadel des Zulege-Compasses eine bestimmte Richtung erhält. Ob die Nadel hinreichend astatisch ist wird durch Umlegen des einen Stabmagnets wodurch der ganze Magnet um die Hälfte geschwächt wird leicht geprüft. Die Nadel darf dadurch ihren Stand nicht ändern; thut sie es so hat sie noch Directionskraft die ihr durch angemessene Verschiebung des Hilfsmagnets vollends zu nehmen ist. Der Winkel zwischen Magnet an dem einem Orte und der Nadel an dem andern Orte ergiebt sich aus den Ablesungen an der Stundenscheibe und dem Zulege-Compass. Nun wird dem Magnet auf der Stundenscheibe die Richtung gegeben, welche die Nadel bei der ersten Lage angenommen hatte; es entsteht eine zweite Richtung der Nadel, die sich der Durchschlagsrichtung genähert hat. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt bis Magnet und Nadel auf gleicher Stundenlinie stehen. Die Linie zwischen Magnet und Nadel, also zwischen Centrum der Stundenscheibe und Centrum des Zulege-Compasses fällt nun mit der gesuchten Richtung des Zuschlages zusammen. Nach einem von Gauss angegebenen Gesetze lässt sich die Richtung der Nadel insofern sie der alleinigen Wirkung des Magnets folgt durch eine einfache geometrische Construction, also auch durch eine einfache Rechnung bestimmen. Beide hat der Hr. Verf. benutzt, und

selbst eine mechanische Vorrichtung ausfindig gemacht, welche bei gegebener Lage des Magnets und zugehöriger Richtung der Nadel ohne Weiteres die Durchschlagsrichtung darstellt. — Um die Stärke des Erdkörpers in der Durchschlagsrichtung zu ermitteln, bestimmt der Hr. Verf. ferner die Richtung eines zweiten Standorts der Stundenscheibe nach dem Mittelpunkt des Zulege-Compasses. Aus der Entfernung beider Standörter von einander und den Winkeln, welche die Richtungen nach dem Compass mit der Standlinie bilden, lässt sich die Länge des Durchschlags berechnen, wobei jedoch wegen der Kürze der Standlinie auf grosse Genauigkeit kein Anspruch gemacht werden kann. Endlich lässt sich durch den Magnet auch der Sohlenstand beider Gegenörter ermitteln. Man stellt durch den kleinern Hilfsmagneten die Nadel des Zulege-Compasses rechtwinklig gegen die Durchschlagsrichtung. An dem andern Orte wird der kräftige Magnet in verticaler Lage auf und nieder bewegt. Da wird also die Nadel sobald sie der Wirkung des einen oder des andern Pols dieses Magnets ausgesetzt ist von ihrer anfänglichen Lage abgelenkt, nimmt diese dagegen sogleich wieder an, wenn die Indifferenz-Zone des Magnets mit der Nadel des Zulege-Compasses in gleicher Horizontalebene liegt. Auf ein gegebenes Zeichen wird der Magnet in diesem Augenblick angehalten. Aus dem jetzigen verticalen Abstände der Mitte des Magnets von der Sohle und des Zulege-Compasses von der Sohle des Gegenortes ergibt sich die Lage beider Sohlen gegen einander, jedoch wie leicht zu erachten mit nicht grosser Zuverlässigkeit.

Die vorstehende Anzeige giebt zur Genüge die Reichhaltigkeit des Werks zu erkennen, wel-

ches neben der gründlichen und klaren Darstellung seines Gegenstandes noch dadurch besonderen Werth hat, dass es den Hergang wirklich ausgeführter Messungen sowie deren Berechnung als erläuternde Beispiele in grosser Vollständigkeit mittheilt.

U.

Erhard Schnepff, Der Reformator in Schwaben, Nassau, Hessen und Thüringen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Julius Hartmann, Stadtpfarrer in Widdern. Tübingen Osiander 1870. 174 S.

Wer dem Gange der neueren Deutschen Geschichtschreibung aufmerksamer gefolgt ist, wird sich der Beobachtung nicht verschliessen können, wie sehr sie seit einigen Decennien biographische Darstellungen aus dem Zeitalter der Reformation zu einem Lieblingsthema zu machen scheint. Es ist, als wäre sie bemüht, das Bild, welches Ranke in seiner »Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation« von dieser Epoche entworfen hat, bis in die kleinsten Züge auszuführen, und in der That mag der tiefgreifende Einfluss, den ein klassisches Werk, wie das genannte, ausüben muss, die besondere Pflege erklären, deren sich dieser Theil unsrer Wissenschaft zu erfreuen hat.

Erst kürzlich sind in diesem Organe (1868 St. 39 und St. 42) zwei Arbeiten besprochen worden, welche sich mit Petrus Mosellanus und Jakob Wimpheling beschäftigten. Muss man diese beiden zu der Klasse der Neuerer auf philologisch-humanistischem Gebiet rechnen, so steht Erhard Schnepff, als ein Kämpfer auf theolo-

gisch-reformatorischen Boden, unter den ersten in seiner eigenthümlichen Bedeutung. Man muss es dem Verf. sehr Dank wissen, dass er sich entschlossen hat, einen Abschnitt aus dem Leben seines berühmten Landsmannes, den die Jahrbücher für Deutsche Theologie XII, 4. S. 698 ff. bereits enthielten, zu einem umfassenden biographischen Werke zu erweitern, eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten mit Geschick gelöst sind. Dass Schnepff so vielfach den Schauplatz seiner Thätigkeit gewechselt hat, erschwert eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens schon ungemein, sodann aber giebt dem Stoffe eine besondere Sprödigkeit die dem Autor unerlässliche Aufgabe, das ganze Gewirre dogmatischer Controversen darzulegen, in die sein Held gegen Ende seines Lebens verwickelt wurde.

Der Verf. hat alles gethan, um von den Quellen, die sich ihm boten, einen möglichst ausgiebigen Gebrauch zu machen. Ausser den Schriften des Mannes selbst und vielfachem gedrucktem Material, bot sich urkundliche Unterstützung vorzüglich aus dem Sächs. Ern. Ges. Archiv zu Weimar, auf dessen Schätzen nun schon so manche wissenschaftliche Leistung beruht.

Sonderbar ist, dass in Heilbronn nähere urkundliche Nachrichten umsonst erfragt werden. Hier ist Schnepff 1495 geboren. Genauer verfolgen lässt sich sein Leben erst von seinen Studienjahren an, die er in Erfurt und Heidelberg in der Beschäftigung vorzüglich mit der philosophischen und juristischen Wissenschaft mit Genossen wie Billikan, Brenz, Stumpf, lernend und lehrend verbrachte. Erst Luthers Aufenthalt in Heidelberg 1518 mag den Jüng-

ling in dem Eifer seiner theologischen Studien bestärkt haben. Schnepff und die ihm selbst verwandten Freunde eilten zu dem verehrten Manne in die Herberge, um sich noch an seinem mündlichen Unterricht zu erfreuen.

Für Schnepff begann nun eine Art Wanderleben, das der Ausbreitung der reformatorischen Lehren nur zu Gute kam. Nach zweijährigem Aufenthalt in Weinsberg, vermuthlich in der Stellung eines Predigers, fand er, von dort durch die Oesterreichische Regierung verdrängt, auf der Burg Guttenberg unter dem Schutze Dietrichs von Gemmingen ein Unterkommen, sodann 1524 erhielt er die Predigerstelle in Wimpfen, wo er zur Zeit des Bauernkrieges von den Aufständischen als Feld-Prädikant beehrt, nur durch schleunige Verheirathung sich den dringenden Forderungen dieser Schaaren entziehen konnte. Das sog. *syngamma Sueuicum* von Brenz ist ein Erzeugnis der Besprechungen jener sich benachbarten Freunde, unter denen Schnepff eine der ersten Stellen einnahm, und zugleich eine deutliche Demonstration gegen den Zwinglianismus.

Indes Schnepff wurde Schwaben bald (1526) durch einen Ruf nach dem Nassauischen Weilburg entzogen, wo er als Lehrer wie als Prediger bedeutende Erfolge erzielte, bis ihn die ihm angetragene Marburger Professur 1528 zugleich der Bedrängung zahlreicher Widersacher entzog und einem neuen Wirkungskreise zuführte. Durch die Zwinglische Richtung des Landgrafen und Lamberts häufig verletzt, wusste er sich doch bei wichtigen Verhandlungen seinen ganzen Einfluss zu wahren, nur dass er bei dem Marburger Religionsgespräche, wie die meisten seiner Collegen eine passive Rolle spielte. Da-

gegen an den Verhandlungen auf dem grossen Reichstag in Augsburg hat er sich lebhaft, mehrfach in Opposition gegen Melanchthon, theiligt.

Seine Hauptwirksamkeit begann nun aber vom Jahre 1534 an, da er dem wiedereingesetzten Herzog Ulrich von Württemberg neben dem Zwinglischen Ambrosius Blarer als Reformator Lutherischer Richtung gegeben wurde und nun »der württembergischen Kirche ihr unionistisches Gepräge für Jahrhunderte« verlieh.

So schwierig von Anfang an Schnepff's Mission erschien, so unerfreulich gestaltete sich auf die Dauer sein Verhältniss zu Blarer. Man mochte sich bei der Theilung der Geschäfte möglichst gut auseinanderzusetzen, in der Abendmahlsfrage augenblicklich zu einigen suchen, Butzers geschickte Hand mochte vermitteln, der Herzog selbst einmal nach einem scheinbaren Abschluss der dogmatischen Streitigkeit vor Freude aufspringen und ausrufen: »Ich will dess Zeuge sein, das walte Gott! Es soll eine gute Stunde sein, dabei soll's bleiben.« Endlich musste es bei so energischen Gegensätzen doch ein Mal zum Bruch kommen. Dieser erfolgte bei Gelegenheit des sog. Uracher Götzentages, auf welchem über die Bilder in den Kirchen in einer Weise verhandelt wurde, die der interessanten und häufig behandelten Frage über das Verhältniss der Reformation zur Kunst einiges neue Material zuführen könnte. In diese Periode fällt ein grosser Theil derjenigen Schriften Schnepffs, die für das praktische Leben berechnet waren, als eine Kirchenordnung, Eheordnung, Klosterordnung u. s. w. In dieser Zeit stammen eben kirchliche, polizeiliche, jurisdiktionelle Vorschriften oft aus einer und derselben theologi-

schen Hand. Zu Einzelnem, auf das näher einzugehen hier nicht der Ort ist, wie z. B. die Neuerung im Kloster Herrenalb liesse sich vielleicht im G. L. Archiv zu Karlsruhe noch Nachträgliches finden. Sodann verdient noch Schnepff's scharfes und muthvolles Gutachten über die Doppelhehe Philipps von Hessen hervorgehoben zu werden.

Nachdem Blarer seinen Abschied erhalten hatte, empfing Schnepff ein Amt als Professor der Theologie und als Pfarrer in Tübingen. Seine Besoldung bestand in 160 Gulden, und der fast funfzigjährige Magister wurde, weil die Statuten es so wollten, erst noch gezwungen, Doktor zu werden. Seiner segensreichen Lehrthätigkeit an diesem Orte machte der unerwartete Ausgang des Schmalkaldischen Krieges, die Besetzung der Stadt durch kaiserliche Truppen, endlich der Zwang des Interim, dem sich der charakterfeste Mann nicht fügen wollte, ein trauriges Ende.

Melanchthon reichte dem Vertriebenen die Hand. Verschiedene Vorschläge zur Versorgung des Verbannten tauchen auf und werden wieder verworfen, endlich empfängt er eine Professur in Jena, der von Johann Friedrichs Söhnen gegründeten wissenschaftlichen Pflanzstätte. Er erhielt zunächst die Professur des Hebräischen und begann seine Thätigkeit in der neuen Stellung mit einer Rede über den Nutzen der hebräischen Sprache. Man erstaunt zu hören, dass er alsbald in dieser Disciplin 60 Zuhörer, (von etwa 200 Studenten, die im Ganzen die Hochschule besuchten), um seinen Lehrstuhl versammelte. Die Geigersche Schrift über das Studium der Hebräischen Sprache in Deutschland vom Ende des XV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts

wird durch diese Nachricht eine kleine Bereicherung erhalten, wie sie andererseits die Thatsache selbst zu erklären geeignet ist. Ueberhaupt wäre dort über Schnepffs Bemühungen für dieses damals erblühende Studium Einiges nachzutragen. Ungewiss zwar bleibt, ob er ein Schüler des bekannten Matthäus Adrianus, (Hartmann S. 4 nennt ihn irrthümlich Adriani), gewesen ist, gewiss aber ist, dass er auf Guttenberg von dem nachmaligem Hofprediger Herzogs Ulrich, M. Kaspar Gräter, der nach Brenz' Zeugnis das Hebräische besser verstand als viele gelehrte Juden, gründlichen Unterricht in dieser Sprache empfing und in Weilburg 1527 oder 1528, nach dem Bericht des Daniel Gräser, etlichen jungen Stiftsherren »in Hebraeis grammaticam Münsteri sammt den proverbüs Salomonis vorgelesen« hat. Uebrigens kann die hier erwähnte grammatica Münsteri nicht jenes ausführliche Werk (*Grammatica hebraica absoluta*) sein, welches nach Geiger a. a. O. S. 85 in erster Auflage erst 1542 in Basel erschien, vielleicht dass die *tabula omnium hebraicarum conjugationum etc.* darunter verstanden ist.

Aus der Jenenser Epoche des Reformators wird uns mancher kleine kulturhistorische Zug vorgeführt, so z. B., dass er, der Schwabe, sich beklagt, er könne mit seinem Gesinde das Bier nicht gewohnt werden, (später klagt er über »*annona cara, metalla rara, cerevisia amara*«), und daher eine Weinzulage von acht Eimern aus dem fürstlichen Keller erhält. Ernster stimmt der Einblick, den man in die damaligen Pressverhältnisse überhaupt und die der Deutschen Gelehrten insbesondere zu werfen Gelegenheit hat.

Der Herzog Johann Friedrich der Mittlere verlangt bei Gelegenheit einer Disputation, die

Schnepff halten wollte, dass nichts ohne Censur gedruckt und die Arbeit vorher dem Bischof Amsdorf zur Einsicht mitgetheilt werde. Menius muss später versprechen, nichts ohne herzogliche Erlaubniss drucken zu lassen, der bereits begonnene Druck einer Schrift wird inhibirt, Schnepff selbst kannte als theologischer Censor keine Milde. Dies zeigt sich namentlich, als er des Erasmus Sarcerius »Buch vom Ehestand« zu prüfen hatte, in welchem, beiläufig bemerkt, dasselbe Thema berührt wird, das ein Jahrhundert später John Milton mit mehr Wärme und Geschick wieder aufnahm.

Den grössten Raum in der Schilderung der letzten Jahre des nach Jena verschlagenen Schwaben nehmen aber, wie billig, die religiösen Händel ein.

Diese kurze Anzeige kann sich unmöglich die Aufgabe stellen, den verwickelten Gang dieser hitzigen Streitigkeiten zu verfolgen. Hartmanns Darstellung ein wenig über die biographische Aufgabe hinausgehend, ist klar, und das gedrängte Bild, das er von diesen unliebsamen Kampfszenen entwirft, in denen Melanchthon, Menius, Osiander, Major, Amsdorf, Flacius die ersten Rollen spielen, behält neben der breiteren Darstellung in Döllingers Reformation u. a. seine volle Berechtigung.

Schnepff, dessen Natur von der »Amsdorf-Flacianischen rabies« nichts an sich hatte, erlebte in Folge der wachsenden Erbitterung auf Seiten aller Kämpfenden trübe Tage.

Majors Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit bekämpfte er gleich anfangs und gerieth darüber alsbald mit Menius in Streitigkeiten, ohne doch in die fanatischen Ausbrüche seiner Parteigenossen einzustimmen, im Gegentheil in energischer Opposi-

tion gegen die blinde Wuth der Ketzerrichter. Dagegen den alten Freund Oekolampad wirft er bei Gelegenheit des Streites über die Abendmahlslehre mit den »*petulantia et ambitiora ingenia, corruptores scripturae*« in eine Klasse. Am Wormser Gespräche betheiligte er sich 1557 unter dem Druck von Flacius' Einfluss, aber das Verhältniß zu diesem, zumal nachdem er in Jena festen Fuss gefasst hatte, wurde ein immer weniger erfreuliches. — Der Tod entzog den 1. Nov. 1558 den müden Greis diesen Kämpfen, in denen seine beachtenswerthen Worte nur zu wenig beherzigt wurden: »Denn wir ja alle Menschen und nicht Engel sind, ist derhalben nichts menschlicheres, denn straucheln und anstossen, irren und fehlen, darum zum höchsten von nöthen, solche Unterredung mit einander zu halten und einander zu berichten, damit allerdings Späne und Irrung aus dem Wege zu thun.«

Genau so wie Melanchthons *oratio continens historiam Joannis Capnionis Phorcensis* eine Quelle für das Leben Reuchlin's bildet, so setzt sich aus einer akademischen Gedächtnisrede des Professors Johannes Rosa ein Charakterbild seines Freundes und Lehrers Schnepff zusammen, mit dessen Wiedergabe der Verf. ganz passend sein Werk beendet. — Ref. möchte sich, anknüpfend an das anfangs Gesagte, noch eine allgemeinere Bemerkung gestatten, zu der die vorliegende Arbeit veranlasst. Es ist sicher ein naturgemässer Zug, der den Historiker einer Epoche, in welcher die religiösen Impulse überwiegen, zur Betrachtung vornämlich jener Männer führt, welche als die Vertreter dieses kirchlichen Elements in der damaligen Geistesströmung betrachtet werden können. Aber es hiesse

doch dem Fehler grosser Einseitigkeit verfallen, wenn man es vernachlässigen wollte, die Träger der politischen und socialen Gedanken, welche die Zeit bewegten, ja in gewissen Augenblicken bis in's Tiefste erschütterten, in ihrem Werden und Wachsen in's Auge zu fassen. Wie viel auf diesem Gebiete noch zu leisten sein mag, dafür seien als naheliegende Beispiele nur erwähnt, dass eine genügende Lebensbeschreibung des Eberlin von Günzburg noch vermisst wird, dass die überaus interessante Gestalt des Balthasar Hubmaier wohl von der Slavischen Historiographie (Dr. Frant. Xaver Hošek: Balthasar Hubmaier a počátkové novokřesťanství na Moravě V Brně 1867), nicht aber von der Deutschen genügend beleuchtet ist, da man Heinrich Schreibers schätzbare Arbeit in dem Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland leider ein Fragment nennen muss, vor allem aber, dass Thomas Münzer's Biographie von Seidemann, die ihrerseits viel neues Material beigebracht und gut verarbeitet hat, jetzt bereits veraltet und nach zahlreichen Publikationen, namentlich denen des Thüringisch Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums (Band XII) einer Ergänzung sehr benöthigt worden ist.

Karlsruhe.

Alfred Stern.

Oertel, J. R., Pfr. zu Gross-Storkwitz: Staat, Kirche und Schule in den ihrer Natur gemässen rechtlichen Verhältnissen. Zur Orientirung über die Fragen der Gegenwart. Leipzig, Paul Kormann, 1870 (47 S.).

Eine kleine Schrift, die zur Richtigstellung

der im Titel genannten Verhältnisse einen Beitrag liefern will und der man zugestehen muss, dass sie dies auch im Allgemeinen in klarer und sachgemässer Weise thut für solche Zustände, in denen die kirchlichen Verhältnisse so einfach sind, dass sie eine reine Lösung verstaten. Nicht bloss dürfte das als richtig anerkannt werden, was der Verf. von dem Wesen der Volksschule sagt, dass sie keine Gesellschaft, wie der Staat und die Kirche, sondern eine Anstalt sei und dass eben desshalb von einer »Selbständigkeit« der Schule neben Staat und Kirche nicht eigentlich geredet werden könne, vielmehr es sich immer frage, von welcher dieser beiden Gesellschaften sie abhängig sein müsse, sondern auch das, dass der Religionsunterricht nicht aus der Volksschule verbannt werden dürfe, und selbst, dass es nicht möglich sei, einen rein confessionslosen Unterricht zu geben, in so fern die eigene Confession des Lehrers demselben doch immer seine bestimmte Färbung verleihen werde. Eben so kann man nicht läugnen, dass die Kirche, sobald man unter ihr die Gesellschaft der auf dem gleichen Glaubensgrunde stehenden Christen, also die christliche Gemeinde versteht, auch ein Recht hat, zu verlangen, dass die für ihre Kinder errichtete Schule auch ihren Interessen Rechnung trage, und dass sie eben deshalb sich auch ihrer Mitbetheiligung an der Aufsicht über diese Anstalt nicht begeben könne und dürfe. Nach dem Verf. ist das normale Verhältniss dies, dass die Schule weder Staats- noch Kirchenanstalt allein ist, sondern vielmehr Beides und dass eben deshalb hier auch beide Gemeinschaften zu concurriren haben, und auch wir sind keineswegs der Meinung, dass dies nicht der Fall sei,

auch wir möchten einem Hinausweisen der christlichen Gemeinde aus der Schule eben so wenig das Wort reden, wie einer Lahmlegung des Staates in seinem Rechte der Schule gegenüber. Ausdrücklich gestehen wir dem Verf. zu, dass er im Allgemeinen mit seiner Darstellung des Verhältnisses, wie es sein sollte, Recht hat, d. h. eben da, wo es sich so rein nur um die Berechtigung von Staat und Kirche im Allgemeinen handelt und die Zustände so sind, dass auch keine anderen Fragen weiter in Betracht zu ziehen sind.

Aber eben das ist auch der Fehler seiner Darstellung, dass er die so ungeheuer complicirten kirchlichen Verhältnisse, wie sie unsre Zeit zeigt, nicht eingehender berücksichtigt und eben nur Zustände im Auge hat, wo diese so im höchsten Grade einfach sind, dass kirchliche und bürgerliche Gemeinde sich decken, und eben so, dass er auch anderen unvermeidlichen Fragen aus dem Wege geht, die aber bei einer »sachgemässen« Ordnung der hier in Rede stehenden Verhältnisse auch mit berücksichtigt werden müssten. Der Verf. redet, um nur das anzuführen, dem confessionellen Religionsunterrichte in der Volksschule das Wort und meint, dass ein Religionsunterricht, der von der Confession des Lehrers nicht seine Färbung empfangt, nicht denkbar sei, immer würde der Unterricht doch entweder im Sinne der protestantischen oder der römischen Kirche ertheilt werden müssen. Aber wie richtig das auch im Allgemeinen ist, ist es, so bloss allgemein ausgedrückt, nicht doch oberflächlich und höchst missverständlich? Was versteht der Verf. unter confessionell - protestantischem Religionsunterricht? Einen solchen, der im Geiste des Protestantismus und des evangelischen Christen-

thums ertheilt wird, ohne an den Buchstaben der Lehrschriften unserer Kirche aus dem 16. Jahrhundert sich zu binden? oder einen solchen, der eben die Theologie jener Zeit, die in diesen Lehrschriften enthalten ist, und nur diese vorträgt, ohne von den fortgeschrittenen Erkenntnissen unsrer Tage, sei es auf theologischem Gebiete, sei es auf dem anderer Wissenschaften, Notiz zu nehmen? Davon sagt der Verf. Nichts, und — doch meinen wir, es sei bei seinen Erörterungen nothwendig gewesen, auch auf diesen Gegenstand sich einzulassen und es hange sogar zum Theil wenigstens die Möglichkeit, den wünschenswerthen Einfluss der Kirche auf die Schule zu bewahren, mit von einer Entscheidung über diese Frage ab. Ist es doch nicht bloss das »Unchristenthum« unsrer Tage, Materialismus und Atheismus, was sein Bedenken gegen die fernere Leitung der Schule durch die Kirche erhoben hat, sondern vielmehr eine Richtung, die, auf dem Boden des protestantischen Christenthums stehend, doch jenem engen Confessionalismus entwachsen ist und — ihm deshalb die Schule entzogen wissen will.

Eben so möchte man wünschen, dass der Verf. sich darauf eingelassen hätte, zu erwägen, in welcher Art denn nun die kirchliche Gesellschaft, die ja jetzt, wie er anerkennt, eine verfassungsmässige Organisation erlangt hat, sich an der Leitung des Schulwesens zu betheiligen habe. Er stellt Erörterungen darüber an, ob nicht doch der Pastor als ein »sachverständiger« Schulinspector zu betrachten sei, ob nicht der Staat am Ende auch nach wie vor sein Aufsichtsrecht durch die kirchlichen Beamten mit ausüben lassen könne u. dgl., er stellt dar, wie die kirchlichen Beamten durch die bisher unter ihrer Aufsicht und Leitung erzielten an-

erkennenswerthen Erfolge sich als qualificirt ausgewiesen hätten, und gewiss sind Behauptungen, wie die, dass die »Geistlichen« im Allgemeinen nicht qualificirt seien, so, wie sie oft hingestellt werden, unbegründet, gewiss hat der Verf. Recht, wenn er solche Beschuldigungen zurückweist; aber doch — hätte er nicht, nachdem die evangelische Kirche auch in seiner Heimath jetzt endlich eine Gestalt als organisirte Gemeinde empfangen hat, näher darauf eingehen müssen, wie nun auch diese Gemeinde die der Kirche an der Schule zustehenden Rechte mit auszuüben habe, anstatt dass er sie ignorirt und lediglich, nach Massgabe des früheren Zustandes, von den Pastoren als »Schulinspectoren« redet? Wir meinen, zu einer gesunden und befriedigenden Lösung der hier gestellten Aufgabe komme es gar sehr darauf an, den Gemeinden auch da eine Sphäre der Mitthätigkeit zu schaffen, ja, eben daran hänge zum guten Theile die Möglichkeit der Lösung überhaupt, und der Verf. habe auch auf diese Erörterung eintreten müssen. Es ist nicht genug, im Allgemeinen zu sagen: »die Kirche muss bei der Aufsicht und Leitung der Schule mit betheiligt sein«, und dies aus dem Wesen und der Stellung der Kirche in der Gesamtheit des Volkslebens nachzuweisen, sondern es kommt darauf an, auch klar zu stellen, in welcher Weise und durch welche kirchlichen Elemente dies Recht zu üben sei, und da dürfte die Gemeinde kaum zu umgehen sein, da dürfte sich aber auch leicht ergeben, dass, wenn sie mit in die Betheiligung hinein gezogen würde, gerade dadurch manche Schwierigkeiten gehoben werden könnten.

Endlich hat es der Verf. auch unterlassen, eingehend zu erörtern, wie es denn nun werden soll, wenn eine confessionell sehr gemischte

Bevölkerung vorhanden ist und doch — die Einheit des staatlichen Bewusstseins derselben und überhaupt alle sonstigen Verhältnisse nach einem einheitlichen Schulwesen drängen. Geleugnet kann nicht werden, dass das Bewusstsein unseres Volkes über die confessionelle Zerklüftung wirklich hinaus verlangt und dass auch bereits eine Einheit vorhanden ist, wie in dem staatlichen Bande, das uns umschliesst, so auch in der allgemeinen Bildung, an der wir Alle Theil haben. Daraus geht dann das Bedürfniss einer einheitlichen Schule hervor, die man sich um der confessionellen Trennung willen nicht nehmen lassen will. Wie nun aber da? Es würde doch gut gewesen sein, wenn der Verf. auch solche Verhältnisse näher in's Auge gefasst und Klarheit darüber zu erlangen gesucht hätte, wie schwer es ist, ihnen bloss ablehnend gegenüber zu stehen, zumal sie doch auch eine Berechtigung für sich haben. Die hier sich mehr und mehr erhebenden Schwierigkeiten hätten doch eine gründlichere Berücksichtigung verdient, als der Verf. sie ihnen hat zu Theil werden lassen, und wohl würde es dankenswerth gewesen sein, wäre ausführlich dargestellt worden, wie unter solchen Verhältnissen die Einrichtung müsste beschaffen sein, wenn durch sie allen berechtigten Interessen Rechnung getragen werden sollte. Die Schwierigkeiten, welche hier eine Lösung fordern, beginnen doch eigentlich erst da, wo die kirchlichen Verhältnisse verwickelte werden, nicht aber, wo es sich darum handelt, die Schulangelegenheiten einer Bevölkerung zu ordnen, in welcher kirchliche und und bürgerliche Gemeinde zusammen fallen und die eine und dieselbe Bekenntniskirche allein zu berücksichtigen ist.

F. Brandes.

Liber diurnus — — publié par Eugène de Rozière. Supplement. Paris 1869. S. 433—519 in Octav.

Der 1869 St. 50 angezeigten Ausgabe des wichtigen Formelbuchs der päpstlichen Kanzlei hat Hr. von Rozière ein Supplement nachfolgen lassen, das besonders dadurch veranlasst ist, dass er nachträglich ein Exemplar der Ausgabe Garniers in der Bibliothek St. Geneviève zu Paris entdeckte, in dem jener frühere Editor seinen Anmerkungen nicht unbedeutende Zusätze, ausserdem aber eine längere Abhandlung zur Vertheidigung des Liber diurnus gegen die Angriffe des Römers Francesco Marchesi hinzugefügt hat: die letzte ohne Zweifel zur Veröffentlichung bestimmt, scheint nur, weil Garnier kurz nach ihrer Abfassung starb, ungedruckt geblieben zu sein. Hr. de Rozière hat jetzt, ebenso wie früher die lange nur als Handschrift bewahrten Arbeiten Baluzes, auch diese für die Geschichte des Liber diurnus nicht unwichtige Abhandlung ans Licht treten lassen. Ausserdem sind die nachträglichen Anmerkungen Garniers hier mitgetheilt worden, und zugleich die Gelegenheit benutzt, einige andere Zusätze und Berichtigungen zu der Ausgabe zu machen. Unter jenen befindet sich auch eine, allerdings nicht eben sehr wichtige, dem Appendix einzureihende Formel aus einem Codex der Vaticanischen Bibliothek. Den Schluss bildet eine früher wohl vermisste Table des matières, die über den reichen Inhalt des ganzen Bandes Auskunft giebt. G. Waitz.

Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Erster Theil. Die Einleitung in das A. T. und in die Bibelsammlung überhaupt enthaltend. Neu

bearbeitet von Dr. Eberhard Schrader (jetzt Professor der Theologie zu Giessen). Achte Ausgabe. Mit einer Schrifttafel und Registern. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer, 1869. XXIV und 621 S. in 8.

Es macht auf den Unterz. einen eigenthümlichen Eindruck dass er im J. 1829 von einem damals an hiesiger Universität lehrenden Freunde de Wette's eine der ersten Ausgaben dieses Lehrbuches in den Gel. Anz. zu beurtheilen gebeten wurde (vgl. den Jahrgang 1829 S. 1126 ff.), und nun nach so langer Zeit diese gänzlich umgearbeitete und nach ganz neuen Grundsätzen vermehrte Ausgabe desselben hier ebenfalls anzuzeigen veranlasst wird. Damals war die gesammte zu ihrer höheren Vollendung und Sicherheit aufstrebende Wissenschaft welcher auch dieses de Wettische Lehrbuch dienen soll, zwar schon in ihrer vollen Arbeit begriffen, aber von den herrschenden Schulen noch wenig beachtet und richtig geschätzt. Jetzt ist sie in allen wesentlichen Dingen zur Herrschaft gekommen: ein Zeugniß davon giebt auch die Nothwendigkeit in welche man sich versetzt sah jenes Lehrbuch, wenn es heute noch den Bedürfnissen der Zeit genügen sollte, einer fast alles durchdringenden Verbesserung und Umgestaltung zu unterwerfen. Denn so kann man in der Kürze die Eigenthümlichkeit dieser neuesten Ausgabe bezeichnen.

Dass de Wettische Lehrbücher noch jetzt nach mehr als 20 Jahren seit des Verf. Tode vielfach in neuen Ausgaben erscheinen, erklärt sich zwar auf der einen Seite daraus dass kurze an Inhalt höchst zusammengedrückte mit Bücherrückweisen Zahlen und ähnlichem Beiwerke reichlich versehene Lehrbücher überhaupt leicht noch längere Zeiten vielgesucht bleiben, auch nachdem die Wissenschaft selbst in vielen der wichtigsten Stücke viel weiter vorgerückt ist. Von der andern aber muss man hier auf die vielerlei äusserst ernst gemeinten und doch sehr verkehrten Bestrebungen hinblicken welche von den der de Wettischen Richtung gerade entgegengesetzten Gelehrten unserer Zeit ausgingen. Wenn die »Einleitung in das A. T.« von dem früher in Russland angestellt gewesenem Dr. Keil und ähnliche Werke, trotzdem dass sie um bloss vermeintlich fromme Ansichten und Gedanken zu schützen die strengere Wissenschaft verachten und verdächtigen, dennoch bei dem verwirrten Parteiwesen unserer Zeit so hoch geschätzt und eifrig aufgesucht werden konnten, so erklärt sich leicht wie nun so viele andere Männer wenn auch so oft nur in einem dun-

keln Gefühle der Unbefriedigtheit von dieser mächtig gewordenen Richtung desto entschiedener zu den älteren Werken sich zurückwenden in welchen sie eine freie Rede und eine freie Untersuchung der Dinge zu finden meinen. Aeltere Bücher werden in solchen verwirrten Zeiten trotz aller ihrer immer klarer durchscheinenden Mängel zu Fahnenzeichen und Glaubenszeugnissen; und hätte der Verleger dieses Lehrbuch auch nur wie es zuletzt war neu abdrucken lassen, so würde es wohl noch immer manche Leser gefunden haben.

Er hat sich indessen eines anderen versehen; und zum Vortheile der fortgeschrittenen Wissenschaft ist diese neue Ausgabe in die Hände eines jüngeren Gelehrten gefallen welcher das Werk sehr stark umgestaltet hat. Dieser hat nun aber nicht bloss auf viele der jetzt gewonnenen neueren Erkenntnisse eine nähere Rücksicht genommen, sondern auch so manche Fehler in Rückweisen und Zahlen welche sich in die früheren Ausgaben immer ungestörter und sicherer eingeschlichen hatten, mit unverdrossenem Eifer zu tilgen sich bemühet. Er hat dazu einige wichtige Abschnitte, welche in einem solchen Werke nicht ausgelassen werden sollten und die de Wette dennoch immer übersehen hatte, ganz neu ergänzt, und den allgemeinen Nutzen des Werkes dadurch bedeutend erhöht.

Hat das Werk dennoch auch in dieser neuen und viel vortheilhafteren Gestalt seine Mängel, so erklärt sich dies theils dadurch dass ein altes Werk doch nie ein wahrhaft neues werden kann und sein Umbildner doch immer von seiner Urgestalt sehr vieles beibehalten wird was in einem wirklich neuen Werke von vorne an sogleich ganz anders sich gestalten könnte. Theils aber ermüdet die Arbeit des blossen Umbildens auch von selbst leichter, und der Umbildner lässt manches von dem Stoffe des alten scheinbar längst bewährten Werkes wenig oder ganz unverändert stehen was er sonst vielleicht doch anders gestellt haben würde. Letzteres sehen wir hier besonders bei den Apokryphen: schon de Wette hatte diese sehr stiefmütterlich behandelt und kaum von irgendeinem *Apocryphon* sich eine genügende Erkenntniss erworben; hier wäre also vieles von vorne an völlig umzuändern gewesen, nur nicht in der Weise wie der neue Herausgeber hier nach der grundlosen Vermuthung eines neuern Gelehrten das B. Judith in die Zeiten Trajan's versetzen will. Doch wir wollten in dieser Anzeige nicht in den einzelnen Inhalt des Werkes näher eingehen, und sind zufrieden dass es jetzt vielfach verbessert und an nicht wenigen Stellen nützlich vermehrt neu erscheint.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 18.

4. Mai 1870.

Das Sendschreiben an die Hebräer und Jakobos' Rundschreiben übersetzt und erklärt von H. Ewald. Anhang zur Erklärung der Sendschreiben des Apostels Paulus. Göttingen, Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1870. — VIII und 231 S. in 8.

Man sollte wol meinen das sichere und fruchtbare Verständniss der einzelnen Bücher des Neuen Testaments habe in unsern Tagen und wenigstens in Deutschen Ländern weit bedeutendere Fortschritte gemacht als das der Alttestamentlichen. Es scheint ja verhältnissmässig viel leichter zu sein; und dazu sind in neueren Zeiten die Bücher des Neuen Testaments theils in grossen Sammelwerken theils in Einzelschriften so beinahe unabsehbar häufig erklärt dass auch deshalb das vollkommne Verständniss der Alttestamentlichen dahinter weit zurückgeblieben zu sein scheinen muss. In der That aber ist dies keineswegs der Fall, aus Ursachen welche hier kaum hinreichend deutlich in der Kürze entwickelt werden können. Da der

Unterz. dies immer sehr bedauerte, so wollte er seine früheren Arbeiten über die einzelnen Bücher des Neuen Testaments schon seit 1862 fortsetzen, ist aber wegen anderer Beschäftigungen erst jetzt dazu gekommen hier eine Fortsetzung veröffentlichen zu können. Die beiden hier erläuterten Bücher hängen in vieler Hinsicht mit den ursprünglichen Sendschreiben des Apostels Paulus näher zusammen, wiewohl der Hebräerbrief in einer ganz anderen Weise als das Rundschreiben Jakobos'; und so erscheinen sie hier als ein Anhang zur Erklärung der Sendschreiben des grossen Apostels.

In einem oder zwei anderen Bänden hofft der Unterz. nun allen den noch übrigen Neutestamentlichen Büchern die gleiche Sorgfalt widmen zu können: und man wird dann vollständig übersehen in welchem früher ganz unerwarteten schöneren Lichte alle diese Bücher auch rein künstlerisch und schriftstellerisch betrachtet uns Späteren wieder vor die Augen treten. Dass aber auch der innere Werth ihres Inhaltes selbst erst in solcher Weise vollkommen richtig geschätzt und sicher angewandt werden kann, hat die Erfahrung jetzt längst gelehrt; und auch die beiden hier erläuterten können dasselbe hinreichend beweisen.

H. E.

Die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrhundert vor Christus) erklärt von Theodor Nöldeke. Mit einer lithographischen Tafel. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung. 1870. — VII und 38 S. in Octav und 1 Tafel in Folio.

In dieser Schrift habe ich die schnell zu

grosser Berühmtheit gelangte moabitische Inschrift in gedrängter Kürze, aber möglichst eingehend erklärt. Ich habe dabei namentlich die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse deutlich zu machen und die einzelnen Orte, die in der Inschrift erwähnt werden, geographisch zu bestimmen gesucht. Auch die Sprache und der Schriftcharacter des Monuments werden natürlich besprochen.

Meine Schrift beruht auf der zweiten wesentlich verbesserten und vermehrten Abbildung Ganneau's, welche in der beigegebenen Steindrucktafel wiedergegeben wird. Ich hatte es allerdings gewagt, schon auf Grund des ersten Facsimile's eine Abhandlung über den Stein Mesa's zu schreiben, habe aber in dieser alle nach Veröffentlichung des zweiten Facsimile's nöthig erscheinenden Abänderungen getroffen und sie theilweise völlig umgearbeitet.

Bei dem regen Interesse, welches die Inschrift aller Orten erweckt hat, ist schon eine Reihe kleinerer und grösserer Arbeiten darüber veröffentlicht. Sehr bedauern muss ich, dass mir von diesen zwei zu spät zuzugingen, als dass ich sie noch hätte benutzen können. Die eine ist das Oster-Programm der Universität Halle: »die Siegestsäule Mesa's von Konstantin Schlottmann« (ohne Facsimile). Der Verfasser kannte nur die erste Abbildung. Die scharfsinnigen Vermuthungen Schlottmann's sind durch die zweite Abbildung theilweise bestätigt, theilweise auch widerlegt. Ueber manche Punkte sind wir unabhängig zu denselben Ergebnissen gelangt; es fehlt aber auch nicht an starken Differenzen. Die andre Arbeit ist der kleine Aufsatz von J. Derenburg in der *Revue israélite* 1870 Nr. 13. Dieser hat nament-

lich das Verdienst, zwei auf der Inschrift erwähnte moabitische Orte zuerst näher zu bestimmen, nämlich שרן Zeile 13 und שחרת Z. 13 f. Jenes erkennt er wieder in dem vom Targum Jerus. Num. 32, 3, 38 für *Sibma* gesetzten שירן. Sind die Ortsnamen, welche das Targ. Jerus. in diesem Kapitel an die Stelle des biblischen setzt, zum Theil auch ganz willkürlich gebildet (wie z. B. מכללותא, blosser Uebersetzung von כפרות), so zeigt doch מכור (noch heute *M'kaur*, griechisch etwas umgebildet *Μαχαρισπος*), dass wir hier zum Theil auch ächte Namen haben. Freilich erhellt eben aus dem Umstande, dass das Targum fälschlich *Machaerus* für *Jaeser* setzte, wie wenig man sich auf die Richtigkeit dieser Identificierungen verlassen kann; ist es ja auch an sich schon sehr unwahrscheinlich, dass ein Ort, welcher im Alten Testament öfter unter dem Namen *Sibma* vorkommt, schon zu Mesa's Zeit wie noch zur Zeit der Targumisten daneben שירן geheissen haben sollte. Aber mit Recht dürfen wir annehmen, dass dies שירן ein Ort im nördlichen Moab gewesen und mit dem auf der Inschrift vorkommenden שרן identisch ist. Zu dem andern Namen bemerkt Derenburg: »*la ville suivante pourrait alors être Tseret Haschahar* Jos. 13, 19.« Ich habe in meiner Schrift ausgesprochen, dass die hinter [ש]וא Z. 13 nothwendige Ergänzung das folgende שחרת zu einem zusammengesetzten Ortsnamen vervollständigen werde. Ich wundre mich jetzt selbst, dass mir da nicht die Ergänzung שחרת[ש.צרת.] in den Sinn gekommen ist, welche den Raum grade ausfüllt. צרת שחרת dürfen wir unbedenklich mit צרת השחר identificieren. Dieses liegt »im Gebirge des Thals«, d. h. wohl auf einem der

Berge innerhalb des Depressionsgebietes am todtten Meer.

Bei den geographischen Untersuchungen habe ich leider den Aufsatz von Dietrich in Merx' Archiv über Kerioth und Kirjathaim ganz übersehen. Freilich kann seine feine und gelehrte Darstellung mich nicht davon überzeugen, dass Kirjathaim doch das heutige Quraijât sein soll. Da uns die Inschrift bezeugt, dass Kerioth ein Hauptort des Kamos-Dienstes war, so erklärt sich die Hervorhebung dieser vielleicht sonst nicht bedeutenden Stadt bei Amos und anderen zur Genüge.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass ich jetzt geneigt bin, die scharfsinnige Ergänzung und Erklärung von Neubauer zu Z. 28 f. anzunehmen. Er liest da וַאֲנִי מִלְאֵה בְּמַלְאָכָי [מל. כל. המל.] וַאֲנִי מִלְאֵה בְּמַלְאָכָי. Für וַאֲנִי מִלְאֵה wäre vielleicht besser וַאֲנִי מִלְאֵה. Der Sinn wäre dann: »und ich errichtete die Citadellen (Plur. von מִלְאָה) in den Festungen *giri*n, eigentlich »Mauern«, welche ich zu dem Lande hinzugefügt habe.« Leider ist für diesen Theil der Inschrift, welcher schon von Alters her stark verstümmelt war, keine wesentliche Hülfe von neuen Veröffentlichungen zu erwarten.

Nachschrift vom 26. April. So eben erhalte ich die vom Palestine-Exploration-Fund veranstalteten Photographien, welche die Warren'schen Zeichnungen der beiden grossen Bruchstücke wiedergeben. Wir finden darin allerdings manche Abweichungen von Ganneau's Facsimile, aber fast in allen Fällen gebührt letzterem unzweifelhaft der Vorzug. Die Ausfüllung der Lücken in Zeile 18, 21, 22 ergibt noch keinen befriedigenden Sinn und sind hier noch weitere Aufklärungen zu erwar-

ten. Ganz gewiss scheinen mir nur 2 geringfügige Verbesserungen. Z. 25 steht vorne ein .ט, wodurch die Ergänzung .לכט gesichert wird, und Z. 32 ist der Imperativ nach .כמש weder .בא, wie ich, noch .צא, wie Neubauer wollte, sondern deutlich .רר »zieh hinab.«

Der Vierteljahrsbericht des Pal.-Expl.-Fund No. V bringt die von Warren, Ganneau, Deutsch und Grove hauptsächlich in der »Times« über unsern Stein geführte Correspondenz. Hier bestätigt u. A. Warren die mir schon sonst bekannt gewordene Nachricht, dass das norddeutsche Consulat in Jerusalem sich zuerst um die Erlangung des Steines bemüht hat, leider ohne Erfolg. Aus der ganzen Correspondenz geht übrigens hervor, dass Warren an dem Prioritätsstreit unschuldig ist, wie denn sein Benehmen in dieser ganzen Angelegenheit hohe Anerkennung verdient.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Memoirs on the history, folk-lore and distribution of the races of the North-western Provinces of India; being an amplified edition of the original Supplemental Glossary of Indian terms, by the late Sir Henry M. Elliot K. C. B., of the Hon. East India Company's Bengal Civil Service. Edited, revised, and re-arranged by John Beames M. R. A. S., Bengal Civil Service; Member of the German Oriental Society, of the Asiatic Societies of Paris and Bengal, and of the Philological Society of London. In two Volumes. London: Trübner and Comp., 8 and 60 Paternoster-Row. 1869. Vol. I. XX. 369. Vol. II. 396. 8. Mit vier Karten und zwei Kupfertafeln.

Der Verf. des vorliegenden Werks ist der ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte Henry M. Elliot, über dessen Geschichte von Indien u. s. w. wir in diesen Blättern 1869 S. 1706 ff. berichtet haben. Auch dieses Werk ist eine neue Bearbeitung früherer Ausgaben, von denen jedoch keine dem Ref. zur Hand ist, so dass ihm das Verhältniss der vorliegenden Publikation zu den älteren nur aus den Mittheilungen des neuen Bearbeiters bekannt wird. Doch lässt sich aus diesen erkennen, dass der Hr. Bearbeiter seiner Aufgabe — insbesondere durch seinen längeren Aufenthalt in Indien, so wie durch seine genaue Kenntniss der neuindischen Hauptsprachen, des Hindustani und Hindi, so wie anderer, welche hierbei in Betracht kommen —, vollständig gewachsen war. Sein Hauptverdienst scheint darin zu liegen, dass er durch die Benutzung von Elliot's und andrer hierher gehörigen Mittheilungen, insbesondere denen von Cunningham und Wilson, ferner durch Hinzufügung seiner eignen Erfahrungen, sowie eine kritische Bearbeitung das Material zu der Höhe der heutigen Kenntniss und Anforderungen erhob und durch eine handlichere Anordnung, Beigabe eines vollständigen Index eine umfassende Benutzung desselben nicht bloss erleichtert, sondern, genau genommen, fast erst ermöglicht hat. Da der Ref., wie gesagt, die früheren Ausgaben nicht kennt, so ist er nicht im Stande, ein eingehendes Urtheil in Bezug auf die einzelnen materiellen Veränderungen — insbesondere Auslassungen — zu fällen, welche der Hr. Herausgeber für angemessen erachtet hat. Nur in einer Beziehung erlaubt er sich ein Bedenken auszusprechen. Das Werk berichtet über nicht wenige indische Gebräuche, ins-

besondre abergläubische; mit diesen hatte der verstorbene Verf., wie wir aus der Vorrede S. XIII erfahren, europäische verglichen. Diese Vergleichen hat der Hr. Herausgeber — als nicht in Uebereinstimmung mit dem rein indischen Charakter des Buches — allsamt ausgelassen. Wenn die Vergleiche wirklich gleiches oder ähnliches zusammenstellten, so kann Ref. das Verfahren des Herrn Verf. nur bedauern. Denn wenn gleich schon viele Uebereinstimmungen der Art nachgewiesen sind und unter allen Wissenden anerkannt ist, dass das ganze sociale und geistige Leben des Indogermanischen Stammes schon vor dessen Trennung, trotz seiner Jugendlichkeit, scharf und hoch entwickelt und ausgeprägt war, so dass es kaum in Verwunderung setzt, wenn man sieht, wie die mit der frischen und gewaltigen Energie der Jugend aufgenommenen Eindrücke Jahrtausende zu überdauern vermochten, so ist doch jeder einzelne Nachweis, jede einzelne Uebereinstimmung noch immer von der grössten Bedeutung, indem sie uns eine immer mehr bestimmte und scharfe Erkenntniss der uralten Anschauungen gewähren, aus welchen die weitere Entwicklung dieses höchst begabten Stammes hervorgebrochen ist.

Das Werk, welches ursprünglich in rein alphabetischer Ordnung die termini behandelte, ist, der leichteren Uebersicht wegen, von dem Herrn Bearbeiter in vier Abtheilungen zerfällt. Die erste behandelt die Wörter, welche die Kasten und deren Unterabtheilungen in den Nordwestlichen Provinzen und Behar betreffen. Sie reicht von S. 1--164. Dazu kommen aber noch vier Anhänge, welche von dem Hrn. Herausgeber hinzugefügt sind. Der erste (S. 165—

183) theilt die Kopfbahl und Vertheilung der indischen Kasten in den Nordwestlichen Provinzen nach dem Census von 1865 mit; der zweite (S. 184—192), nach demselben, die Kopfbahl und Vertheilung der Muhammedaner in denselben Provinzen. Am Schluss ist die Gesamtzahl beider Bevölkerungen angegeben, nämlich 4,075,206 Muhammedaner, 25,971,420 Inder; unter den letzteren 3,510,103 Brachmanen. Der dritte (S. 283—365) giebt eine Beschreibung der verwaltenden Kasten nach dem Bericht über eben diesen Census, welcher reich an Mittheilungen geschichtlicher, legendärer, sagenhafter u. s. w. Art ist; so z. B. wird S. 294 ff. in Bezug auf jede Klasse der Bevölkerung von Saháranpúr angegeben, woher und wann sie eingewandert sein soll, bezüglich der Brachmanen speciell, dass sie aus Bengalen, Guzerate und Kanoge zwischen 1300 und 1400 gekommen. Der vierte Anhang giebt (S. 366—368) eine Uebersicht des Penjab, und zum Schluss (S. 368—369) nach dem Census von 1868 eine allgemeine und kurze Uebersicht der Gesamtbevölkerung des indischen Reiches. In runden Zahlen werden, mit Ausschluss der Lehnstaaten (feudatory States), als Bewohner des Indo-Britischen Reiches aufgestellt:

Asiatische Christen . . .	1,100,000
Buddhisten	3,000,000
Nicht-Arier (Urbewohner) . . .	12,000,000
Moslems	25,000,000
Hindus	110,000,000

Die zweite Abtheilung (S. 193—282) behandelt die termini, welche Sitten, Gebräuche und Aberglauben betreffen. Die dritte, die auf Ertrag (Revenue) bezüglich und officiellen (Bd. II, S. 1—206). Die vierte endlich die, welche den

Ackerbau (rural life) betreffen (S. 207—378). Den Schluss bildet der schon erwähnte Index.

Dass dieses Werk von der grössten praktischen Bedeutung für den englischen Beamten in Indien ist, ist schon in Bezug auf die ersten Ausgaben desselben allgemein anerkannt und bedarf für diese in so vielen Beziehungen verbesserte Bearbeitung keiner besonderen Ausführung. Aber auch in theoretischer Beziehung müssen wir ihm einen hohen Werth zusprechen. Es gewährt uns eine Einsicht in viele Einzelheiten des heutigen indischen Lebens und ist reich an Mittheilungen, die für Geschichte, Geographie, Sage, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, sociale Zustände, insbesondere den Ackerbau, Sprache und geistige Productionen Beachtung verdienen.

In Bezug auf Geschichte und Geographie erlaube ich mir auf den Artikel Sirkár (II, 201 ff.) aufmerksam zu machen, in welchem die geographische Eintheilung des Nordwestlichen Indiens unter dem Kaiser Akber erörtert und durch drei Karten erläutert ist. Die erste derselben giebt die geographische Eintheilung in Provinzen, Districte u. s. w. und führt den Titel *Map of the North Western Provinces of India restored according to the Soobahs Sirkars and Dustoors established by Akber A. D. 1596*; die zweite veranschaulicht den Landbesitz der grossen Grundbesitzer nach den verschiedenen Klassen der indischen Bevölkerung, unter dem Titel *Map u. s. w. shewing the Status of the Zumeendary Possession according to the Ayeen-i-Akberee compiled in A. D. 1596*. Die dritte dient zur Vergleichung des in der letzten Karte dargestellten Zustandes mit dem heutigen vom Jahre 1844 und führt den Titel

Map — shewing the actual Status of Zumeen-dary possession in A. D. 1844.

In Bezug auf Sage und Sitte mache ich auf die I S. 247 erwähnte Sitte aufmerksam, am 17. des Monats Jamadiu 'l awwal, in das Feuer zu springen und es auszutreten, welche bei der ländlichen Bevölkerung und den niederen Klassen Ober-Hindustan's in Gebrauch ist. Sonderbarer Weise wird sie mit einer Sage von einem zum Islam bekehrten Juden in Verbindung gesetzt, der 1050 geboren und 1433 gestorben sei, also fast 400 Jahre gelebt haben soll. Einen sonderbaren, eine Verheirathung, nachahmenden Gebrauch bei Anlage eines Gartens (*vanotsarga*) und Brunnens (*jalotsarga*) berichtet I. 233 und 273. Bezüglich des Gebrauchs einer Ochsenhaut als Landmaas, worüber man Reinh. Köhler in Orient und Occident III, 185 ff. vergleiche, mache ich auf die von Elliot I, 239 bemerkte Sitte aufmerksam; hier heisst es unter dem Worte *Chhaur*: »Walking a boundary with a raw cowskin on the head, under a solemn oath to decide correctly.« Ausserdem: »The word is used in the North-West. Munhchhandarí is used in Saugor and Rajputana.« Beiläufig füge ich zu den von Köhler erwähnten Stellen noch Çatapatha Brâhmana I. 2. 5. 2 (vgl. Âryavidyâ-sudhâkara p. 63, 10 ff.), wo die Asuren vermittelst einer Ochsenhaut (*ânaduhena charmanâ*) die Erde auszumessen und unter sich zu vertheilen beginnen. Man vergleiche auch die wörtliche Wiederholung der Geschichte der Dido in Hinterindien, wo sich in gleicher Weise eine Geliebte des Königs so viel von ihm zusagen lässt, als sie mit einem Fell bedecken kann, und dieses dann in dünne Streifen zerschneidet und damit so viel Land umspannt, dass sie

darauf die Stadt Issay-Mew erbauen kann (*Bastian* Die Völker des östlichen Asien I. 25).

Mit bekannten Gebräuchen im Wesentlichen übereinstimmend ist der I. S. 258 erwähnte Gebrauch über die Ruinen eroberter Festungen einen mit Eseln bespannten Pflug zu ziehen.

Ausserordentlich reichhaltig sind die Mittheilungen über den indischen Ackerbau, die Früchte, die gebaut werden, Säe- und Erndzeiten, Bewirthschaftung, Werkzeuge u. s. w. Interessant ist hier der Gebrauch, Waizen und Kichererbsen, *Cicer arietinum*, unter einander zu säen, weil sich auf letzteren Thau sammelt und dadurch in trocknen Jahren den erstren schützt (II. 331).

Viele Artikel liefern auch Beiträge zur Kenntniss der jetzt in Indien herrschenden Sprachen, ihrer Verbreitung und mancher Eigenthümlichkeiten. I. S. 160 ff. werden Wörter einer zu betrügerischen Zwecken gebildeten Geheimsprache der indischen Metallarbeiter mitgetheilt. Man vergleiche über den Charakter derartiger Sprachen Pott, Zigeuner II. 1 ff. In der hier berührten scheint manches so willkürlich ersonnen, dass an einer Erklärung zu verzweifeln ist; so z. B. die Zahlwörter für zwei, drei u. s. w., *Sownan*, *Ekwæe* u. s. w.; andres scheint aber aus den Volkssprachen zu stammen, z. B. *mat,h* »Haus« ist doch wohl auf sskr. *matha* »Einsiedlerhütte, Kloster« zurückzuführen; *sabhar* Versammlung ist ebenfalls zu sskr. *sabhā*, gleichbedeutend, zu stellen und so erinnert noch manches andre an sskr. Wörter; andre sind durch Umstellung und Entstellung gebildet, wie der Hr. Herausgeber bemerkt.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniss der in Indien herrschenden Eigenthümlich-

keiten des Persischen, welche wesentlich in Bewahrung des älteren Zustandes desselben bestehen, liefert II. S. 178 ff.

Beiläufig bemerke ich, dass es nach I. 155 ein Irrthum zu sein scheint — ein Irrthum welchen auch der Ref. bisher theilte — das Wort *Cooly* (*kulí*) von dem Namen des indischen Stammes der Kola's abzuleiten. Es soll das türkische *kulli* (vielmehr *kul*) »ein Slav« sein.

Auch für die Zurückführung von Wörtern der heutigen indischen Sprachen auf das Sanskrit ist von Seiten des Verfs. und des Hrn. Herausgebers viel gethan, doch bleibt noch ausserordentlich viel zu thun übrig. Aus der Masse, welche Ref. nur beiläufig notirt hat, erlaubt er sich, einiges hier mitzutheilen: I. 81 ist *Dhobí* »Wäscher« zu sskr. *-dháva* zu stellen; *digvára*, ib. 83, »Wächter« ist ganz Sanskrit, wenn auch noch nicht in Sanskritwerken belegt; *ghosí* S. 93 »Hirt« gehört zu sskr. *ghosha* »Hirtenstation« und auch »Hirt« in Vedântasára in des Ref. Sanskrit Chrestomathie 213, 24 (vgl. den Gebrauch des Plurals in dieser Bed. im Petersburger Wörterbuch). II, 208 *ábt* »bewässertes Land«, ist sskr. *ápya* »wässerrig«; *abij* Korn, welches nicht treibt«, sskr. *avija* »samenlos« und »schlechtes Korn«; *adhikári* »Eigenthümer« ganz sskr.; *agar* »Aloe«, sskr. *agaru* und *aguru* (sollte sich in der Form mit *a* statt *u* und der entsprechenden heutigen die organische erhalten haben, wie im sskr. Comparativ und Superlativ?); S. 212 *áka* »Asclepias gigantea« ist sskr. *arka* (vermittelt der prakritischen Assimilation von *rk* zu *kk* und der Identität von Positionslänge mit natürlicher) »Calotropis gigantea (oder procera)«; S. 213 *A'kásbel* »The air creepar (*Ouscula reflexa*?).

It grows luxuriantly on the top of trees, ist sskr. *ākāçavallī* »Luftschlingpflanze *Cassyta filiformis* L., eine parasitische Schlingpflanze«. S. 215 *āndhī* »Orkan« scheint mir zu sskr. *andha* zu gehören, welches schon in den Veden »dichte Finsterniss« bedeutet. Wegen der Dehnung des Vokals vor Position vgl. sogleich zu *āngan*; doch könnte man hier auch an eine sekundäre und gesteigerte sskr. Form **āndha* denken, welche, wenn gleich nicht belegt, doch sehr gut möglich wäre. *āngan* »Hof« entspricht dem gleichlautenden sskr. *angana* oder *angana*. Der anlautende Vokal ist wegen der folgenden Position gedehnt; vgl. weiterhin *ānk* = sskr. *ānka*; *ānolā* = sskr. *amla* oder *ambla*; *bāndh* = *bandha*; *bāngā* = *vanga*; *bānk* = *vanka*; *bānsā* = *vamça*; *bhāng* = *bhangā*; *gāntā* oder *gānth* = *grantha*; *jānt*, *jāntā* = *yantra*, vgl. auch noch einige Beispiele bei Fr. Müller Linguistischer Theil der »Reise der Novara« S. 126. Diese Erscheinung tritt bekanntlich schon im Sanskrit regelmässig in Bezug auf *i* und *u* vorradikalem *r* oder *v* mit unmittelbar folgendem Consonanten ein; ferner oft von *nt* z. B. *klānta* aus *klam* mit Affix *ta*; auf ihr beruht auch die Dehnung von *a*, *i*, *u* vor aus *h* mit folgenden *t*, *th*, *dh* entstandenem *dh*; und endlich erscheint sie auch nicht selten in einzeln stehenden Fällen, z. B. *tūshntm* »schweigend« von *tush* »sich beruhigen«, eigentlich adverbial gewordener Accusat. sing. eines Femin. auf *t* von einem Ptcp. Pf. Pass. gebildet durch *na*; ferner in *tūkshna* »scharf« aus *tij* »scharf sein« mit Affix *sna*; in *sūkshma* »fein« aus *su-kshāma*.

ānk (S. 217) »Zeichen, Zahl« ist sskr. *anka* gleichbedeutend; *ānola* gehört sicher zu sskr. *amla* oder *ambla*, obgleich für jenes hier Phyl-

lanthus emblica, für dieses Oxalis corniculata, Sauerklee angegeben wird; doch wird im vorliegenden Werk die Frucht ebenfalls als sauer bezeichnet; S. 219 *arand* »Castor-Oel-Pflanze« gehört zu sskr. *eranda* Ricinus communis. *argadâ* »ein umzäunter, verschlossener Ort für Vieh« gehört zu sskr. *argada* »Hinderniss«, *argala* »Riegel«. *arhat* oder *rahat* (vgl. auch S. 346 *harat*) ist sskr. *araghatta* »Rad, um Wasser aus Brunnen zu ziehen.« S. 221 *arhiya* »Client« u. s. w. gehört zu sskr. *arthin* »bittend, Kläger, Diener«. S. 222 zu *asichâ* »unbewässert vgl. sskr. *a* privat. und *sich* »benetzen«; *asthal* »a fixed residence« u. s. w. ist sskr. *sthala* »Platz« mit *a* vor der Anlautgruppe, wie in *asthân* für sskr. *sthâna*; *atâ* an upper story ist sskr. *atta* »Söller«; letzteres steht für organ. **arta*, Ptcp. Pf. Pass. von *ar* »sich erheben« (*ṛq-vvpu*, or-ior) und entspricht dem zend. *areta*, *ereta* »hoch« lat. *altus* (vgl. auch sskr. *atta* in der Bed. »laut).« Als Deminutiv von *atâ* wird *atârî* angeführt, man vgl. dazu sskr. *attâla*, welches dieselbe Bedeutung wie *atta* hat. S. 223 *athmanâ* »Westen« ist sskr. *astamana* »Untergang der Sonne«; das unter dieser Rubrik aufgeführte *athaye* »Westen und Abend« gehört wohl zu sskr. *astamaya* »Untergang der Sonne.« S. 225 *bâhâ* »water-course« gehört zu sskr. *vahâ*. S. 227 *bândh* »enclosure« wohl zu sskr. *bandha*; *bângâ* »raw cotton« ist sskr. *vanga*; *bânk* »a bend in a river« sskr. *vanka*; *bânsa* und *bâns* »Bambus« sskr. *vamça*; dahin gehört auch *bânsari*. S. 229 *bâdî* »ein umzäuntes Landstück, ein Küchengarten« ist sskr. *vâtî* wesentlich gleichbedeutend. *bârhi* Zins u. s. w. und *bârhnâ* »zunehmen« gehören zu sskr. *vardh* »wachsen« (vgl. z. B. *vârdhushi* ein Wucherer).

S. 230 *bāsmati* a fragrant kind of rice and millet, würde nach den Sanskrit-Regeln über den Wechsel von *o* und *m* in dem Suffix im Sskr. **vāsavati* lauten. S. 231 *bījmar*, failure of germination, würde im Sanskrit wesentlich ebenso *bījamarā* lauten. S. 236 *bhis* die essbare Wurzel des Lotus, ist sskr. *bisa*; *bhus* und *bhūsā*, Spreu des Getraide, ist sskr. *busa*; dahin gehört auch *bhusauri* u. s. w. und *bhusrā*; S. 238 *hang* oder *hâng*, aus der Hanfpflanze bereitetes berauschendes Getränk, ist sskr. *hangā*. S. 241 *bhavan* »Haus«, sskr. *bhavana*; S. 242 *bikri*, Verkauf, von sskr. *vi kri* verkaufen; ebds. *villilotan* Valeriana: der Name soll daher kommen, dass die Katzen (sskr. *vidāla*) sich an dem Geruch desselben so ergötzen, dass sie sich vor Freude herumwälzen (sskr. *lut*, daher **lotana*). S. 244 *bithak* Ameisen-Hügel, eig. »Sitz« und *baithná* »sitzen«, gehören zu sskr. *pitha* »Stuhl, Sitz.« S. 249 *bald* »Ochs« ist sskr. *balivardā*, Stier. S. 250 *bamithā* Ameisenhügel; als richtiges Wort wird *bāmbhī* hinzugefügt und als Etymologie *marmī* »ein stechendes Insekt und *sthāna* Ort; letzteres ist Sanskrit; *marmī* wird nicht ausdrücklich als solches bezeichnet und ist mir auch nicht als solches bekannt; dagegen heisst im Sskr. *vamrā* *vamri* und *valmi* »die Ameise«; von letzterem kommt hier *valmika* Ameisenhaufen und eben daher scheint auch *bamithā* zu stammen; *bandhān* ist sskr. *bandhana* Damm. S. 254 *bar* Ficus Indica ist sskr. *vata*. S. 257 *basikat* »bewohnt« ist vielleicht sskr. *vāsikrīta*; *basgit* »Wohnung« gehört zu sskr. *vas* »wohnen« und *keta* »Wohnung.« S. 258 *baswari* und *basaur* Bambusgarten ist sskr. **vamṣa-vāṭi*. S. 258 *bat* a partition, verglichen mit *batai* »Pachtzins, beste-

hend in einem Theil der Erndte« erinnert an sskr. *bhāta* »Pachtgeld« und *bhat* miethen (beides zu sskr. *bhṛīti*, prakritartig für organisches **bharti* »Lohn«). S. 260 *chāk* »Rad«, ist sskr. *chakra* (prakritartig für *chakka* s. oben *āka*). S. 261 *chāra* Gras, Futter (vgl. S. 278 *charwāhi* »Hirtenlohn«) gehört zu sskr. *char* weiden. S. 264 *chhilkā* Rinde, vielleicht zu sskr. *chhalli*. S. 266 *chhakrā* »Wagen« ist sskr. *çakata* gldt. (chh für ç, wie schon im Sekr. arbiträr hinter wortauslautendem *t* (welches dann zu *ch*) und hinter *n*, welches *ñ* wird, so wie hinter *k p t*); *chhatrī* Pavillion, sskr. *chhattra* »Sonnenschirm«. S. 269 *chūn*, *chūnt* »Mehl«, sskr. *chūrna*; S. 270 *chautara* »das Abgeben eines Viertheils der Erndte, sskr. *chatuskrita*. S. 272 *chautrā* »ein Hof«, sskr. *chatvara*; S. 274 *chanā*, Kichererbse, sskr. *chana*. S. 278 *chaitī* Einer der Frühlingsmonate, sskr. *chaitra*; *dāb* eine Grasart, sskr. *darbha*. S. 280 *dand* und 296 *dandā*, so wie 297 *dandī* Stock u. s. w. sskr. *danda*. S. 284 *dahnimi* »fünf Procent«, sskr. *daçan* »zehn« und *nema* »halb, Hälfte«; *dhān* Reis, sskr. *dhānā* »Getreidekörner«. S. 287 *dhen* Milchkuh, sskr. *dhenu*. S. 289 *dhaniā*, Coriander, sskr. *dhanya*; S. 290 *dhartī* Erde, zu sskr. *dhar* »tragen«, vgl. sskr. *dharā* »Erde«. S. 291 *dighī* »ein grosser länglicher Teich, sskr. *dīrghā*, gldt. von *dīrgha* »lang.« S. 292 *dabrā*, ein kleiner Teich, wohl zu sskr. *dabhra* »wenig«. S. 293 *dahi* »saure Milch«, sskr. *dadhi*; *dūdḥ* »frische Milch«, sskr. *dugdha* (beide unter *dahendī* ein Gefäss für *dahi*). S. 297 *dantāolī* »eine Harke« (eig. »gezahnt, der Form nach zu sskr. *dantāvala* »Elephant«). S. 298 *dasotrā* zehn Procent, sskr. **daçottara* aus *daçan-uttara*, vgl. *chatur-uttara* »um vier zunehmend«. S.

299 *dorasa* two flavours aus sskr. *doau* und *rasa*; eben so *dosâhî* »zwei Erndten tragend« aus erstrem und dem Verbum *sah*. S. 301 *do-hâra* zu sskr. *doha* »Molken«. S. 302 *dâb* »eine Grasart, sskr. *dûrva*. S. 308 *gâm* und *gânvo*, so wie S. 320 *grâm* »Dorf«, sskr. *grâma*. S. 308 zu *gândâ* »Zuckerrohr« und S. 317 *gandâsi*, *garâsi*, sowie *ganderi gareri* vgl. sskr. *gandola* und *gadola* »roher Zucker«. Zu *gânja* oder *gânjha* Cannabis Indica, woraus ein berauschendes Getränk bereitet wird, vgl. sskr. *ganjâ* »Schenke« und »Gefäss, aus welchem berauschende Getränke getrunken werden.« S. 311 *gântâ* und *gânth* »Knoten«, sskr. *grantha*. S. 313 *govâri* wohl zu sskr. *govâta* »Kuhhürde«. S. 317 zu *gandhel* »ein süß duftendes Gras« vgl. sskr. *gandha* »Duft«. S. 321 *gâoñ* Kuhhirt, wohl zu sskr. *gopâla* glbd. oder Ableitung aus *go*. Sollte *gâri* oder *gâdi* »Wagen« zu dem vedischen *garta* glbd. gehören? Die Lautumwandlung wäre regelrecht. S. 322 *gehûn* Waizen, wohl sskr. *godhûma*, vgl. S. 333 unter *Gohâri*, wo *gohun* als provinzielle Aussprache von *genhun* (so!) »Waizen« angegeben wird, und ebds. *gojai*, ein Feld mit Waizen und Gerste bestellt, wo *go* Waizen und *jai* = sskr. *yava* »Gerste«; letzterem entspricht S. 360 *jau* (vgl. jedoch S. 369 *jai*). S. 324 *ghuna* Kornwurm, Holz und Korn zerstörend, sskr. *ghuna* »Holzwurm«. *Ghungchi* Abrus precatorius, sskr. *gunjâ*; bei dieser Gelegenheit wird der Gebrauch dieses Worts als Gewichtbezeichnung näher bestimmt, wie überhaupt viel über indische Maasse und Gewichte in dem Werke mitgetheilt wird. S. 326 *ghanâ* »dicht« vgl. sskr. *ghana* glbdt.; *gharâ* ein Wassergeschirr, sskr. *ghatâ*. S. 327 *gintî* »Zahl«, von sskr. *gan* »zählen.« S. 330 *gorâ*

»roth, blond« sskr. *gaura*. S. 331 *gorhâ* (»the homestead«); fields near the village«, sskr. *goshtâ*, Kuhstall, Aufenthaltsort von Thieren, Weideplätze, vgl. auf derselben Seite *gothân*. S. 336 *gur*, molasses, sskr. *guda*. S. 337 *gurbhâti* »Schüler eines Lehrers« von sskr. *guru* »Lehrer« und *bhrâtri* »Bruder.« S. 338 *hal* (unter *hâtî*), und S. 340 mit der Nebenform *har*, »Pflug« sskr. *hala* glbdt. S. 344 *hansrâj* zu sskr. *hamsa* »Gans« und *râjan* »König«. S. 347 *ikh* Zuckerrohr, sskr. *ikshu*. S. 350 *jânt*, »ein hölzernes Geschirr, um Wasser aus den Brunnen zu ziehen« und *jântâ* »ein Handmühlenstein« beide zu sskr. *yantra*, »eine künstliche Vorrichtung, Maschine«, dazu wohl auch S. 364 *jandrâ* (vgl. auch S. 365 *jantri*). *jâth* »ein Pfosten« u. s. w. sskr. *yashti* »Stab« u. s. w. *jâtrâ* »Fest«, sskr. *yâtrâ* »Procession«; *jîrâ* »Kümmel«, sskr. *jîra*; *jîtâpatr* »günstige Entscheidung« von sskr. *jita* »gewonnen« (Ptcp. Pf. Pass. von *ji*) und *pattra* »Document«. S. 352 *jhâdâ* »Land, welches in der Regenzeit unter Wasser steht«, zu sskr. *jala* »Wasser« (vgl. S. 363 *jala* »Teich«). S. 359 *jûâ* »Joch«, wohl sskr. *yuga*. *jutâ* »ein Strick, welcher ein Giessgefäss mit dem Handgriff verbindet«, von *jotnâ* »zusammenjochen«; wohl beides zu sskr. *yuj*, oder *yu* »verbinden«. S. 361. *jalâsâ* »Teich«, sskr. *jalâçaya*. *jolakara* »Einkünfte von Flussfischerei« u. s. w. von sskr. *jala* »Wasser« und *kara* »Abgabe, Tribut«. *jalm* »Geburtsrecht«, sskr. *janman* »Geburt«. In *jalm* scheint sskr. *jala* und *nemi* zu stecken; das letztere ist der Name der *Dalbergia ougei*-*nensis*. In *jal pipal* »eine pfefferähnliche Pflanze« steckt sskr. *jala* und *pippalî* »Pfeffer«. S. 364 gehört *jamna* verbinden in *jamûwat* zu

sskr. *yam*. S. 371 *kamal* »ein wollenes Gewand« ist sskr. *kambala*; dazu auch das vorangehende *kamlâ*.

Bezüglich der Legenden, Sagen, Erzählungen, welche beiläufig erwähnt werden, erlaubt sich Ref. als Schluss dieser Anzeige drei Geschichten des Königs von Haribungapura mitzutheilen, welcher nach den Angaben des vorliegenden Werks in Indien eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Uns ist er erst 1859 durch Aufrecht's Katalog der Bodleyanischen Bibliothek S. 154a bekannt geworden. Im vorliegenden Werke S. 161 ff. wird, in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem von Aufrecht a. a. O. beschriebenen *Kathârnavâ* »Meer der Erzählungen« der Schauplatz seiner Streiche *Harbongpur* genannt. Minder übereinstimmend heisst der König selbst *Harbong*. Nach Roebuck (Oriental Proverbs Pt. II, p. 187, einem Werke, welches im anzuzeigenden Buch erwähnt wird, mir aber unzugänglich ist) wäre der Name der Stadt *Hurbhoom*; sie lag in der Nähe von Allahabad (gewöhnlich Allahabad genannt) und war wegen der dort herrschenden Ungerechtigkeit berühmt. Nach vorliegendem Werk dagegen ist *Harbhûm*, gewöhnlich *Harbong* und bisweilen *Harbhong* gesprochen, der Name des Königs. Beide Angaben vereinigen sich wohl durch die indische Sitte, einen König nach dem Namen seines Reiches zu benennen. *Harbhoom* oder *Harbhûm* ist sskr. *Hari-bhûmi* »Land des Hari oder Vishnu und *Harbongpur*, wenn wirklich für *Haribhûmi-pura* wäre »Hauptstadt von *Hari-bhûmi*«. Ob dieses Wort eine geographische Stadt bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft, doch würde es zu weit führen, dies hier genauer zu erörtern.

Bezüglich des allgemeinen Charakters der von diesem König erzählten Streiche bemerkt der Hr. Verf., dass sie eine Mischung von Dummheit und Schlaueit bilden und dass manche an europäische Geschichten erinnern. Von den drei Erzählungen, welche mitgetheilt werden (S. 266—268) erinnern die beiden ersten an die aus Indien vermittelt der Mongolen nach Russland übergegangenen Urtheile, welche hier dem Schemjaka zugeschrieben werden; man vergleiche darüber des Ref. Panchatantra I. 398 ff. und vorhergehende SS.; beiläufig bemerke ich nachträglich, dass der Name *Schemyaka* bei den Kirgisen 1732 vorkommt [(s. Latham, Descr. Ethnology I, 348)]. Die erste Erzählung lautet: Ein Mann hatte einen Büffel gekauft und trieb ihn nach Haus. Da begegnet ihm ein Fremder und erklärt, der Büffel gehöre ihm. Nach vielen Hin- und Herreden bringen sie ihre Sache vor den König. Der Käufer erzählt, wie er den Büffel gekauft habe. Der Fremde aber ruft aus: »Haben Ew. Gnaden je einen Mann gesehn, der Hornvieh ohne einen Knüttel treibt! Er hat keinen: ich habe einen; folglich gehört der Büffel mir.« »Richtig«, antwortet der König »ich habe stets gesehen, dass Viehzüchter einen Knüttel in der Hand haben. So soll der Büffel dem gehören, der den Knüttel hat.«

Ein andermal forderte ein Mann, welcher ein Büffelkalb gekauft hatte, nachdem er dieses bezahlt, von dem Verkäufer eine Art Beigabe, d. h. etwas ähnliches als Extrazugabe in den Kauf. Der Verkäufer verweigert es und sie bringen die Sache vor den König. »Richtig«, sagt dieser, »ich habe nie gehört, dass im Bazar etwas ohne eine Extrazugabe verkauft ist. Es

muss also was gegeben werden. Habt ihr kein andres Rind?» »Weiter nichts«, antwortet der Verkäufer, »als die Mutter eben dieses Kalbes«. »Nun dann muss die Mutter gegeben werden«, entscheidet der König, »denn berechnigte Eigenthümlichkeiten müssen erhalten werden.« Daher das Sprichwort: »Kauf das Kalb und nimm die Kuh in den Kauf!«

Die dritte Erzählung berichtet, wie der König umgekommen ist. »Der grosse Gorakhnath und der Guru Macchander kamen auf ihren Reisen in Harbong's Königreich. Da der erste hörte, dass in diesem Reiche alle Gegenstände, gross oder klein, selten oder gewöhnlich, zu demselben Preise verkauft wurden (dies hatte nämlich Harbong in seiner Weisheit festgesetzt), so fasste er den Entschluss, sich in diesem Paradies niederzulassen. Sein Gefährte mahnte ihn vergeblich ab. Kaum waren einige Tage vergangen, als ein Mord vorfiel und ein Galgen für den Schuldigen errichtet ward. Aber an dem zur Hinrichtung festgesetzten Tag war kein Verbrecher da; da nun der Strick sehr dick und stark war, befahl der König, dass die beiden stärksten Männer aus der versammelten Menge ausgesucht und am folgenden Tage gehängt werden sollten. Die beiden stärksten Männer waren eben Gorakhnath und sein Freund. Als diese zum Tode geführt wurden, fingen sie an sich mit einander zu streiten. Jeder verlangte zuerst gehängt zu werden. Der König fragte nach dem Grunde dieses sonderbaren Verlangens. Da trat Macchander vor und erklärte, dass er vermittelst seiner Bücher und durch weise Männer sich überzeugt habe, dass wer an diesem Tage zuerst gehängt werde, unmittelbar ins Paradies komme. Da rief der

König: »Wenn dem so ist, so seid ihr beide eines solchen Glückes nicht werth; dann will ich vielmehr der erste sein.« Und so ward er auf sein eignes Verlangen aufgehängt.

Analoge Geschichten werden hierbei manchem Leser einfallen. Ref. ist wegen eines Augenleidens jetzt nicht im Stande, einige dieser Art nachzuweisen, wird aber bei einer andern Gelegenheit vielleicht darauf zurückkommen.

Th. Benfey.

Les quatrains de Khèyam traduits du Persan. par J. B. Nicolas. Paris, imprimé par ordre de l'empereur à l'imprimerie impériale. 1867. XV und 229 Seiten grösstes Oktav.

Die Verbindung Europas mit dem Morgenlande ist in den letzten Jahren eine so viel engere geworden als früher, dass keine kleine Anzahl orientalischer Philologen Gelegenheit gefunden hat, an Ort und Stelle die morgenländischen Sprachen, Sitten und Litteraturen zu studieren. Uns Aelteren bleibt nichts übrig als aus den Büchern jener Glücklichen zu lernen, was wir wie sie nicht haben lernen können. Jedes Werk eines im Oriente Gereisten ist daher bei uns einer guten Aufnahme von vorne herein sicher. Bietet ein solcher Mann gar eine Ausgabe eines orientalischen Klassikers, den wir noch gar nicht gekannt, übersetzt und erklärt er seinen Text, so muss er es schon recht arg machen, ehe wir uns entschliessen, ihm gegenüber einen Tadel auszusprechen. Herr Nicolas, ex-premier drogman de l'ambassade [?] française

en Perse, consul de France à Rescht, hat in seinen amtlichen Stellungen Gelegenheit gehabt, das Persische ganz anders zu lernen, als wir es je lernen können: er gibt den Omar Khejâm heraus, einen gefeierten Dichter, der — es ist wunderbar — von den Einen mit Voltaire verglichen, von den Andern für einen in Gott versunkenen Mystiker gehalten wird und der jedenfalls ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom gewesen ist: von vorne herein ist also Herr Nicolas und ist sein Buch bestens empfohlen. Aber das günstige Vorurtheil weicht bei näherer Beschäftigung mit der Sache: Einleitung, Text, Uebersetzung, Anmerkungen — Alles befriedigt gleich wenig.

Hätten wir eine neue, dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Ausgabe des Herbelot, welche, falls nur Dauletschâh und des Dauletschâh wichtigste Fortsetzer gedruckt wären, sehr wohl zu beschaffen sein würde: so könnten die Prolegomenen zu orientalischen Texten sich auf die Besprechung der Punkte beschränken, welche die Bearbeiter jenes Nachschlagewerkes nicht behandelt hätten. Da eine solche Ausgabe des Herbelot zum grossen Schaden der orientalischen Wissenschaft, mindestens zur äussersten Unbequemlichkeit derer, die in ihr arbeiten, nicht existiert, verlangen wir in Einleitungen, zumal wenn sie in Paris, dem reichsten Zeughause orientalischer Philologie geschrieben sind, doch wirklich etwas mehr, als was uns Herr Nicolas in seiner 15 Seiten langen Vorrede giebt. Nachdem er meistens über Khejâms Schulkamaraden, den grossen Minister Nisâmelmulk und den Assasinenfürsten Hasan Sabbâh geredet und wenig mitgetheilt hat, was nicht auf französisch vor ihm schon Herr Defrémery

im Journal Asiatique IV 11, 432 erzählt hätte, schliesst er cette rapide esquisse biographique et historique mit der Erklärung, er habe den Khejâm nur dans ses attributs de poète dargestellt, derselbe sei aber auch anderweitig recht bedeutend gewesen und darüber Woepckes Ausgabe seiner Algebra nachzulesen. Mindestens hätte Herr Nicolas doch den Aufsatz des Herrn Garcin de Tassy im Journal Asiatique V 9, 548 anführen sollen, welchen von ihm nicht genannt zu finden ebenso sehr auffällt, als unter Woepckes Citaten Hyde de religione veterum Persarum 189 498 (der ersten Ausgabe) und den einschlagenden Abschnitt von Idelers Chronologie nicht beigezogen zu sehn. Davon sagt Herr Nicolas kein Wort, dass Khejâm die grossartige Kalenderreform unter Malikschâh ins Werk gesetzt! Ich will hier nur daran erinnern, dass als Khejâms Geburtsort von Kotbeddin in des Golius Noten zu Alfarghani 32 Laukar Jakut IV 370, 16 angegeben wird, wenn man nämlich nach Anleitung der lateinischen Uebersetzung und des Kontextes *alhakim* für *walhakim* liest: alle übrigen, die den Khejâm erwähnen, lassen ihn aus Chorâsân oder näher aus den Umgebungen von Nêschapur stammen: das Erstere ist etwas sehr allgemein gesagt, das zweite ist geradezu falsch. Laukar lag nicht weit von Marwrôdh, also nach Abulfedâ 450 456 etwa fünf Grade östlicher als Nêschapur. Weiter mache ich darauf aufmerksam, dass der Name Khejâm nicht, wie noch Herr Nicolas préface 2 hat schliessen wollen, zu verstehn gibt, dass dieser Omar einstmals Zeltmacher gewesen ist: Omar Khejâm erscheint von Anfang an als Gelehrter und Khejâm ist sein Geschlechtsname: vgl. Kosegarten ZKM VII 197, Sacy zu Jourdain Notices

et Extraits IX^a 143, Slane ebenda XIX^a vii und den von Slane angeführten Dozy Ibn Adhari II 48. Das musste schon daraus gefolgert werden, dass Khejâm sich, wenn er arabisch schreibt, alkhayâmî nennt. Uebrigens ist خيمه schwerlich ein ursprünglich semitisches Wort: ich bringe es mit ~~خيمه~~ Leder, Pergament zusammen: soll doch auch خباء nach Gawâlfî 59 persisch sein, wobei immer noch frei steht, die Urwurzel in türkischen Dialekten zu suchen.

Den Text des Khejâm scheint Herr Nicolas nach S. 193 einem Teheraner Steindrucke entnommen zu haben: über das ebenda genannte ancien manuscrit und die auf S. 88 erwähnte, dem Herrn Herausgeber selbst gehörende Handschrift, so wie über die Art einer etwaigen Benutzung der beiden (falls es zwei sind) erfährt man leider nichts. Der jetzt über 400 Jahre alte Codex der Bodleyana Journal Asiatique V 9, 550 und die von Pertsch in seinem Verzeichnisse der Persischen Manuskripte zu Gotha 25 angeführten Abschriften von Khejâms Rubâijjât sind dem Herrn Nicolas unbekannt geblieben: vielleicht lässt sich mit Hülfe des eben aus Hyde gegebenen Citates noch ein weiteres Exemplar in Oxford auftreiben. Mir liegt der Gothaer Codex vor, der in schwer leserlicher Schrift 101 Strophen unter Khejâms Namen bietet: ich kann mich hier um so weniger darauf einlassen, Mittheilungen aus ihm zu machen, als er offenbar nur Auszüge enthält, wie sie gerade den Schreiber Rahmetallâh angesprochen hatten: die Reihenfolge ist eine andere als in dem Pariser Drucke. Ich will nur dringend bitten, künftighin Persische Dichterwerke, welche nicht durch einen einheimischen oder türkischen Commentator re-

censiert sind, nicht so wie das Mädchen aus der Fremde in die Welt treten zu lassen. Uebrigens glaube ich aus der Orthographie (میخورد) trinke Wein, und Aehnlichem) und dem naiven Geständnisse zu 388, 3 schliessen zu dürfen, dass Herr Nicolas (und das war das Beste, was Er thun konnte) die von mir vorausgesetzte Teheraner Vorlage einfach wiedergegeben hat: an der angeführten Stelle sagt nämlich der Herausgeber, dass eine in der Vorrede nur in französischer Uebersetzung stehende Lesart la seule authentique sei. Eine Sammlung von Varianten wäre als eine Art von Kommentar recht wünschenswerth gewesen. Manches im Texte ist unschwer zu bessern. Sollte 206, 1 vielleicht اردی für اردی stehn müssen? 120, 2 schreibe ich برای für das in der Uebersetzung klüglich bei Seite gebrachte بران und finde in der Stelle eine boshafte Anspielung auf Muhammeds nächtliche Himmelsreise. 256, 1 dürfte es جمال و خيال für جمال heissen müssen: جمال kann trotzdem, dass es neben نقش steht, doch wohl kaum fioritures bedeuten: wenigstens wünschte ich eine ausdrücklichere Versicherung, dass die Vokabel in Persien unter Umständen diesen Sinn hat. Und so stosse ich bei noch gar Manchem, geringerem (namentlich metrischem) oder bedeutenderem, an, was hier aufzuzählen unmöglich ist.

Bei der Uebersetzung des Khejâm hat Herr Nicolas sich der Hülfe der Persischen Gesandten in Paris zu erfreuen gehabt, auch erwähnt er S. 87 u. s. w. seine Erkundigungen bei andern Eingebornen. Die Uebertragung ist bemüht, den heutigen Franzosen lesbar zu erscheinen — Amyot hätte sie anders gemacht: — sie ist

periphrastisch und schwächt den Text ab, ja fälscht ihn, wo es dem vom Verfasser gewünschten Eindrücke zu Liebe nöthig scheint. Die Weitschweifigkeit, Ungenauigkeit und mitunter auch eine übelangebrachte Kürze der Uebersetzung hindert oft eine schärfere Kritik. Etwa 253, 3 $\text{نیر خرقه و خانگاہ و شیخی نبود}$ = si nous n'avons ni manteau ni temple ni pontife, wird sich schwer sagen lassen, ob Herr Nicolas richtig das Abstraktum *schaikhi* erkannt und in Folge davon sich über den manteau und den temple die nöthige Rechenschaft gegeben hat: *schaikhé* = Ein Schaikh wird in seinen Kreisen wohl nicht mehr gesagt werden, obwohl er préface 2 Néchapour schreibt, also entweder den alten Diphthongen noch gehört hat oder der vielleicht aus jenem entstandnen, sogenannten gemeinen Aussprache des Namens Jakut IV 857, 2 folgt. Oder 115: wo fängt da Herr Nicolas den Nachsatz an? Manche Fehler sind indessen recht offenbar, wie 313 442. Schlimmer als diese ist es, dass die Erwähnungen der Paederastie des Dichters ausgemerzt sind: ab und zu, wie 221 308 331 341, weist eine Anmerkung darauf hin, dass im Texte etwas Absonderliches steht. Der Wahrheit ist schlecht mit solchen Vertuschungen gedient, welche durch die Rücksicht auf die in der Vorrede genannte Frau Blanchecotte nicht entschuldigt werden: man beurtheilt den Khejâm doch etwas anders, wenn man weiss, dass ein solches, übrigens in Persien weit verbreitetes, Laster ihm zu den täglichen Lebensbedürfnissen gehört. Und auch der furchtbar höhnische Cynismus von 376, welcher die Phrase vom Kreislaufe des Lebens verspotten soll, durfte uns nicht erspart werden, wenn wir urtheilen sollen. Auch den Katzen-

jammertag (wo $\text{خمار} = \text{جہشور} [\text{u}h\text{f}\text{u}r]$) mit le lendemain de cette ivresse 206, 4 zu übersetzen ist zu höfisch. In Paris herrscht in massgebenden Kreisen eine wahrhaft fanatische Liebhaberei für Uebersetzungen: ganz abgesehen davon, dass kein morgenländischer Text schon jetzt unbedingt in allen Einzelheiten übersetzbar ist, sieht man an den für Europäisches Dekorurn berechneten Verhüllungen des Herrn Nicolas, wie wenig Einblick in den Sachverhalt wenigstens aus solchen Uebertragungen zu gewinnen ist, welche für die Naschhaftigkeit der Dilettanten berechnet sind. Unten wird sich zeigen, dass auch andre Gründe es misslich erscheinen lassen, morgenländische Texte zu übersetzen, wenn man sie nicht zugleich vollständig kommentiert. Herr Nicolas geht aber noch viel weiter, als die *icma* oder le respect des conveniences gegen sein Publikum zu verlangen scheinen mag: seinem Autor soll ja der Mangel dieser *icma* nach der Mittheilung bei Woepcke vi viel geschadet haben: vielleicht hat man siebenthalb Jahrhunderte nach Khèjams Tode den Mangel ersetzen wollen und dabei des Guten zu viel gethan. Was in aller Welt soll 435 das femininum? warum verschwindet 251, 3 das webende Weib?

Die Anmerkungen sind zahlreich, aber äusserst dürftig, wie zu 121 136, und fehlen an Stellen, wo sie am nöthigsten gewesen wären: mitunter geben sie offenbar Unrichtiges. Zum Beispiel 365 wird übersetzt La goutte d'eau s'est mise à pleurer en se plaignant d'être séparée de l'océan. L'océan s'est mis à rire en lui disant: »C'est nous qui sommes tout; en vérité, il n'y a point en dehors de nous d'autre dieu, et si nous sommes séparés, ce n'est que par un simple point presqu' invisible«. Dazu

eine lange, völlig schiefe und falsche Note. Uebersetze: In Wahrheit existiert kein Andrer [= nur Eins]: Gott خدا sind wir, aber durch Verstellung Eines Punktes sind wir جدا Trennung [wir würden sagen: Nicht-Gott]. Es handelt sich um ج und خ.

Oder 11 bekämpft der Dichter den اهل الكتاب damit, dass er sagt, im Koran könne man doch nicht immerfort lesen: erkenne einen Text, den man ohne Aufhören lesen könne. Er meint die Liebe Gottes, das Leben mit Gott, welches so oft unter dem Bilde des Weines dargestellt wird. Der — für unsre Begriffe ziemlich geschmacklose — Witz liegt in einem vierfachen Wortspiele. خط bedeutet Rand des Bechers und Schriftzug, ایت Wunderzeichen, wunderbares Ding und Koranvers, روشن (so ist mit der der Gothaer Abschrift für روشن می, zu lesen) klar im eigentlichen und im figürlichen Sinne, endlich مدام Wein und immerwährend. Herr Nicolas: tandis qu' au bord de la coupe se trouve un verset plein de lumière que l'on aime à lire toujours et partout. Und in der Note sagt er, etwas unter dem Rande der kupfernen Becher finde sich oft ein Vers zum Lobe des Weines und des Bechers, und dann über den geheimen Sinn eine Menge Worte, die nicht zutreffen.

Oder 137 schmält Herr Nicolas über die imagination bizarre de notre poète. Und in der That, was er herausbringt ist sonderbar genug und mag bei ihm nachgelesen werden. Ganz einfach: خیمه در بستن und خیمه زدن sind alltägliche Gegensätze, das Zelt aufschlagen und es abbrechen: von einer Thür ist gar nicht die Rede und das Wortspiel zwischen dem Namen

خیام und خیمه hat die Veranlassung zu dem ganzen Gedichtchen gegeben, wie früher zu 80 81. Diese Beispiele werden genügen: auf jeder Seite des Herrn Nicolas lassen sich neue dazu finden. Durch seine Uebersetzung und die ihr beigegebenen Anmerkungen wird man durchaus nicht immer ein wirkliches Verständniss des Textes gewinnen.

Aber nun kommt noch die Hauptfrage, welche der Herr Herausgeber trotz seines Ueberflusses an Noten sich nicht einmal aufgeworfen hat: sind die in dem Pariser Drucke bei einanderstehenden Vierzeiler alle wirklich von Khejâm? Ich glaube nicht. Dschamâladdîn Ibn alkiftî bei Woepcke 56 (= v vi) sagt ausdrücklich die Sufis hätten später den offenbaren Sinn von Khejâms Gedichten ihren Lehren angepasst: نقلوها الى طريقتهم. Bei diesen Umbiegungen werden sie nicht stehn geblieben sein. In der vorliegenden Sammlung finden sich Stücke ganz verschiedner Richtung nebeneinander, die nur eine muntre Auslegungskunst, wie sie beim اهل الكتاب aller Orten geübt wird, für Aussprüche eines und desselben Mannes wird halten können. Einst, so wird erzählt, zechte Khejâm mit seinen Freunden nächtlicher Weile bei Kerzenscheine im Freien: ein Windstoss warf den Weinkrug um und verlöschte die Lichter: da sprach der erzürnte Gelehrte aus dem Stegreife die Strophe 388 des vorliegenden Bandes, deren Uebersetzung ich nur mit Widerstreben herschreibe. »Den Weinkrug hast du mir zerbrochen, Herre Gott: die Thür der Lust mir vor der Nase zugeworfen, Herre Gott: Ich trinke, und Du machst die dummen Streiche: mein Mund sei voll Erde, aber Du bist betrunken, Herre

Gott.« Glaubt man in der That, dass es derselbe Mann ist, welcher 204 Gott anredet: »O Du, beim Suchen dessen eine Welt in Hangen und Bangen (sich abmüht), vor dem Arm und Reich gleichmässig Spreu [?] (sind), der du mit allen redest und dem jedes Ohr taub (bleibt), der du allen gegenwärtig bist und dem (gegenüber) jedes Auge blind (ist)«, Prometheus und Faust sind Typen indogermanischen Lebens und ihre Zweifel und Kämpfe unser aller Erbtheil, aber um eines umgeworfnen Weinkruges willen Gott lästern und gar die Lästerung zu Papiere bringen wird immer für Wahnsinn eines frechen Buben gelten; von solchen Lästerungen führt kein Weg zur Liebe Gottes.

Khejâm scheint mir nichts weniger als ein Theolog in *partibus fidelium* zu sein, der wunderbar einkleidete, was er frei heraus nicht sagen durfte. Ich denke mir, er sei Mathematiker gewesen, weil ihm die mathematische Wahrheit für die einzige Wahrheit überhaupt galt, und nebenbei ein Schlemmer, der die Angst des irdischen Daseins und die öde Langeweile seiner noch in den Anfängen stehenden Wissenschaft hinwegzuschwelgen suchte. In der Mathematik kennt er die negativen, in der Ethik die positiven Wurzeln nicht. Möglich, dass ihm seine Gleichungen und überhaupt die Mathematik (vgl. 283 das Bild vom Cirkel) beiläufig auf metaphysische Spekulationen gebracht haben, dass er irgendwelche Formeln aufgestellt, die ihm wohl nur als Abfindung mit ernstesten Fragen gedient, den Sufis aber in ihrem Sinne um so mehr deutbar erscheinen mochten als ein wirklich der Mystik ergebener älterer Khejâm gelebt zu haben scheint und es zu allen Zeiten erwünscht geschienen hat, namentlich Mathema-

tiker als Glieder einer religiösen Gemeinschaft darzustellen, welche mit den berühmten Namen jener klaren Köpfe sich gegen den Vorwurf der Unvernünftigkeit zu decken suchte. Zwar gibt es (113) wenig Geheimnisse, die Khejâm nicht verstanden, allein alles fahren lassen und selbst dahin fahren, das ist das Ende vom Liede (207). Ist er auch schön, so ist doch nicht ersichtlich, warum sein Meister ihn in dieser Dreckkneipe an die Wand genalt (13). Spielzeug für höhere Mächte sind die Menschen im eigentlichen, nicht im figürlichen Sinne: man spielt mit ihnen auf dem Schachbrette Existenz eine Partie ab und dann werden sie Stück für Stück in den Figurenkasten (صندوق *savdûn* bedeutet auch Sarg) des Nichts zurückgeworfen (231). Ihm besonders geht es schlecht: haucht ihm ein Lüftchen, so wird es alsbald Wasser: trinkt er Wasser, so wandelt es sich in seinem Munde zu Staub (393). Darum Wein her, schöne Knaben und Hanf (210 309). Man erinnert sich, dass Khejâms Schulkamarad Hasan Sabbâh das Haupt der Haschischin oder Assassinen gewesen: solche Narkosen sollen den Verwesungsgeruch der Umgebung und die eigne Fäulniss vergessen machen.

Ich habe schliesslich nur noch zu tadeln, dass das Buch des Herrn Nicolas mit einer ganz unvernünftigen Verschwendung gedruckt ist. Um 928 Zeilen persischen Textes zu edieren, zu übersetzen und zu erklären sind 244 Seiten des grössten Oktav, das fast Quart heissen darf, verwendet worden. Zu solcher Vergeudung der Mittel hat Niemand ein Recht, gewiss nicht der, welcher eine noch wenig zugängliche Litteratur bekannter machen will, am allerwenigsten der, dem seine Arbeit auf öffentliche Kosten gedruckt wird.

Paul de Lagarde.

Théodoric roi des Ostrogoths et d'Italie episode de l'histoire du Bas — Empire par Paul Deltuf. Paris. Librairie de Firmin Didot frères, fils et Co. 1869. 482 S. in Octav.

Die Franzosen nehmen einen hervorragenden Platz in der historischen Wissenschaft ein: Werke sowohl von gelehrter Forschung, wie von eigenthümlicher Auffassung und glänzender Darstellung sind auf verschiedenen Gebieten in den letzten Jahrzehnten von ihnen veröffentlicht worden. Daneben hat es freilich immer nicht an mangelhaften, dilettantischen, namentlich mehr oder weniger unkritischen Arbeiten über die heimische und fremde Geschichte gefehlt. Aber kaum dürfte seit längerer Zeit ein Buch zu Tage getreten sein, in äusserlich wissenschaftlicher Form, unter der Aegide einer berühmten Verlagshandlung, das so sehr jede Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit verläugnet wie das hier genannte eines Hrn. Deltuf.

Nach einigen höchst verworrenen Bemerkungen über den Indogermanischen Stamm wird von der älteren Geschichte der Gothen gehandelt, die der Verf., vielleicht nicht unrichtig, zuerst nach Scandinavien setzt, auf die er dann aber ohne weiteres überträgt, was Tacitus von den Suionen, Adam von Bremen von den Bewohnern Schwedens im 11. Jahrhundert erzählt und über die er abwechselnd nach Grotius und Guizot einige Bemerkungen macht, die ihn dahin führen, auch allgemein von den Deutschen zu sprechen und da unter anderm die höchst überraschende Entdeckung mitzutheilen (S. 17): Le roi Rudolphe et le duc Ernest, en qui s'est incarné cet individualisme intraitable, sont devenus les héros favoris des légendes allemandes: le premier

s'était révolté contre son père. Ich bin in ärgster Verlegenheit mir zu denken, welcher König Rudolf hier gemeint sein soll. Bald merkt man freilich, dass der Verf. es mit den Thatsachen nicht sehr genau nimmt. Er lässt den Attila, und nicht einmal, sondern wenigstens an zwei Stellen (S. 39. 42), die Gothen am Don angreifen und bis über die Donau treiben. Er erzählt (S. 45): Prenant en considération les circonstances où la nation de Goths se trouvait alors (beim Uebergang über die Donau) Ulphilas, leur évêque, consentit, s'il ne les y engagea pas, à ce qu'ils fissent profession d'arianisme jusqu'à un certain point, und citiert dafür Isidor. Von Ulfila weiss er überhaupt wunderbare Dinge zu berichten. Man kann es vielleicht für einen Druckfehler ansehen, wenn er ihn 541 zum Bischof weihen lässt (S. 320); aber nach S. 322 soll Jornandes erzählen, qu'il gouverna quelques tribus établis en Asie (!) sous la dénomination de Goths mineurs; zur Beruhigung seiner Leser fügt er hinzu: mais il se trompe. Ueberhaupt übt er mitunter kühne Kritik. Der Gothische Historiker Ablavius wird zu den 'prétendus philosophs goths' geworfen, dont M. de (!) Mommsen a nié l'existence. Von den Westgothischen Gesetzen bemerkt er (S. 88): Il n'y a donc rien de bien remarquable ni dans les lois gothes, ni dans l'administration des Goths; er meint, die Lex Wisigothorum stamme aus dem 13. Jahrhundert, und sagt: on en est conduit à se demander ce qu'il reste des lois visigothes dans le seul texte qu'on ait à lire aujourd'hui. Dieser einzige Text, den er kennt, ist die Ausgabe Lindenbruchs, oder wie er sich ausdrückt (S. 81): Les lois des Visigoths, qui forment douze livres, font partie d'un corps d'ouvrage.

bien connu: eben Lindenbrogius Codex legum antiquarum. Er erkennt dann freilich an, dass es alte Bestandtheile in denselben gebe, wie er meint besonders im 8. Buch, und fügt hinzu: Ce sont bien celles d'un peuple pasteur. Dieser Kunde von den Gesetzen steht die von Ulfilas Bibelübersetzung gleich. Er überrascht die Leser mit der Mittheilung (S. 321 N.): La Bibliothèque impériale possède plusieurs exemplaires de la Bible d'Ulphilas, lässt aber freilich durch die beigefügten Worte: Citons en passant un ouvrage très-remarquable (das Dictionarium von Lye) vermuthen, das doch nur Ausgaben gemeint sind. Im Text aber heisst es: Une de ces versions (!) est connue sous le nom de manuscrit d'argent, worüber er denn aus Olaus Celsus berichtet. Kein Wort, ja offenbar keine Ahnung von dem was das letzte Jahrhundert über Ulfila gearbeitet, keine Kunde von dem Schatz, den wirklich die Pariser Bibliothek in den Lebensnachrichten des Auxentius besitzt.

Wunderlich genug hat der Verf. von zwei neueren Deutschen Büchern, Bessell De rebus Geticis, Friedländer Die Münzen der Ostgothischen Könige, gehört, das letzte wohl auch selber in Händen gehabt; dagegen von den Arbeiten über Ostgothische Geschichte und Verfassung von Sartorius, Manso, Glöden, Köpke, Dahn weiss er offenbar nichts, ja ebensowenig, wie es scheint, von dem umfassenden Werk seines Landsmanns Du Roure, Histoire de Théodoric le grand (2 Voll. Paris 1846), das im Vergleich zu diesem als ein Muster von Gelehrsamkeit und Kritik erscheint.

Man kann nur fragen, was in aller Welt Hrn. Deltuf bewogen, unter diesen Umständen ein solches Buch zu schreiben. Etwa um zu

beweisen: ce qu'il faut penser des theories qui firent un instant les barbares les régénérateurs du monde (S. 24)?

Vielleicht freilich wird ihm diese Anzeige als ein Beweis erscheinen für die Richtigkeit des über die jetzigen Deutschen ausgesprochenen Urtheils (S. 18): Malgré la douceur de leurs moeurs, ils sont restés querelleurs, et dissimulent mal leur aigreur envers les races latines, dont ils n'ont pas cessé d'être jaloux: mit der Note: les considerations sont conformes à l'état actuel de la science en Allemagne. Aber man kann keinen Augenblick zweifeln, dass die Französische Wissenschaft ebenso entschieden wie die Deutsche ein Product verwerfen wird, dass, insofern es Anspruch macht ihr anzugehören, ihr wahrhaft zur Unehre gereicht. G. Waitz.

The history of Canada from its first discovery to the present time by John Mac Mullen Esq., author of »the camp and barrack room« etc. Brookville 1868.

Trotz der vielen seit Champlain's und Charlevoix Zeiten geschriebenen und von Robertson, Buckinham, Murray, Heriot und andern fortgesetzten Bearbeitungen der Geschichte Canada's fand doch der Verfasser obigen Buchs, Herr John Mac Mullen, dass noch keine eigentliche »populäre« und vollständige Geschichte von Canada existire und für die grosse Masse des Canadischen Volkes das Studium seiner Landesgeschichte eigentlich eine Unmöglichkeit sei. Herr Mac Mullen widmete sich dem schwierigen Unternehmen, seinen Landsleuten ein solches

Werk zu verschaffen, besonders auch deswegen, »weil er darin einen Schritt erblickte zu dem so wünschenswerthen Resultate einer Verschmelzung aller verschiedenen Elemente der Canadischen Bevölkerung, der alten Französischen Colonisten, der späteren Englischen, Schottischen und Irischen Einwanderer zu einem compacten Ganzen und zu der Förderung eines einigen, sie alle erfüllenden Geistes Canadischer Nationalität.« — Der Verfasser will mit seinem Werke jene grosse Lücke in der Canadischen Litteratur ausfüllen, will »treu die Vergangenheit schildern, um durch sie die Gegenwart zu erläutern und die Zukunft anzudeuten.« Und dabei will er sich nicht auf ein blosses Detail politischer Begebenheiten beschränken, sondern auch die socialen und Culturfortschritte des Volkes beleuchten. »Wenn ich«, sagt er anspruchslos, »dabei nicht Alles leiste, was man verlangen könnte, so werde ich doch wenigstens einem in der Zukunft vielleicht auftretenden geschickteren Historiker den Weg bahnen, seine Mühe vermindern, und einstweilen doch mein bescheiden Theil zu dem Nationalglück (»a modicum of national good«) beitragen, indem ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine lange vernachlässigte Quelle der Belehrung richte.«

Das Buch beginnt mit einer kleinen Einleitung (12 Seiten) über den Urzustand Canadas und der uncivilisirten Bewohner des Landes (der Canadischen Indianer), welche die gewöhnlichen hierüber adoptirten Ansichten kurz zusammenfasst. Auch die sehr knapp erzählte Geschichte der Entdeckung und ersten Erforschung des St. Lorenzo macht keinen Anspruch auf originelle Forschungen, sogar nicht auf sehr lebhaft und anregende Schilderungen, zu denen

doch wohl das erste Eindringen der kleinen Trupps der Europäer in die endlosen Urwälder und die grossartigen Ströme und Seen Canadas Veranlassung genug gegeben hätte. Die ganze Darstellungsweise und der Stil des Verfassers sind, was die Engländer nennen, etwas »homespun« (hausbacken). Er erzählt, wie ein Chronist, von Anfang bis zu Ende immer trocken und ziemlich farblos in der gewöhnlichen Englischen matter of fact Manier fort. Auch ist das Buch nach Art der Chroniken oder Annalen angeordnet. Es ist in eine Reihe von Capiteln abgetheilt, und die Zeitangabe, die Jahre, so wie sie nach Christi Geburt auf einander folgen, stehen am Rande. In grosse Gruppen und geschichtliche Perioden und übersichtliche Zeitabschnitte sind die Begebenheiten nicht zusammengefasst. Auch ist die Geschichte der Europäischen Völker, Reiche und Höfe, von denen doch lange in Canada Alles abhing, nicht viel berücksichtigt. Der Verfasser rangirt die Canadischen Begebenheiten und Entwicklungen nicht nach den »Regierungszeiten Ludwigs XIV.« oder Georgs III. oder nach den Perioden und Epochen des »Spanischen Erbfolgekrieges« oder »des Siebenjährigen Krieges«, obwohl das Theater dieser Kriege sowohl in Europa als auch in Amerika war, sondern er ordnet Alles unter die Regierungszeiten der Französischen oder Englischen Gouverneure und General-Gouverneure in Canada, die er überall, von Anfang bis auf den letzten Gouverneur Lord Charles Stanley, welcher 1861 seinen Vorgänger Sir Edmund Head ablöste, an die Spitze stellt. Sein Buch ist eine reine Provinzial-Geschichte. Darin besteht seine Eigenthümlichkeit und Hauptstärke. — Ueber die Hälfte des Buchs (von 600 Seiten beinahe 400)

beschäftigt sich mit der Administration und den Regierungsmassregeln der Englischen Gouverneure und General-Gouverneure des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts. Und diese Partie des Buchs ist zum grössten Theil den veröffentlichten Depeschen dieser Gouverneure, den Berichten über die Verhandlungen des Canadischen Parlaments und Zeitungsnachrichten entnommen. Aus geheimen diplomatischen Correspondenzen und aus Besprechungen oder Begebenheiten an Europäischen Höfen konnte freilich auch wohl wenig darein übergehen, da ja jetzt in Canada selbst sowohl, als auch in England und den Vereinigten Staaten alle Politik bei ziemlich hellem Tageslichte betrieben wird. Spätere Geschichtschreiber werden darüber aus den geheimen Staatsarchiven wohl noch wenig Neues und uns Unbekanntes hinzuzusetzen haben. — Wenn gleich ich mir denken kann, dass ein etwas compendiöser, beredter und farbenreicher abgefasstes Buch bei den Canadiern noch populärer werden würde, so wird ihnen doch auch die vorliegende Compilation als Handbuch zum gelegentlichen Nachschlagen und zur Berathung nützlich sein. Ein Lieblings- und Lesebuch des Volkes, wie Prescotts Werke über Peru und Mexico, wird es wohl kaum werden. Und in unsern Europäischen Staats-Bibliotheken wird es auch nicht unter den Werken ersten Ranges placirt werden.

Bremen.

J. G. Kohl.

Berichtigungen.

- S. 445 Z. 16 lese man welche für welcher
 S. 452 Z. 11 von unten nicht für und
 S. 454 Z. 12 v. u. meinte für meint
 S. 533 Z. 11 v. u. eingetheilt für mitgetheilt.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 19.

11. Mai 1870.

Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien von Dr. J. J. Bachofen, Prof. in Basel. Heidelberg. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr 1870. LVI und 356 Seiten Octav.

Bei einer frühern Veranlassung hatte Ref. Gelegenheit, seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, dass die Sage gewöhnlich zwar nicht als verlässliche Quelle zur Feststellung historischer Thatsachen im engeren Sinne zu betrachten sei, dahingegen der Culturgeschichte, d. h. der Darstellung sowohl der geistigen (also auch religiösen) wie der materiellen Volksentwicklung, eine reiche Fundgrube darbiete; nur dürften beide nicht mit einander verwechselt oder vermengt werden; so z. B. enthalte, um einen in der Letztzeit oft besprochenen Gegenstand zu berühren, die altrömische Geschichte der hier ausgesprochenen Ansicht nach zwar durchaus keine Thatsachen, welche je als historisch festgestellt betrachtet werden könnten; nichts desto

weniger wäre es ganz und gar unzulässig, die Durchforschung derselben als unersprießlich oder überflüssig zu verwerfen u. s. w. (s. Benfey's Or. und Occid. 2, 269 ff. »Eine alte Todesstrafe«). Ganz ebenso äussert sich nun Bachofen in der Einleitung zu vorliegendem Werke, indem er darauf hinweist, dass die bisherige Forschung an der reich ausgestatteten und wohl bezeugten Ueberlieferung, welche die etruscisch-römische Königsperiode und namentlich den darin hervortretenden Tanaquil-Sagenkreis betreffe, theilnamlos vorübergegangen sei. Ausschliesslich auf die ewig hoffnungslose Ermittlung der geschichtlichen Wahrheit gerichtet, könne sie einem Stoffe, der durch Wundergeschichten und Unmöglichkeiten aller Art von dem Gebiete historischer Ereignisse sich ausschliesst, kein Interesse abgewinnen; sie begnüge sich mit der Negation oder mit Stillschweigen. Aber durch die Verneinung der Geschichtlichkeit werde der Sage nicht jede Bedeutung entzogen; was nicht geschehn sein kann, sei jedesfalls gedacht worden; an die Stelle der äussern Wahrheit trete also die innere; statt der Thatsächlichkeiten finde man Thaten des Geistes; verdrängt aus dem Reiche der Geschichte, werde die Ueberlieferung von Tanaquil ein Denkmal der Gedankenwelt. Dieses ideelle Moment sei das einzige, dessen er zu seiner Beweisführung bedürfe; nicht das Historische, sondern der Ideenkreis der Tradition bilde das Object seiner vergleichenden Forschung; wo dieselbe Gedankenwelt eine entsprechende Ausdrucksweise hervorgebracht habe, da sei die Annahme einer engen Culturverbindung gerechtfertigt. Zunächst aber beschränkt sich B. in seiner Untersuchung über den Orien-

talismus im alten Italien auf die Tanaquilsage, um die Sicherheit der Demonstration nicht sowohl durch die Menge der Parallelen, wie durch die erschöpfende Behandlung einer besonders hervorragenden zu erreichen, und schlägt hierbei folgenden Gang ein. Zuvörderst nämlich hebt er hervor, dass die Uebereinstimmung zahlreicher asiatischer Völker beweise, wie die Annahme eines weiblichen Ursprungs der Königsmacht zu den unterscheidenden Kennzeichen einer geschlossenen Culturperiode gehöre; der nämliche Zug aber finde sich gleichfalls in der Tanaquilsage, trotzdem die zu Grunde liegende Anschauung von dem weiblichen Ursprunge der römischen Staatsgewalt keinem ursprünglich römischen Gedanken entsprungen sein könne. Ferner zeigt B., dass auch die charakteristischen Merkmale der asiatischen Königsfrau sich in Tanaquil wiederholen. Drei solcher Eigenschaften treten überall in den Vordergrund; die Königsfrau der asiatischen Dynastien wird ausnahmslos als Hetäre gedacht, ausnahmslos mit Herakles verbunden und endlich in ihrer buhlerischen Natur stets als Gebieterin des männlichen Genossen aufgefasst. Hier aber stosse die Untersuchung auf eine Schwierigkeit, gegen welche sie in dem ersten Theile nicht zu kämpfen hatte. Die römische Tradition habe nämlich die Idee des weiblichen Ursprungs der höchsten Gewalt unverändert angenommen, dagegen die Erscheinung Tanaquils aller jener Züge entkleidet, mit welchen die orientalische Welt ihre thronverleihenden Frauen ausstattet; ja, das Ansehen, welches die hohe Gestalt der Königsgeschichte noch in der spätesten Zeit genießt, ruhe vorzugsweise auf dem Ruhme solcher Eigenschaften, welche der niedrig sinnlichen

Auffassung des Orients verneinend und feindlich entgetreten. Der Forscher sei also hier genöthigt, jene Sage von allen Zuthaten, mit welchen die Jahrhunderte sie belasteten, abzulösen und das Ursprüngliche von den spätern Aenderungen zu befreien, so dass dann in den einzelnen Theilen derselben sich die hetärischen Ideen und Gebräuche des Morgenlandes unzweifelhaft zu erkennen geben und dieselbe Frau, die der spätern Frau als Inbegriff aller matronalen Tugenden erscheint, sich von Hause aus als eine Gefährtin der buhlerischen Königsweiber Asiens darbietet. Auf gleiche Weise sucht B. die Conjunction Tanaquils mit Herakles festzustellen und die Identität derselben mit der lydisch-assyrischen Verbindung Omphale-Herakles nachzuweisen; demnach sei Tanaquil nicht nur innerhalb der Schranken des römischen Ehrechts eine imperiosa conjux, wofür ihr Name bis in späteste Zeiten sprüchwörtlich blieb; ihr ursprüngliches Verhältniss zu Herakles sei das der Omphale zu dem durch buhlerischen Sinnenreiz beherrschten und entwürdigten Mann. Zum Leitfaden bei dieser Untersuchung hat B. nicht das Ansehen des Omphale-Herakles-Mythus in dem Heimathlande der Tanaquil gewählt, obwohl die Beliebtheit dieser Darstellung in Etrurien schon Andere zu der lydischen Auswanderungssage zurückgeführt hat; vielmehr knüpft er an die sabinische Zugehörigkeit des mit Tanaquils Bild und Geräthe ausgestatteten Heraklestempels an und sucht in den sabinischen Traditionen den Aufschluss über die älteste Bedeutung der Conjunction mit Herakles; denn der ganze Kreis der orientalischen Ideen von einer machtverleihenden hetärischen, den Mann zur Knechtschaft nöthigenden Königsfrau

finde sich in den sabinischen Mythen reiner erhalten als in den Sagen der römisch umgebildeten Tanaquil. Soll aber, wie B. weiter ausführt, diese ganze Parallele nach allen Seiten hin unanfechtbar dastehen, so muss jener Herakles, mit welchem Tanaquil in Conjunction gesetzt wird, dem assyrischen Belus-Herakles ebenso entsprechen wie Tanaquil der assyrisch-lydischen Buhlerin. Diesen Nachweis führt B. dadurch, dass er zeigt, die Gottheitsidee, welche die Sabiner und nach ihnen die Römer mit Semo Sancus Deus Fidius, dem sabinischen Tanaquilgenossen, verbinden, sei derjenigen des assyrischen Belus-Herakles an die Seite zu stellen. Zugleich sehe man das sabinische Volk in die Reihe der bedeutendsten Träger des Orientalismus Italiens eintreten; endlich werde nun erst die Parallele Tanaquils mit den Königsfrauen der Sagen des assyrischen Culturkreises durch die entsprechende ihres männlichen Genossen in Rom und Asien ergänzt und so der Beweis für die Geschichtlichkeit einer orientalischen Culturperiode Italiens zu seinem Abschluss gebracht. Die Richtigkeit der Ergebnisse seiner bis an diesen Punkt gediehenen Untersuchung sucht nun der Verf. in dem Folgenden einer Probe zu unterwerfen und findet das erforderliche Material in dem zweiten Sagenkreise, der sich um Tanaquil gebildet habe, nämlich in den Geburtsmythen des Königs Servius Tullius, die in der zweiten Abtheilung einer genauen Prüfung unterworfen werden. Ist nämlich Tanaquils Geltung als thronverleihender Frau in letzter Zurückführung ein Ausdruck der assyrischen Mylittenidee, so könne ihre Stellung zu der Geburtssage auch nur in den Grundsätzen und Gebräuchen des Mylittencults wur-

zeln; beide Traditionen seien so enge mit einander verwoben, dass sie nothwendig aus einem und demselben Prototyp hervorgegangen sein müssen. Dieser zweite Mythenkreis, in dem Tanaquil auftrete, sei in der That nichts anderes als die Historisirung jener sakäischen Festübungen, die in der ersten Abtheilung bei der Darstellung des Aphroditismus der asiatischen Königsfrauen als der vollendete Ausdruck des niedrig sinnlichen Mylittenrechts näher betrachtet worden ist. Die charakteristischen Züge der römischen Sage seien charakteristische Auszeichnungen der hetärischen Slavenfeste Babyloniens und Assyriens, die Functionen, welche Tanaquil erfüllt, Nachbildungen jener, die der göttlichen Sakäerkönigin zugewiesen werden; zurückgeführt auf dieses Vorbild lösen sich die zahlreichen Widersprüche der römischen Sage. Im Laufe der mannichfachen Untersuchungen, die sich hier aneinanderreihen und wozu auch der Nachweis sakäischer Feste in Italien und zunächst in Rom selbst gehört, wiederhole sich die Thatsache, dass, was in Italien bruchstückweise, in aufgelösten und zerstreuten Fragmenten, endlich vielfach überarbeitet, sich darstellt, im Orient lückelloser, zusammenhängender, erkennbarer und in reiner Ursprünglichkeit uns vorliege. Durch diese Vergleichung sicher geleitet, könne man mit Gleichmuth auf die Unbrauchbarkeit der römischen Erläuterungsversuche selbst hinblicken; sie seien Nothbehelfe, bestimmt die fremdartig gewordenen Ceremonien, so gut es gehen mochte, mit einem ganz neuen Zeitgeiste zu versöhnen, daher für diesen letztern eine Quelle der Erkenntniss, für den Urgedanken bedeutungslos. Das schliessliche Ergebniss aller in der zweiten Abtheilung enthaltenen Forschungen ist nun

aber folgendes: König Servius, der Gründer der römischen Gemeinde, ist nach der Auffassung seiner dankbaren Zeitgenossen ein Sprössling jener hetärischen Sklavenfeste, in welchen die Völker des assyrischen Culturkreises die Rückkehr der Menschen zu den Geboten der grossen Mutter des Lebens, zu Freiheit und Gleichheit Aller, mit taumelnder Begeisterung feiern; in dieser Idee vereinigen sich alle Sagenwendungen, in ihr finden alle, auch die räthselhaftesten Angaben ihre Aufklärung. Der ideelle Zusammenhang beider Theile des um Tanaquils Erscheinung geflochtenen Mythenkranzes werde aber Niemand entgehen; die über Leben und Thron nach Willkür verfügende Hetäre, welche in der Königsfrau des ersten Tanaquil erkannt wurde, sei keine andere als die in der vollen Zügellosigkeit des üppigen Naturlebens aufgefasste buhlerische Sakäergöttin, welche in der Geburtsgeschichte noch als Pflegemutter und Gönnerin des Servius auftritt; die Functionen, die sie dort und hier erfülle, entspringen aus demselben Religionssysteme und zeigen den gleichen Grundgedanken, wenn auch zu zwei verschiedenen Consequenzen entwickelt. Nachdem nun der Verf. in den bisher resumirten Untersuchungen den Beweis des orientalischen Ursprungs der Tanaquilmythen ohne alle Einmischung von Etymologien und Wortvergleichen durchzuführen gesucht, geht er in dem folgenden Abschnitt auf die Frage ein, ob der sachlichen Analogie auch die der Götterbezeichnungen entspreche, und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, dass die darauf bezüglichen Ausführungen ausserhalb des Rahmens seiner Beweisführung stehen und also nur das Verdienst der Materialsammlung zum Behuf weiterer Nach-

forschung in Anspruch nehmen. Auf diese sprachlichen Excurse folgt als letzte Untersuchung der zweiten Abtheilung die Betrachtung der Geburtsmythen des spartanischen Königs Demaratus. In diesem Fürsten biete nämlich die lacedämonische Geschichte eine dem römischen Servius Tullius analoge Persönlichkeit, in dem göttlichen Ahn des zweitheiligen Fürstenhauses den assyrisch-phönizischen Herakles-Belus, in Artemis-Orthia eine Darstellung der persisch-assyrischen Sakäermutter, auf welche jene ausdrücklich zurückgeführt wird, mithin alle Elemente, aus welchen zu Rom die Servianischen Geburtsmythen hervorgingen; man könne sich daher nicht wundern, dass aus denselben Wurzeln auch der gleiche Baum erwuchs. Demnächst geht B. zu der Darstellung des Schicksals über, welchem die orientalische Tradition auf italischem Boden verfiel, welche Untersuchung den Gegenstand der dritten Abtheilung bildet. Habe man bisher gesehen, dass das italische Volk orientalische Ideen und Gebräuche im weitesten Umfange bei sich aufnahm, so werde man sich jetzt überzeugen, dass seiner receptiven Kraft die Macht der Umbildung aller aus der Fremde zugeführten Elemente und der Unterwerfung derselben unter sein eigenes Denkgesetz entspreche. Was könne es in der That Merkwürdigeres geben als die Metamorphose der asiatischen Königsfrau, der Gefährtin amazonischer Buhlerinnen von Omphales Geltung, der durch unzüchtige Geschlechtsfeiern verehrten Sakäermutter Anaitis in Tanaquil, wie sie uns die römischen Schriftsteller schildern, jenes Vorbild aller matronalen Tugend, entkleidet jeder Spur hetärischen Hanges, jedes Anklanges an amazonische Ueberhebung, den vollendeten Aus-

druck der sittlichen Auffassung eines reinen Familienlebens. Man vermöge hierbei aber nur Eins: die Thatsache der Verwandlung selbst zu constatiren und in die Reihe unserer wissenschaftlichen Erfahrungen einzuführen, ohne das Geheimniss dieses Geschichtsganges selbst erläutern, den Schleier, der es bedeckt, heben zu wollen. An erster Stelle aber nimmt die Verwandlung der hetärischen Königsfrau Asiens in das Vorbild aller matronalen Tugenden die Aufmerksamkeit in Anspruch, wobei Ref. wegen des von ihm selbst weiter unter Hinzuzufügenden besonders den Umstand hervorhebt, dass die menschenfreundliche Gesinnung Tanaquils gegen die gedrückten niedern Classen ein Hauptzug ihres Charakters ist. Demnächst zeigt der Verf., wie die lydisch-etruscische Tanaquil durch die latiniſche Fortuna, die fremde Glaubensgestalt durch eine einheimische ersetzt wurde. Das nationale Element entreisst den geliebten König, den Gründer all' seiner Freiheit, der Verbindung mit dem Königsweib der asiatischen Dynastien und setzt an die Stelle des letztern eine Göttin seines eigenen Stammes. Indem nun aber Tanaquils religiöse Bedeutung ganz auf Fortuna übergeht und selbst ihr wunderthätiges Bild im Semo-Sancus-Tempel jeder cultlichen Verehrung sich entzieht, wird die Historisirung der traditionellen Glaubensanschauung von jeder hemmenden Fessel befreit; der Gewalt des religiösen Elements jedoch haben wir es zu danken, wenn trotz allen Bemühungen der spätern Geschichtschreibung die älteste Sage in unverdorbener Gestalt unsere Zeit erreicht hat; die populärste Tradition blieb immer die religiöse, die kritische Verbesserung fand keine Aufnahme. Als Ergebniss der Untersuchung über die römische Umge-

staltung der asiatischen Ueberlieferung biete sich aber, dass Italien den Naturgedanken, den es als Erbschaft des Orients angetreten, in den staatlichen verwandelt und in dieser Neugestaltung seinem occidentalen Lebensprincip dienstbar gemacht hat.

Hiermit schliesst das vorliegende Werk, in welches überdies an verschiedenen Stellen einzelne Excurse eingeflochten sind; zuletzt enthält dann noch eine Beilage eine Darlegung des Maternitätsprincips der etruscischen Familie nebst einem Excurs über Dagon-Tages, wobei ich die sehr treffenden Schlussbemerkungen über die Bedeutung jenes Princip für die Würdigung der etruscischen Gesittung überhaupt ganz besonders hervorhebe. Was aber die Beweisführung des Hauptgegenstandes betrifft, so glaube ich, dass sie in ihrem Gesamtergebnisse vollständig dasjenige darthut, worauf sie gerichtet ist, nämlich den innigen Zusammenhang des alten Italiens mit dem Orient, einen Zusammenhang, der übrigens allen denen, die sich auf eingehendere Weise mit der Erkenntniss der alten Welt befasst haben, auch schon vorher festgestanden haben muss, obwohl es nun um so erfreulicher ist, denselben von B. jetzt auf so schlagende Weise in helles Licht gesetzt zu sehen. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, dass alle von ihm zur Unterstützung seiner These herbeigezogenen Beweismittel richtig oder unantastbar sind; es ist ihm aber ergangen wie allen, die eine gewisse Grundidee vor Augen habend, jede nur irgend passlich scheinende Einzelheit damit in Verbindung zu bringen und zur Unterstützung derselben zu verwenden suchen, während spätere Erwägung oder genaueres Zusehen den gewissenhaften Forscher oft selbst das mit

Unrecht in seinen Dienst Gepresste erkennen lässt. Hier einige Beispiele mit Bezug auf vorliegende Arbeit; so heisst es S. 66: »Als παρακύνπτουσα d. h. als Fensterguckerin verehrt Cyprus ihre Leukomantis, das aus dem Fenster sich herabbückende Aphroditische Mädchen, das gleich seinem Vorbilde Urania keinem Liebhaber, wer immer er sei, sich entziehen darf. Die Erzählung Plutarchs (Amator. 20) lässt deutlich erkennen, dass der Widerstand, den Leukomantis dem Liebesgebote der Göttin entgegensetzte, ihr eine Strafe gleich der der kretischen Gorgo zuzog.« Nun aber steht bei Plutarch l. c. durchaus nichts davon, dass Leukomantis wegen der gegen ihren Liebhaber gezeigten Grausamkeit durch die Liebesgöttin damit gestraft worden sei, dass sie fortan sich jedem durchs Fenster herbeigelockten Liebhaber Preis geben musste und dass es der kretischen Gorgo ebenso erging. Vielmehr berichtet Plutarch, das Verbrechen der Leukomantis habe darin bestanden, dass sie, um sich das Leichenbegängniss des (wahrscheinlich durch ihre Grausamkeit getödteten) Liebhabers Euxynthetos mitanzusehen, hinter dem Fenster hervorgeguckt habe (muthmasslich voll Stolz über die Gewalt ihrer Schönheit), weshalb sie in Stein verwandelt worden sei, beiläufig eine passende Strafe für ihr steinernes Herz (*ἐκείνη μὲν ἀπελιθώθη παρακύνψασα τὸν ἐραστὴν ἰδεῖν ἐκκομιζόμενον*). Das ist alles, was Plutarch von ihr sagt, nachdem er vorausgeschickt, dass sie in Cyprus noch jetzt den Beinamen Παρακύνπτουσα führe, ohne Zweifel im tadelnden nicht höhnischen Sinne, nämlich in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes bei Erzählung ihrer Geschichte und Strafe; von einer Verehrung derselben in Cyprus ist nicht die

Rede. Auch bot sich zu einer solchen ja nicht die mindeste Veranlassung, vielmehr war auf jener aphroditischen Insel ein abschreckendes Beispiel exemplarischer Bestrafung unempfindlicher Mädchen eher am Orte, abgesehen davon, dass Plutarch nicht von der Liebesgöttin, sondern von Eros als Beleidigtem und Rächer spricht. Was nun aber die Kretenserin Gorgo betrifft, so erhellt aus Plutarchs des Schlusses ermangelnder Erzählung nicht, worin ihr Vergehen oder ihre Strafe eigentlich bestanden, er erwähnt bloss *τὴν Γοργῶς ποίην παραπλήσια τῇ Παρὰντιούσῃ παθούσης*, wobei ungewiss ist, ob letzteres Wort (*παθούσης*) auf das Benehmen oder die Bestrafung der Gorgo geht. Kurzum, aus dieser Stelle Plutarchs wenigstens geht nichts hervor, was die Auffassung Bachofens hinsichtlich des Fensters in der Tanaquilsage unterstützen könnte. Uebrigens ist es nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, dass die von Plutarch berichtete Geschichte zu der grossen Zahl zur Erklärung alter Bildwerke entstandenen Sagen gehört. Es befand sich demnach wahrscheinlich an irgend einem Hause auf der Insel Cyprus ein Fensterchen, aus dem ein steinerner Mädchenkopf schaute, und da man die ursprüngliche Bedeutung desselben nicht mehr wusste, so bildete sich jene Sage. Ueber dergleichen Steinköpfe an Mauern und Fenstern s. meine Bemerkungen in Pfeiffers German. 10, 406 f., die sich noch leicht ergänzen liessen. — Ferner bezeichnet Bachofen S. 72 das Weib des lydischen Königs Gyges, Tudo, »als vor- und rückwärts schauende, daher in einer Sagenwendung mit Doppelhaupt ausgerüstete Göttin,« und bezieht sich dabei auf Herod. 1, 8 ff. und Phot. p. 150 b ed. Bekker. Auf diesen Punkt der

Doppelsichtigkeit und Doppelhäufigkeit legt B. grossen Nachdruck und kommt noch mehrmals darauf zurück, so S. 83. 207. 271; allein bei Photius steht nicht *δίκορος* (wie B. sich wahrscheinlich verlesen, was allerdings »Doppelhäufigkeit« hiesse), sondern *δίκορος* d. h. mit doppelter Pupille; über Personen mit dergleichen Augen s. Pl. H. N. 7, 2, nach welchem ihnen eine besondere Kraft der Fascination beizuhelfen soll; er fügt hinzu: »Hujus generis et feminas in Scythia, quae vocantur Bythiae, prodit Apollonides . . . Feminas quidem omnes ubique visu nocere, quae duplices pupillas habeant, Cicero quoque apud nos auctor est.« Nach Photius hingegen, welcher von der Tudo sagt: *ἦν καὶ δίκορον καὶ δξύωπεσίαιτην φασὶ γενέσθαι, τὸν δρακοντίτην κτησαμένην λίθον*, scheint man von dergleichen Personen mit doppelten Pupillen bloss geglaubt zu haben, dass sie ein besonders scharfes Gesicht besässen, welche Gabe dann bei Tudo noch durch den Besitz des Drachen- oder Schlangensteins (s. über den *dracontites* Pl. H. N. 37, 10, 57 und vgl. Benfey *Pantschat.* 1, 214 f. Anm.) erhöht wurde. Was aber die Angabe des Herodot betrifft: »ὥς δὲ κατὰ νότον ἔγενετο, λούσης τῆς γυναικὸς εἰς τὴν κοίτην, ὑπεκδὺς ἐχώρεεν ὄψω. καὶ ἡ γυνὴ ἐπορᾷ μιν ἐξίόντα«, so liegt darin keineswegs, dass Tudo zugleich vorwärts und rückwärts schauen konnte, sondern der Ausdruck *ἐπορᾷ* bedeutet gewiss nur »sie merkte«, etwa so viel wie das bald darauf folgende *μαθεῖν* (*μαθοῦσα δὲ τὸ ποιηθέν*), und so verstand es auch Photius, der es durch *αἰσθῆσθαι* wiedergiebt (*διὸ καὶ αἰσθῆσθαι τὸν Γύγην ἐξίόντα διὰ τῶν θυρῶν*). Alles, was Bachofen durch diese Stellen des Herodot und des Photius stützen will, erscheint demge-

mäss als hinfällig. — Auf anderes der Art hier weiter einzugehen, würde zu weit führen, nur will ich kürzlich noch erwähnen, dass der *ζωγάνης* nach Dio Chrys. Or. 4 p. 70 M. (162 R.) nicht, wie Bachofen S. 53 anführt, verbrannt, sondern gehängt wurde, und dass letztere Todesart bei Menschenopfern eine altherkömmliche war, habe ich in Benfey's Or. und Occ. 2, 274 ff. gezeigt, obwohl Movers Phönik. 1, 480 allerdings auf einen Feuertod des *ζωγάνης* schliesst. — Dass der Name des *Mars* in *Marpissa*, der geraubten Candacetochter, kenntlich vorliege, wie S. 27 bemerkt ist, lässt sich durchaus nicht sagen. — Ferner wird S. 158 f. ein Beweis für die Identität des Herakles und Tylos durch eine sehr verschlungene Combination gestützt, die davon ausgeht, dass Gyges dem ihn gewöhnlich meidenden Lixus endlich doch einmal *ἐν ἐπιτάμψει τῆς ὁδοῦ* begegnet, welchem Umstand B. eine Bedeutung beilegt, die er keineswegs zu haben scheint; denn auf einer geraden Gasse konnte Lixus leicht das Zusammentreffen mit Gyges vermeiden, was aber bei einer Biegung und dem darauf folgenden plötzlichen Aufeinandergerathen nicht leicht möglich war; die von B. daran geknüpften Folgerungen dürften daher leicht in der Luft schweben. Trotz der hier angedeuteten mehr oder minder wichtigen Versehen und mancher andern absichtlich oder unabsichtlich von mir übergangenen bleibt gleichwohl das Hauptergebniss von B.'s Untersuchung, wie bereits bemerkt, unantastbar, so dass der Zusammenhang der italischen Urbevölkerung mit dem Orient in Bezug auf Mythe und Sage (abgesehen von der Abstammung), als vollständig erwiesen betrachtet werden muss. Und zwar gewinnen seine Ausführungen gerade dadurch

eine neue Bestärkung, dass er dabei Parallelen übergangen, die ihm zu ganz besonderer Unterstützung gereichen; denn auch bei andern europäischen Völkern finden sich Tanaquilformen, die der italischen aufs genaueste entsprechen und daher auf gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen; dieser kann aber nur im Orient gesucht werden. Die römische Umgestaltung der asiatischen Ueberlieferung besteht nämlich in Bezug auf Tanaquil, wie wir gesehen, kürzlich darin, dass die hetärische, Königthum verleihende Aphrodite-Mylitta schliesslich das Vorbild der römischen Matronen wurde, so dass die spätere Zeit den Rocken und die Spindel, welche ihr Standbild in dem Tempel des Sancus ausser den Sandalen neben sich liegen hatte, als Symbol der nie rastenden Thätigkeit der Ehefrau deutete, während sie ursprünglich, wie Bachofen zeigt, auf den hetärischen Charakter Aphrodite-Tanaquils zu beziehen sind, denn das Spinngeräth findet sich in den Händen der grossen asiatischen Uranien hetärischer Mutterbedeutung und man dachte dabei in ältester Zeit an etwas ganz Anderes als an die Meisterschaft in Bearbeitung und Verarbeitung der Wolle, indem man darin vielmehr den Ausdruck jenes kosmischen Mutterthums erblickte, das alles sterbliche Leben aus sich entwickelt, das gleich den Nymphen des Homerischen Antrum (bei Porphyrius) der sterblichen Leiber Gewand anfertigt und in dieses den Todesfaden mit hineinwebt, das endlich durch die Bezeichnungen archaitis, genatrix, parens originalis seine Stellung an der Spitze aller tellurischen Zeugung zu erkennen giebt. Mit dieser kosmisch-natürlichen Auffassung des weiblichen Naturprinzips ist der fessellose, durch keine künstlichen Einschränk-

kungen gehemmte Hetärismus so nothwendig verbunden, dass das Spinnergeräthe, wo immer es erscheint, als Zeichen des freien Aphroditegesetzes angesehen werden muss.* Ferner ist, wie wir gesehen, je entschiedener der hetärische Aphroditismus aus Tanaquils Bilde entschwindet, menschenfreundliche Gesinnung ein Hauptzug ihres Charakters geblieben, wobei besonders an die ihr identische Anna von Bovillae, die gütige Pflegerin des hungernden Plebejats, zu denken ist, so wie an die gleichfalls entsprechende Flora, bei deren Fest Bohnen und Erbsen unter das Volk geworfen werden; denn sie bilden die Nahrung des gemeinen Mannes, den die Göttin das ganze Jahr hindurch satt sehen möchte; der ursprüngliche sakäermütterliche Charakter aller dieser Gestalten tritt also auch später noch auf das deutlichste hervor. Ganz die nämliche mythische Gestalt nun, die wir in Tanaquil auftreten sehen, findet sich in der sagenhaften Mutter Karls des Grossen, der Königin Bertha, der Spinnerin, deren Bildniss einst an mehrfachen französischen oder burgundischen Kirchen abgebildet war und von welcher in Italien und Frankreich noch jetzt die Redensarten in Gebrauch sind: »*nel tempo ove Berta flava*«, »*au temps que la reine Berthe filait*«, worin wie bei Tanaquil die Vorstellung der spinnenden Hausmutter liegt. Bekannt ist nun aber, dass Bertha ein Niederschlag ist von jener deutschen Göttin Bertha, Berchtha, Perahta (die leuchtende, glänzende), welche unter anderm auch die Aufsicht über die Spinnerinnen führt, ebenso wie die ihr identische Göttin Frigg, deren Rocken (Friggs Rocken) noch am Sternenhimmel glänzt. Als Verleiherin des Königthums erscheint ferner Berchta an dem ihr heiligen Drei-

königsabend (Berchtentag) durch die in den Kuchen gebackene Bohne, die den, welchem sie zu Theil wird, zum König macht. »In Berchta aber und Holda, in Nerthus, Freyja und Frigg, ja fast in allen deutschen Göttinnen sehen wir nur einzelne Seiten und Erscheinungen dargestellt, die zusammengenommen einst das Wesen der geheimnissvoll wirkenden Erdgöttin ausmachen, der grossen Lebensmutter, die Segen und Fruchtbarkeit spendend, selbst als Todesgöttin nicht verderblich wirkt, indem sie die Seelen der Verstorbenen in ihren mütterlichen Schooss zurücknimmt.« So bemerkt zusammenfassend Simrock Mythol. 303 (3. Aufl.). Der hetärische Charakter jener grossen Lebensmutter, die als Holda, gleichfalls eine Spinnerin, ein himmlisches, die Erde umspannendes Wesen vorstellt (Grimm Myth. 246), daher zugleich Urania und Gaea-Demeter ist, zeigt sich in mannichfachen Spuren nicht nur in der buhlerischen Liebesgöttin Freia, sondern auch in den Meldungen Saxo's über Frigg und besonders in den Vorwürfen Loki's (Oegisdr. 26), welche also wohl nicht so willkürlich ersonnen sein mögen, wie man gewöhnlich annimmt. Bertha ferner, die »gute Frau«, die »bonne dame«, und ebenso ihr Urbild Berchtha zeigen gleich Tanaquil, Anna u. s. w. eine besonders freundliche Gesinnung gegen das arme Volk, dessen jährliche Speisung sie anordnen und worüber sie an den betreffenden Festtagen streng wachen (Simrock l. c. 379); der noch jetzt den Armen verabreichte »süsse Brei« wird aus Erbsen und Heidegrütze gekocht (Grimm D. S. no. 267), was an jene beiden Floralien unter das Volk geworfenen Bohnen und Erbsen erinnert. Indess hier muss ich einhalten, da eine weitere Ausführung der

Parallele Tanaquil-Bertha hier nicht am Orte wäre und nur eine neue Parallele noch will ich ganz kurz hinzufügen. Bachofen erörtert nämlich S. 21 ff. die der römischen Tradition entsprechenden weiblichen Erscheinungen in den asiatischen Königsmythen und darunter auch die Sage von Gordius, wonach ihm, dem pflügenden Landmann, ein Mädchen von ausserordentlicher Schönheit das Königthum verhiess und das eheliche Lager so wie die Hoffnung auf den Thron mit dem Auserwählten zu theilen versprach. Bald darauf fand das Augurium seine Erfüllung; denn als Bürgerzwist unter den Phrygern ausgebrochen war und das Orakel geboten hatte, denjenigen zum König zu wählen, den sie auf einem Wagen zum Tempel des Zeus hinfahrend finden würden, begegnete ihnen Gordius, dem sie sogleich als ihrem Herrscher huldigten; der Wagen aber wurde als ein Abzeichen der königlichen Majestät im Tempel des Zeus aufgestellt. Bachofen hebt dann die bis ins einzelne gehende Uebereinstimmung mit der Tanaquilsage hervor. Auch hierzu nun findet sich eine weitere genau übereinstimmende Parallele, und zwar diesmal bei den Slawen; ich meine die Sage von Libussa. Sie war die jüngste der drei Töchter des Krok, des Herrschers der Czechen, vom Vater in der Zauber- und Wahrsagekunst unterrichtet und nach dessen Tode, 700 n. Chr., vom Volke zur Herrscherin gewählt. Als die Aeltesten in sie drangen zu heirathen, sandte sie Boten aus, einen Mann zu suchen, der hinter seinen Ochsen dem Pfluge nachginge und von einem eisernen Tische speiste. Sie trafen den pflügenden Landmann Przemysl, mit dem sie Brot, Käse und Wasser auf seiner Pflugschar genossen, und verkündigten ihm seine

Wahl, worauf er Libussa's Ehegenosse und König wurde. Gleich Tanaquil und der Gordiusgemahlin nun ist Libussa Verleiherin der höchsten Macht, gleich beiden kundig der Wahrsagekunst und der Zukunft, eine Erheberin aus niederm Stande zu unerwarteter Hoheit; ja selbst in weniger wesentlichen Einzelheiten herrscht überraschender Einklang; in allen drei Sagen nämlich erscheint der, wie B. zeigt, bedeutungsvolle Wagen, denn auch der Pflug ist ein solcher; so hält Berchta ihren Umzug auf Wagen oder Pflug (vgl. Simrock l. c. 365), und wie Gordius seinen Wagen im Tempel des Zeus aufstellt, so lässt Przemysl seine Bauernschuhe in der Königsburg Wischerad verwahren. Hierbei will ich stehen bleiben und bloss noch auf die nach Libussa's Tod ausgebrochene blutige und langwierige Empörung der Frauen unter Anführung der Wlasta (den sogenannten Mädekrieg) flüchtig hinweisen, welcher Krieg mehr als Sage ist und gleichfalls zahlreiche Analogien in Ereignissen und Zuständen der alten Welt findet. All das Angeführte aber muss, wie gesagt, zur Bestätigung von B.'s Ergebnissen dienen, jedesfalls aber vorurtheilslose Kenner des Alterthums zu weitem Nachforschungen in der von B. bezeichneten Richtung veranlassen; schon dies wäre ein bedeutendes Resultat seiner vorliegenden Arbeit. Allerdings muss dabei der Blick von Rom und Italien nicht bloss auf Griechenland, sondern in mehrfachen Richtungen viel weiter hinaus gerichtet werden, da, wie B. sehr wahr bemerkt, auf Erden nichts in Isolirung besteht, noch je zu bestehen vermochte, alles aus dem Zusammenhang mit der übrigen Menschheit Herausgerissene nothwendig verkümmert und es in der Geschichte überhaupt nichts Absolutes,

sondern nur Relatives giebt oder geben kann.
 -- Von Druckfehlern sind mir folgende aufgefallen: S. 29 Z. 11, S. 89 Z. 18 und S. 122 Z. 22 lies überall Leontodamas st. Leodamas, ebenso S. 10 Anm. 4, S. 41 Anm. 1 und S. 215 Anm. 4 l. überall unten S. 267 f. Excurs zu Note 74«, endlich S. 341 Z. 8 l. Octavius und ebend. Z. 9 st. Mutter l. Frau.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Klinische Studien über die schlafmachende Wirkung der narkotischen Arzneimittel von Dr. Fronmüller, königl. bayer. Bezirksarzte, ordinirendem Arzte am Krankenhause zu Fürth u. s. w. Erlangen, Verlag von Ferd. Enke 1869. 101 Seiten in gr. Octav.

Das Chloralhydrat, ein neues Hypnoticum und Anaestheticum und dessen Anwendung in der Medicin. Eine Arzneimitteluntersuchung von Dr. Oscar Liebreich, chem. Assistenten am pathologischen Institute u. s. w. zu Berlin. Berlin, 1869. Geo. Ferd. Otto Müller's Verlag. 60 Seiten in Octav.

Die Blausäure. Physiologisch untersucht von W. Preyer, Dr. med. et phil. Zweiter Theil. Bonn, Verlag von Max Cohen und Sohn. 1870. 175 Seiten in Octav.

Wir begrüßen die drei Schriften Fronmüller's, Liebreich's und Preyer's als sehr schätzenswerthe und erfreuliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Pharmakologie und Toxikologie, durch welche unsre Kenntnisse über die Wirkungen einer Anzahl theils noch gar

nicht, theils minder gründlich untersuchter Stoffe aus der Abtheilung der sog. Neurotica eine erhebliche Erweiterung erfahren. Es thut ihrem Werthe nicht Eintrag, dass einzelne Abschnitte aus denselben bereits früher durch Publikationen der Verfasser in verschiedenen Journalen bekannt geworden sind und so den Reiz der Neuheit eingebüsst haben, was insbesondere bei der Schrift Liebreichs der Fall sein könnte, die im Wesentlichen Nichts als eine weitere Ausführung des von demselben am 2. Juni 1869 in der Berliner medicinischen Gesellschaft gehaltenen und in No. 31 der Berliner klinischen Wochenschrift ausführlich veröffentlichten Vortrages unter Hinzunahme einiger Beobachtungen von Bardeleben und B. v. Langenbeck, namentlich eines in derselben Gesellschaft gehaltenen und in dem nämlichen Journal abgedruckten Vortrages des Letzteren über die Anwendung des Chloralhydrats bei Delirium tremens, darstellt, wobei indessen das Interesse, welches das Chloralhydrat einflösst, und der berechtigte Wunsch, dessen Eigenschaften zur ausgedehntesten Kenntniss zu bringen, die rasche Publikation vollgültig rechtfertigt. In der Fronmüller'schen Schrift wird es den meisten seiner Leser ohne Zweifel willkommen sein, dass er seine älteren Studien über den Indischen Hanf, über Lactuca, Hyoscyamus, Solanin und Muscatnuss in sein Buch aufgenommen hat, und zwar deshalb, weil die Studien in verschiedenen Journalen sich zerstreut finden, die einen in der Deutschen Klinik, die andren in der Prager Vierteljahrsschrift, und dazu noch in verschiedenen Jahrgängen, die nicht immer gleich Jedermann bei der Hand hat. Bei Preyer's Schrift über die Blausäure sind nur die Ab-

schnitte über Vergiftungsversuche mit wasserfreier Blausäure und der Nachweis der Blausäure im Blute der Vergifteten, die nur einen kleinen Theil des Ganzen bilden, vorher im Pflüger'schen Archive für die gesammte Physiologie veröffentlicht.

Betrachten wir die einzelnen Schriften gesondert, so haben wir zunächst in derjenigen Fronmüller's eine rein therapeutischen Interessen dienende, den sog. klinischen Standpunkt innehaltende Arbeit, deren Aufgabe in einer durch exacte und gewissenhafte Bearbeitungen festgestellten, vergleichenden Uebersicht über die hypnotische Wirkung der einzelnen für die Anwendung am Krankenbette geeigneten Narkotica besteht. Fronmüller wählte dazu in dem von ihm dirigirten Krankenhause zu Fürth Kranke aus, welche mehrere Nächte schlaflos zugebracht hatten und für deren Krankheitszustand ein Hypnoticum indicirt war. Es wurde dann das zu prüfende Narkoticum nach zuvoriger genauen Messung der Zahl der Pulschläge und der Athemzüge und Bestimmung der Temperatur in der Achselhöhle Abends von zuverlässiger Hand gereicht. Einige Stunden nach dem Einnehmen wurden diese Messungen abermals vorgenommen und die Einwirkung des Mittels auf den Schlaf und die wichtigeren Functionen des Organismus notirt. Das Nämliche geschah auch am darauf folgenden Morgen und in besonderen Fällen wurden auch die Messungen mehrmals vorgenommen. Die Beobachtungen wurden in tabellarischer Form aufgezeichnet und die so gewonnenen Resultate für jedes einzelne Medicament zusammengestellt und einer besonderen Beurtheilung unterzogen. Wo Gruppen derartiger Mittel existiren, wie z. B.

von den Morphin- und Codeïnsalzen, wurde jede einzelne dieser Gruppe mittelst durchschnittlicher Berechnung zu einem bestimmten klinischen Werthansatze gebracht und mit der verwendeten Gruppe verglichen. Indem so die Tragweite der hypnotischen Hauptmittel bestimmt war, so konnten dieselben ebenfalls unter sich verglichen und eine Rangordnung für dieselbe aufgestellt werden.

Es handelt sich also hier im Allgemeinen um die Bestimmung des Werthes der einzelnen Hypnotika nach der statistischen Methode, einer Methode, von der es bekannt ist, dass sie nur zuverlässige Resultate giebt, wenn sie sich auf eine möglichst grosse Zahl von Beobachtungen bezieht. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man gegen die Hauptresultate keine Bedenken hegen können, denn es handelt sich um 2328 dreimal wiederholte Beobachtungen am Krankenbette, die innerhalb einer 19jährigen Periode von dem Verfasser unter der Assistenz seines Sohnes Dr. Bernhard Fronmüller und mehrerer anderer am Krankenhause zu Fürth wirkender Assistenzärzte gesammelt wurden. Anders verhält es sich indessen mit den über einzelne Substanzen angestellten Versuchen, insofern dabei eben nicht eclatante negative oder positive Resultate hervortraten, so z. B. mit den über die seltenern Opiumalkaloide, z. B. den sieben Narceïnversuchen; hier dürfte es kaum gestattet sein, einen Vergleich mit andren durch grössere Zahlenreihen ausgezeichneten Stoffen zu machen. Weiter muss es als nicht vorwurfsfrei bezeichnet werden, dass die bei diesen Versuchen mit Opiumalkaloiden erhaltenen Zahlen, um ein auf das Opium bezügliches Gesamtergebniss zu erhalten, zu den für die differenten

Opiumsorten gewonnenen summirt werden, wodurch das Gesamtergebnis ein unrichtiges wird. Es dürfen, wenn die medicinische Statistik für die Therapie nutzbringend sein soll, keine Werthe von ungleicher Beschaffenheit einfach summirt werden, und solche sind ja ohne allen Zweifel die durch Thierversuche als in ihrer Action ganz different gekennzeichneten diversen Alkaloide des Opiums unter einander und dem Opium gegenüber; solche entstehen auch durch die Differenz der Dosen, die, namentlich wenn es sich um eine noch nicht untersuchte Substanz handelt, gewöhnlich von sehr kleinen Mengen anfangen und allmählig gesteigert werden, wodurch dann die ersten Versuche meist negative Resultate liefern. Wir abstrahiren davon, die Ungleichartigkeit der Individuen hervorzuheben, da diese bei der Auswahl der zu den hypnotischen Experimenten dienenden Kranken ohne Zweifel möglichste Berücksichtigung gefunden hat; immerhin aber lässt sich nicht verkennen, dass auch bei der grössten Sorgfalt in Bezug auf die Auswahl der Kranken Fehler sich nicht vermeiden lassen, und diese Fehler wachsen unsres Erachtens innerhalb der Zahlengrenzen, in denen sich die Untersuchung *Fronmüllers* bewegt, mit der Zahl der zu Einschläferungsversuchen verwandten Individuen. Alle diese Ausstellungen richten sich übrigens weniger gegen den Verfasser des Buchs als gegen die Anwendung der statistischen Methode in Hinsicht der Entscheidung, wieviel dies oder jenes Medicament nütze sei, denn *Fronmüller* selbst hat diese Schattenseiten des Calcüls nicht übersehen und er konnte sie auch nicht übersehen, da das Fehlerhafte des Endergebnisses gerade bei seinen Tabellen sehr prägnant hervortritt. So

muss er denn S. 96 bekennen, dass die Stellung des Opiums an die Spitze der hypnotischen Erfolge« (sc. nach den durch Summirung der mit den verschiedenen Opiumsorten und den verschiedenen Opiumbestandtheilen in den verschiedenen Dosen gewonnenen Zahlen und den daraus berechneten Verhältnisszahlen) »nicht gerechtfertigt ist.« Aber er fährt auch gleich fort: »Zieht man jedoch in Ueberlegung, dass das Opium im Allgemeinen unter seinen Präparaten mehrere zählt, die ganz erfolglos waren, wie das Mekonin, das Porphyroxin und das Opianin, bedenkt man ferner, dass bei den noch wenig bekannten Opiumpräparaten eine Menge von Tastversuchen nöthig waren, die ebenfalls die Zahl der Nichterfolge oder der theilweisen Erfolge vermehrten, erwägt man endlich, dass das Smyrnaer Opium in Substanz sowie das Metamorphin (leider waren das nur wenige Versuche) die höchsten Erfolge für sich unter allen schlafmachenden Mitteln erzielten, so wird uns gewiss jeder unpartheiisch Denkende zustimmen, wenn wir dem Opium seine ehrwürdige und von Jahrhunderten sanctionirte Ehrenstelle belassen haben.«

Trotz dieser Mängel der statistischen Grundlage des Buches müssen wir dasselbe als eine für die Wissenschaft keineswegs ohne Frucht gebliebene und namentlich interessante Details über weniger bekannte hypnotisch verwendbare Stoffe bringende Studie bezeichnen, deren Lectüre für den praktischen Arzt gewiss von Nutzen sein wird. Die Versuche beziehen sich zunächst auf 8 Opiumsorten (Smyrnaer, Constantinopolitaner, indisches, persisches, ägyptisches, deutsches, Algier- und französisches Opium), auf Morphin und 11 Salze desselben, auf Metamorphin und

salzsaures Metamorphin, auf Codein und Narkotin (mit je 2 Salzen), auf Narceinhydrochlorat, auf Mekonin, Papaverin, Porphyroxin, Mekonsäure, Opianin und Pseudomorphin, worauf sich Laudanum, wässriges Opiumextract und Combinationen diverser Alkaloide, sowie in einem Nachtrage diverse Opiumrückstände abgehandelt finden. Ausser dem Opium und den Opiumpräparaten sind von Frommüller *Canabis indica*, *Hyoscyamin*, *Lactucarium* und *Lactucin*, *Lupulin*, *Seminae Myristicae* und *Solanin* experimentirt und abgehandelt.

Obschon ein Eingehen auf die Einzelheiten des Buches ausser unsrer Absicht liegt, wollen wir dennoch einige Punkte hervorheben, die uns aufgefallen sind, theils weil sie einer Aenderung bedürfen, theils weil sie auf schwebende Fragen sich beziehen. S. 5 sind Narcein und Porphyroxin als indifferente Stoffe des Opiums bezeichnet; da Frommüller selbst mit Narceinum hydrochloratum experimentirte, ist dieser *Lapsus calami* auffallend. S. 6 meint der Verfasser, dass die aus den Opiumalkaloiden durch chemische Processe gewonnenen »Neugebilde«, wie Sulfomorphid, Morphetin, Cotarnin u. a. für die Therapie keinen besonderen Werth zu haben schienen, da durch die Umwandlungen, die sie zu erleiden haben, die narkotischen Kräfte wohl ganz oder doch zum grösseren Theile wenigstens aus ihnen verdrängt seien. Es ist das eine Hypothese, die in neueren Versuchen theilweise Bestätigung, theilweise aber auch Widerlegung gefunden hat. Bekanntlich haben Matthiessen und Wright aus Morphin und Codein mittelst Salzsäure im zugeschmolzenen Rohre zwei neue Körper erhalten, das Apomorphin und das Chlorocodid. Die Untersuchungen von

Sam. Gee (St. Bartholomews Hosp. Reports V. 215) weisen nach, dass das erste nicht narkotisch, dagegen schon zu 0,15 Gm. rasch emetisch wirkt, Chlorocodid dagegen in seiner Action keine beträchtliche Abweichungen von Codein zeigt. Hieraus geht hervor, dass die Möglichkeit einer narkotischen Wirkung der Spaltungsprodukte der Opiumalkaloide nicht zu negiren ist; ohne Experimente können wir eben Nichts wissen. Der auf S. 12 genannte, um die Opiumcultivir in Aegypten verdiente Autor heisst Gastinel, nicht Gastinct. Unter den Effecten mit Opiumalkaloiden sind besonders die mit Narkotin erzielten auffallend, das Fronmüller zu den hypnotisch wirksamsten Opiumbasen zählt, da die neueren Thierversuche von Cl. Bernard und von Baxt ein solches Resultat kaum erwarten lassen; doch concedirt auch Fronmüller, dass diese Effecte nur bei höheren Dosen, so bei 1,25—2,0 Gm. resultiren. Sonach werden wir wohl bei unserem Ausspruche, »dass hypnotische Effecte nur mit Dosen zu erreichen sind, welche Gefahren für die Gesundheit begründen können« (Die Pflanzenstoffe p. 154) stehen bleiben können, da im Handel bis in die neueste Zeit mehr oder weniger verschiedene Narkotinsorten vorkommen, die sogar, wie dies A. Husemann nachwies, in ihren chemischen Reactionen abweichen. Der S. 32 citirte O. Sanphnessy ist der bekannte um die Indische Pharmakopoe so sehr verdiente O'Shaugnessy. In den Namen, nicht allein den ausländischen, herrscht überhaupt eine gewisse Nonchalance bezüglich deren Rechtschreibung; so finden wir bei Narcein die Namen Erlennmeyer, Liné in Erlemeyer und Linné metamorphosirt, was vielleicht Schuld des Correctors ist, übr-

gens, wenn die Sünde, wie hier, zur Gewohnheit wird, wohl Tadel verdient. Bezüglich des Narceins steht bekanntlich der Verfasser auf dem Standpunkte von Schroff, Kersch u. A., dass dieser Stoff ein schlechtes Hypnoticum sei, worin er wohl, soweit dies unsre Handelssorten angeht, nicht Unrecht hat. Aber wenn er von »abenteuerlichen Behauptungen Cl. Bernards in Hinsicht auf dieses Alkaloid, sowie auf Thebain, Narkotin und Papaverin« spricht, so scheint uns dies wenig angemessen, denn im Wesentlichen beruhen die Angaben des berühmten Französischen Physiologen auf Wahrheit und die Versuche an Thieren mit den meisten Opiumalkaloiden geben in der That die Resultate, die er erhielt. Das Narcein Bernards ist wahrscheinlich ein anderer Stoff wie das gleichnamige Präparat deutscher Fabriken, vielleicht noch mit dem für sich hypnotisch unwirksamen Mekonin, dessen Anwesenheit aber die Löslichkeit erhöht. Sicher aber hat er beim Thebain recht; das ist ein Tetanicum, kein Hypnoticum, und wenn Fronmüller mit diesem Alkaloid nur »mittlere narkotische Wirkung« erzielte, so beruht dies entweder auf der allgemeinen Unsicherheit derartiger an Kranken angestellten Beobachtungen, oder aber es giebt im Handel ganz diverse Präparate oder unreine Präparate von verschiedenem pharmakodynamischen Werthe. Und letzteres ist nach meinem Dafürhalten der Hauptgrund der massenhaften Divergenzen gerade bezüglich der Action so vieler angeblich reiner Pflanzenstoffe.

Wenn wir in Fronmüller's Buche dem Opium den alten Rang an der Spitze der Hypnotica gewahrt sehen, so finden wir in der Schrift von Liebreich den Versuch gemacht,

geradezu an die Stelle des Opiums und des Morphins das von ihm zuerst pharmakodynamisch geprüfte Chloralhydrat zu setzen. Wollen wir Liebreich's Schrift gerecht würdigen, so müssen wir uns auf den Zeitpunkt versetzen, welcher dem Erscheinen derselben entspricht und nicht etwa von dem Standpunkte der bis jetzt erworbenen Kenntnisse über deren Wirkung und Anwendung über dieselbe urtheilen. Jetzt ist der Chloralhydratenthusiasmus ziemlich verrauscht, das Mittel, anfangs ein echtes Modemittel, das deshalb wohl auch sogar seinen Curs in die der Mode gewidmeten Zeitungen nahm, findet eine nüchterne und damit auch eine etwas kühlere Beurtheilung; man fängt an, gewisse Inconvenienzen der Anwendung zu betonen u. dgl. mehr. Liebreich's Schrift ist, wie wir oben sagten, nur eine weitere Ausführung des in No. 31 der Berliner klinischen Wochenschrift veröffentlichten Vortrages des Autors in der Berliner medicinischen Gesellschaft. Liebreich hatte damals das Chloralhydrat an Thieren geprüft, weil er vermuthete, dass Chloral, wie in andren alkalischen Flüssigkeiten, so auch im Blute sich in Chloroform und ameisensaures Kali umsetzen würde; er war in dieser Ansicht durch das Resultat bestärkt, dass er vom Chloralhydrat hypnotische Effecte erhielt; er hatte sich dann zu Versuchen an Kranken gewandt, und in den Charité-Abtheilungen von Westphal, Virchow, Bardeleben u. s. w. hatte er die Ueberzeugung gewonnen, dass das Chloralhydrat in ausgezeichnete Weise Schlaf hervorrufe und gleichzeitig auch einigermaßen anästhesirend wirke; dann hatte B. v. Langenbeck in einem Falle von Delirium tremens einer Schwerverletzten mit

sehr ungünstiger Prognose, wo Morphin keine Ruhe schaffte, und wo nur von Schlaf und Ruhe Aussicht auf Genesung zu hoffen war, zu dem Mittel wie zu einem Nothanker gegriffen und das Chloralhydrat hatte den gewünschten Schlaf gebracht, hatte das Leben gerettet. Bei solchen Effecten war es dem Entdecker dieser Wirkungen gewiss nicht zu verargen, wenn er das offenbar noch in manchen Beziehungen mangelhafte Material zum Nutzen und Frommen der praktischen Aerzte in Gestalt eines Buches zusammenstellte, und da wo ihm Erfahrung noch nicht zu Gebote stand, diese durch Hypothesen vorläufig ausfüllte, deren Prüfung er Andre überliess und die er vielleicht selbst in der voraussichtlich zu erwartenden zweiten Auflage entweder zu bestätigen oder zu beseitigen gedachte. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir es dem Entdecker des Protagon nicht allzusehr zum Vorwurf machen, dass z. B. die physiologische Untersuchung der Einwirkung des Chloralhydrates in hohem Grade lückenhaft ist und dass manche Angaben und Hinweise auf Verwerthungen des Mittels sich als nicht richtig erwiesen haben. Wir haben natürlich nicht nöthig, die dem Verfasser ohne Zweifel bekannten Lücken der ersteren Art, welche gewiss in einer zweiten Auflage ausgefüllt werden, da die physiologischen Untersuchungen für die durch die weitere Chloralhydrat-Literatur in den Vordergrund gedrängte Hauptstreitfrage, ob das Chloralhydrat als solches oder vermöge seiner Zersetzung im Blute als Chloroform wirke, von der grössten Wichtigkeit sind, hier in extenso zu erörtern. Manches ist dem Verfasser schon durch andre Forscher, wie durch B. W. Richardson z. B. die Wirkung auf die Eigen-

wärme hinweggenommen; Vieles aber bleibt noch zu thun übrig, und es wird jedem Einsichtigen, der die massenhafte Literatur (*multa, non multum*) des Vorjahres, die sich auf das Chloralhydrat bezieht, durchsucht, mit Rec. der Gedanken sich aufdrängen, dass von einem Abgeschlossenensein des physiologischen Capitels vom Chloralhydrat noch jetzt überall die Rede nicht sein kann. Die Frage, ob das Chloral durch im Blute entstehendes Chloroform wirke, kann aber nur durch die Vergleichung der physiologischen Wirkung beider Substanzen, unter möglichst ähnliche Bedingungen gebracht, bis zu einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit entschieden werden. Die Chemie lässt vorläufig im Stiche, und Liebreich hat deshalb in seinem Buche erklärt, von einer Inangriffnahme der Frage vom Standpunkte des Chemikers zur Zeit absehen zu müssen. Was Liebreich ermittelt hat, das Auftreten der Chloride im Urin fastender Thiere nach Chloral-injection, ist für die Frage selbst irrelevant, da ja eine Verbrennung möglich erscheint, ohne dass erst Chloroform gebildet wurde. Ebenso ist das von Bouchut betonte Auftreten eines kalische Kupferlösung reducirenden Stoffes, der nicht Glykose sein soll, im Urin nach Chloralgebrauch nicht von Bedeutung für die Frage, da wir wissen, dass nach Inhalation von Chloroform der Urin keineswegs constant reducirend wirkt. Eher wäre der Geruch des Athems entscheidend, aber ein wie unzuverlässiges Erkennungsmittel wir im Olfactorius besitzen, ist im Allgemeinen bekannt und im concreten Falle daraus ersichtlich, dass der Athem der mit Chloralhydrat vergifteten Thiere nach Richardson den Geruch des Chloroforms, nach Demarquay den des Chlorals darbieten

soll, dass nach Richardson mit Chloralhydrat versetztes Ochsenblut deutlich nach Chloroform riecht, während nach Personne der Geruch des darin enthaltenen Chloroforms ganz durch den des Blutes selbst verdeckt wird. Würde sich allerdings bestätigen, dass Dämpfe von Chloralhydrat, durch ein glühendes Rohr geleitet, sich nicht decomponiren, wie dies Personne im Gegensatze zu Liebreich behauptet hat, so könnte der chemische Nachweis der Zersetzung des Chlorals in Chloroform geliefert werden. Wir wollen übrigens nicht verhehlen, dass wir persönlich von der Richtigkeit der Liebreich'schen Theorie über die Wirkung des Chloralhydrates qua Chloroform überzeugt sind, wenn wir sie auch nicht als völlig bewiesen ansehen können. Der Haupteinwand, der sich aus Liebreich's Schrift ergibt und den er durch die Differenzen der Einführung des Chloroforms beim Narkotisiren und des Chloralhydrats zu beseitigen sucht, wir meinen das Fehlen der Excitationsperiode beim Chloralhydrat, fällt weg, seitdem sich durch die weiteren Untersuchungen von Jastrowitz, Drasche, Bouchut, Spencer Wells u. A. herausgestellt hat, dass die hypnotische Action des Chloralhydrats sich keineswegs immer ohne Voraufgehen von Excitation geltend mache. Die von den Französischen Forschern, wie Demarquay, Labbé und Goujon hervorgehobenen Unterschiede sind theils offenbar unrichtig, theils unerheblich. Dagegen sind in dem Verhalten der Pupille einerseits, das nach den Ermittlungen von Jastrowitz und Westphal genau dasselbe bei Chloroform und Chloralhydrat ist, und in dem der Temperatur andererseits Momente gegeben, welche, zu dem von Liebreich

betonten gleichen Gange der Wirkung beider Substanzen, die zuerst das Gehirn, dann das Rückenmark und schliesslich das Herz treffen, — ein Gang, der freilich den meisten sog. anästhesirenden Stoffen zukommt — hinzugenommen, in der That sehr zu Gunsten der Liebreich'schen Theorie sprechen. Wir müssen uns übrigens ausdrücklich gegen die wohl nicht allzu nahe liegende Ansicht verwahren, als wollten wir durch Hervorhebung der später von anderen Forschern eruirten Thatfachen dem Entdecker der Chloralhydratwirkung einen Vorwurf daraus machen, dass er nicht schon auf diese der Beobachtung leicht zugängliche Momente geachtet, die er sicher, wenn nicht das Bedürfniss nach einer Schrift über Chloralhydrat ein so überaus dringendes gewesen wäre, nicht übersehen haben würde.

Wird nun der volle Beweis dafür, dass Chloralhydrat durch Chloroform wirke (dass das ameisensaure Kali bei der Wirkung betheiligt sei, wird von Liebreich in Abrede genommen, während Richardson Formveränderungen und theilweise Destruction der rothen Blutkörperchen bei rasch tödlicher Chloralvergiftung auf Rechnung des gebildeten Formiats setzt), sei es auf chemischem Wege, sei es auf physiologischem, erbracht: so haben wir dadurch ein so eclatantes Beispiel von einem durch seine Spaltungsproducte im Organismus wirkenden Körper, wie es bisher nicht bekannt war. Liebreich knüpft an diese Ansicht die Voraussicht, dass »man bei der rein physiologischen oder klinischen Betrachtung differenter Stoffe nicht mehr stehen bleiben kann«; dann, »fährt er fort, Körper, die so sehr complicirt sind, wie Chinin, Morphinum, Strychnin etc. werden wahrscheinlich kei-

nen einfachen wirksamen Componenten im chemischen Molecül haben.« Eine chemische Bestätigung dafür findet er in dem oben bereits erwähnten vom Morphin abgespaltenen Apomorphin und schliesst daran den alle Eigenschaften eines geflügelten Wortes verrathenden Satz, dass die Heilmitteluntersuchung in der Retorte ihren Anfang nehmen müsse. Gewiss ist mit dem letzten Satze Niemand mehr einverstanden als Rec., der stets den Grundsatz ausgesprochen hat, dass nur überhaupt chemisch reine Körper vollkommen tauglich zu pharmakodynamischen Untersuchungen sind; aber der naheliegenden Auffassung gegenüber, welche der Satz zulässt, dass es sich voraussetzen lasse, man könne bei der rein physiologischen oder klinischen Betrachtung differenter Stoffe nicht mehr stehen bleiben, nämlich derjenigen, dass man sich seither um die Spaltungsproducte nicht oder nicht genug gekümmert habe, müssen wir entgegentreten. Ich erinnere an das Salicin. Manche Nebenwirkungen z. B., die beim Gebrauche des Salicins ausnahmsweise beobachtet sind, kommen beim Einnehmen der Salicylsäure vor, und schon 1860 haben Falck und Scheffer darauf hingedeutet, dass es sich hier um die Wirkung dieses Verwandlungsproductes, des Salicins, nicht des Saligenins oder Salicylwasserstoffs handle, die neben freiem Salicin nach dem Genusse des letzteren im Urin auftreten. Von den Spaltungsproducten des Thebeins, Digitalins, Helleborins, der Catharbinsäure u. a. Zuckerpaarlinge kennen wir die Wirkung durch directe Untersuchungen. Dasselbe ist von Colchicin und vom Chinicin zu sagen. Es haben aber diese Untersuchungen auch ergeben, dass manche dieser Spaltungsproducte eben ganz ohne

Wirkung sind, wie das des Digitaleins und der Helleborusglykoside und es ist in hohem Grade fraglich, ob für die Pharmakodynamik ein bedeutendes Fortschreiten auf diesem Wege zu erzielen ist; ob sie hier nicht gewissen chemischen Theorien als Spielball anheimfällt. Was für ein Nutzen soll der Pharmakologie z. B. aus den Spaltungsproducten des Strychnins und Brucins erwachsen, wie sie in neuester Zeit Berthelot angegeben hat? Es soll uns freuen, wenn der Weg zum Heile führt, aber er ist bei dem gegenwärtigen Stande der Chemie und der Pharmakologie ein wenig geebnet, zum Purzeln aber ganz vortrefflich geeigneter.

Wir können von Liebreich's Schrift nicht Abschied nehmen, ohne noch einen Punkt zu berühren. Offenbar hat er die Maximaldosis zu hoch genommen (bis 8,0!). Schon Jastrowitz hat dagegen remonstrirt und durch Mittheilung eines Falles von Delirium tremens die lebensgefährliche Wirkung einer solchen Dosis dargelegt. Aber es lässt sich auch nicht läugnen, dass viel geringere Gaben bei geeigneten Persönlichkeiten gefährliche Zufälle von Collaps herbeiführen können. Ich erinnere an einen Fall, den Noir (Gaz. des Hôp. 149) aus dem Hôp. de Brioude berichtet, wo 5 Grm. gegeben wurden, um die zum Zwecke der Amputation des Unterschenkels erwünschte Anästhesie herbeizuführen und der den Berichterstatter zu dem Ausspruche veranlasst, er werde sich niemals wieder des Chloralhydrats als eines Anästheticum bedienen, mit welcher Absicht er ohne Zweifel nicht allein steht, da die Liebreich'schen Erwartungen in dieser Beziehung offenbar sich noch weniger bestätigt haben als die auf die sedative Wirkung kleiner Dosen bezüglichen, da letztere mindestens von einer Verbindung

des Chloralhydrats und Morphins nach Jastrowitz in ausgezeichnete Weise bei Geisteskranken wirken. Hier am Orte ist übrigens schon von 4 Grm. bei einer an Prosopalgie Leidenden äusserst intensiver Collaps beobachtet worden, der das Schlimmste erwarten liess. Da nun, wie aus den verschiedenen Publikationen erhellt und wie ich aus eigener Erfahrung weiss, auch bei den Normalgaben des Chloralhydrats nicht immer Kopfschmerz und Uebelkeit ausbleiben; so bleibt es trotz des jetzt nur noch geringen Preises des Medicaments sehr fraglich, ob es dauernd mit dem Morphin realisiren kann, da leider die von Liebreich befürwortete subcutane Anwendung desselben bedeutende Inconvenienzen darbietet und da die fortgesetzte interne Administration durch den abscheulichen Geschmack auf die Dauer unmöglich gemacht wird. Immerhin aber wird es da, wo Opium oder Morphin nicht ertragen wird, und bei Delirium tremens am Platze sein und ohne Zweifel sich in den meisten Pharmakopöen dauernd einbürgern, somit nicht das Schicksal so vieler moderner Medicamente, die nur der Enthusiasmus eine Zeit lang hoch hält, welche dann aber durch die ruhige Ueberlegung auf immer depossedirt werden, theilen!

Von dem dritten in der Ueberschrift genannten Buche Preyer's hat Rec. den ersten Theil bereits im vorigen Jahre in diesen Blättern ausführlich besprochen. Es lässt sich nicht leugnen, dass beide Theile zusammen eine treffliche toxikologische Monographie der Blausäure darbieten, zumal da der zweite Theil auch der allmählichen historischen Entwicklung unsres auf die Cyanwasserstoffsäure bezüglichen Wissens die gebührende Rechnung trägt. Der Inhalt des zweiten Theiles ist nach den Hauptcapiteln derart

geordnet, dass zunächst das Zustandekommen der Blausäurevergiftung bei Thieren (S. 1 bis 73) besprochen, dann eine Charakteristik der Blausäurevergiftung im Allgemeinen (S. 73—85) gegeben wird, woran sich Bemerkungen über die Wirkung der Blausäure auf einzelne Organe (S. 85—96) schliessen; hierauf folgen Capitel über die Wirkung der Blausäure auf den Menschen, Behandlung der mit Blausäure Vergifteten und Nachweis der Blausäure im Blute der Vergifteten (S. 97—129); dann eine Zusammenstellung der Resultate sowohl von Preyers eignen als von den früheren Untersuchungen Anderer.

Das erste Capitel beginnt Preyer mit einer Definition des Begriffes »Gifte,« die uns zu den vielen verunglückten Versuchen noch einen neuen hinzuzufügen scheint, obschon die Grundlage, die chemische Action der Gifte, die richtige ist. Nach dem Verfasser sind Gifte »solche Stoffe, welche in einen lebenden Organismus eingeführt, in diesem sich chemisch verändern und dadurch Störungen der Gesundheit hervorrufen.« Sollte wirklich auf die chemische Veränderung der eingeführten Stoffe so viel Gewicht zu legen sein? Was wissen wir denn gerade von diesen? In welcher Weise verändert sich z. B. arsensaures Natron? Welche Veränderungen betreffen z. B. das Silberpeptonat, mit dem neuerdings Bogolowsky seine interessanten Studien ausführte, die gradezu eine Veränderung der rothen Blutkörperchen durch dies Präparat darthuen, während das Silber nicht selbst in dieselben übergeht! Wenn selbst bei einer nur 3 Secunden langen Einathmung des Dunstes einer 60% Blausäure von Seiten eines Kaninchens das unveränderte Gift im Blute nach dem Tode noch nachgewiesen werden kann

(S. 82), so liegt selbst für die Blausäure eine tödliche Wirkung ohne Veränderung dieser Säure nahe, wenn auch Preyer selbst eine solche Annahme vorläufig für unstatthaft erklärt. Wenn wir, wie beim Digitalin und Helleborein, sehen, dass die bekannten, durch chemische Proceduren zu erhaltene Spaltungsproducte nicht toxisch wirken, so ist doch mindestens für diese Gifte die Wirkung vermöge einer Umwandlung sehr problematisch.

Dass der Verfasser bei der Diagnose der Blausäurevergiftung auch der Nitrobenzinvergiftung gedenkt, ist lobenswerth, da ohne Zweifel das Nitrobenzin seine Rolle als Gift noch nicht ausgespielt hat. Richtig ist es, dass der Nitrobenzingeruch ein anderer als der Blausäure ist, aber dem praktischen Arzte werden die Differenzen häufig entgehen. Jedenfalls ist der Rath Preyers, auf die zeitlichen Grenzen der Intoxication Rücksicht zu nehmen, sehr am Platze, indem sehr acuter Verlauf für Blausäure, langsamerer für Nitrobenzin spricht; doch giebt es auch Fälle, wo Nitrobenzin schon in 4 Stunden tödtete (Riefkohl) und andererseits solche, wo Blausäure 6stündiges Coma erzeugte, ohne zu tödten (Fall des Dr. Arnold im vorigen Jahrgange des Americ. Journ. of med. Science.) Krämpfe kommen auch bei Nitrobenzinvergiftung vor (Fall von Müller) und sind deshalb desgleichen nicht immer entscheidend.

Den Schluss des Preyer'schen Buches bildet ein Verzeichniss von Büchern, Abhandlungen, Dissertationen und zerstreuten Notizen über Blausäure, wobei Cyankalium und andre Cyanide, ebenso Kirschlorbeer- und Bittermandelwasser nicht berücksichtigt sind. Von den zerstreuten Notizen abstrahirend, zu denen wir manche Additamenta beibringen könnten, machen wir

darauf aufmerksam, dass auch die Dissertationen keinesweges vollständig sind. In unsrer eignen Sammlung pharmakologisch-toxikologischer Monographien und Dissertationen besitzen wir z. B. die folgenden, welche keine Erwähnung gefunden haben: Phil. Ferd. Lemonius, *de acido zootico*. Berol. 1819. (36 Seiten in Octav); Leop. Frid. Dittmer, *de vera acidi hydro-cyanici in organismum efficacia*. Berol. 1822 (56 Seiten in Octav); Franc. Scholz, *de acidi hydrocyanici natura et usu medico*. Berol. 1823. (48 Seiten in Octav); H. F. A. Kallmann, *de acidi borussici usu in spasmodis ex perversa systematis sexualis functione ortis*. Berol. 1825 (44 Seiten in Octav) und Societas medicorum Rigensis, *Binae observationes de virtutibus acidi hydrocyanici in tetano et eclampsia parturientium*. (Gratulationsschrift an die Universität Dorpat). Rigae 1827. (20 Seiten in Quart). Ferner fehlt Seidel, *de acidi hydrocyanici indole venenata*. Vratislaviae, 1818 und Callies, *Essay sur l'acide prussique*. Paris 1816. Dass Casper's gerichtliche Medicin Theil II und die Novellen dazu im Literaturverzeichnisse fehlen, ist uns auffallend gewesen.

Theod. Husemann.

Four years among Spanish Americans, by F. Hassaurek, late United States Minister Resident to the Republic of Ecuador. London 1868.

Herr Hassaurek, von Herkunft ein Oesterreicher, wanderte nach den Vereinigten Staaten aus, etablirte sich in Cincinnati, that sich dort als Rechtsgelehrter und dann als Politiker hervor und wurde mit dem Gesandtschaftsposten in Ecuador betraut. Er lebte in Quito, der Hauptstadt dieser Republik, unter dem Aequator vier Jahre lang von 1861—1865. In dem vorliegen-

den Bande theilt er seine Erfahrungen und Anschauungen in Südamerika mit. Das Buch ist ganz vortrefflich geschrieben, in einem guten, kurzen und bündigen englischen Styl. Die Urtheile des Verfassers sind sehr verständig, umsichtig und unparteiisch. Er zeigt sich als ein vorurtheilsloser, sinniger und scharfsichtiger Beobachter. Seine Bemerkungen über südamerikanische Zustände sind sehr treffend, und seine Schilderungen von Menschen und Sitten sind ebenso lebhaft und fesselnd wie die von Dingen und Naturgegenständen. Er hat sich auch eine intime Kenntniss der alten und neueren Geschichte der Länder, die er bereist und schildert, verschafft und wenn er Berge und Thäler, Flüsse und Wälder, Wege und Stege beschreibt, so scheint es, als ob er dies ausdrücklich zum Nutzen und Gebrauche des Geschichtsforschers thäte. Auch erklärt er in einer sehr anschaulichen und glaubwürdigen Weise die jetzigen Zustände und Ereignisse aus der Vergangenheit. Er hat seinen Aufenthalt und seine Stellung in Quito sogar auch dazu benutzt, um dort mit Hülfe des alten städtischen Archivs und der in ihm aufbewahrten Dokumente originelle und selbstständige historische Forschungen anzustellen. Auf diese Weise hat er noch manches ans Tageslicht gebracht, was ein künftiger Geschichtschreiber der Pizarros und Almagros mit Dank wird benutzen können. Der kleine knappe Band (von circa 400 Seiten) ist eines der lehrreichsten und nützlichsten Bücher, die über das spanische Südamerika geschrieben sind. Jeder, der das Buch anfängt zu studiren, wird sich gefesselt und veranlasst fühlen, es bis zu Ende zu lesen, und es nur mit Dankbarkeit und Anerkennung für den Verfasser aus der Hand legen.

Bremen.

J. G. Kohl.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 20.

18. Mai 1870.

Die Florentinische Geschichte der Malespini und deren Benutzung durch Dante. Von Dr. Arnold Busson. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1869. 89. S. 8°.

Wer einmal aus der Oede, in welche die deutsche Geschichtschreibung seit Friedrich II. versunken ist, nach einer blühenderen Gegend sich sehnt, ohne doch den Umgang mit den Menschen des 13. und 14. Jahrhunderts aufgeben zu wollen, der möge bei den Florentinern einkehren. Unter ihnen findet er Alles, was er in der Heimat entbehrt: vornehmlich das Gefühl der Kraft und des eigenen Werthes, den berechtigten Stolz eines freien, hoch aufstrebenden Volkes. Die Erwägung, »dass unsere Stadt Florenz, die Tochter und das Werk Roms, im Fortschreiten begriffen, zu grossen Dingen aufgelegt, Rom hingegen im Sinken sei«, macht den Villani zum Geschichtschreiber. Nicht so freudig geht Dino Compagni an die Arbeit: die Parteikämpfe haben seinen Sinn umdüstert. Aber wie er auch klagen mag, — Florenz bleibt

doch das blühende Florenz, »arm am Erdreich, überreich an guten Früchten; von waffengeübten und stolzen und streitsüchtigen Männern; von schönen und zierlichen Frauen; voll prächtiger Gebäude und nützlicher Künste; reich durch seine Bankgeschäfte; wegen seiner Grösse von den Nachbarn mehr gefürchtet, als geliebt.« Auf solchem Grunde bekämpfen sich die Parteien, toben die Leidenschaften. Der Patriot mag darüber seufzen, — der Dichter und Geschichtschreiber sind befriedigt.

Und wie wissen diese Florentiner zu erzählen! Zwei anmuthige Plauderer, die sich nur nicht zu einer logischen Ordnung verstehen können, so erscheinen die Malespini. Was ihnen fehlt, hat Dino aus den Alten gelernt: die Gliederung seines Stoffes kann man vortrefflich nennen; die Ruhe seiner Darstellung ist um so bewunderungswürdiger, je bewegter seine Seele ist. Er ist ein Geistesverwandter von Dante. An Boccaccio könnte Villani erinnern: aus aller Herren Länder erzählt er, mit Umständlichkeit und Behagen. Er hat als Kaufmann Frankreich und Flandern gesehen; und wie der Spekulant zunächst wohl die Verhältnisse seines eigenen Platzes erwägt, dann aber auch den Handel anderer Städte berücksichtigt, so verbindet Villani die Geschichte seiner Vaterstadt mit der Weltgeschichte. Neben dem Universalhistoriker steht Toskanas erster Monographist: Villani's Freund, Messer Pace da Certaldo. Villani hatte dem Kriege gegen Semifonte nur ein Kapitel gewidmet; Certaldo behandelt ihn in einem eigenen Buche. Solche Ausführlichkeit hat der Stoff verdient: die Anderen schilderten uns den Kampf der städtischen Parteien; gleichsam als Gegenstück zeichnet uns Certaldo in einem

Bilde, das mit liebevollster Sorgfalt ausgeführt ist, die Kämpfe der noch einmüthigen Stadt gegen den auswärtigen Adel.

So werden die Florentiner des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts, ein Jeder in seiner Weise, erfreuen und belehren. Aber auch wer philologisch-kritischen Geistes an ihre Werke geht, wer dem Leben der Verfasser nachspüren, die Quellen ihrer Darstellung aufsuchen, ihre Glaubwürdigkeit im Einzelnen prüfen mag, darf trotz mancher Vorgänger noch immer auf eine reiche Ernte rechnen.

Wie sich in dieser Richtung die *Istoria Fiorentina* der zwei Malespini ausbeuten liess, ist in dem vorliegenden Buche gezeigt.

Nach einem Abschnitte über die Handschriften und Ausgaben wendet Busson sich zu den Verfassern des Werkes. Aber über die wenigen Personalnotizen, welche Ricordano und Giacotto selbst gegeben, lässt sich nicht hinauskommen. Die Berechnung Follinis, dass Ricordano um 1220, sein Bruder Francesco, der Vater Giacotto's nach 1226 geboren sei, ist ein scharfsinniges und phantasiereiches Spiel, weiter Nichts. Um so bestimmtere Auskunft giebt ein folgender Abschnitt über die Abfassungszeit der *Istoria*. In einer Vergleichung, die für meine Bedürfnisse viel zu ausführlich ist, erweist Busson die Chronik Martins von Troppau als Ricordano's Quelle; er macht dann wahrscheinlich, dass es die zweite Bearbeitung dieser Chronik war, welche Ricordano benutzte. Dadurch ergibt sich als nächster terminus a quo das Jahr 1278. Zu gleichem Ergebnisse führt ein anderes, von Busson übersehenes Moment: Ricordano schöpft aus *Minoritae Florentini Gesta imperatorum* ap. Böhmer *Font. rer. Germ.* 4,

609—672. Die Thatsache werde ich später darthun; hier bemerke ich, dass der Minorit eben mit 1278 sein Werk beschloss. Da nun Ricordanos Arbeit nicht einmal bis 1278 reicht, so ist sie nirgends gleichzeitig. Aber auch nicht so bald nach 1278 hat Ricordano begonnen: wie Busson bemerkt, ist schon cap. 99, dann cap. 153. 164. 167 vom *popolo vecchio* die Rede; Ricordano musste also Kunde haben vom *popolo nuovo*. Dessen Einsetzung erfolgt erst im Februar 1293. Frägt man nach dem *terminus ad quem*, so lässt sich nur sagen, dass Ricordano jedenfalls 1299 die Feder noch nicht niedergelegt hatte. Denn cap. 180 sagt er von Manfreds Kindern: »*morirono in sua prigione*«. Nun befiehlt Karl von Anjou im Jahre 1299, dass die drei Söhne Manfreds in ein anderes Gefängniss überführt würden. Da kaum alle Drei in der nächsten Zeit starben, so liegt der Grenzpunkt sicher nicht mehr im 13., auch wohl nicht in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts. Danach kann Ricordanos Nachfolger, der das Werk bis 1286 führte, selbstverständlich nicht als Zeitgenosse schreiben. Busson setzt den Abschluss seiner Fortsetzung zwischen 1307 und 1309: Giacotto scheint vom Tode des Ramondo Berlinghieri zu wissen; den Nachfolger Karls II. nennt er einfach: *duca di Calabria*. Man sieht wohl: soll die *Istoria* höheren geschichtlichen Werth haben, so mussten den Verfassern gute Quellen, zuverlässige Berichte zur Verfügung stehen. Die ältesten Partieen bearbeitet Ricordano nach einer lateinischen Chronik, aus welcher Follini Bruchstücke mittheilt. Vielleicht gehört sie zu den *Storie Romane*, die Ricordano bei seinem Oheim Fiorello di Liello Capocci gefunden haben will. Eine sehr ergiebige Quelle

war dann die Chronik Martins von Troppau. Für die Geschichte des Johann Gualberti verweist Ricordano auf la sua legenda: er meint die bekannte Vita des Heiligen. Verloren scheint die Quelle für den ersten Kreuzzug: il libro del detto passaggio. Nur theilweise erhalten sind florentiner Annalen, deren Ricordano sich jedenfalls von 1107 bis 1259 bediente. Was er ihnen entnahm, hat Busson sorgfältig zusammengestellt, — eine für den nächsten Zweck nicht gerade nothwendige, aber immerhin dankenswerthe Arbeit. Nur hätte ich die Zusammenstellung als Beilage gegeben und vor Allem mich nicht auf Ricordano beschränkt. Busson selbst bemerkt später, dass auch Villani diese florentiner Annalen benutzt hat. Und aus Villani liess sich Manches ergänzen. So berichtet Malespini zum Jahre 1177 nur vom Brande der Stadt: Villani 5, 8 giebt das Datum, den 5. August; Malespini lässt Friedrich I. im Juli, Villani 5, 12 am 31. Juli 1185 in Florenz eintreffen u. s. w. Aber noch reichere Ausbeute gewähren die Annalen des Simon della Tosa, die Busson gar nicht berücksichtigt hat. Sie beruhen zum grössten Theile auf Villanis Werk; doch erkennt man auf den ersten Blick, dass daneben auch die florentiner Annalen benutzt sind. Weder Villani noch Malespini nennen den Tag, an welchem die alte Brücke einbrach; Simon ap. San Luigi Raccolta di Cronichette 129 sagt: die 4 uscente Novembre. Villani 6, 6 schätzt die Gefangenen auf piu di mille ducenti; Simon a. a. O. 133 zählt 1235 Mann. Oder man vergleiche das Jahr 1233 mit der entsprechenden Angabe Villani's 6, 10 und Malespini's c. 119, die hier im Wortlaute übereinkommen.

Della Tosa l. c. pag. 133.

Alla signoria di Torello da Strada di 13 uscente maggio si andarò i Fiorentini a Siena con grande oste e assederla dalle tre parti.

Villani 6, 10.

I Fiorentini feciono grande oste sopra la città di Siena e assediarla dalle tre parti.

Dazu nehme man noch die mit Malespini, Villani und Simon della Tosa vielfach übereinstimmenden Randglossen eines Codex, welche Pertz als *Annales Florentini* in *Mon. Germ. Scr.* 19, 223 ff. zusammengestellt hat; vgl. Busson 44 Anm. 1 — und man wird die verlorenen Annalen von Florenz, die besonders durch ihre genauen Daten sich auszeichnen, in ziemlicher Vollständigkeit wieder hergestellt haben.

Doch kehren wir zu Malespini's Quellen zurück. Wie schon bemerkt, hat Busson übersehen, dass Ricordano das Werk des florentiner Minoriten benutzte. Ja, S. 38 wird ausdrücklich in Abrede gestellt, dass eine andere Uebereinstimmung zwischen Malespini und dem Minoriten stattfinde, als zum Jahre 1115, wo vom Brande der Stadt die Rede ist. Hier, meint der Verfasser, lägen gemeinsame florentiner Lokalaufzeichnungen zu Grunde. Möglich; aber man vergleiche weiter, was des Minorit l. c. 615 und Malespini c. 87 nicht über florentiner, sondern über sicilische Ereignisse berichten.

Mortuo autem Tancredo regnum remansit filio suo Guilielmo, *iuveni etate ac sensu*, Henricus vero ingressus regnum cum exercitu, pacem non veram cum rege iuvene

— il quale regno di Sicilia e di Puglia signoreggiava Guiglielmo, il giovane figliuolo di Tancredi re; *edera giovane di senno e di tempo*; il quale ingannato dal detto

habere cepit ipsumque fraudulentè capiens — in Sueviam cum sorori- bus in exilium misit etc. Huic Guilelmo filio Tan- credi tres fuerunt soro- res etc.	Arrigo sotto trattato di pace, il fece prendere con tre sirocchie e man- dolo prigionè nella Magna.
---	---

In demselben Zusammenhange hat Malespini wörtlich übersetzt, was der Minorit S. 635 über die Blendung und Entmannung Tankreds und seines Sohnes erzählt. Nur hat er gemerkt, dass der Minorit, sich selbst widersprechend, den Tankred schon früher sterben liess; er beschränkt also die Thatsache auf Tankreds Sohn. Quos oculis privari mandavit iussitque castrari, e'l detto Guiglielmo fece accecare e castrare, accioche non potesse in- generari. generare figliuoli.

Auch das Geschichtchen, dass Heinrich VI. Gemahlin vordem Nonne gewesen sei, wie überhaupt wohl Alles, was Heinrich VI. und dessen Regierung betrifft, hat Malespini dem Werke des Minoriten entlehnt.

Auf eine weitere Quelle Malespini's führt der Anfang von Kap. 96: Partito lo stuolo de' cristiani da Tunisi. »Im Vorhergehenden wird des Kreuzzuges mit keinem Worte gedacht, — gewiss liegt die Vermuthung nahe, dass Malespini einer Quelle folgt.« Ihr entnahm er dann, was für ihn besonders Interesse hatte. Dieselbe Quelle, meint Busson, hatte Villani zur Hand; er entdeckte die Lücke, die Malespini gelassen hatte, und ergänzte nun 7, 38 die vorausgegangenen Ereignisse; so machte er das partito lo stuolo erst verständlich; im Bewusstsein, jedes Dunkel verscheucht zu haben, konnte er sich getrost wieder der Führung Malespinis über-

lassen. Das wird vielleicht nicht Jeder glauben; daher würde ich, der ich die Kraft der Analoga kenne, auf einen anderen, ganz ähnlichen Fall verwiesen haben. Cap. 49 findet sich das unglückliche *il detto Corrado* *); — »unglücklich«, denn von König Konrad war bisher keine Rede; im folgenden Kapitel heisst es: *lo 'mperio agli Italici per sei imperadori era durato cinquantaquattro anni*; und doch hat Malespini vorher nur vier italienische Kaiser genannt. »Der Grund«, würde ich gesagt haben, »liegt in einer mangelhaften Benutzung der Chronik Martins von Troppau. Da war Villani ein viel aufmerksamerer Autor: auch hier entdeckte er sofort, wie nachlässig Ricordano seine Quelle benutzt habe; er griff daher zu Martins Chronik und ergänzte die Lücken seiner sonst übernommenen Vorlage.«

Wenig überzeugt mich die folgende Darlegung, dass nämlich ein Bericht über die Erhebung Siciliens aus gleicher Quelle floss, wie die entsprechende Erzählung der *Historia conspirationis Johannis Prochytae*. Einmal sei schon an sich schwer zu begreifen, wie gerade in Florenz eine so specifisch sicilische Erzählung entstanden sein sollte. Statt »entstanden« ist wohl zu verstehen: eine selbständige Aufzeichnung gefunden. Und alsdann muss ich fragen: weshalb

*) Freilich hat Follini dieses und die drei vorausgehenden Kapitel gestrichen, weil sie in zwei, übrigens verwandten Handschriften fehlen. Da aber die Ueberschrift von cap. 50 lautet: *Come Otto della Magna fu fatto imperatore, mancando agli Talici lo 'mperio*; da es gleich zu Anfang des Kapitels heisst: *e mancò lo 'mperio agli Talici*, so versteht sich von selbst, dass ein Kapitel über das italienische Kaiserthum vorausgehen musste. Dieser Forderung entspricht eben cap. 49: *Siccome lo 'mperio si levò da Franceschi*.

nicht? Heisst es doch in demselben Zusammenhang, dass Florenz *mandò in aiuto a re Carlo cinquanta cavalieri* etc. Gerade sie konnten, in der Heimat wieder angelangt, von dem Geschehenen berichten; aus Florenz konnte ihre Erzählung, im geschriebenen Buche, nach Sicilien zurückkehren. Weiter bemerkt Busson, der Anfang des cap. 206 gebe sich entschieden als Anfang einer zusammenhängenden Darstellung zu erkennen. »Einer zusammenhängenden Darstellung«, gewiss. Aber ich sehe nicht, weshalb sie anderswo entlehnt sein muss. Am Wenigsten scheint mir dafür zu sprechen, dass der Verfasser der *Historia conspirationis* den Satz: *il commune di Fiorenza mandò in aiuto* etc. nicht biete. Man kann sagen: diese florentiner Hilfsleistung schien dem Sicilianer nicht wichtig genug; daher hat er sie nicht übernommen. Doch Busson mag Recht haben; nur finde ich seine Ausführung hier nicht so überzeugend, wie an anderen Stellen.

Von der Zergliederung der *Istoria* wendet sich der Verfasser zur Benutzung, welche Giovanni Villani von dem Werke machte. Da muss ich denn ausrufen: Welch ein Mann war dieser Villani! In seinem Verfahren kann man die ersten, nicht undeutlichen Züge einer jetzt wohl ausgebildeten Methode erkennen. Zwar will ich es nicht zu hoch anschlagen, dass er mit seinem Freunde Pace da Certaldo Urkunden liest; — ganz einzig ist die Art seiner Quellenvergleichung. Das Werk der Malespini legt er zu Grunde; aber bisher hatte noch Niemand seine Vorlage mit solcher Skepsis behandelt: er sucht nach den Urquellen und, soweit wir sehen, hat er sie entdeckt. Dadurch ist er im Stande, eine

zweite, stark verbesserte und vermehrte Auflage der Malespini zu besorgen.

Die lateinische Chronik, aus welcher Ricordano seine Urgeschichte nahm, war auch dem Villani zu Händen. Zu Bussons Beweisen füge ich hinzu, dass Villani lib. 1 cap. 5, ganz wie die lateinische Chronik, die Belagerung Troja's auf 10 Jahre, 6 Monate und 15 Tage schätzt. Die 6 Monate hat Malespini übersehen. Unzählige Male vermehrt und berichtigt Villani seine Vorlage aus Martins Chronik. Wenn z. B. Malespini cap. 67 aus Martin übersetzt: 'uno certo Romano chiamato figliuolo di Colso prese il papa', so erkennt Villani lib. 4 cap. 22, dass nach chiamato der Name ausgefallen sei; leider scheint in seinem Exemplar das Wort »Centius« unlesbar gewesen zu sein, er muss sich also mit einer Andeutung begnügen: »uno grande Romano chiamato figliuolo di Celso prese il papa.« In demselben Kapitel sagt Malespini, die Weihe Wiberts sei von »gewissen« Bischöfen vollzogen; Villani ersetzt das »certi« durch die Namen der Bischöfe. Um ein beliebiges anderes Beispiel zu wählen: aus Malespini cap. 72 erhält man kein klares Bild von dem Streite Heinrichs V. und Paschals II. Aus Martins Erzählung das Fehlende nachtragend, giebt Villani 4, 27 einen durchaus genügenden Bericht. Aber auch zu Schluss des Kapitels, wo er dem Malespini wörtlich folgen kann, hat er die Augen unverwandt auf Martins Chronik gerichtet. Wie Malespini sagt er: e in quello viaggio morio il detto papa, ergänzt aber aus Martin: 'alla città d' Amiaco*'); ebenso ist der Satz: 'e legatagli in mano la coda del camello e misonlo in pregione

*) Statt Cluniaco.

nella rocca di Fummone in Campagna, e ivi morio' dem Malespini entlehnt; nur das 'nella rocca di Fummone' fügte er aus der Urquelle hinzu. Auch die Gesta imperatorum des florentiner Minoriten — hier erkannte Busson, was er bei Malespini übersah, — hat Villani ausgebeutet. Ihnen entnahm er ganz neue Kapitel, aber sie dienten ihm auch, Malespini's Text zu erweitern. An einer Stelle gefällt es ihm sogar, die ursprüngliche Wortstellung wieder einzuführen: der Minorit nennt Wilhelm, Tankreds Sohn: 'iuvenem etate ac sensu'; Malespini macht daraus: 'ed era giovane di senno e di tempo'; diese Uebersetzung findet auch Villani's Beifall, doch um engere Uebereinstimmung mit dem Urtexte herzustellen, sagt er: 'ed era giovane di tempo e di senno'. Von den florentiner Annalen war schon die Rede; sie liefern unserem Autor besonders genauere Daten. Aus der Lebensbeschreibung Johann Gualbertis kann Villani nachtragen, dass sein Heiliger bei den Päpsten Stefan und Gregor in hohem Ansehen stand; und wenn Malespini von Gualberti sagt: vegnendo a Fiorenza con sua compagnia armati *a cavallo*; so ist auch der kleine Zusatz wohl auf die Vita zurückzuführen. Denn hier wirft sich der Gegner, von dem erzählt wird, vor dem zu Pferde sitzenden Gualberti nieder, um Gnade zu erflehen. Malespini hat unter den Ländern, die für den ersten Kreuzzug ein Contingent stellen, die Provence nicht genannt; da Villani 4, 24 sie nennt*), kann man noch zweifeln, dass er

*) Wenn man bei Malespini liest: 'e di grande sentimento. *Lo re Ugo fratello dello re Filippo*', dagegen bei Villani: 'e di gran senno e *valore*; Ugo fratello del re Filippo'; so muss man wohl annehmen, dass die gemeinschaftliche Quelle in italienischer Sprache geschrie-

aus dem auch von ihm angeführten libro del detto passaggio ergänzt? Dazu kommt jene unbekannte Quelle, auf welche das partito lo stuolo führen soll. Auch finden sich noch Uebereinstimmungen mit der erwähnten Historia conspirationis Johannis Prochytae, ohne dass Villani doch die betreffenden Stellen dem Malespini entlehnt haben könnte. Denn hier fehlen sie; wenn Busson also mit Recht annimmt, dass die Historia conspirationis unabhängig von Villani sei, so hat Villani auch diese Quelle benutzt. Noch mehr: selbst ein Brief, aus dem Malespini cap. 133 die Anfangsworte anführt, stand dem Villani zur Verfügung. Er begnügte sich nicht mit Malespini: 'comincia la detta sua salutatione: Avegna che noi crediamo'; er fügt hinzu: 'Avegna che noi crediamo, che parole della inanzi corritrice novella'. Zwar meint Busson, die Worte che parole etc. könnten auch aus einem vollständigeren Texte der Istoria stammen. Aber für die Annahme eines vollständigeren Textes finden sich nicht die geringsten Anhaltspunkte. Und begreift man nicht, weshalb Villani aus dem Briefe jene nichtssagenden Worte 'che parole etc.' nachtrug, so begreift man ja auch nicht, weshalb er bei dem 'ed era giovane di tempo e di senno' die ganz bedeutungslose Uebereinstimmung mit der Urquelle wieder herstellt.

Auf das Letzte habe ich mir eine Quellenvergleiche von ganz besonderem Interesse aufgespart. Knüpfen wir an ein Wort Busson's! Er meint S. 62: »Ob den Popolanen Villani die Angelegenheiten der alten Adelsgeschlechter nicht interessirten oder ob er den bezüglichlichen Mitben war. Denn nur aus dem Italienischen: 'e valore; Ugo' ist das verderbte und falsche 'lo re Ugo' erklärlich.

theilungen der Istorica gegenüber einen Anflug von kritischer Skepsis verspürte, muss dahin gestellt bleiben. Ich kann nicht ganz zustimmen: lib. 4 capp. 10. 11. 12. 13 scheint Villani mir ein lebhaftes Interesse für die Geschlechter zu bekunden. Und diese Geschlechterreihen, die hinzugefügten historischen Notizen — darauf hat Busson nicht aufmerksam gemacht, — sie stimmen wörtlich mit Malespini cap. 57. Nur hat Villani die Quartiere, welche die Adligen bewohnten, in anderer Ordnung genannt; dann hat er eine Reihe von Familien gestrichen und die übernommen nicht in die Zeit Karls des Grossen gesetzt, wie Malespini*), sondern Konrads II. Zu dieser durchgreifenden Aenderung konnte der kritische Villani sich unmöglich entschliessen, wenn er nicht durch eine schriftliche Vorlage berechtigt war. Die vielfache Uebereinstimmung zeigte ihm, dass auch Malespini aus derselben Quelle geschöpft habe. So gelangte Villani zu der Erkenntniss: sein sonst so guter Gewährsmann habe, vielleicht durch eine zweite, durch eine getrübt Ueberlieferung irre geleitet, die Geschlechter um 200 Jahre zu früh angesetzt und gar um neue Namen bereichert. Daher die Aenderung. Ob Jeder zustimmt, kann ich natürlich nicht voraussehen; wohl aber weiss ich: hält man den Villani für den feinen Quellenvergleich, der er ja nach unser Darlegung ist, so muss man auch die angedeutete Aenderung auf die Vergleichung einer Quelle zurückführen.

Es erübrigen noch die Quellen, welche Malespini nicht benutzt hat: vor Allem Dante, dann Marco Polo und Haythoni hist. orient. Auch vermuthet Busson, dass Villani 1, 57 das von

*) Vgl. capp. 56. 58.

der *Istoria* cap. 28 ganz kurz notirte Martyrium des hl. Miniato einer Legende des Heiligen entnommen habe. Sehr mit Recht; wie man sich leicht überzeugen kann, war seine Quelle die *Passio sti. Miniatis ap. Lami Mon. eccl. Florent.* 3, XLIII.

Wohl der interessanteste Abschnitt ist »die Benutzung der *Istoria* in Dantes göttlicher Comödie.« Die Beweisführung scheint mir so überzeugend, dass kein Widerspruch möglich ist, wenigstens dann nicht möglich ist, wenn das Werk der Malespini — echt ist.

Einmal regte sich schon ein Zweifel; aber er schien das Tageslicht zu scheuen: die betreffende Arbeit blieb ungedruckt; nach Follini S. XXIV findet sie sich handschriftlich auf der Magliabechiana. Wir wollen kühner sein, den Zweifel aussprechen und begründen.

Gewiss: wenn nicht 'io Ricordano' und 'io Ricordano' wiederkehrte, wenn nicht später 'io Giacotto' an Ricordano's Stelle träte, so würde Niemand in Villani's Werk eine Uebersetzung der *Istoria* erblicken; Niemand würde glauben, dass Villani mit denselben Hülfsmitteln, mit einer dem Jahrhunderte ganz fremden Kritik eine zweite, stark verbesserte und vermehrte Auflage der *Istoria* veranstaltet habe; vielmehr würde Jeder die *Istoria* als einen ungenügenden Auszug des Villanischen Werkes bezeichnen. Zu Villani möchte die lateinische Chronik, von welcher mehrfach die Rede war, wohl auch die Chronik Martins von Troppau hinzugenommen sein; aber im Uebrigen sei nur Villani geplündert und — muss ich hinzufügen — um wunderschöne Familiengeschichten bereichert. Denn ich kann doch nicht leugnen: dass Villani an Malespini's Familiengeschichten, wie ich oben

folgte, eine vergleichende Controlle geübt, dass er sie nach solcher Controlle um 200 Jahre später angesetzt und wohl um die Hälfte vermindert habe, ist eine sehr bedenkliche Vermuthung. Da möchte man doch eher die Redlichkeit Malespinis in Zweifel ziehen. Wie wird man erst den Kopf schütteln, wenn Villani von dem glorreichen Geschlechte der Bonaguisi, dem Ricordano verschwägert ist, gar keine Notiz nimmt; wenn er oft bis zu dem Punkte, wo die Bonaguisi genannt werden, mit Malespini übereinstimmt, dann abbricht. Man vergleiche:

- 1) Mal. c. 32. (F. 31) E di questo Gallus Gaio discesono i detti Galigai e Bonaguisi e Alepri e Giungi e Cipriani.*)
- 2) Mal. c. 53. (F. 49) Questo imperatore colla sua donna stettono assai in Fiorenza; — e molti cavalieri e altri nobili cittadini gli tennono compagnia in Fiorenza e in piu altri luoghi; tra' quali furono — anche uno de Galigai, ch' ebbe nome messer Cione, e di costui per innanzi discesono i Bonaguisi.**)

*) Nur dem Texte, nicht auch der Kapitelzählung Follinis kann ich mich anschliessen. Doch habe ich, um die Auffindung zu erleichtern, Follini's Zählung in Klammern zugefügt.

**) So liest allerdings nur der Codex I; in den anderen heisst es: 'tra quali furono quelli della Pressa, cioè uno di loro, ch' ebbe nome messer Bonaguisa, e di costui per innanzi discesono i Bonaguisi'. Aber einmal ist Codex I der bessere; dann zeigt Nr. 6, dass die Bonaguisi von den Galigai abstammen. Der Irrthum der Abschreiber entstand dadurch, dass der della Pressa zufällig Bonaguisa hiess; nun meinte man, von diesem Bonaguisa müssten auch die Bonaguisa abstammen. Doch ist das Verhältniss, wie Nr. 6 nicht zweifelhaft lässt: von dem in Nr. 8 erwähnten Cione Galigai stammt der in Nr. 6 genannte Bonaguisi Galigai. Erst jetzt trennten sich die

- 3) Mal. c. 57. (F. 52) — della figliuola del buon messer Bellincione Berti, e sono venuti meno. Eranvi i Galigai, che abitavano in Orto San Michele etc. E di questi detti Galigai furono d'uno ceppo per antico più famiglie sicomo furono Bonaguisi — e gli Alepri; — ancora i Giungi; — anche i Cipriani. — Ma d'uno ceppo mossono queste due famiglie ovvero schiatte Ardinghi e Chiarmontesi.

Villani 4, 11 — della figliuola del buono messere Bellicione Berti; a nostri dì e venuto meno tutto quello legnaggio. I Galigari e Chiarmontesi e Ardinghi, che abitavano in Orto San. Michele, erano etc.

- 4) Mal. c. 60. (F. 55) Più suso, dove oggi si chiama Mantignano, anche i Galigai e Bonaguisi e gli Agolanti aveano tenute.

- 5) Mal. c. 101 (F. 96) — e tutte le castella, ch' e' Fiorentini aveano prese delle loro; e in quello tempo era consolo Messer Catalano della Tosa e Bonifacio Buonaguisi e loro altri compagni.

Villani 4, 34 — e tutte le castella, ch' e' Fiorentini aveano prese sopra loro; e in quello tempo era consolo in Firenze Messer Catalano della Tosa e sua compagnia.

- 6) Mal. c. 106. (F. 101) — e andovi d'oltramonte Otto imperatore e più altri baroni della Magna e di Francia; e andovvi uno de' marchesi da Ferrara e menò seco due de' conti Alberti e uno, ch' ebbe nome Bonaguisa e 'l detto marchese il fece cavaliere e diegli mezza l'arme sua, ch' ancora

Nachkommen des Cione Galigai vom Hauptstamme der Galigai und nannten sich nach demjenigen, der die Trennung vollzog: Bonaguisi.

la portano; e in questo anno si divisono da Galigai, e i discendenti di costui per inanzi si chiamarono Bonaguisi, e questo fue negli anni di Christo 1217.

— ebbono la detta Damiata per forza, e l' insegna del commune di Fiorenza, cioè il campo rosso e' l giglio bianco, fue la prima, che si vedesse in sulle mura di Damiata per virtù de' pellegrini Fiorentini, e 'l primo, ch' ando con essa in sulle mura fue Bonaguisa de' Bonaguisi e fuvvi fatto cavaliere.

Villani 5, 40 — e andovvi d' oltramonti Otto imperadore e più altri Caroni d' Alamagna e di Francia l'anno 1218.

— ebbono Damiata per forza, e la 'nsegna del comune di Firenze, il campo rosso e' l giglio bianco, fu la prima, che si vide in sulle mura di Damiata per virtù de' pellegrini Fiorentini.

7) Mal. c. 105. (F. 100) I Ghibellini del detto Sesto: Caponsacchi, Lisei, Abati, Tedaldini, Giuochi, Galigai, Bonaguisi*), che furono ab antico d'uno ceppo; e parte de' Bonaguisi furono Guelfi.

Villani 5, 39 I Ghibellini del detto Sesto: i Caponsacchi, i Lisei, gli Abati, i Tedaldini, i Giuochi, i Caligari.

8) Mal. c. 108. (F. 103) I Galigai e gli Alepri e' Giugni e' Bonaguisi**) e' Cipriani furono antichissimi gentili nomini.

*) Galigai, Bonaguisi etc. fehlt in einigen Codices; doch sieht man wohl aus der Vergleichung mit Villani, dass wenigstens die Galigai oder Caligari in den Text gehören.

**) Wenn hier die Codices, mit Ausnahme von I, della Pressa lesen, während doch nach Nr. 1 und 3 verlangt

Io Ricordano sopradetto ebbi per moglie una figliuola di Messer Bonaguisa de' Bonaguisi di Fiorenza, nata per madre de' Bisdomini etc.

- 9) Mal. c. 111. (F. 108) — cioè il ponte Vecchio e questo. E in questo anno fu disfatto il palagio, ch'aveano i Bonaguisi a Caligarza, che fu venduto per un bastardo di loro al comune di Fiorenza.

Villani 4, 42 — cioè il ponte Vecchio e questo, detto Nuovo.

- 10) Mal. c. 137. (F. 132) — e con loro teneano Lisei e Caponsacchi, Giuochi, Abati e Galigai e parte de' Bonaguisi contro a Donati, Bisdomini e Pazzi e altra parte de' Bonaguisi con costoro.

Villani 6, 33 — e con loro teneano Caponsacchi, Lisei, Giuochi e Abati e Galigari; e erano le battaglie con quegli della casa de' Donati e con Visdomini e Pazzi e Adimari.

- 11) Mal. c. 141. (F. 137) — anche avean torri gli Abati, Galigai e Bonaguisi.

- 12) Mal. c. 159. (F. 160) — cioè gli Uberti, Fifanti, Giudi, Amidei, Lamberti, Scolari e parte degli Abati, Caponsacchi, Migliorelli, Infangati, Ubriachi, Tedaldini e parte de' Galigai e parte de' Bonaguisi e que' da Cersina, Razzanti parte e parte de' Giuochi e più altre schiatte de' grandi e popolari.

Villani 6, 65 — gli Uberti, i Fifanti, i Giudi, gli Amidei, i Lamberti, gli Scolari e parte degli Abati, Caponsacchi, Migliorelli, Soldanieri, Infangati, Ubriachi, Tedaldini, Galigari, que' della Pressa, Amieri, que' da

wird »Cipriani«, so trägt unzweifelhaft der in Anm. 2 erwähnte Irrthum die Schuld.

Cersino e Razzanti e più altre case e chiatte di popolari e grandi scaduti.

- 13) Mal. c. 168. (F. 172) Del Sesto di Porta San Piero, Adimari, Pazzi, Bisdomini, parte de' Galigai e parte de' Donati e parte de Bonaguisi. E da parte degli Scolari rimasono quelli della Bella. *)

Villani 6, 80 Die porte San Piero: Adimari, Pazzi, Visdomini e parte de' Donati; dal lato degli Scolari rimasono que' della Bella.

- 14) Mal. c. 177 (F. 184) — imperciocchè non amavano la signoria di Manfredi, e fecionlo senatore di Roma; e con lui venne Messer Luigi di Savoia, fratello carnale del conte, e con lui in compagnia, perciocchè stato nel paese del detto conte di Savoia, Messer Adolbrandino Bonaguisi e Cianghellino suo figliuolo, avvegnachè tosto morìe l' uno e l' altro. Comechè in su quello punto il papa fosse a Viterbo, gli diede aiuto etc.

Villani 7, 3 — imperciocchè non amavano la signoria di Manfredi, e incontanente fu fatto senatore di Roma per volontà del papa e del popolo di Roma. Con tutto che papa Clemente fosse a Viterbo, gli diede ogni aiuto etc.

- 15) Mal. c. 178 (F. 185) — bene si disse, che uno Messer Buoso della casa di quelli da Duera per moneta, ch' ebbe da' Franceschi. diede consiglio per modo, che l' oste di Manfredi non fosse al contasto al passo, com' era ordinato; e questo ordine diede in parte Messer Adoardo di Broies, il quale

*) di Bambo di Bonaguisi fehlt allerdings in Codex I.; doch möchte ich es darum noch nicht streichen.

venne col detto conte d' Angiò; ed era grande gentile uomo di Campagna di Francia, nato per madre de' Bonaguisi; onde poi il popolo di Chermona a furoro strussonò il leggnagio di Duera.

Villani 7, 4 — bene si disse, che uno Messer Buoso della casa di que da Duera di Chermona per danari, ch' ebbe dai Franceschi, mise consiglio per modo, che l' oste di Manfredi non fosse al contasto al passo, com' erano ordinati; onde poi il popolo di Chermona a furore distrussero il detto legnagio di quegli da Duera.

16) Mal. c. 184. (F. 191) — e per sua sicurezza si misse in mezzo d'Uberto de' Pulci e di Cerchio de' Cerchi e di drieto di Bambo di Bonaguisi*) e Guidingo di Savorigi.

17) Mal. c. 185. (F. 192) — e Messer Cavalcanti diede per moglie a Guido suo figliuolo la figliuola di Messer Farinata degli Uberti, e Messer Simone Donati diede per moglie la figliuola a Nerrozzo degli Uberti, e Neri degli Uberti diede per moglie la sirocchia a Riccio di Cione Bonaguisi. Per li quali parentadi gli altri Guelfi di Fiorenza gli ebbono etc.

Villani 7, 15 — e Messer Cavalcante di Cavalcanti diede per moglie a Guido suo figliuolo la figliuola di Messer Farinata degli Uberti, e Messer Simone Donati diede la figliuola a Messer Azzolino di Messer Farinata degli Uberti. Per gli quali parentadi gli altri Guelfi di Firenze gli ebbono etc.

*) S. Anmerk. auf S. 779.

18) Mal. c. 225. (F. 244) — e arse molte case d' intorno per tutto la vicinanza, siccome le case de' Galigai, de' Tebalducci e de' Bonaguisi e de' Campiobessi.*)

Bei einzelnen Erwähnungen der Bonaguisi könnte es nun wohl weniger auffallen, dass Villani sie übergangen. Aber Fälle, wie unter Nr. 7. 10. 12. 13. 17, müssen unser Bedenken erregen. Unter Nr. 7 nennt Villani alle auch von Malespini aufgeführten Familien, nur nicht die Bonaguisi; unter Nr. 10 nennt er ausser den Geschlechtern, die er aus Malespini übernehmen konnte, noch die Adimari: die Bonaguisi übergeht er. Aehnlich ist das Verhältniss unter Nr. 12: an Stelle der Bonaguisi scheint Villani die della Pressa und Amieri gesetzt zu haben; unter Nr. 13 übergeht er wieder die Bonaguisi, daneben allerdings auch die Galigai, aber die Galigai und Bonaguisi waren ja desselben Stammes; endlich weshalb muss es gerade wieder die Verbindung eines Bonaguisi sein, die Villani in Nr. 17 übergeht, weshalb hat er nicht an der Ehe Cavalcantis und Ubertis Dinte und Papier gespart?

Jetzt wird man auch die übrigen Erwähnungen nicht mehr so harmlos hinnehmen. Nr. 1 und 2 scheinen die grosse Zukunft der Bonaguisi vorzubereiten; Nr. 4 redet von ihren Besitzungen; in Nr. 5 ist schon ein Bonaguisi Consul**); nach Nr. 6 zweigen sich die Bonaguisi zwar erst sieben Jahre später von den Galigai

*) S. Anmerk. auf S. 779.

**) Er ist der Eine von den zwei Consuln, wegen deren Malespini cap. 99 zu Villanis Angabe: „gli antichi nostri non faceano menzione de' nomi di tutti, ma dell' uno di loro di maggiore stato“ die Worte: „o di due“ ergänzt hat. Der Andere heisst Bambo di Mompi. cap 94.

ab; doch was kann eine so unbedeutende Vorwegnahme eines ja so bald eintretenden Ereignisses stören? und will man darin einen Widerspruch erblicken, — wie ich später zeige, ist es nicht der einzige, den Malespini sich zu Schulden kommen liess. Endlich vollzieht sich die lang angekündigte Scheidung der Galigai und Bonaguisi. Unter welchen Umständen! Bonaguisa ist der Erste, der das Banner seiner Vaterstadt auf den Mauern von Damiette aufpflanzt; solche Heldenthat weiss der Markgraf von Ferrara zu belohnen: die Hälfte des Wappens von Ferrara wird das Wappen der Bonaguisi. Glücklicher Malespini, der du nach Nr. 8 der Schwiegersohn solch' eines Mannes bist. Und wie reich ist nicht dieses Geschlecht! Schon in Nr. 9 kann der Bastard eines Bonaguisi mit einem Palaste ausgestattet sein. Die nächsten Nrn. sind der politischen Bedeutsamkeit des leider nicht einträchtigen Hauses gewidmet. In Nr. 14 sind Aldobrandin und Cianghellino Bonaguisi die Gefährten Ludwigs von Savoiën; wären sie nicht sobald gestorben, sie hätten unter der Leitung Ludwigs gewiss ebenso grosse Dinge vollbracht, wie weiland ihr Ahnherr, der Gefährte des Markgrafen von Ferrara. Aber der liebe Gott oder vielmehr sein Stellvertreter, unser Fälscher, hatte anders beschlossen. Nicht, dass es ihm an Phantasie gefehlt hätte, um das Leben zweier Bonaguisi in würdiger Weise auszufüllen; vielmehr erinnerte er sich, dass ein kluger Mann stets Maass halte. Um so weniger mochte er gerade an dieser Stelle — wenn ich so sagen darf: — im grossen Stile schwindeln, als er gleich im folgenden Kapitel wieder eine Kleinigkeit wagen wollte. Da handelt es sich um einen Franzosen, der von mütterlicher Seite dem

Hause Bonaguisei entstammte. Zwar ist es nicht gerade eine Heroenthat, wodurch der Fälscher ihn glänzen lässt; aber was der Franzose thut, ist ja auch nur Nebensache: seine Bedeutung liegt in seinem Geschlechte. Denn wie sich von selbst versteht, pflegt eine Bonaguisei nicht dem ersten Besten ihre Hand zu reichen: Messer Adoardo di Broies era grande gentile uomo di Campagna! Die folgende Erwähnung, Nr. 16, muss ich wohl übergehen, da hier die handschriftliche Ueberlieferung uns den Namen Bonaguisei nicht hinlänglich gesichert hat. Es bleibt noch der Brand, unter dem die Bonaguisei in Nr. 18 leiden.*)

Und giebt es denn Nichts, was uns in natürlicher Weise erklären kann, weshalb die Bonaguisei bei Malespini so glänzend hervortreten, weshalb Villani nicht einmal ihren Namen nennt?

Spätere Einschiebung. Dann müsste auch die Verschwägerung Malespinis eingeschoben sein. Was kann man sonst noch annehmen? Ich hab's: Villanis feine, nie genug zu rühmende Kritik. Er las in Malespinis Werke: die Donna Malespini ist eine geborene Bonaguisei. »Dass Malespini sein eigenes Haus so wenig herausstreicht«, sagte sich Villani, »dass er selbst der glorreichen Verschwägerung sich nicht rühmt,

*) Zugleich ist dieser Brand das einzige Lokalereigniss, um welches Malespinis Werk reicher ist, als Villanis. Sollte ihm der Brand zu unbedeutend erschienen sein? Gewiss nicht. Der zum Jahre 1287 dem Brande bloss zweier Palläste eigene Kapitel widmet, — vgl. 7, 116 und 118 — hätte zu 1284 einen weit grösseren Brand, einen Brand, der die Palläste der Bonaguisei, Galigai, Tebalducci, Campiobbesi und Abati zerstörte, nicht mit Stillschweigen übergangen, — wenn ihm Malespinis Werk vorlag.

kann mich in meiner Skepsis nicht irre machen. Denn was thut man nicht wegen einer vielleicht eitlen, aber darum nicht minder geliebten Frau? « Sagt's und streicht die Bonaguisi von A bis Z.

Wenn ich die Vermuthungen noch weiter treiben dürfte, so würde ich vorschlagen, in Villani's Biographie folgenden Zug aufzunehmen: »Gegen das Haus der Bonaguisi hatte Villani einen unauslöschlichen Hass. Die Gründe bleiben uns verborgen; mit der Thatsache aber müssen wir uns begnügen.«

Aber hier wie dort müsste ich des Vorwurfs gewärtig sein, meine Vermuthungen möchten als recht artig gelten, das misstrauische Bedenken könnten sie nicht beschwichtigen. Auch meine ich, wenigstens an zwei Stellen, welche unsere Geschlechter angehen, den Text Malespinis als ungeschickte Erweiterung des Villanischen Textes zu erkennen. Die Erzählung Villanis 5, 40 ist durchaus gut geordnet: Römer, Italiener, Florentiner betheiligen sich am Kreuzzuge, sie belagern Damiette und bringen es in ihre Gewalt. Auch Malespini cap. 106 lässt Römer, Italiener und Florentiner ausziehen; er fährt fort: 'e andovi uno de' marchesi da Ferrara e menò seco due de' conti Alberti e uno ch' ebbe nome Bonaguisa'. Der wird zum Ritter geschlagen und seine Nachkommen scheiden sich von den Galigai. Wenn es dann heisst: 'e assediaronò', also grammatisch: die Bonaguisi, la citta di Damiatà, so ist wohl das ungeschickte Flickwerk erkannt. Nun gar erzählt Malespini: 'e molti nobili da Fiorenza', welche genannt werden, 'andarono in questo passaggio'. Und dennoch liess er schon früher Damiette belagert werden, dennoch liess er gleich zu Anfang des Kapitels, ganz in Uebereinstimmung mit Villani, neben den

Römern und Italienern auch die Florentiner ausziehen. Man sieht wohl deutlich: sein Text hat nur dadurch, dass Namen eingeschoben wurden, die unglückliche Form angenommen. Ebenso ist es mit Nr. 14. Nach Villani kömmt Karl von Anjou nach Rom, wird Senator, erhält vom Papste alle mögliche Hülfe. Auch nach Malespini kömmt Karl nach Rom und wird Senator. Aber mit ihm kömmt Ludwig von Savoyen; in Ludwigs Gesellschaft befinden sich die beiden Bonaguisi. Da bezieht sich der erst jetzt folgende Satz: »der Papst gab ihm alle mögliche Hülfe«, grammatisch gewiss nicht auf Karl von Anjou. Das Zusammengehörende: »Karl kommt nach Rom, wird Senator und erhält Hülfe vom Papste,« ist wegen der Bonaguisi auseinander gerissen. Streicht man aus Malespini, was beim Villani fehlt, so hat man den schönsten Zusammenhang.

Oben meinte ich, es sei wohl ein Widerspruch, dass Malespini die Bonaguisi erst 1217 von den Galigai sich abzweigen liess, aber schon zu 1210 einen Bonaguisi als Consul nannte. Dazu versprach ich ein Analogon. Vielleicht ist dasselbe so beschaffen, dass es den guten Glauben an Malespini nur noch mehr erschütteret.

Malespini cap. 44 beschreibt die Grenzen der neuen Stadt Florenz: 'e cominciassi dalla parte de levante alla porta di San Pierro Maggiore, dove ora sono le case di Messer Bellincione Berti de' Ravignani, nobile e potente cittadino. E dalla detta porta etc. Daraus soll Villani 3, 2 gemacht haben: e cominciassi dalla parte di levante alla porta di San Piero, la quale fu ove furono le case di Messer Bellincione Berti di Rovignani, nobile e potente cittadino, tutto che

oggi sieno venuti meno; onde per rettaggio della contessa Gualdrada, sua figliuola e moglie del primo conte Guido, rimasero a conti Guidi suoi discendenti, quando si feciono cittadini di Firenze, e poi le venderono a Cerchi Veri, uno casato di Firenze. E della detta porta etc.

So ist also Malespini ein Zeitgenosse des mächtigen und edlen Florentiners Bellincione Berti. Er vollendete sein Werk nicht vor 1299; 1300 fasst Villani den Plan, seine Geschichte zu schreiben. Als er an die Arbeit ging, hatten sich die Verhältnisse ganz geändert: Villani musste sagen: fu ove furono. Denn die Rovignani, das Geschlecht Bellincione Bertis, »oggi sieno venuti meno.« Ja so schnell wechselt der Besitz: jetzt schon haben die Guidi ihre kaum geerbten Häuser den Cerchi Neri verkauft. Aber der Wechsel sei so schnell erfolgt, konnte Malespini wirklich von seiner Zeit sagen: dove ora sono le case di Messer Belincione Berti de' Ravignani, nobile e pottente cittadino? Schade, dass er cap. 57 selbst erzählt, die Rovignani seien ausgestorben und 'poi le case loro furono de' conti Guidi, e d' una donna di loro nacquero tutti i conti Guidi, cioè della figliuola del buon Messer Bellincione Berti. Dass Malespini von dem Verkaufe an die Cerchi Neri schweigt, Villani davon erzählt, scheint mir nicht zu beweisen, dass wenigstens dieser Verkauf zu Malespini's Zeiten noch nicht erfolgt war. Der Grund liegt in der verschiedenen Absicht der Erzählenden: Villani legt den Ton auf den Wechsel des Besitzes, Malespini redet von der Gualdrada und ihren Nachkommen. Und wieviele Guidi hat Malespini schon gekannt? Nach cap. 210 oder zum Jahre 1284 ist Guido Battifolle, der Ururenkel Bellincione Bertis, ein er-

wachsener Mann. Dem entspricht, dass der Urgrossvater sich noch zu 1176 nachweisen lässt, — San Luigi Delizie degli eruditi Toscani 9, 4. — dass die Urgrossmutter schon 1180 die Frau des Urgrossvaters war. — Cf. Repetti Appendice al dizionario geogr. stor. della Toscana cap. 10 p. 38. — Weiter lässt sich aus Villani zeigen, dass die Häuser weiland Bellincione Bertis schon 1287, also geraume Zeit, bevor Ricordano sein Werk begann, im Besitze der Cerchi Neri waren. Villani 4, 11 bemerkt von den Rovignani, von Bellinciones Geschlecht: 'abbitavano in sulla porta san Piero, che furono poi le case de' conte Guidi e poi de' Cerchi'; noch etwas genauer hat er 5, 37 die Lage bestimmt: (le case) furono a porta San Piero in su la porta vecchia. Wenn er dann 7, 118 oder zum Jahre 1287 erzählt: s'apprese il fuoco in Firenze nelle case e palagi de' Cerchi Neri da porte San Piero e arse dalla volta, ch' era in sul' antica porta insino alla 'ncontra di S. Maria in Campo; so ist doch nicht zu bezweifeln, dass hier und dort von denselben Pallästen die Rede ist. *)

Aber Malespini kann ja das 'ora sono' ganz gedankenlos einer älteren Quelle entnommen haben. Was wollen dann die Widersprüche? Allerdings, von dem Manne, der da vergessen hat, in welchem Jahre, ja sogar in welchem Jahrzehnte er die ewige Roma besuchte, wird das Unglaublichste glaublich. **) Nur kann ich an solche Vergesslichkeit nicht glauben.

*) Ein Werk, worin sich möglicher Weise eine Urkunde über den Verkauf der Häuser findet, — Scip. Ammirato Albero e storia della famiglia de' conte Guidi. Firenze 1640. 2. — ist hier leider nicht vorhanden.

**) Vgl. Busson S. 6.

Noch verweise ich auf zwei Punkte. Einmal macht Malespinis Werk auch dort, wo noch Niemand angenommen hat, dass Villani es aus gemeinschaftlicher Quelle ergänzt hätte, ganz den Eindruck eines Auszuges aus Villani. Man vergleiche z. B.:

Villani 7, 54.

Ancora il detto papa fecesi privilegiare per la chiesa la contea di Romagna e la città di Bologna a Ridolfo re de' Romani, per cagione ch' egli era caduto in ammenda alla chiesa della promessa, ch' egli avea fatta a papa Gregorio *al concilio di Leone su Rodano, quando il conferma*, cioè di passare in Italia per fornire il passaggio d' oltremare, come addietro facemmo menzione; *la qual cosa non avea fatta per altre sue imprese guerre d' Alemagne*. Incontanente che 'l detto papa ebbe privilegio di Romagna, si ne fece conte per la chiesa messer Bertoldo degli Orsini suo nipote e con forza di cavalieri e di gente d' arme il mando in Romagna e con lui per legato messer frate Latino di Roma

Malespini cap. 204.

Ancora si fece privilegiare alla chiesa la contea di Romagna e la città di Bologna a Ridolfo re di Romani; e 'l detto Ridolfo il fece per cagione ch' egli era caduto in ammenda alla chiesa, perch' egli non avea attenuto la 'mpromessa, fatta a papa Gregorio decimo, di passare in Talia per fornire il passaggio d' oltremare, come a drieto dicemmo. E incontanente ne fece conte per la chiesa Messer Bertoldo degli Orsini suo nipote;

cardinale Ostiense, suo nipote, figliuolo della suora, nato de' Brancaloni ond' era cancelliere di Roma per r taggingio; e cioè fece per

trarre la signoria di mano al conte Guido di Montefeltro.

Dass hier nicht eine Erweiterung Malespinis, sondern ein Auszug Villanis vorliegt, scheint mir unzweifelhaft. Ohne das »che'l detto papa ebbe privilegio di Romagna« verliert das ne und fece allen Halt.

Dann bemerke ich ein eigenthümliches Verhältniss: Villani liebt französische Sätze*), einen lateinischen Ausdruck**); Malespini bedient sich regelmässig der italienischen Sprache. So hätte Villani die italienischen Sätze, die italienische Bezeichnung ins Französische und Lateinische übersetzt? Das ist von vornherein als unwahrscheinlich zu bezeichnen: an zwei Stellen sieht man, dass Malespini bei der Umwandlung ins Italienische nicht die nöthige Vorsicht anwandte, seine Abhängigkeit von Villani zu verdecken.

Malespini begründet cap. 23, weshalb der Name Pisa si declina secondo grammatica pur in plurali; Villani sagt lib. 1, cap. 48: 'si declina il nome di Pisa in grammatica: pluraliter, nominativo: Hae Pisae'. Offenbar könnte Villani

*) Cf. lib. 7. capp. 5. 8. 9. 10. 94. 95.

**) Ausser dem gleich anzuführenden Beispiele vergleiche man noch:

Villani 5, 38.
— incontante per *subsidio*
diaboli preso de lei etc.

Malespini cap. 104.
— incontanente *stigato di*
spirito diabolico preso de
lei etc.

die Worte Malespinis übersetzt haben. Nur schade, dass Malespini im folgenden Kapitel, wo von ganz Gleichem die Rede ist, die Uebersetzung vergisst. Wie Villani 1, 56 sagt: '(Siena) si declina in plurali, pluraliter'; nominativo: »Hae Senae«: so auch Malespini. Da wird doch Niemand behaupten, Villani habe Gleichheit herstellen wollen: weil er lib. 1 cap. 56 die lateinische Bezeichnung Malespinis übernehmen konnte, habe er schon früher, nämlich cap. 48, die italienische Bezeichnung ins Lateinische übersetzt. Vielmehr ist Malespini hier in der Verwerthung Villanis sehr ungleich und damit auch sehr ungeschickt verfahren.

Nicht besser steht es um den französischen Satz, den ich im Sinne habe. Wenn es *Istoria* cap. 179 heisst: 'e disposto loro ambasciata, il re Carlo di sua bocca volle fare la risposta e disse in sua lingua in Francesco, le quali parole in nostro volgare venne a dire: »io manderò overo metterò etc.«, so zeigt der Wortlaut ganz deutlich, dass nach »in Francesco« die französischen Worte folgen sollten.*) Diese giebt uns Villani. Wer wird glauben, dass er Malespinis Italienisch ins Französische übersetzt habe? Auch genügen die italienischen Worte nicht für die Uebersetzung. Hier heisst es: »Allez et ditez pour moi au sultan de Nocere, aujourd'hui je mettrai lui en enfer ou il mettera moi en paradis«; Malespini sagt nur: »io manderò overo metterò lui in inferno o egli metterame in paradiso. Danach ist Malespinis Werk sicher nicht Quelle Villanis gewesen. Rettung bringt hier nur unser Hausmittelchen, die Annahme einer

*) Busson S. 67 hat auf diesen Fall verwiesen, aber er scheint ihm nicht ausreichend, „um darauf einen auch nur einigermaßen sicheren Schluss gründen zu können.

gemeinschaftlichen Quelle. Aus ihr müsste Villani alsdann wohl all' seine französischen Sätze entnommen, Malespini ins Italienische übersetzt haben. Man vergleiche namentlich auch französische Sätze, die Villani unmöglich aus Malespini übersetzen konnte, weil Malespini die entsprechenden italienischen Sätze gar nicht bietet. So lib. 7. cap. 95.

Soll ich noch bemerken, dass Villani seine Quellen sonst zu nennen pflegt, dass jedes von ihm benutzte Werk, — soweit sich eine Prüfung anstellen lässt*) — wenigstens durch ein Citat**) vertreten ist? Nur der Malespini geschieht keine Erwähnung. Da könnte Villanis Schweigen nur in Unehrlichkeit seinen Grund haben. Und die Unehrlichkeit würde sich allein aus seiner Eitelkeit erklären. Die Eitelkeit aber würde ihm eingegeben haben, die Malespini zu nennen, ihr unkritisches seinem kritischen Verfahren entgegenzustellen. »Seht Florentiner, mit demselben Apparate, womit die Malespini, habe auch ich gearbeitet; die Lücken ihrer Darstellung habe ich ausgefüllt, ihren Text um eine Menge neuer und interessanter Nachrichten vermehrt; nach meiner sorgfältigen Vergleichung ist nun Alles richtig gestellt und gesichert.« Florenz hätte Beifall geklatscht; Villani hiesse vielleicht noch heute: *il critico*.

*) Zu den nicht vorliegenden Quellen, welche sich durch das 'partito lo stuolo' und aus der Vergleichung der *Istoria conspirationis* ergeben sollen, habe ich kein rechtes Vertrauen.

**) In eigenthümlicher Weise hat Villani 4, 20 auf das Werk des Minoriten verwiesen. Dieser sagt: 'Haec in parte in aliquibus cronicis legi'; Villani sollte also übersetzen: 'in alcune chroniche'; aber er sagt: 'in alcuna cronica.'

Weshalb hat also Villani weder dieses Verfahren eingeschlagen, noch den Ricordano und Giacotto, wie etwa den Haythou und Marco Polo, als seinen Gewährsmann genannt?

Freilich soll nun ein Codex der Malespini noch vor 1370 geschrieben sein. Ist die Angabe richtig, — sie allein wird meine Bedenken nicht erschüttern. Denn dass Villani den Geschlechtern nicht genug schmeichele, kann man ebensowohl im 14., wie im 15. Jahrhundert empfunden haben.

Um so zuversichtlicher spreche ich meinen Verdacht aus, als ich mich erinnere, dass Avordardo Medici, der Ahnherr des herzog- und grossherzoglichen Zweiges von Medici, eine Johanna Bonaguisi heimführte. — Cf. Litta Famiglie celebri. Medici III — Nur muss ich hinzufügen: nicht wegen der Bonaguisi allein ist das Werk geschrieben. Noch eine Menge anderer Familien, die bei Villani weniger hervortreten oder auch gar nicht genannt sind, werden hier durch Alter und Thaten verherrlicht. So darf Catilina nicht, wie bei Villani, in der Schlacht fallen: noch muss er ja der Stammvater der Uberti werden. Deshalb entflieht er, und es gelingt ihm, in den würzigen Bädern von Fiesole die geschwächte Kraft seiner Lenden wieder herzustellen. Gewiss, der Fälscher war ein Kostgänger vieler edlen Geschlechter.

Aber ich rede von einem Fälscher und weiss doch nicht, ob meine Gründe vor der Kritik eines besser Unterrichteten bestehen können. Mir liegen diese Zeiten ferner, mir ist das Gebiet weniger bekannt; jedoch wenn mir auch Land und Leute nicht auf Schritt und Tritt befreundet sind, — soviel habe ich mich auf meinem Streifzuge umgesehen, dass ich wohl

Ascoli, Corsi di Glottologia, dati nella etc. 793

behaupten darf, die so anziehende Schrift Bussons, die mich begleitete, habe eine recht empfindliche Lücke: sie lässt dem Verdachte, dass die *Istoria Fiorentina* gefälscht sei, einen allzu weiten Raum.

München.

Paul Scheffer-Boichorst.

Corsi di Glottologia, dati nella Regia Accademia scientifico-letteraria di Milano da G. J. Ascoli. Volume primo. *Fonologia comparata del Sanscrito, del Greco e del Latino*. Puntata prima. Pag. I—XVI. 1—40. Torino e Firenze, Ermanno Loescher, Librajo-Editore. 1870. 8°.

Obgleich das vorliegende Heft einen verhältnissmässig geringen Theil des Werkes zu umfassen scheint, dessen Anfang es bildet, so lässt sich doch schon aus dem Gegebenen der Werth und die Bedeutung desselben mit solcher Sicherheit erschliessen, dass der Ref. es für angemessen hält, mit einer Anzeige nicht bis zum Schlusse der ersten Abtheilung zu warten, sondern schon jetzt, wenn auch zunächst nur mit wenigen Worten, diese neue Erscheinung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachwissenschaft mit der ihr gebührenden Anerkennung zu begrüessen und der höchsten Beachtung und Theilnahme aller, welche sich für diese Disciplin interessiren, auf das dringendste zu empfehlen.

Der Herr Verfasser, einer der kenntnissreichsten, gründlichsten, scharfsinnigsten und combinationsbegabtesten Sprachgelehrten, welcher sich durch eine nicht geringe Anzahl sehr werthvoller Monographien und Schriften schon einen allgemein anerkannten Namen auf dem Gebiete

der Sprachwissenschaft erworben hat, beginnt hier eine Reihe von Vorlesungen zu veröffentlichen, welche, nach dem Anfang zu schliessen, nicht wenig zur festeren Begründung und Erweiterung der indogermanischen Sprachforschung beitragen werden. Zugleich dürfen wir die Hoffnung daran knüpfen, dass derartige gründliche und methodische Untersuchungen und Darstellungen dahin wirken werden, dieser Disciplin, deren Verpflanzung und Einbürgerung in Italien dem Herrn Verf. nicht zum wenigsten verdankt wird, eine immer mehr steigende Theilnahme auf italiänischem Boden zu gewinnen und auch aus dem Kreise dieser reich begabten Nation eine sich stets mehrende Anzahl von tüchtigen Mitarbeitern zuzuführen.

Die Aufgabe dieses ersten Bandes bildet, wie der Titel zeigt, eigentlich nur die Lautlehre der Sanskrit-, Griechischen und Lateinischen Sprache. Doch hat sich der Hr. Verf. auf diese Gränzen keineswegs beschränkt, wie denn eine eindringende Behandlung seiner Hauptaufgabe eine derartige Beschränkung auch unmöglich gemacht haben würde. Denn das Bestreben, die innerhalb dieser Gränzen eintretenden lautlichen Erscheinungen zu erklären, macht die Vergleichung und Erörterung der Laute und Lautumwandlungen in verwandten Gebieten theils dienlich, theils aber auch unumgänglich nothwendig; insbesondre hat dem Herrn Verf., wie auch schon seinen Vorgängern, vorzugsweise dem so früh verstorbenen Schleicher, das Eindringen in die romanische Lautlehre keine geringe Hülfe gewährt. Diese ist von ihm so häufig zu Rathe gezogen und so oft eingehend behandelt, dass, neben den Verdiensten um die Hauptaufgabe des Werkes, die Beleuchtung einer Fülle von Lautgesetzen

in den romanischen Sprachen, und insbesondere deren Volksdialekten, eine der hervorragendsten und aner kennenswerthesten Seiten dieser Publikation bildet. Andererseits war es theils ebenfalls zur Erklärung, vorzugsweise aber zur Aufhellung der geschichtlichen Entwicklung der behandelten Lautumwandlungen nothwendig, auch die übrigen indogermanischen Sprachzweige, insbesondere deren ältere Phasen zu Hülfe zu rufen und in lautlicher Beziehung eingehend zu betrachten, und so finden wir denn auch die Sprache der heiligen Schriften des Zendvolks, die der altpersischen Keilinschriften, den litauisch-slavischen Sprachzweig, den germanischen und celtischen, je nach Bedürfniss mehr oder weniger benutzt und nicht selten in erspriesslicher fruchtbringender Weise erörtert. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, dass das Werk in Folge davon nicht bloss für seine eigentliche Aufgabe, sondern für die indogermanische Lautentwicklung überhaupt, so wie für die aller einzelnen Zweige dieses Sprachstammes von der hervorragendsten Bedeutung geworden ist.

Seitdem die physiologische Behandlung der Sprachlaute, vorzugsweise durch Brücke, so wie die physiologisch-historische, insbesondere durch R. v. Raumer, G. Curtius, Corssen u. a., eine immer mehr wachsende Bedeutung in der Sprachwissenschaft, und zwar zunächst der indogermanischen, erlangte, hat sich das Bestreben der Forscher vorzugsweise darauf gerichtet, die ursprünglichen Laute der indogermanischen Grundsprache festzustellen und die Art ihrer Differenzierung und Umwandlung in den verschiedenen Sprachzweigen durch Nachweis der Zwischenstufen physiologisch begreiflich zu machen. Was in dieser Beziehung geschehen ist, hat der Hr.

Verf. dieser Lautlehre gewissenhaft und kritisch benutzt, durch Hinzuziehung neuer Momente fester begründet und nicht selten durch eigne Combinationen ergänzt und bereichert. Ref. kann nicht umhin, mit dieser Anerkennung zugleich seinen persönlichen Dank für vielfache Belehrung zu verbinden, welche ihm die scharfsinnigen mit Sorgfalt und sichrer Methode geführten Deductionen des Hrn. Verf. gewährt haben; insbesondere nimmt er keinen Anstand zu bekennen, dass manche schon von des Hrn. Verf. Vorgängern aufgestellte Annahmen und Erklärungen ihn erst durch die hier gebotenen Entwicklungen von ihrer Richtigkeit überzeugt haben. Näher auf diese Vorzüge so wie andererseits auch auf einige Mängel einzugehen, welche er bemerkt zu haben glaubt, möchte er jedoch auf die Zeit verschieben, wo der erste Band dieser Vorlesungen vollendet vorliegen wird; die letzteren werden sich dann vielleicht von selbst erledigt haben und die erstren noch heller hervortreten. Denn das vorliegende Heft enthält erst fünf abgeschlossene Vorlesungen und 44 Seiten der sechsten, welche sich nach wenigen einleitenden Bemerkungen, nur mit den grundsprachlichen Gutturalen und deren Umwandlungen insbesondere in Palatale, Labiale und Dentale, beschäftigen und die Behandlung der sanskritischen Lingualen beginnen. Um jedoch einen ungefähren Begriff von den allgemeinen Anschauungen zu geben, welche in diesem Werke hervortreten, erlaube ich mir einige Stellen desselben hervorzuheben. So heisst es S. 137: *Il campo dell' immediata, arbitraria e imperscrutabile sostituzione dell' esplosiva di un ordine all' esplosiva di un altro, come di t a k, di p a k, di d a g, di b a g e viceversa, per*

la quale turberebbesi ogni legge di continuità, si viene restringendo, man mano che la scienza progredisce, entro a confini sempre in più angusti; e in ordine alle voci che veramente spettino all' antico e vivo patrimonio di un popolo, si ridurrà, almen per quelle lingue che qui si considerano, se pure non è già ridotto, a pressochè nulla. Di consimili salti ben se ne hanno nelle *consonanze composte* (come in *gl*, in *sk* ecc.), delle quali a suo luogo si parla, mostrandosi la ragione fisiologica ad esse peculiare; e pur le *esplosive scempie* ponno andare incontro ad alterazioni di simil fatta, quando manchi ad una lingua, oppure vi sia insolita, una qualche articolazione che occorra nelle voci straniere di cui viene a far uso. Ma non ci rassegheremo mai a credere che una *esplosiva scempia*, o indigena o propria di un idioma che ha soppiantato l'indigeno, passi di punto in bianco da un organo all' altro, quasi per un difetto di pronuncia di cui sia preso a un dato momento tutto intiero un popolo; e quindi errerà di certo chi ancora voglia, a cagion d'esempio, parlarci di *k* originario che immediatamente passi in *t* o peggio ancora in *p* ellenico; e un assai fallace ripiego sarebbe quello dell' *antica esplosiva indistinta*, che si venisse determinando, tra le varie favelle, ora in un organo ora nell' altro. Ma ben noi vedemmo per quali *anelli intermedj* si possan compiere evoluzioni siffatte, e insieme vedemmo come la scienza riesca di volta in volta a porgerci il filo delle successive mutazioni (§§ 14, 17, 21); la causa generica delle quali consisterà veramente in ciò, che per graduale sviluppo di suoni accessorj (fenomeno in mille guise accertato), o per l'affilamento di vocali attigue, la *esplosiva scempia* si faccia imprima *consonanza*

composta (*kj* da *k* ecc), il cui secondo elemento è sovrانamente efficace a provocare mutazioni ed impasti. Fügen wir zu dieser Anschauung von der Möglichkeit des Uebergangs in organisch verschiedene Laute S. 159 über die Allmähligkeit der Umwandlungen: La evoluzione fonetica, per la quale da *p-h*, a cagion d'esempio, si viene a *f*, deve naturalmente essersi compiuta a grado a grado, e non in tutte le congiunture, o in tutti gli esemplari di una stessa congiuntura, ad un tempo, nè ad un tempo e a un modo stesso (massime per *ſ*) nelle varie contrade. Ref. möchte noch manche schöne Stelle allgemeineren Inhaltes hervorheben, wie z. B. S. 218; doch würde das für diese Anzeige, in welcher wir uns ein näheres Eingehen noch versagen wollten, zu vielen Raum einnehmen.

Mit grossen Hoffnungen sehen wir dem Schluss dieses ersten Bandes, so wie den übrigen Vorlesungen entgegen und bemerken nur noch mit Vergnügen, dass eine deutsche Uebersetzung das treffliche Werk uns noch mehr aneignen wird.

Th. Benfey.

Jahrbuch für die Litteratur der Schweizergeschichte. Zweiter Jahrgang 1868. Redigirt durch Gerold Meyer von Knonau. Zürich. Druck und Verlag von Orell, Füssli et Co. 1870. VII und 305 S. in Octav.

Die fortdauernd grosse Regsamkeit auf dem Gebiet der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, von der schon öfter in diesen Blättern die Rede war, tritt nirgends deutlicher hervor als in dem Jahrbuch, dessen zweiter Jahrgang hier vorliegt und sich würdig dem ersten (Anzeigen 1869 St. 47) anreihet. Der Umfang ist nicht unerheblich gewachsen (von 248

auf 305 S.), ohne dass auch nur die Litteratur des Jahres ganz erledigt wäre, wozu freilich vielleicht die noch grössere Ausführlichkeit, die einzelnen Artikeln gegeben ist, mit Anlass gegeben hat. Immer aber ist die Zahl der besprochenen Arbeiten, selbständiger Bücher oder einzelner Abhandlungen, eine sehr bedeutende, und alle Theile der Schweiz sind da vertreten. Aber auch von Büchern, die der allgemeinen Deutschen Geschichte angehören, ist die Rede, wenn und soweit sie das Gebiet der jetzigen Schweiz betreffen und ihre Geschichte erläutern, und für die Schweizer wird zu nicht geringem Theil der Nutzen des Jahrbuchs darin bestehen, dass sie hier genaue und zuverlässige Kunde von allem erhalten was ihre Geschichte zu erläutern geeignet ist*), während wir umgekehrt besonders dankbar sein müssen für die Nachweise über Schriften und Aufsätze, die gar nicht oder doch nur ungenügend über die Grenzen des Landes oder selbst des Cantons hinaus bekannt werden und die oft doch ein allgemeineres Interesse haben. Für die Schweiz kommt ausserdem gewiss besonders in Betracht, dass von der Redaction die Fahne wissenschaftlicher Kritik hoch gehalten und diese gegen Anfechtungen der verschiedensten Art geschickt und kräftig vertreten wird. Die Redaction, d. h. Hr. Dr. Meyer von Knonau, hat übrigens auch in diesem Jahr den weitaus grössten Theil der Berichte geliefert, und trotz der Verwahrung, die er in der Vorrede einlegt, und ohne die Verdienste der Mitbegründer des Unternehmens, Prof. Vischer in Basel und Dr. Wartmann in Sargans, und

*) Verdiente Rüge enthält aber auch S. 70 die Art und Weise, wie Schweizer Verhältnisse in einem Deutschen Schulbuch behandelt sind.

anderer Mitarbeiter zu verkennen, muss ihm doch unzweifelhaft das Hauptverdienst um die Ausführung der nicht eben leichten und angenehmen Aufgabe zuerkannt werden. Von ihm sind ausser der Mehrzahl der kleineren Berichterstattungen auch einige der in kritischer Beziehung wichtigsten Anzeigen, wie über Rilliets, Bordiers, Hungerbühlers Schriften über die Anfänge der Schweizer Eidgenossenschaft. Das erste ausgezeichnete Werk (s. Anz. 1868 St. 47) hat hier ganz die Anerkennung gefunden, die es verdient, und nur gegen die Auffassung von der Entstehung der späteren Tradition sind einige vielleicht etwas zu weit gehende Bedenken erhoben; dagegen ist der Angriff, welchen H. Bordier dagegen richtete, entschieden zurückgewiesen und in dem Nachtrag auch von Rilliets meisterhafter Antwort und der inzwischen erschienenen in manchen Punkten vermehrten Auflage Nachricht gegeben. Als mannigfach belehrende und echt kritische Beurtheilungen sind besonders einige von G. v. Wyss hervorzuheben. Eine besonders eingehende und interessante Besprechung von Baumgartens neuerer Geschichte Sangallens hat Wartmann geliefert (S. 171—201). Ausserdem begegnen wir Beiträgen von Vischer, Götzinger, K. Meyer, J. St. und anderen. Unter den Einzelheiten, die zur Sprache kommen, dürften die über den Amarcus (S. 26), die Zähringer (S. 251), die Herkunft der Grafen von Kyburg (S. 139), besonders auch der Aufmerksamkeit Deutscher Forscher zu empfehlen sein. Andere Bemerkungen betreffen die Pfahlbauten, die Römische Zeit, die man wohl lieber im allgemeinen Theil als unsern den einzelnen Orten, an die sie anschliessen (Schleitheim, Aventicum u. s. w.) finden möchte. Für die weitere Fortsetzung mag ich nur den Wunsch aussprechen, dass die Redaction immer mehr allgemeine Unterstützung finden und es dann auch erreichen möge, das Jahrbuch möglichst früh nach dem betreffenden Jahr erscheinen zu lassen.

G. Waitz.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 21.

25. Mai 1870.

Clementis alexandrini opera ex recensione Gulielmi Dindorfii. Oxonii, e typographeo clarendoniano. 1869. Vier Bände Oktav. LXIV 451 417 694 588 Seiten.

Wie Petrus Victorius dazu kam, die Werke des Clemens von Alexandrien 1550 zu Florenz herauszugeben, berichtet Kaemmel in den Teubnerschen Jahrbüchern der Philologie 1866 B 148. Der Druck des Victorius scheint nicht viel über die Alpen gekommen zu sein: Sylburg erzählt, dass er sich zwanzig Jahre lang vergeblich bemüht habe ihn zu erhalten und dass ihm endlich Victorius (bonus senex nennt er ihn) sein eignes Exemplar mit einigen handschriftlichen Verbesserungen zugesandt. Aus diesem Exemplare ist die Ausgabe geflossen, welche Sylburg für Hieronymus Commelin 1592 besorgte. Am 16. Februar 1596 starb Sylburg, non ita senex, wie de Thou schreibt, sed improbo labore ac uigiliis attenuato corpore: und dieser Todesfall zwang den Verleger für die schon 1616 [so] nöthig gewordne zweite Auflage seines Druckes sich

einen neuen Herausgeber zu suchen, den er in Daniel Heinsius nicht eben besonders glücklich fand: Frankreich, damals nach Sylburgs Vorrede der Hauptkäufer griechischer Bücher, scheint sich von seinen Bürgerkriegen verhältnissmässig rasch erholt zu haben. Erst 1715 ward die Arbeit am Clemens ernstlich wieder aufgenommen, und zwar mehr die des Erklärers, welche der gelehrte Eklektiker sehr nöthig macht, als die des Herausgebers. Johann Potters Druck ist neben dem Sylburgs noch immer der gekannteste und brauchbarste. Wenn wir dann noch C. Segaar nennen, der die bis auf Potter in den Ausgaben fehlende von Ghisler entdeckte und von Combefis und Fell wiederholte Predigt (denn das ist sie, über den Text Marcus 10, 17 ff.) *τίς ὁ σωζόμενος πλούσιος* musterhaft erläutert herausgab oder vielmehr für die Herausgabe vorbereitete (das opus ist posthumum), so ist Alles erschöpft, was für Clemens dem auf das Wesentliche ausgehenden Leser zu nennen ist. Die verschiedenen Buchführerabklatsche sind ja gleichgültig, höchstens zu erwähnen, dass der von R. Klotz besorgte, den ich allein näher kenne, ganz besonders nachlässig ist, viele einzelne Wörter und gelegentlich ganze Zeilen hat ausfallen lassen, vermeintliche Emendationen stillschweigend im Texte bringt und die Angabe der Citate über alles Mass hinaus verabsäumt: was Alles das betreffende Publikum nicht gehindert hat, den klotzischen Text zu brauchen und — was noch viel empfehlungswerther ist — zu verstehn. Wenn Clemens nicht eben ein Kirchenvater wäre, würde eine neue Ausgabe seiner Werke längst vorhanden sein. Das Bedürfniss einer solchen ist sehr gross. Herr W. Dindorf hat übernommen es zu befriedigen. Auf

den Titelblättern seiner vier, auf Kosten der Delegates of the Oxford University Press glänzend gedruckten Bände stehn die kühnen Worte *ex recensione Gulielmi* (so) Dindorfii: ich will gleich hier sagen, dass selbst eine *recognitione* Gulielmi Dindorfii zu viel gesagt, dass Gulielmus Dindorfius edidit die einzige der Wahrheit entsprechende Aufschrift wäre.

Das handschriftliche Material ist, so weit es sich um vollständige oder fast vollständige Exemplare der einzelnen Schriften des Clemens handelt, vorläufig leider sehr einfach zu überschauen, wenn wir (wie billig) auf die Kopieen keine Rücksicht nehmen, welche im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte für den Gebrauch gelehrter Sammler unmittelbar oder mittelbar aus den älteren noch vorhandenen Exemplaren gemacht worden sind: nur der *codex carpensis*, welchen Victorius benutzt hat, scheint bis auf weiteres verschwunden zu sein. Die *στωματεις* (ich rechne hier zu diesen alles, was wir seit Victorius bei ihnen lesen, also ein achttes Buch, die Auszüge aus Theodotus und die *ἐκλογαὶ προφητικαί*), die *στωματεις*, sage ich, sind nur in Einem zu Florenz liegenden Exemplare erhalten, eben dem, aus welchem Victorius seinen Druck veranstaltete. Für die vorliegende Ausgabe ist dasselbe nicht von Herrn Dindorf selbst, sondern von Herrn Joseph Müller neu verglichen worden (I xvii Mitte), demselben Gelehrten, dem Herr Dindorf früher die Kollation des venediger Epiphaniusexemplars zu danken hatte. Der *Protrepticus* ist in zwei Abschriften erhalten, einer zu Paris liegenden vom Jahre 914 und einer zweiten in Modena aufbewahrten, nicht viel jüngeren. Von diesen scheint Herr Dindorf selbst den *mutinensis* ver-

glichen zu haben, denn er sagt I VIII Coelestinus Cavedoni huius codicis usum liberalissime mihi concessit: den pariser verglich, wie aus dem si recte legit Duebnerus I VI und a Duebnero denuo inspecto I XII zu folgen scheint, der jetzt verstorbene Friedrich Dübner. Freilich I V heisst es quem nemo ante me excussit: indessen besagt dies nicht durchaus nothwendig, dass die Kollation von Herrn Dindorf selbst angestellt worden ist. Den Paedagogen des Clemens finden wir in denselben Handschriften, welche den Protrepticus bieten, und ausserdem in einer dritten, Florentiner. Von der Predigt *εἰς ὁ σωζόμενος πλουσιος* ist nur in Rom Ein und zwar junger Codex (I XXIX) vorhanden, welcher für die vorliegende Ausgabe nicht neu eingesehn worden zu sein scheint. Ich finde es nicht in der Ordnung, dass Herr Dindorf seine Kollatoren Dübner und Müller nicht deutlicher als solche genannt hat. Handschriften vergleichen ist nicht leicht: es können es recht viele nicht, welche sich einbilden es zu können. Handschriften vergleichen ist ausserdem ein äusserst mühseliges Geschäft, so mühselig, wie die es sich nicht träumen lassen, welche es nicht selbst geübt haben. Solchen Handlangern wird kein Billigdenkender ihren Dank schmälern wollen. Die Grundlage für die dindorfische Arbeitscheint im Wesentlichen nicht von Herrn Dindorf gelegt zu sein. Ich will übrigens darauf aufmerksam machen, dass in Paris Supplément Grec 270 Kollektaneen zu Clemens von Montfaucon und Bigot, ebenda 421 ein vollständiger Apparat zu unserm Vater, und 190 von der Hand eines Viktoriners Auszüge zu ihm liegen, aus denen vielleicht über weitere Manuskripte, namentlich den carpensis Nachrichten zu holen wären: ich

habe bei meiner letzten Anwesenheit in Paris jene Handschriften nur ganz flüchtig durchgesehen.

Bei dem geringen Umfange des vorhandenen handschriftlichen Apparates wäre es nun Pflicht des Herausgebers gewesen, wenigstens die Citate aus Clemens bei späteren Schriftstellern möglichst vollständig beizuziehen. Dieser Pflicht hat Herr Dindorf nur höchst unvollkommen genügt, vor allem wird eine ausreichende Benutzung der Katenen vermisst. Herr Dindorf citiert solche I xxxi 157 und vielleicht noch seltene andre Male, aber die nicht allzugrosse Mühe wenigstens die gedruckten Werke dieser Art auszuschöpfen hat er gescheut, obwohl er Le Nourrys dissertationes selbst hat abdrucken lassen, und was jetzt in seinem vierten Bande 516 ff. zu lesen ist, doch wohl schon früher angesehen haben wird als er es dem oxforder Setzer unter die Presse gab. Ich greife aufs gerathewohl einen einzigen von Herrn Dindorf Einmal I xxxi angeführten Band heraus, den ersten der *σεῖρα εἰς τὴν δεκάτευχον καὶ τὰ τῶν βασιλειῶν*, welche Nicephorus 1772 zu Leipzig hat drucken lassen und gebe eine Liste, die vielleicht, da meine Musse für so etwas knapp ist, sogar nicht einmal vollständig ist (das Citat 922 kann ich nicht auffinden), um zu zeigen, wie viel aus dieser Art Werken zu holen ist, nebenbei auch um nachzuweisen, wie richtig in guten Handschriften die Angaben der Katenen über die Namen der ausgezogenen Verfasser sind: die Stellen, welche ich gleich aufführe, im Clemens aufzusuchen, war das Werk eines einzigen Tages.

D[indorf] I 75, 8—19 S[ylburg] 20, 39—45
N[icephorus] 1579.

D I 87, 1—4 S 23, 47—49 N 1451.

- D I 98,23—99,2 S 27,18—20 N 1613
 D I 128,7—16 S 36,1—7 N 1197
 D I 128,17—20 S 36,7—9 N 1198
 D I 136,9—19 S 38,19—25 N 1030
 D I 142,8—144,2 S 40,6—31 N 320
 D I 171,9—10 S 48,34 N 221
 D I 171,23—25 S 48,41—43 N 400
 D I 172,2—3 S 48,44—45 N 400
 D I 172,13—22 S 48,50—49,3 N 918
 D I 174,14—19 S 49,31—34 N 1520
 D I 181,23—29 S 51,42—45 N 1635
 D I 187,7—11 S 53,22—24 N 589
 D I 200,5—9 S 57,15—17 N 1619
 D I 201,14—17 S 57,33—35 N 1611
 D I 258,23—259,6 S 73,29—33 N 163
 D I 335,10—15 S 95,3—6 N 182
 D I 337,10—12 S 95,32—33 N 409
 D I 359,6—9 S 102,1—3 N 1461
 D I 367,7—8 S 104,14—15 N 356
 D I 370,13—18 S 105,9—12 N 1035
 D II 27,11—18 S 123,2—6 N 215
 D II 27,18—22 S 123,6—9 N 216
 D II 176,21—177,7 S 164,15—22 N 1078
 D II 178,16—179,6 S 164,40—51 N 742
 D II 208,14—23 S 173,19—24 N 1465
 D II 209,14—21 S 173,33—37 N 1582
 D II 210,9—12 S 173,47—49 N 403
 D II 210,28—211,5 S 174,5—8 N 1490
 D II 235,23—236,1 S 181,21—23 N 262
 D II 410,9—17 S 230,49—231,1 N 296
 D II 413,1—5 7—21 S 231,37—39 41—48 N 286
 D III 7,4—8 S 234,36—38 N 925
 D III 27,23—25 S 240,33—34 N 883
 D III 31,28—32,17 19—29 S 241,41—52 242,
 1—7 N 1071
 D III 53,11—16 S 247,49—248,1 N 959
 D III 58,3—26 S 249,9—21 N 278

- D III 155,12—25 S 268,41—48 N 1439
 D III 188,19—189,9 S 278,45—279,1 N 196
 D III 190,9—11 S 279,18—19 N 138
 D III 190,29—191,6 S 279,29—33 N 842
 D III 191,7—9 S 279,33—35 N 842
 D III 200,8—14 S 282,18—22 N 236
 D III 201,14—27 S 282,38—44 N 203
 D III 202,17—25 S 283,2—8 N 933
 D III 206,18—207,3 S 284,15—23 N 1440
 D III 225,15—21 S 290,1—5 N 767
 D III 225,21—226,3 S 290,5—8 N 777
 D III 226,3—11 S 290,8—12 N 778
 D III 465,9—27 S 347,10—20 N 1442.

Zu diesen Stellen kommen noch die zwei, welche Herr Dindorf I xxxi citiert, und die ich nicht in die obige Liste gesetzt habe, da sie nicht von dem Seirographen aufgenommen sind, sondern von dem von jenem angeführten Aca-cius: N 101.

Herr Dindorf hätte aus diesem Einen Bande des Nicephorus mindestens vier bis fünf (s. unten) Fehler seines Textes berichtigen können: III 155,16 = 268,43 S fehlt ihm *ψυχῆς* hinter *πιστευούσης* (wo Sylburg das richtige hatte), und III 465,11 = 347,11 S macht Nicephorus aus *ἐκλεκτόν* richtig *ἐκκληπίον*. Für die in früheren besseren Zeiten berühmte Stelle des Clemens über die Aussprache des hebräischen Gottesnamens 240,34 S = III 27,25 D hätte man aus Nicephorus 883 und der von Didymus taurinensis de pronuntiatione divini nominis quatuor literarum (1799) 32 angeführten turiner Katene (vgl. Hengstenberg, Beiträge zur Einleitung in das alte Testament II 226 ff.: siehe auch 205) *ὁὐαὶ* = *Ἰαουὲ* gewonnen, was auch Potters Handschriften boten und dreist in den Text gesetzt werden durfte: am Rande versteht sich heute zu

Tage in theologischen Büchern nichts. Und die Aussprache des Namens Jahwe ist immerhin wichtig genug, um einige Rücksicht zu verdienen: unser Herausgeber hat hier wie III 17,35 (wo selbst auf die Gefahr einer, übrigens bei der inkonsequenten Handhabung der Notierung gar nicht vorhandenen Inkonsequenz, immer wohl auf Letronnes Aufsatz in Champollions *précis* aufmerksam zu machen war) — der Herausgeber hat gar keine Ahnung, wie gross die Tragweite der Worte seines Schriftstellers ist und welche Sorgfalt er gerade hier ihnen zuwenden musste. Auch die Anmerkung des Nicephorus zu 777 ist nicht zu verachten, noch auch der Umstand, dass die den Stromaten beigegebenen Stücke als klementisch angeführt werden. Gäbe die Vergleichung der Katenen-citate aber auch selbst gar keinen positiven Gewinn, so wäre der negative nicht zu unterschätzen gewesen, dass die Verfasser des Archetypus der Durchschnittskatenen (ich kenne auch ganz abweichende), also Gelehrte, welche meines Erachtens im sechsten Jahrhunderte etwa in Berytus arbeiteten, schon ziemlich denselben Text des Clemens gelesen haben, welche unsre vier bis fünf Jahrhunderte jüngeren, aus einer andern Gegend (wohl den venetianischen Theilen Griechenlands) stammenden Handschriften überliefert haben.

Fragen wir nun, was Herr Dindorf mit dem ihm von den Handschriften gebotenen Texte gemacht, so lautet die Antwort: er hat ihn so schlecht interpungiert, dass an vielen Stellen sicher ist, dass er ihn gar nicht verstanden: er hat weiter die Emendation des Textes, so sehr sie oft auf der Hand lag, sich sehr wenig angelegen sein lassen.

Was die Interpunktion anlangt, so mag noch hingehn, dass er durch *μὲν* und *δὲ* verbundene Sätze durch einen Punkt auseinanderreisst, wie gleich I 3, 5 10: was soll man aber zu Stellen, wie II 26, 7 8 sagen? Sarra übergibt die Agar dem Abraham, was allegorisch gedeutet wird. *ἡ σοφία τοίνυν ἡ τοῦ πιστοῦ συνοικος* Punkt *πιστὸς δὲ ἐλογίσθη Ἀβραάμ καὶ δίκαιος* Punkt *στραὶ ἦν ἔτι*. Das allergeringste Nachdenken zeigt, dass der Satz *ἡ σοφία στραὶ ἦν ἔτι* durch eine Parenthese, welche das Beiwort *πιστοῦ* begründen soll, getrennt ist. Unmittelbar danach 10 bis 12 *ἡξίου τὸν ἤδη καιρὸν ἔχοντα προκοπῆς τῇ κοσμικῇ παιδείᾳ* Kolon *Ἀγυπτῶς δὲ ὁ κόσμος ἀλληγορεῖται* Komma *συνευνασθῆναι πρότερον*, wo ebenfalls der Satz *ἡξίου τὸν ἔχοντα συνευνασθῆναι* durch die Parenthese *Ἀγυπτῶς* bis *ἀλληγορεῖται* getrennt ist. Und ebenda 25 gehörte ein Kolon hinter *ἐρμηνευόμενος*. III 188, 24 25 *φασὶν εἶναι τοῦ μὲν κυριακοῦ σημείου τύπον* Komma *κατὰ τὸ σχῆμα . . . τὸ δὲ ἰῶτα*. III 189, 7 8 *ὁ δὲ δκτώ κύβος ὁ πρώτος ἡ ἰσότης* schreibe *ὁ δὲ δκτώ, κύβος ὁ πρώτος, ἡ ἰσότης*, wie in der Katene richtig steht. Paedag I 2, 5 = I 128, 13 bis 16 D = 36, 5 bis 7 S *ὡς γυμνὸν δασείας καταλειφθέντα ὕλης τῆς κακίας τὸν λογισμόν ἐνθρονίζεται δὲ οὗτος ἐν ἐγκεφάλῳ ἐπὶ τὴν μετάνοιαν παλινδρομῆσαι*. Hier ist unter Aufnahme der ganz richtigen Besserung von Victorius zu schreiben *ὡς γυμνόν, δασείας καταλειφθέντα ὕλης (τῆς κακίας) τὸν λογισμόν (ἐνθρονίζεται δὲ οὗτος ἐν ἐγκεφάλῳ) ἐπὶ τὴν μετάνοιαν παλινδρομῆσαι*. Paedag. I 5, 14 = 38, 23 S wird doch wohl ein Punkt vor *οὕτως* stehn müssen (I 136, 17 D), ebenso I 5, 21 = 40, 9 (wo Sylburg wenigstens ein Kolon hat (I 142, 13 D). vor *Ῥεβέκκαν*. Ganz besonders häufig sind diese

Interpunktionssünden in etwas schwierigeren Stücken: ich kann des Raumes halber gerade von diesen Mängeln keine genaueren Beispiele geben, sondern bitte nur die Auszüge aus Theodotus näher anzusehn, wo schon das Kleinschreiben der valentinischen *termini technici* darauf hinweist, was die Interpunktion bestätigt, dass Herr Dindorf von dem Texte, welchen er »recensuit«, nicht mehr als die Vokabeln verstanden hat. Mindestens in Stellen wie III 441, 4 hätte er das einen accusativus cum infinitivo regierende *φφσ* nicht wie eine Parenthese zwischen Kommas setzen sollen. Mit Druckfehlern haben wir es hier nicht zu thun: die Korrektur des Buches ist sonst so sorgfältig (mir fiel an gröberem Druckfehlern bisher nur auf *παδιδόνας* III 253, ²⁴/₂₅ und irgendwo Sismondi für Sirmondi), dass man wohl dem Setzer in diesen übrigens auch sehr zahlreichen Fällen nichts wird aufbürden können. Ich weiss aus meinen Ausgaben des Titus von Bostra und der klementischen Homilien ein wie mühseliges und undankbares Geschäft Interpungieren ist: gelang es, so merkt nie Jemand, wie wesentliche Hülfe ihm geleistet worden ist: gelang es nicht, so ist Jedermann unzufrieden: — dem Herrn Dindorf ist es aber nicht misslungen, sondern von ihm gar nicht angefangen worden. Freilich darf er sich sagen, dass das Lesen patristischer Werke zu erleichtern heut zu Tage eine unnütze Mühwaltung ist, da patristische Texte aus sattsam bekannten Gründen gar nicht mehr gelesen, sondern nur noch gedruckt werden. Und in soweit wäre er, wenn er nur nicht für Oxford gearbeitet hätte, vollauf entschuldigt.

Mit Emendationen seines Textes ist Herr Dindorf sehr sparsam gewesen, und das wird

ihm von Einigen gewiss zum Lobe angerechnet werden. Ich glaube nun nicht, dass diese Sparsamkeit aus konservativer Gesinnung hervorgegangen ist. Nicht einmal was Sylburg im Index gebessert hat, ist Herrn Dindorf vor dem Abdrucke dieses Index in seiner eignen Ausgabe bekannt geworden. So lässt er II 400, 3 *προτεμεν* stehn und III 187, 6 *δεδοξεται*, wo Sylburg *προτίμεν* und *δεδοξεται* gebessert hat und der Nachtrag des neuen Herausgebers dies als richtig anerkennen muss. Ob II 31, 9 wirklich *ἄρακον* für *ἄρακα* zu schreiben ist, mag dahingestellt bleiben: *ἐν τοῖς φακοῖς ἄρακος τὸ τραχὺ καὶ σκληρόν* bei Theophrast Geschichte VIII 8, 3 scheint *أراكى*, das von Dichtern oft genannte Stachelgewächs aus der Gattung *ص*, Kameelfutter und zum Putzen der Zähne verwendet. *ص* könnte zur Noth, obwohl man im Syrischen *ܪܡܝܬ* erwarten müsste, das aramäische *ܪܡܝܬ* sein, was in der von mir herausgegebenen Uebersetzung der Geoponiker *ἐρεβινθος* vertritt. Vgl. meine Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien 85. Cobets Verbesserungen werden I XLIV—LIV aufgeführt: prodierunt [1866], postquam magna editionis meae pars iam impressa erat. Diese magna pars muss so ziemlich den ganzen Text umfasst haben, da jene zu I 13, 9 bis III 338, 24 nachgeliefert werden. Also sind drittelhalb Bände dieses dindorfischen Clemens (der vierte enthält keinen Text mehr) schon vor 1866 gedruckt gewesen und erst zu Anfang 1870 ausgegeben. Dabei wird aber Cobet, und zwar eben jener erste Band des *λόγιος Ἐμμή*, aus dem an der angegebenen Stelle nachgetragen wird, schon I 443 II 344 in den Anmerkungen unter dem

Texte citiert. Gänzlich unbekannt scheint Herr Dindorf mit den zahlreichen Verbesserungen von Bernays im ersten Bande von Bunsens *Analecta antenicaena* 1854, die ich fast alle mir erlaubt hätte in den Text zu setzen. Und mit Ausnahme der doehnerschen *Quaestiones plutarcheae* finde ich keine der zahlreichen Gelegenheitschriften von Universitäten und Gymnasien berücksichtigt, in denen oft so äusserst schätzbare Bemerkungen über griechische Dichter und namentlich über griechische Philosophen mitgetheilt sind, die für Clemens treffliche Dienste geleistet hätten: gerade diese, seinem englischen Publikum schwer, ihm aber auf der leipziger Universitätsbibliothek und den Bibliotheken der leipziger Gymnasien durchaus vollständig zugänglichen Schriften musste Herr Dindorf durchgängig ausziehen: so unscheinbar solche kleine Besserungen wie die von W. Küster ἀρεσιῶς für εὐρεσιῶς Sylburg 174, 9 = II 211, 8 D sind: so leicht sie ein aufmerksamer Leser (und Herausgeber) selbst macht, so wichtig sind sie oft für den Sinn: und schliesslich verlangt man doch eine neue »recensio« eines Schriftstellers so vollkommen zu sehn, als sie mit den vorhandenen Mitteln irgend herzustellen ist. Man sollte nun denken, da Herr Dindorf alle Hülfe Anderer so selbstgenügsam verschmäh't hat, er werde wenigstens ganz auf der Hand liegende Fehler seines Textes selbst verbessern: aber mit Nichten. 242, 36 S = III 34, 25 D lässt Herr Dindorf Ὁροντοπάγας der Ueberlieferung stehn: Ἀτροπάτης Βαγανάτης Μεγαπάτης zwingen Ὁροντοπάτας zu schreiben, T für Γ: wo Ὁρόντης = 17, Burnouf commentaire sur le Yaçna 247, und πᾶ-

τας dialektische Nebenform von βάτης, wenigstens findet sich Ὁροντοβάτης bei Arrian: vgl. meine Abhandlungen 185 über α, und αβ. III 389, 5 war es wohl nicht zu schwer παραθῆναι in παραθεῖναι zu ändern. Und wenn Herr Dindorf 164, 43 S = II 178, 21 für καὶ ἐνέργειαν nicht κατ' ἐνέργειαν (vgl. 282, 37 S) herstellt, so hat er eben über seinen deutlichst dreigliedrig disponierten Text gar nicht nachgedacht, wie er denn kurz vorher 16 (41 S) wohl auch ohne die oben angeführte Katene einzusehn, μέτρον in μέτρων ändern musste. Auch für βιωτικός III 492, 18 βιαστικός herzustellen war selbstverständlich genug. Ich behalte mir vor gelegentlich mehr Emendationen zum Clemens zu veröffentlichen, da hier zu einem Mehreren der richtige Ort nicht ist. Einmal hat Herr Dindorf mit Aufnahme einer fremden Konjekturentschiedenenes und unbegreifliches Unglück gehabt. I 6, 11 = 2, 29 S druckt er Τουβάλ für das Ἰουβάλ der Handschriften und Ausgaben, nach der lateinischen Uebersetzung von Hervet, die ich augenblicklich nur in dem Drucke von Heinsius zur Hand habe: vielleicht ist Tubal in der Originalausgabe nur ein Druckfehler. Ein Blick in die Septuaginta Genesis 4, 21 hätte eines Besseren belehren können: der Erfinder von ψαλτήριον und κισάρα heisst wirklich Ἰουβάλ: die Stelle des Clemens ist übrigens insofern interessant, als sie zeigt, dass ihm unsre Orgel bekannt war, über welche jetzt Payne Smith in thesaurus syriacus I 91 zu sehn ist. Jenes Τουβάλ ist noch deshalb, ja wie soll ich sagen? — veraltet, weil, wenn es etwa תובל wiedergeben soll, wie die Auseinandersetzung in meinen Abhandlungen 255 beweist (die auch

schon nicht hätte nöthig sein sollen), *Θουβᾶλ* (*Θοβᾶλ*) zu schreiben gewesen wäre. Einen Punkt der Orthographie will ich an dieser Stelle zur Sprache bringen, weil ich ihn einer Erörterung durch Kundigere unterzogen zu sehn wünsche, das Verhältniss von *ε* und *ι* einmal in den Abstrakten von Eigenschaftswörtern auf *ης* *tertiae* und dann in den schwachen, von negatierten Participien abstammenden Zeitwörtern *ἀπιστεῖν* *ἀπεισεῖν*. Der Stamm jener Adjektive geht doch auf *εσ* aus, dessen *σ* regelrecht zwischen zwei Vokalen wegfällt und regelrecht vor den konsonantisch anlautenden Komparationsanhängen erhalten bleibt. Wie zu *γενεσ-* *gener-* ein *ε* *γενεσ-ια* = *εὐγένεια* gehört, so zu *πολυμαθης* nicht *πολυμαθια*, sondern *πολυμάθεια*. Hat Herr Dindorf eine gute Auktorität für sein *πολυμαθια* II 17, 13 und Aehnliches? oder soll man *πολυμαθια* von dem ionischen *μάθη* herreiben, von welchem *πολυμαθίη* ganz richtig gebildet ist? Sind dann aber überall jenem *μάθη* analoge Stammhauptwörter nachzuweisen oder vorauszusetzen? Zweitens: Herr Dindorf selbst schwankt (und vor ihm schwankte Sylburg) in Betreff von *ἀπιστεῖν* und *ἀπεισεῖν*. II 155, 3 (siehe die Nachträge) dürfte Sylburg mit seinem *πειστη* nicht Recht haben, da das danebenstehende *πίστις* mindestens erforderte anzunehmen, dass *πειστη* wie *πιστή* gesprochen worden. Allein III 281, 18 ist Sylburgen und Meineken entschieden zu folgen und *ἴαν ἀνειμένως* (= *ἀνέδην*, denn das stammt von *ιημι*, wie *βάδην* *φύρδην* von *βαίνω* *φύρω*) *εὐπειστος ἀνδρῶν* zu schreiben. *ἀπιστος* kommt von *πιστός* und so von der Wurzel *πιθ-* *fid-*, *ἀπειστος* vom Medium *πείδομαι*: vgl. *ἀγευστος* von *γεύομαι*, *ἀπευστος*

= ἀπειθείης von πυνθάνομαι: ἀφεικτός für ἀφοκτός ist späteres Verderbniss. Darum muss bei Sophokles Antigone 219 381 und in allen ähnlichen Stellen bei Clemens wie III 263, 1 ἀπειστός ἀπεισεῖν gesetzt werden, unfolgsam, ungehorsam sein, während ἀπιστεῖν bedeutet für nicht glaubwürdig erklären.

Ich komme nun zu den Erläuterungen, welche dieser neuen Ausgabe des Clemens beigegeben sind. Was Gentianus Hervetus gegeben hat, blieb unbenutzt, ich kann nicht sagen, mit welchem Rechte oder Unrechte, da ich Hervets Kommentar nie gesehn habe. Aus den Anmerkungen von Sylburg, Heinsius, Potter und den für oder von Potter gesammelten Kollektaneen theilt Herr Dindorf mit, was ihm brauchbar erschien. Ich habe nicht Zeit gehabt zu untersuchen, wie weit ich seinem Urtheile in Betreff der Auswahl würde folgen können und möchte nur bemerken, dass es sich empfohlen haben dürfte, sämmtliche Anmerkungen mit den Registern in Einen Band zu bringen: die Auszüge aus Le Nourry gehörten hinter die Vorrede, Segaars Noten wie die Citatenregister und der index graecus zu den übrigen Noten und dem index latinus. Eignes hat Herr Dindorf zu den Noten der Aelteren hinzugethan, doch ohne Princip und so dass leicht ersichtlich ist, wie bequem er sich die Sache gemacht. Dass im Thesaurus Stephani der neuen Pariser Ausgabe sehr schätzbare Belehrung über griechische Vokabeln zu finden ist, dürfte so bekannt sein, dass die sich oft wiederholende Verweisung auf jenes Werk überflüssig erscheinen wird. Und auch Beischriften wie die zu III 272 über ἀσφαλτός aus Meinekes Comici könnte man entbehren. Sehr komisch wird auf jeden Theologen

die Note zu 119, 44 45 S = II 15, 5 bis 7 wirken. *ἐν πολλοῖς τοῖς μαργαρίταις τοῖς μικροῖς ὁ εἷς, ἐν δὲ πολλῇ τῇ τῶν ἰχθύων ἄγρῳ ὁ κάλλιχθυς.* Die erste Hälfte des Satzes bezieht sich auf Matth. 13, 46 und war diese Stelle (über ähnliche Auslassungen rede ich gleich) an den Rand zu setzen: der Fisch ist der wirklich recht oft besprochene, dem Kardinal Pitra im *Spicilegium solesmense* III die Seiten 499 bis 628 gewidmet, *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱός Σωτήρ.* Herr Dindorf aber sagt: *De hoc pisce, qui ab aliis ἀνθίας appellatur,* v. Athen. 7. p. 282. 8 p. 344. *Rectum quem restitui accentum κάλλιχθυς praecepit* Arcadius p. 92, 6.

Ich komme zu den Citaten des Clemens, welche der Herausgeber desselben verpflichtet war am Rande anzuzeigen. Mir war meiner speciellen Studien wegen diese Seite der neuen Ausgabe fast die interessanteste: ich muss gestehen, dass ich eine so erbarmungswürdige Nachlässigkeit, wie sie Herr Dindorf zeigt, bei einem Gelehrten von Ruf nicht für möglich gehalten habe. Der Begriff Citat ist ja nicht auf die Anführungen zu beschränken, die ausdrücklich als solche gegeben werden, obwohl auch diese Herrn Dindorf nicht alle der Notierung werth geschienen sind: überall wo Potter die meist von Herrn Dindorf nicht beachteten mit *respicit ad* anfangenden Anmerkungen macht, liegt ein Citat vor: denn der Verfasser weiss, dass er die Worte eines andern braucht, und seine Argumentation geht von der Voraussetzung aus, dass auch seine Leser sie als solche kennen und als neue Auktorität gelten lassen. *Habeat sibi* ist kein Citat mehr, obwohl der Ausdruck aus der Vulgata Genesis 38, 23 stammt: jene oben ausgeschriebene Stelle von der Einen

Perle ist ein Citat, denn jedem Leser des Clemens, vorausgesetzt, dass er kein Philologe des neunzehnten Jahrhunderts war, fiel die angezogene Parabel des Herrn bei ihr ein, und Clemens hatte beabsichtigt, dass sie seinen Lesern einfallen sollte. Ich will nun nicht verlangen, dass 138, 14 S = II 83, 13 hätte als Citat aus der Schrift erkannt werden sollen, welche in meinen *Reliquiae iuris ecclesiastici graece* 74 ff. abgedruckt ist: siehe daselbst 76, 7. Einige Wichtigkeit hat jene Schrift und hat das klementische Citat immer, weil wir dadurch lernen, dass die ältesten Ansätze zur kirchenrechtlichen Litteratur (wenn so vornehmer Name erlaubt sein soll) älter als Commodus sind: ein Mehreres mag man bei Hilgenfeld *novum testamentum extra canonem receptum* IV 93 ff. nachsehn. Auch 39, 3 S = I 138, 19 mag Herrn Dindorf noch geschenkt werden: Potter hätte zwar auf die richtige Fährte leiten können, aber Deut. 33, 17 hat auch Potter nicht citiert, welchen Vers man (siehe nur die Katene des Nicephorus 1665) auf Christus bezog: vgl. den *Physiologus* 25 bei Pitra *Spicilegium solesmense* III 355. Aber dass ein Citat aus dem Buche Enoch so unbemerkt durchläuft, ist doch etwas sehr arg: 344, 37 S = III 456, 18 D. Potter hatte hier und zu II 68, 14 III 474, 9 D auf eine Benutzung des Buches Enoch durch Clemens aufmerksam gemacht, wie er zu 142, 36 S = II 100, 16 D [IV 209 D] auf Esdr. IV 14, 39 ff. als die Quelle der Aeußerung des Clemens verweist. II 272, 2 284, 10 III 450, 18 weiss Herr Dindorf trotz IV 278 468 nichts vom Evangelium der Aegypter am Rande zu sagen, und, um nur zwei ganz bekannte Bücher zu nennen, *Grabes spicilegium* I 31, Hilgenfelds *novum testamen-*

tum extra canonem receptum IV 48 sind für ihn nicht da. Wie viel solide Gelehrsamkeit hat dieser Herausgeber durch Auslassung solcher Citate im Keime erstickt! Aber die Citate aus unsern jetzt kanonischen und deuterokanonischen Büchern sind vielleicht da? Es fehlen mindestens ebenso viele als angegeben werden. Man mag die dindorfische Ausgabe aufschlagen wo man will, in diesem Punkte überall die äusserste Nachlässigkeit. I 128, 22 bis 129, 2 in Ordnung zu bringen führt hier zu weit. Aber 130, 1 fehlt Matth. 9, 2 und die Parallelen. I 130, 27 Gen. 2, 7. I 131, 17 Ioh. 1, 18. I 132, 10 Gen. 1, 26 (statt dessen steht zu Zeile 11 Gen. 1, 20: was nachher im Register glücklich wegbleibt). I 214, 20 Matth. 15, 17 Ioh. 6, 27 (vgl. das ignatische *ἀπὸν θεοῦ θάλα*). I 216, 16 Matth. 22, 40. I 218, 1 Gen. 3, 14 Ioh. 8, 44. III 424, 14 Deut. 32, 10 Matth. 13, 31 33. III 252, 6 Ioh. 5, 39 Act. 10, 43. III 254, 24 Rom. 8, 20. Ebenda 25 Rom. 10, 2. III 256, 4 Sap. 2, 24. III 261, 11 Ephes. 4, 22. III 263, 10 Hebr. 1, 3. III 425, 9 Ioh. 20, 22. III 425, 12 Matth. 17, 1. III 425, 15 Petr. I 2, 9. III 425, 17 Tim. I 3, 16. III 425, 26 Matth. 17, 5 6. III 425, 29 Marc. 1, 11. III 427, 7 Ioh. 1, 18. III 427, 24 Ioh. 1, 3. III 427, 30 Coloss. 1, 15. III 437, 25 Deut. 5, 10. III 438, 7 Col. 2, 9. III 439, 1 Ephes. 4, 15. III 440, 11 Dan. 7, 9 10. III 440, 19 Psalm 110, 1 (vgl. 449, 14 D). Diese Beispiele, die ohne Mühe von jedem der Bibel kundigen Theologen um viele Dutzende vermehrt werden können, werden genügen zu zeigen, wie die biblischen Citate behandelt sind. Aber auch die aus den Klassikern sind nicht besser bedacht. Man brauchte nicht Dindorf zu heissen, um zu

III 425, 28 Herodot I 8 an den Rand setzen zu können. II 11, 3 ff. = 118, 30 S dürfte aus dem Hippolyt des Euripides 73 ff. geflossen sein [I x D], wie gleich nachher 9 (34 S) aus Homer Odyss. II 276. Ganz besonders vermisste ich aber die Behandlung der offenbar sehr zahlreichen Citate aus verloren gegangenen Dichtern, mit denen sich Nauck und Cobet schon beschäftigt haben. Zum Beispiel 39, 1 S = I 138, 15 *ὀλίγω ποδὶ ἐφραπώμενοι τῆς γῆς* stammt doch wohl, mässig verderbt, aus einem anapaestischen Chore. 61, 15 S = I 214, 16 D *οὐδέν ἀλλ' ἣ γνάθος* gehört der Komödie an. 62, 11 S = I 217, 25 D sind die *ἄγρια τῶν παρασίων φῦλα* Ende und Anfang zweier parodischen Hexameter. 62, 15 S = I 218, 5 6 *περὶ τὰς λοπάδας ἀσχολούμενοι καὶ τὰς μεμορημένας τῶν ἡδυσμάτων περιεργίας* sind unschwer in komische Senare zu bringen: der Vers würde allerdings dann *μεμωραμμένας* zu schreiben hindern, wie Herr Dindorf in den Nachträgen zu I 218, 16 (gemeint ist 6) 304, 18 vorschlägt. Hier war nur ein in der klassischen Litteratur bis auf die Fragmente bekannter Mann im Stande zu helfen: kein Theologe hat Musse genug in diese Untersuchungen einzugehn. Herr Dindorf hat die schöne Gelegenheit sich hier nützlich zu machen ganz und gar andern überlassen.

Die Sammlung der Fragmente bietet das Altbekannte. Die fragmenta Pottero omissa III 509—512 lassen die Bemerkung vermissen, dass über die *ἀντιρρητικὰ* des Nicephorus, aus denen Le Nourry Bruchstücke des Clemens mittheilte, jetzt Pitra im Spicilegium solesmense I LXV ff. 302 ff. nachzusehn ist: dort 351 wird leider nur auf Le Nourry verwiesen, und überhaupt kann ich wenigstens mich mit dem, was der ge-

lehrte Kardinal gegeben, nicht für abgefunden erklären. Das von Herrn Dindorf III 511, 32 ff. aus Cramers Katene III 113, 17 ff. als neu aufgenommene Bruchstück kann man mitten im Texte der Stromateis lesen 148, 51 ff. S = II 124, 3 ff. D: der Hohn gegen Mai I **xxxi** wäre also besser unterblieben: Mai hat den Clemens nicht herausgegeben, wie Herr Dindorf, der doch, wie figura zeigt III 511 auch vergessen hatte, was er II 124 gedruckt. Wenn sich Herr Dindorf bei Mai weiter umgesehn, würde er in der nova bibliotheca patrum V 91 aus der Schrift des Clemens über das Pascha eine Stelle gefunden haben, die ihm III 498 499 fehlt. Eine andre steht in der scriptorum veterum nova collectio VII 94 (dem von Herrn Dindorf citierten Bande!), eine dritte ebenda 98. Und 105 108 *Κλήμεντος δι τοῦ ἀ στωματος*, wo Mai: locus hic videtur incidere in Clementis lib. I lacunam. Mehr sage ich hier über die Fragmente absichtlich nicht: ich will nur die Bitte aussprechen, mir womöglich Nachrichten über den Verbleib der von Le Quien benutzten und nicht ausgenutzten Parallela rupefucaldina zugehen zu lassen, und nebenbei noch gleich hier meine Ueberzeugung mittheilen, dass das achte Buch der *στοματις* nichts als die Einleitung zu der Schrift *περὶ ἀρχῶν* ist vgl. Bunsens *Analecta antenicaena* I.

An Registern liefert diese oxfordener Ausgabe des Clemens vier, einen index locorum s. scripturae, der so schlecht besorgt ist, dass auf 626 schon nicht unbedeutende Nachträge zu 620 bis 624 aufzunehmen waren, und der natürlich alle von Herrn Dindorf am Rande nicht notierten Bibelstellen, aber auch solche, die notiert sind, zum grossen Schaden der biblischen Textkritik und der Geschichte der Exegese

übergeht: von Griesbachs einschläglicher Arbeit ist dem neuen Herausgeber offenbar nichts bekannt. Folgt ein index scriptorum, den ich nicht näher geprüft, der aber nicht sorgfältiger zu sein scheint als jener erste. Ich vermisste zum Beispiel *Βασιλείδης* III 58, 29: *Δημόκριτος* I 129, 14: *Ἐνώχ* III 456, 18: *Μαρκίων* II 307, 20 III 4, 13: *Παρχώρ* III 168, 12: *Πινδαρος* III 188, 17. Drittens ein index graecus, welcher est Sylburgii locis plurimis auctus et correctus omissisque quae Sylburgius non pauca intulerat vocabulis e locis scriptorum quos Clemens excerpserat, quae nihil commune habent cum Graecitate Clementis. Ich habe den Index der echten Sylburgiana lange Jahre hindurch viel gebraucht und höchst nützlich gefunden, allein ein Princip der Auswahl zu entdecken ist mir nicht gelungen, und unsre heutigen Anforderungen befriedigt er in keiner Weise. Und die Graecitas Clementis mindestens hat Sylburg nicht registrieren wollen, wohl nur das Auffinden der Stellen erleichtern, die ihm besonders interessant erschienen waren. Herr Dindorf müsste, wenn er auf die Graecitas Clementis aus war, noch manches auswerfen, was unbehelligt an Bord geblieben ist. *ἀκατάληπτον* Valentinianis quid, *ἀκναπτοι* Crates, *ἀγορίη τροφῆς* ex Hippocrate, *ἀνθεμα* ex Cephisodoro, *Ἀντιδοξούμενα* Aristocriti, *ἀντίχθων* Pythagoreorum, und so fort. Sogar *ἐνεκεν σοῦ θανάτου μεθα* bleibt stehn, trotzdem II 343, 26 das Citat Rom. 8, 36 37 am Rande steht und im Registernachtrage 626 auch noch Unterkommen gefunden hat. Was soll *ἀσύνθετος* *Ἰουδα* 646, da doch I 190, 22 am Rande unsres Druckes selbst Ierem. 3, 8 angeführt ist? Und wenn Herr Dindorf seinen index graecus für auctus ausgiebt, so muss

man das Wort nicht drücken. Nicht einmal die von Segaar so werthvoll erläuterten Vokabeln des *εἰς ὃ σωζόμενος πλούσιος*, welche Schrift Sylburg noch nicht kannte, sind nachgetragen, die Worte nicht aufgenommen, deren ausdrückliche, schulgerechte Definitionen Clemens giebt, und dass die zu Sylburgs vor-Erfindung der Dogmengeschichte belegenden Zeit noch nicht kontroversen Begriffe Kanon, Ueberlieferung, Inspiration und ähnliche uns heut lebende Theologen interessieren, davon scheint Herr Dindorf keine Ahnung zu haben. So fehlen *κατὰ* (siehe meine Reliquiae iuris ecclesiastici VI VII und ausserdem andre Stellen, die ich dort absichtlich nicht angeführt): *παράδοσις* II 11, ^{14/15} 14, ^{4/5} 9 15, 2 u. s. w. u. s. w.: *ὁμοούσιος* ist mit 169, 13 341, 22 S nicht ergänzt: *διδασκαλία* meine Reliquiae V: vor allem *εἶπος* für Gott (= *ὁρῃ*) an nicht wenigen Stellen der Auszüge aus Theodotus: *ἐνέργεια* III 256, 21: *πίστις* III 256, 27: *καχεξία* III 258, 6: *ἀρετή* z. B. III 264), *συλλογίζεσθαι*, *ἀποδεικνύειν*, *περιγραφή*, *οὐσία*: und an theologisch unwichtigen sind gar nicht oder nicht vollständig da *ἐπ' ἰσῆς* 658 vgl. meine Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien 60: *διαθρεῖν* 650, *διορᾶν* [fehlt ganz], *διορατικὸς* 651 meine Reliquiae 75: *δισσῶς διχῶς* [fehlt ganz] meine Anmerkungen 72 73 u. s. w. Auch bei *βέδν* und den parallelen Wörtern wäre es gut gewesen durch Anführung meiner gesammelten Abhandlungen 285 oder von Bentley im Malala von L. Dindorf 714 Unheil zu verhüten. Zur Entscheidung der I 52 III 687 aufgeworfenen Frage, ob es *φελλάτας φελλάντας φελλέτας* heisse, will ich bemerken, dass die Araber den Stein *بلن* nennen, was sie nur falsch aussprechen: dadurch ist *φελλάντας* empfohlen: *φ* =

ⲁ wie in *φλέγμα* = *بلغم*. Ueber den index latinus will ich des Raumes halber nichts sagen.

Gewonnen haben wir durch die neue Ausgabe des Clemens einen schön gedruckten Text und die Möglichkeit Potters Anmerkungen in Oktav etwas theurer zu kaufen als die Folioausgabe wenigstens in Deutschland bezahlt wird (Schleiermachers Exemplar bot Stargardt LXXI 8 für zwanzig Thaler an, um es später auf vierzehn herabzusetzen): gewonnen haben wir die Ueberzeugung, dass Victorius (was jedem Kenner seiner Art von vorne herein wahrscheinlich war) seine Handschriften vortrefflich benutzt hat: gewonnen die Einsicht, dass aus den bislang bekannt gewordenen, dem Victorius nicht bekannt gewesenen Manuskripten nichts Wesentliches für den Clemens zu holen ist: gewonnen haben wir schliesslich eine Reihe brauchbarer, aber meist wenig bedeutender Anmerkungen des neuen Herausgebers. Aber im Grossen und Ganzen sind wir jetzt nicht weiter als wir zu Potters, beziehungsweise zu Sylburgs Zeiten waren. Was Herr Dindorf durch Besorgung einer Ausgabe, die nicht mehr leistet als die vorliegende, der Theologie für ein Kompliment macht, wird er sich wohl nicht überlegt haben: so schwer die Theologie durch eine Reihe von Unglücksfällen und den letzten dreissigjährigen Vernichtungskrieg wider sie gelitten hat, so verkommen sind wir denn doch nicht, dass von 1715 bis 1870 absolut nichts passiert wäre, was auf die Ausgabe eines Kirchenvaters höchster Bedeutung hätte von Einfluss sein sollen. Das aber hätte sich Herr Dindorf sagen können, dass er dadurch, dass er eine so leichtfertige Arbeit einer ausländischen Universität ange-

boten, der deutschen Gelehrsamkeit im Auslande keine Ehre erzeugt hat. Es ist zu wünschen, dass bald eine wirkliche, wenn auch weniger glänzend gedruckte und der Anmerkungen der Alten entbehrende recensio des Clemens erscheine, von der dann beiläufig auch zu verlangen sein wird, dass sie nicht um 22 Thaler verkauft, also bei weitem den meisten, wenigstens Deutschen Gelehrten von vorne herein unzugänglich gemacht werde.

Paul de Lagarde *).

Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese ragguaglio del conte Giovanui Gozzadini senatore del regno d'Italia presidente del v. congresso internazionale di antropologia e di antichità preistorica. Bologna tipografia Fava e Garagnani 1870 fol. 93 pp. tav. 1—17.

Der um die etruskische Archaeologie wohlverdiente Verfasser liefert in dem vorliegenden Prachtwerk durch Schrift und Bild eine vollständige Uebersicht über die mannichfaltigen Ergebnisse der schon früher von ihm beschriebenen Ausgrabungen, welche in den letzten vier Jahren im val di Reno bei Bologna, im Gebiete der grossen Nekropolis von Marzabotto, unternommen worden sind. Die Ausgrabungen sind von ihm selbst theils geleitet, theils überwacht worden. Mit vieler Liebe und grosser Ge-

*) Oben S. 709 Zeile 22 schreibe sieben und ein halbes Jahrhundert für siebenthalb Jahrhunderte,

wissenschaftigkeit hat er alle Umstände und den Bestand der Funde verzeichnet und ist bestrebt gewesen, jeden, auch den unscheinbarsten, Gewinn seiner Unternehmung für die Wissenschaft zu verwerthen. Die Abbildungen, zum Theil nach Photographien hergestellt, sind trefflich gelungen, ohne unnöthigen Aufwand, der in italienischen Publicationen so oft der Kenntniss des Thatsächlichen Eintrag thut, und von dankenswerther Treue. Der beigegebene Text zeichnet sich in der so häufig masslosen italienischen Literatur ähnlicher Art vortheilhaft aus durch Takt der Untersuchung und sichtliches Bestreben überall das Faktische in den Vordergrund zu stellen und der Wissenschaft vor Allem das Material zu sichern. Die Archäologie würde in viel geringerem Grade auf Vermuthungen angewiesen sein oder mit weniger unsicherem Glück ihre Vermuthungen aufstellen, wenn ihr mehr Publikationen dieser Art vorlägen. Denn mit der Beobachtung des Fundes pflegt ein guter Theil vom Werthe desselben verloren zu gehen: keine Divination ist im Stande das zu ersetzen, was ein einfaches im rechten Momente aufgenommenes Protokoll lehrt.

Eine Besprechung streitiger Punkte oder eine vollständige Aufzählung des Gewonnenen würde hier zu weit führen und liegt nicht in der Absicht dieser Zeilen. Ein kurzer Bericht über das Hauptsächliche wird am Besten den Werth der Publikation ins Licht stellen.

Die etruskische Nekropolis von Marzabotto, grösstentheils Grundbesitz des Cavaliere Giuseppe Aria, in dessen Palast die gefundenen Gegenstände aufbewahrt werden, hat eine Ausdehnung von 700 \times 340 Meter, und zeigt eine grosse Verschiedenheit der Grabanlagen. Cellen-

förmig ausgemauerte Kammern wechseln ab mit brunnenähnlichen Rundbauten (*pozzi funerari*), welche bis zu 18 Meter Tiefe mehrfache Lagen Erde und Gebeine, auch von Thieren enthalten. Die letztere Art von Gräbern findet sich häufig an verschiedenen Orten in Frankreich, namentlich in Troussepoil und Beaugency, allem Anschein nach dort nur aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung; hier ist sie von dem Verfasser für etruskische Zeit nachgewiesen, aber er irrt, wenn er sie im Gebiet von Etrurien für das erste Beispiel hält. Bei Tolfa im Kirchenstaat, zwölf römische Miglien östlich von Civita vecchia, sind ganz ähnliche Gräber in Menge dicht nebeneinander bemerkt worden, vgl. Bull. d. instit. 1866 p. 228. Auch sarkophagähnliche Todtenbehälter bis zu 2,27 Meter Länge und 1,42 Meter Höhe wurden in grosser Zahl aufgedeckt. Sie sind ausnahmslos gebildet aus vier unverbundenen 0,08 bis 0,32 Meter dicken Platten von Kalktuff, welche aufrecht in der Erde, selten auf einem als Boden dienenden Stein stehen und mit einer oder mit mehreren vorstehenden aber nicht eingefalzten Platten bedeckt sind, welche die Grundform eines Tempeldachs zeigen, und einmal auch (tav. I, 1) nach dem Schema eines pyramidalen Treppenbaus übereinander gelegt sind. Als Sema, theils über dem Mantel von Erde und Steinen, der diese Behälter deckte, theils unmittelbar auf ihrem Dach aufgestellt, dienten kugelfunde oder linsenförmige Steine, auch einfache Säulen (tav. 2, 5), welche auf kunstlosen Basen standen. Von einem Aufsatz der letzteren Art hat sich eine viereckige $0,42 \times 0,37$ breite, 0,17 Meter hohe Basis aus grauem geäderten Marmor erhalten (tav. 2, 3), auf deren Oberfläche die Säule mit-

telst eines Metallstifts in Bleiverguss befestigt war; sie ist an den vier Enden mit Widderköpfen in sehr flachem Relief verziert, zu deren Erklärung es freilich nicht thunlich ist mit dem Verfasser auf den Cultus des Amon-ra zurückzugehen. Ein aus demselben Material besonders gearbeiteter Aufsatz, an die in Palästrina übliche Pinienform erinnernd, bildete den Abschluss der Säule.

Die Sarkophage waren zur Beerdigung wie zur Aufnahme verbrannter Leichname benutzt. In dreien wurden wohlerhaltene Skelette gefunden, andere drei enthielten nur die Wirbelsäule von menschlichen Gerippen; selten kamen Reste von Thieren zum Vorschein. Die Asche und Knochenüberbleibsel waren nie in Gefässen gesammelt, sondern immer auf dem Boden angehäuft. An den Tuffplatten im Innern wurden häufig eiserne Nägel bemerkt, zwei bis drei Centimeter vorstehend, offenbar zum Aufhängen der den Todten mitgegebenen Ehrengaben. Eine grosse Menge Scherben schmuckloser oder bemalter Vasen, die, wie es scheint, nicht zusammengesetzt werden konnten, liessen den Verfasser schliessen, dass man die Gefässe beim Leichenbegängniss zerbrochen und von den Bruchstücken nur einen Theil beigesetzt habe. Andererseits freilich waren sichere Spuren nicht zu verkennen, dass die Gräber schon durchsucht und geplündert waren. Unberührte Gräber enthielten reiche Schätze von Goldschmuck, allerlei Zierrath, und von ganzen Vasen, die indessen von keinem Belang zu sein schienen (p. 83 n. 74). Die Entfernung der Sarkophage von einander war sehr gering, gewöhnlich nur etwas über ein Meter, und fast nie mehr als drei Meter. Mitunter befanden sich zwischen den Sarkophagen

einfache tumuli aus Steinen. Desgleichen scheinen zwei schmucklose Cisten aus Bronze »con sopra un grande ciottolo piatto in vece di copercchio e con entro ossa umane carbonizzate e oggetti ornamentali« (p. 21. tav. 2, 1) in jenen Intervallen gefunden zu sein. Der Verfasser giebt Näheres über den Ort dieses Fundes nicht an; er theilt mit Recht die Ansicht von Schöne *Annali d. inst.* 1866 p. 151, dass diese Cisten, wie die ähnlichen, welche früher bei Modena und Bologna ausgegraben wurden, in die Classe der gewöhnlichen Cisten von Praeneste nicht gehören.

Auch eine Grabstele mit Relief (tav. 2, 6) kam zum Vorschein, ohne Frage das bedeutendste Monument, das wir dieser Ausgrabung verdanken, und von unverkennbarer kunstgeschichtlicher Wichtigkeit. Sie ist aus Kalktuff (?, macigno) gearbeitet, 1,49 Meter hoch, 0,33 breit, 0,23 dick. Bis über ein Drittel ihrer Höhe von unten ist sie ungeglättet, etwas dicker überdies und breiter: es ist derjenige Theil, der unmittelbar in der Erde stand und sich dem Anblick entzog. Der überirdische Schaft ist oben halbkreisförmig abgerundet, seine verticalen Kanten sind im Winkel von 45 Graden abgeschragt. Die Stirnfläche ist mit einem flachen, nicht höher als einen halben Centimeter sich erhebenden Relief versehen; oben im Halbkreis ein einfaches archaisches Palmettenornament, darunter eine weibliche, nach links gewendete, ruhig stehende Figur in doppeltem Gewande, welche die linke Hand an die Hüfte legt und mit der rechten eine kleine Schale zum Munde führt. Von besonderem tektonischen Interesse ist die Basis, auf der die Figur steht; sie gliedert sich in einen obern und einen untern Theil,

die nur durch eine horizontale eingeritzte Linie von einander geschieden sind; das Conturschema des oberen Theils entspricht einem dorischen Capitell mit Abacus, und ist im unteren Theil verkehrt wiederholt, so dass sich der Abacus unten, das Kymation oben befindet. An eine ionische Basis ist nicht zu denken; ebenso wenig verstehe ich die Trennung der beiden Theile und kann mich überhaupt einer gleichen *) Form nicht erinnern. Einigermassen ähnlich ist die Form der beiden Basen unter dem Stylobat des Löwenreliefs von Mykenä, in denen neuerdings von F. Adler arch. Zeit. 1865 p. 11, mit einer Sicherheit, der zu folgen ich nicht im Stande bin, »Sitzsteine am Herrscherhause« (Odyss. III 406 VIII 469), erkannt worden sind. Die Figur selbst ist von griechischer Einfachheit und wie viele griechische Reliefs auf den Contur componirt, während die Innenzeichnung der Gewandfalten spärlich und unordentlich ausgefallen ist. Die Verhältnisse sind richtig, das Ganze giebt bei mancher Nachlässigkeit im Einzelnen den Eindruck einer gewissen Anmuth, der unwillkürlich zu Vergleichen mit attischen Grabreliefs des fünften Jahrhunderts auffordert. Ohne den Fundort würde man überhaupt schwerlich, so weit sich nach der Abbildung urtheilen lässt, etruskische Kunst in diesem Monument wiederfinden.

An Vasen ist verhältnissmässig wenig und nichts Neues gewonnen worden. Bemerkenswerth ist ein lampenähnliches Gefäss (Jahn Vasen-

*) Der Verfasser sagt, dass die »membrature della base trovano corrispondenza in quelle d'altri monumenti della necropoli già publicati«, s. d. Verf. früheres Werk di un antica necropoli di Marzabotto tav. 3 n. 2, 3, 4, das mir gegenwärtig nicht zugänglich ist.

sammlung tav. II. n. 69), ein grosser Trinkbecher nach der bekannten Art plastisch mit der Doppelherme eines bärtigen Silens- und eines Frauenkopfes, ausserdem mit rothen Figuren zwischen den beiden Henkeln verziert (tav. 6—8), ein Fragment eines Gefässes mit schwarzen Figuren (den Hochzeitszügen zu Wagen entsprechend tav. 9), ein anderes mit zwei rothen Figuren (tav. 10: Epheben im Komos, der eine mit Stab, der andere mit der Doppelflöte, beide mit einer Hypothymis bekränzt).

Ungleich werthvoller sind die Gegenstände aus Bronze: zwei Schreibgriffel, fünf Spiegel mit blossen Graffitornament, 1164 Stück *aes rude*, dessen Kupfergehalt nach einer chemischen Analyse sich auf nur 54 bis 64 Procent beläuft, mehrere Brunneneimer mit Ketten zum Theil von schöner Form und sogar vergoldet (? tav. 14), ein Amulett (?) mit Stierkopf, einige figurliche Ornamente von Bronzebeschlägen (tav. 13), die Statuette eines unbekleideten Mohren, der eine Amphora auf der Schulter trägt (tav. 12, 6a—6c), und eine 0,15 Meter hohe, wie es scheint, vorzüglich gearbeitete Gruppe von zwei Figuren, welche sich den besten etruskischen Bronzewerken anreihet. Dieselbe steht auf einer mit Perlenschnur und Kymation verzierten runden Basis und stellt einen mit Schuppenpanzer, Helm und Lanze gerüsteten Krieger nach Art der berühmten Figur von Todi im Museo Gregoriano und eine mit Aermelchiton und umgeschlagenem Obergewand bekleidete weibliche Figur dar, welche ihm eine Trinkschale darreicht: also eine (vermuthlich mythologische) Abschiedsscene, deren vertraulicher Character durch die auf die Schulter der weiblichen Figur aufgelegte Hand des Kriegers ansprechend ausgedrückt ist. Die

Gruppe ist gut componirt und in Einzelheiten (Hände und Füsse ausgenommen) mit seltener Sorgfalt ausgeführt. Das Profil des Kriegers sieht griechisch aus; die Säume an den Gewändern der Frau sind durch ein Wellenornament ausgezeichnet.

Von Gegenständen aus anderem Material sind zu erwähnen: verschiedene, paarweis in den Sarkophagen gefundene Würfel aus Knochen von der gewöhnlichen kubischen Form und mit den gewöhnlichen, regelrecht so angebrachten Zahlbezeichnungen, dass die Summe von je zwei gegenüberstehenden Flächen sieben beträgt; vier in vier Gräbern gefundene rechteckige Spielsteine aus Knochen, die man für Dominosteine halten könnte, wenn sie nicht auf allen Seiten Zahlen trügen, 1 und 2, 3 und 4, 5 und 6 auf den gegenüberliegenden Flächen (tav. 14, 2a 2b)*); ein Alabastron und mehrere Halsketten aus buntem Glas; verschiedene roh gearbeitete Köpfe aus Bernstein, durchbohrt um an einer Schnur aufgereiht als Schmuck zu dienen; eine Fibula aus massivem Silber, mehrere dergleichen aus Gold und eine ganze Menge der herrlichsten Goldverzierungen und Fingerringe mit geschnittenen Steinen (tav. 16. 17).

Einige Reihen halbelliptischer, blatt- oder sternförmiger Goldplättchen mit aufgepressten Palmetten-Blätter- oder Stern-ornamenten sind auf Gewänder aufgenäht gewesen, wie die regelmässige feine Durchlöcherung zeigt: ganz in der ähnlichen Weise wie die schönen Goldplättchen aus dem Grabe einer Demeterpriesterin, welche

*) Der Verfasser giebt zwei verschiedene Grössen an: $27 \times 16 \times 3$ und $33 \times 22 \times 5\frac{1}{2}$ Centimeter, was wohl, wenigstens nach der Abbildung zu schliessen, Schreibfehler für Millimeter ist.

Stephani Comptes rendu de la commiss. impér. arch. 1865 p. 55 f. Taf. III besprochen hat. Ein 0,01 Meter breiter 0,16 langer Streifen mit einem gleichfalls aus Bunzen getriebenen kymationähnlichen Ornament, der nur ein Bruchstück eines grössern Ganzen ist, kann von einem Kopfschmuck, vielleicht noch wahrscheinlicher von einem Gewandsaum oder einem Gürtel herühren. Von einem ähnlichen aufgenähten Gürtelschmuck aus Gold, der kürzlich bei Bern gefunden worden ist, werden die Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich demnächst eine Abbildung bringen. Unter sehr mannichfaltig geformten Ohrringen — zwei befanden sich unter der Asche in einer Cista — fällt die Fassung eines Kinderzahns auf, welche mit Filigranarbeit verziert ist. Dieselbe Technik zeigen die Kugeln und Kugelringe eines schönen Halsbandes, mehrere Knöpfe, welche auf geschlitzten Aermeln befestigt gewesen zu sein scheinen, eine bulla und zwei grosse Gehänge, die an Kostbarkeit und Schönheit den Vergleich mit den Juwelen der kaiserlichen Eremitage von St. Petersburg nicht zu scheuen brauchen. Sie scheinen, wie der Verfasser aus der Art eines auf ihrer Rückseite angebrachten Charniers schliesst, nicht am Ohr, sondern an einem Halsband getragen worden zu sein.

Die Siegelfläche eines goldenen massiven Rings (tav. 17, 22) zeigt in stark vertieftem Intaglio eine unbekleidete Figur »con la rara unione dei caratteri maschili e femminili. Avven-gachè essa figura non solo ha la guancia fornita di barba acuta ed il seno per contro spiccatamente donnesco, che si scorgono in lei eziandio gli organi d'ambo i sessi.« Von dem letzteren Umstand lässt die Abbildung nichts erkennen,

und was die Brüste der Figur betrifft, so rühren diese augenscheinlich von dem Bohrer her, so gut wie die vollkommen gleichen Zirkel an den Schultern und am linken Knie. Danach würde die in dieser Darstellung gesuchte »espressione d'una idea cosmologica e di un mito sublime« in Wegfall kommen. Die übrigen Intagli befinden sich auf Skarabäen, sie sind theilweise von untergeordnetem Werth und aus später Zeit. Archaisch scheint die Zeichnung einer bekleideten weiblichen Figur zu sein, welche im Lauf begriffen rückwärts sieht (tav. 17, 21); einen herabhängenden Zipfel ihres Obergewandes nimmt der Verfasser für »capigliatura che le cala da lato fino al ginocchio«, und hinter ihrem Rücken sieht er (was nach der Publication für einen blossen Riss im Stein gehalten werden könnte) »una lancia bipomata in fondo quasi fosse ad armacollo.« Nach solchen, theils sichern, theils wahrscheinlichen Versehen erregt es einiges Bedenken, eine unbekleidete weibliche Figur mit langen Flügeln, welche einen mit einer Chlamys bekleideten Epheben umarmt (tav. 17, 18), für Victoria (Mean) und Hercules ausgegeben zu sehen. Ohne der gelehrten Erklärung Gamurrinis, welche der Verfasser mittheilt, zu nahe treten zu wollen, kann man eine Charakteristik des apotheosirten Herakles durch nichts anderes als den »ritorno della giovinezza« unmöglich gelten lassen und wird wohl am Besten annehmen, dass durch eine Uebertreibung des Zeichners die Victoria aus einem einfachen Amor entstanden ist. Unzweifelhaft dagegen ist die Deutung auf Io, welche der Verfasser von dem Intaglio eines Skarabäus aus Bergkristall giebt (tav. 17, 25): eine deutlich und schöngezeichnete Kuh in heftiger Bewegung, an ihrem Hals ein

Insekt (*οἰστρος*). Dieselbe Darstellung wiederholt sich auf einer Gemme (monum. ined. d. inst. II 59, 9), in Verbindung mit der Tödtung des Argos durch Hermes, vgl. Engelmann de Ione Halle 1868 p. 27.

Besondere Sorgfalt hat der Verfasser auf die Zusammensetzung der in Fragmenten gefundenen Schädel verwendet; eine ausführlich begründende Abhandlung von Giustiniano Nicollucci sucht nachzuweisen, dass dieselben nicht etruskisch, sondern umbrisch seien. Angehängt ist eine grosse Tafel mit Schädelmessungen, welche denjenigen willkommen sein wird, die diese Untersuchung näher zu prüfen Veranlassung nehmen.

Zürich.

Otto Benndorf.

The life of Pizarro, with some account of his associates in the conquest of Peru, by Arthur Helps. — London 1869.

Herr Arthur Helps verfasste und publicirte vor etwa 15 Jahren ein Werk, betitelt »The Spanish conquest in America« (Die Eroberungen der Spanier in Amerika). Dieses geschichtliche Werk hatte zugleich eine praktische und politische Tendenz. Der Verfasser entwickelte in demselben hauptsächlich die Begründung und Entstehung der Sklaverei der amerikanischen Eingebornen und der eingeführten Neger, und dann die Geschichte der verschiedenen gesetzgeberischen Pläne und Vorschläge spanischer Staatsmänner zur allmählichen Beschränkung und Abschaffung der Sklaverei. Er that dies, um dadurch die Abschaffung der Sklaverei auch in den Vereinigten Staaten fördern zu helfen. Da dort die Sklaverei durch die Britten eingeführt

war, so fühlte er sich, wie er sagt, als Britte be-
rufen und verpflichtet, das Seinige zur Beseitigung
dieses Uebels beizutragen. Sein mit einer gewissen
Genialität und mit viel Kenntniss der Sache ge-
schriebenes Buch war daher weniger ein rein
historisches als vielmehr ein publicistisches Werk
und wurde damals viel gelesen und gerühmt.
Seitdem ist nun die Sklaverei in den Vereinig-
ten Staaten wirklich abgeschafft, und das Buch:
»the Spanish Conquest« ist daher mehr oder
weniger veraltet (»obsolete«, wie der Verfasser
in seiner Vorrede zu dem vorliegenden Buche
sagt) geworden. Weil aber der Verf. doch bei
der Abfassung seines jetzt veralteten Werks ein
Mal tief in das Studium der spanisch-amerikani-
schen Geschichte eindringen musste und dabei
auf allerlei neue Ideen und Anschauungen in
Bezug auf die in derselben hervortretenden be-
rühmten Männer gerieth, so glaubten er und
seine Freunde, dass es gut sei, wenn gewisse
Parteien seiner bei Seite gelegten grossen Ar-
beit auf andere Weise gerettet und in veränder-
ter Form wieder vor das Publikum gebracht
würden. Er entschloss sich daher, die grosse
Arbeit zu zerstückeln (»to break it up«), einzelne
Lebensbeschreibungen berühmter spanischer Er-
oberer und Entdecker daraus zu machen und
dieselben »in einer lesbaren Gestalt« (»in a rea-
dable form«) dem Publikum vorzulegen. So
entstanden denn aus dem früheren Tendenz-
werke die Biographien des Columbus, ferner des
Las Casas, welche Herr Helps schon vor eini-
gen Jahren publicirt hat, und auch »das Leben
des Pizarro«, welches hier vorliegt. Herr Helps
selbst hat eigentlich nur die Materialien zu die-
ser Biographie geliefert, und ein englischer
Geistlicher »the Reverend F. Watkins« hat die

Mühe übernommen, »alle die Fakta über Pizarro, die in einer langen Geschichte verstreut sind, zusammenzubringen und sie zu einer Biographie zu gestalten« (*to condense them into a biography.*) Siehe über dies Alles »die Vorrede« und »die Einleitung« zu dem vorliegenden Werke).

Schon diese Art und Weise der Entstehung unseres Buchs lässt eben nicht viel Bedeutsames und Solides von ihm erwarten. Der Haupturheber desselben, Herr Helps, hat sich zwar bei seinem grossen Werk viel Mühe gegeben und für dasselbe lange die spanischen Quellen studirt. Und es ist daher auch in diese Biographie Vieles von den neuen Resultaten und Ueberzeugungen, zu denen er bei seinen Studien gelangte, übergegangen. Aber es fehlen fast immer die literarischen Nachweise zu den oft etwas kühn hingeworfenen Behauptungen. Der Verfasser stellt die Ereignisse, Verrichtungen und Thaten und die Motive zu ihnen sehr bestimmt und keck dar, und spricht sehr kategorisch aus, dass dies oder das so und so geschehen sei, oder dass es aus diesen oder jenen Gründen und Absichten angeordnet worden. Aber wenn wir nach den Autoritäten fragen, die er für seine Darstellung oder für die seinen Leuten untergeschobenen Motive hatte, so werden wir in der Regel nur finden, dass er die Sachen in sehr bestimmter Weise so erzählte, weil er sie sich so dachte. Namentlich ist das Buch in Bezug auf seine geographischen Partien vielfach mangelhaft. Die Ortschaften, zu denen Pizarro oder sonst ein genannter Entdecker in diesem oder jenem Jahre gelangte, oder bei denen der Fortschritt der Entdeckung und Eroberung einen Halt machte, werden nur bei ihren alten in den frühesten spanischen Berichten erwähnten Namen genannt, ohne dass ein Versuch gemacht worden

wäre, die Lage dieser Punkte, ihre geographische Länge und Breite, ihre späteren Namen genau zu bestimmen, und sie mit den auf unseren heutigen Karten bezeichneten Lokalitäten und Namen zu identificiren, so dass denn der Leser der Schilderung der Seeexpeditionen und Märsche der Pizarros, Almaspos etc. oft gar nicht weiss, wo er sich nun eben befindet. Eben so ist bei Beschreibung von Provinzen, Ländern oder von durch königliche Befehle abgesteckten Gränzen selten ein Versuch gemacht, diese Gränzen und die Ausdehnung jener Provinzen und Länder authentisch festzustellen, wodurch doch Vieles erst verständlich werden würde. Als eine gründliche, gelehrte, erschöpfende Arbeit kann man daher das Buch nicht betrachten.

Was die Abfassungsweise des Buchs (»the bringing together the facts about Pizarro and the condensing them into a biography«), den historischen Styl, die Portraitirung der Charaktere, die Schilderung der Begebenheiten betrifft, so können wir davon ebenfalls nicht sehr viel Beifälliges sagen. Der Verfasser hat eine gewisse hastige, unruhige und »geniale« Manier zu schreiben, wie sie wohl bei politischen Rednern oder Pamphletisten vorkommt, vor der sich aber der ruhige historische Forscher und Maler hüten sollte. »Lesbar« (»readable«) mag sein Buch allenfalls geworden sein. Aber sehr anziehend, wohlthuend und ergreifend ist es nicht. Und doch kommen in der Geschichte der letzten Incas und des Untergangs des alten Perus so viele ergreifende Momente und Situationen vor, die schon von andern Historikern sehr schön und treffend geschildert worden sind. Unser Verfasser geht häufig ziemlich schnell und oft gleichgültig darüber weg. Selbst das tragische Ende seines Haupthelden, des Marquis Pizarro, die

Verschwörung gegen sein Leben, der Ueberfall in seinem Palaste, und seine Ermordung nach tapferer Vertheidigung — Gegenstände, die wohl einen geschickten Biographen, der ein recht lesbares und anziehendes Buch schreiben wollte, zu kunstvoller und drastischer Darstellung hätten anregen können — ist etwas matt und in der gewöhnlichen hastigen Weise des Verfassers, der, obgleich immer sprudelnd, doch eigentlich nirgends recht in Feuer und Enthusiasmus geräth, erzählt, und der Verfasser führt seinen Helden ziemlich rasch zum Tode. »Endlich« (nach langem Kampfe) »warf ihn (den Pizarro) eine Wunde an der Kehle nieder. Liegend machte er das Zeichen des Kreuzes auf den Boden und küsste es. Er lebte noch und verlangte nach einem Beichtvater. Da warf ihm ein gemeiner Bursche einen Wasserkrug an den niedergebeugten Kopf und nachdem er diesen erbärmlichen Schlag empfangen, athmete der Mann, der so viele Mühseligkeiten und Drangsale geduldig ertragen hatte, dieser entschlossene Entdecker so lange Zeit verborgener Gegenden, dieser tapfere Eroberer einer mächtigen Nation, sein Letztes.« Mit diesen etwas mageren Worten und Betrachtungen schliesst die Biographie. So viel Beifall, wie mit seinem früheren »Spanish Conquest«, das seiner Zeit wirklich ein merkwürdiges, verdienstliches und sogar fleissiges Buch war, wird Herr Helps mit seiner Biographie, für die er nicht bloss seine alten Materialien hätte compiliren sollen, sondern für die er wieder ganz neue Studien hätte machen müssen, meiner Ansicht nach nicht finden.

Bremen.

J. G. Kohl.

Die Koburger, Buchhändlerfamilie zu Nürnberg. Eine Darstellung des deutschen Buchhan-

dels in der Zeit des Uebergangs von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation von Oskar Hase. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1869. 105 SS. gr. 8.

Eine Darstellung des Buchhandels in der angegebenen Periode, die wir als die Zeit des Humanismus zu begreifen pflegen, ist das zu besprechende Büchlein nicht, aber es ist ein werthvoller Beitrag dazu.

Die Buchhändler nehmen in jener Zeit der Wiederbelebung der Wissenschaften eine eigenthümliche Rolle ein. Sie haben die höchste Achtung vor der Gelehrsamkeit und deren Trägern, sie sind die Vermittler des literarischen Verkehrs, sie haben selbst oft tüchtige Studien gemacht. Ihnen zur Seite steht ein Gelehrter oft von hohem Rang, bedeutendem Rufe, der als Correkter in der Druckerei, als Unterhändler mit den Gelehrten thätig ist: Conrad Leontorius bei Amorbach in Basel, Georg Simler, Melanchthon, Joh. Hildebrand, Joh. Secerius bei Thomas Anshelm in Pforzheim, Tübingen, Hagenau, Beatus Rhenanus, selbst Erasmus bei Froben.

Anthoni Koburger, von einem seit geraumer Zeit in Nürnberg lebenden Geschlechte stammend, stand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an der Spitze der Druckerei und Buchhandlung zu Nürnberg und brachte beide zu hoher Blüthe. Sein Sohn Johann (Hans) Koburger erhob die Geschäfte zu noch grösserer Bedeutung. Er war selbst humanistisch gebildet und stand namentlich mit dem berühmten Wilibald Pirckheimer in naher freundschaftlicher Beziehung.

Neben den Nachrichten über das Leben dieser beiden Männer, die der Verf. aus handschriftlichen (namentlich in Nürnberg befindlichen) und gedruckten Quellen sorgfältig sammelt, giebt

er eine Darstellung des Geschäftsbetriebs, und zwar in den drei Abtheilungen: Druck, Verlag, Vertrieb. Zu bedauern ist, dass der Verf. nicht eben eine Geschichte des Buchhandels zu geben versucht hat, sondern bei dem einen Geschäfte stehen geblieben ist. So fehlt doch, trotz der wirklich staunenswerthen Belesenheit, die der Verfasser in den Quellen und Bearbeitungen aus der Periode des Humanismus zeigt, ein Gesamtbild und es bleibt bei vereinzelt Notizen. Einige davon herauszuheben würde zu einer Schilderung der Zeit nicht genügen und die grosse Arbeit des Verfassers nicht recht würdigen lassen.

Als Anhang folgen Briefe Luthers an die Koberger, die allerdings durchaus bekannt sind, und ein Verlagsverzeichnis, bei dem das eine sehr auszusetzen ist, dass es durchaus nach Panzer gearbeitet ist, dessen Angaben doch sehr der Kritik, der Verbesserung und Vervollständigung bedürfen.

Aus diesem Verlagsverzeichnis sieht man aber schon, wie wenig eine Darstellung der Thätigkeit Koburgers eine Geschichte des Buchhandels jener Zeit sein kann. Die eigentlich humanistische Literatur ist so gut wie gar nicht vertreten: weder von Hutten noch Pirckheimer, weder von Erasmus noch Eoban Hesse und all den Andern ist irgend eine Schrift hier vorhanden; von Reuchlin nur eine Ausgabe des *Vocabularius breviloquus*. Dagegen finden sich Handbücher für Theologie und alle übrigen Wissenschaften in reicher Zahl. Trotz der vielen Gelehrten, die in Nürnberg lebten, blieb Nürnberg Geschäftsstadt, die Buchhändler dort nahmen daher immer und immer wieder jene Schriften vor, die als unentbehrliche Handbücher bekannt waren, und nicht jene kleinen schnell aufgekomenen, rasch verschwundenen Blättchen, in denen der Geist der Zeit sich besser ausprägte, als in Folianten.

Vielleicht ist es dem Verf. der angezeigten Schrift möglich, auf eine Gesamtdarstellung der Geschichte des Buchhandels in jener Zeit zurückzukommen, zu der er durch seine grossen Kenntnisse, durch seine Liebe zum Gegenstande, und durch sein Geschick zum Erzählen in jeder Weise berufen erscheint.

Berlin.

Ludwig Geiger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 22.

1. Juni 1870.

Bombay, Government Central Book Depot. London, Messrs Trübner & Co. 1870. Printed at the K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg (Carl Grüniger) at Stuttgart. — An old Pahlavi-Pazand Glossary edited with an alphabetical index by Destur Hoshangji Jamaspji Asa, Highpriest of the Parsis in Malwa, India. Revised and enlarged, with an introductory essay on the Pahlavi language by Martin Haug, Ph. D., Professor of Sanskrit and Comparative Philology at the University of Munich, Member of the Royal Bavarian Academy of sciences, etc. Published by order of the Government of Bombay. Gr. 8° pagg. 268; 152 (Essay) und XVI Preface, zusammen 436 pagg.

Das hier verzeichnete Werk schliesst sich an das bereits im Jahr 1867 veröffentlichte und ebenfalls in diesen Blättern besprochene Zand-Pahlavi Glossary derselben Herausgeber an. Es ist gleichfalls auf Kosten der Regierung von Bombay in der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart gedruckt, und noch schöner als das Zand-Pahlavi glossary ausgestattet. Wie

bei dem erstern, so lag mir auch hier wieder nicht nur die Leitung des Druckes, sondern auch die Revision des Ganzen ob. Ausserdem machte ich auf den Wunsch des Direktors des öffentlichen Unterrichts der Präsidentschaft Bombay verschiedene Zusätze, um die Brauchbarkeit des Buches zu erhöhen und fügte eine längere eingehende Abhandlung über die Pehlewi-Sprache bei. Mein Antheil an dem Werke ist so wider Erwarten bedeutend grösser geworden als der des ursprünglichen Verfassers und beträgt etwa drei Viertheile des Ganzen. Ueberdies fügte ich mehrere nützliche Zugaben von E. W. West bei, einem englischen Gelehrten von ganz unabhängiger Stellung, der sich während seines 21jährigen Aufenthalts in Indien ausgebreitete Kenntnisse in orientalischen Sprachen und besonders indischer Paläographie erworben und sich auf meine Anregung und unter meiner Leitung jetzt ganz den Zend- und Pehlewistudien widmet. Wie weit seine Kenntnisse im Pehlewi und Zend bereits gediehen sind, wird die gelehrte Welt bald aus seinen Ausgaben des Minokhirad und Bundehesch mit Uebersetzung und Glossar ansehen. Er beabsichtigt hauptsächlich die lexikalische Seite des Zend und Pehlewi zu behandeln, da er für derartige Arbeiten ein besonderes Geschick und eine grosse Ausdauer besitzt.

Das alte Pahlavi-Pazand Glossar, das hier zum erstenmal in seiner ursprünglichen Fassung nach Materien geordnet im Drucke erscheint, und zwar in den Originaltypen, umfasst mit der jedem Wort beigegebenen Umschreibung in lateinische Buchstaben nur 24 Seiten. Es stammt noch aus der Sasaniden-Zeit und wurde bereits vor hundert Jahren von Anquetil Duperron, aber

in ganz veränderter Form und alphabetischer Anordnung herausgegeben; zugleich sind viele der von ihm gegebenen Bedeutungen irrig. Eine kritische Ausgabe desselben, wo möglich durch einen des Pehlevi kundigsten Parsenpriester war bei seiner Wichtigkeit für das Studium des Pehlewi nothwendig. Auf meinen Vorschlag stellte die Regierung von Bombay Destur Hoschengdschi für diese und ähnliche Arbeiten an, die noch eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen werden. Er hat seine Aufgabe mit Geschick ausgeführt. Da eine blosser Ausgabe des kleinen Glossars ohne erklärende Bemerkungen für Orientalisten von wenig Nutzen gewesen wäre, so ersuchte ich den Destur noch einen alphabetischen Index beizugeben und darin die Wörter zu erklären. Um diesen Index noch brauchbarer zu machen, sammelte ich alle Pehlewiwörter des schon früher veröffentlichten Zand-Pahlavi glossary mit Einschluss der in den zwei der Einleitung beigegebenen Texten vorkommenden Wörter und fügte sie bei. Dieser Index ist nach der lateinischen Transcription und in der Ordnung des lateinischen Alphabets gegeben, wie ihn der Destur ursprünglich angelegt hatte.

Die Transcription in lateinische Buchstaben anlangend, so folgte der Destur in dem Texte des Glossars fast durchgehends der in Indien unter den Priestern jetzt herrschenden Aussprache des Pehlewi, die schon gegen tausend Jahre alt sein kann, aber, wie er selbst bemerkt, und wie jeder, der sich mit Pehlewi beschäftigt, sofort finden wird, vielfach irrig und verkehrt ist. In dem Zand-Pahlavi Glossary hatte er sich bereits einige Aenderungen erlaubt, soweit er sie für gerechtfertigt hielt. In der

Umschreibung der beiden in der Einleitung zu dem letztern gegebenen Texte, die von mir herrührt, hatte ich weitere Aenderungen in der Aussprache eingeführt. So kommt es, dass der Index, in dem die Wörter alphabetisch verzeichnet sind, öfter dasselbe Wort in etwas verschiedener Transcription vorführt. Um indess alle hieraus sich etwa ergebenden Uebelstände zu beseitigen, wurde jedesmal das Wort in Pehlewischarakteren von mir beigegeben. Im Verlauf der Arbeit, die eine Reihe eingehender linguistischer Untersuchungen erforderte, bildeten sich bestimmtere Ansichten über ein mehr einförmiges System der Umschreibung. Dieses entwickelte mein Freund West in einem besondern Anhang (p. 244—51), welches denn auch bereits versuchsweise bei der Umschreibung eines längern dem Dinkart entnommenen Textes, der als appendix dem Essay on the Pahlavi language beigegeben ist, angewandt wurde. Da mir die Publikation noch weiterer Pehlewitexte im Auftrag der Regierung von Bombay obliegt, und West ebenfalls solche ediren wird, so ist es ganz im Interesse dieser noch jungen Studien, für die durch angemessene Werke erst Propaganda zu machen ist, dass eine gleichmässige Umschreibung der Pehlewitexte eingeführt werde. Am besten wäre es, wenn man der Umschreibung, die, auch wenn sie noch sehr vervollkommenet wird, immer noch manches Unsichere enthalten dürfte, ganz entrathen könnte; aber dies ist bei der Vieldeutigkeit der Pehlewi-Ligaturen, und selbst mancher einzelnen Zeichen, kaum möglich, da beim Mangel derartiger Hilfe der Anfänger sofort abgeschreckt, und auch der Geübtere einige Mühe im Lesen und Interpretiren finden würde.

Man wird mir vorwerfen, nicht schon in diesem Glossar ein gleichmässiges System zu Grunde gelegt zu haben. Dies war indess bei dem Stand der Forschung zur Zeit, als der Druck begann, und den besondern Umständen, unter denen das Glossar in dem gegenwärtigen Umfang zu Stande kam, nicht wohl möglich, so sehr ich es auch gewünscht hätte. Da ich von Indien aus wiederholt zu möglichst rascher Publikation des Pahlavi-Pazand Glossary dringend gemahnt wurde, und da Destur Hoschengdschi nicht wünschte, dass ich seine Umschreibung ändere, so liess ich seine Umschreibungen, Kleinigkeiten abgerechnet, stehen, konnte aber andererseits mich nicht entschliessen, in meinen Noten und den von mir umschriebenen Texten dieselben anzunehmen. Der Destur hat sich indessen wiederholt über die Nothwendigkeit ausgesprochen, die traditionelle Aussprache der Pehlewiworte, die vielfach auf falschen Lesungen der vieldeutigen Zeichen beruht, zu ändern; er hat aber bis jetzt noch kein förmliches System vorgeschlagen. Zur Annahme der Spiegel'schen Umschreibung, die allerdings den Vorzug der Gleichförmigkeit hat, konnte sich der Destur ebensowenig als West und ich selbst entschliessen, da wir alle drei der Ansicht sind, dass es nur eine theilweise Verbesserung der traditionellen Aussprache, in vielen und wichtigen Fällen dagegen eher eine Verschlechterung derselben ist, weil sie zum Theil auf ganz verkehrten Begriffen über den Charakter und den Ursprung der Pehlewisprache beruht. Wir haben uns alle bereits darüber ausgesprochen, und das Urtheil eines jeden von uns ist im Wesentlichen unabhängig. Ich bemerke dies ausdrücklich, weil man versucht hat, das Urtheil Destur

Hoschengdschi's über Spiegel, dem er nur eine mangelhafte Kenntniss der Parsi Tradition im Allgemeinen zuschreibt, als von mir beeinflusst darzustellen.

Obschon das Glossar an sich klein ist, so ist das Werk wegen der vielen Zusätze, die es namentlich durch mich erhalten, sehr umfangreich geworden. Diese waren durchaus nothwendig, da ein Grund zur richtigen Erkenntniss des Pehlevi erst zu legen war. Zu diesem Zwecke versuchte ich, in dem alphabetischen Index die Etymologie der Worte ausfindig zu machen, so weit es möglich war. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich wichtigen und interessanten Wörtern. So wird der Leser z. B. das Wort *avasták*, *avisták* d. i. Avesta, den Namen des ursprünglichen Textes der Zoroastrischen Schriften, eingehend besprochen finden (S. 78–81). Mit besonderer Ausführlichkeit behandelte ich die 21 Nosks des Zend-avesta. Veranlassung dazu bot einer der Anhänge des ursprünglichen Glossars (S. 22. 23), in dem die Namen derselben aufgezählt sind. Ich begnügte mich im Index nicht mit einer einfachen Namensangabe und der Citate, sondern erwähnte so viel von ihrem Inhalt, als ich in den mir zu Gebote stehenden nicht unbeträchtlichen Hilfsmitteln finden konnte. Ausser den auch andern Gelehrten durch die Bibliotheken von Paris und Kopenhagen zugänglichen Berichten über die Nosks, von denen einer von Jules Mohl und Justus Olshausen in den *Fragmens relatifs à la religion de Zoroastre* bereits gedruckt worden ist, war mir noch eine Inhaltsangabe in dem *Dîn-i vajarkart* zugänglich, einem Pehlewibuche mannichfachen Inhalts, das der Bibliothek meines Freundes, des Oberpriesters der Parsis im Dekkhan, Khan Behadur Destur Nuschirwandschi

Dschamaspdŝchi zu Puna zugehört. Noch wichtiger war der siebente Band des Dinkart, eines selbst in Indien sehr seltenen und grossen Werkes, (das Ganze umfasst wenigstens 2000 Folioseiten), das ich meines Wissens allein in Europa besitze. Er enthält unter anderem eine ganz detaillirte oft viele Seiten einnehmende Inhaltsangabe mehrerer Nosks, so des Dobaserûjat, des Hûspârum, des Pâzun (Pacham) u. s. w., die ich theilweise für den Index verwerthet habe.

Besondere Mühe verwandte ich auf die Etymologie der semitischen Wörter, ein Gebiet, das dem Destur, der von semitischen Sprachen nur das Arabische versteht, etwas fremd ist. Die Behandlung derselben war indess bei den schon seit lange verderbten traditionellen Lesungen sehr schwierig, um so mehr, als die aramäischen Wörter des Pehlewi schon vor der Vernichtung des Sasanidenreichs durch die Mohamedaner dem Volksbewusstsein entschwunden waren. Ich hatte deswegen mich in den verschiedenen semitischen Sprachen umzusehen, und habe auch die neuesten Hilfsmittel, wie die assyrischen Grammatiken von Oppert und Ménant, das assyrische Lexikon von Norris, die neusyrische Grammatik von Nöldeke, Schröders Phönizische Sprache benutzt, und für die richtige Etymologie der semitischen Bestandtheile des Pehlewi verwerthet. Von ganz besonderem Werth für die Feststellung der Aussprache war die mir endlich nach vielen fruchtlosen Versuchen gelungene Entzifferung der Sasanischen Inschriften, namentlich der grössern von Hâd-schîâbâd, die hinreichend aus den Westergaards Bundeheesch beigegebenen Facsimile's derselben bekannt sind. Hier sind die Ligaturen, mit äusserst wenigen Ausnahmen (ich kenne bis jetzt

nur zwei) ganz vermieden; nur zwei Buchstaben sind zweideutig, nämlich die Zeichen für *r* und *v* sehen sich ganz gleich, und das Zeichen für *l* wird auch für *r* gebraucht. Findet man nun ein Wort, dessen Aussprache bestritten ist, in den Inschriften, so kann seine Aussprache ziemlich genau bestimmt werden. Dieses Vorkommen ist das beste und an sich unumstössliche Correctiv irriger Umschreibungen und verkehrter Etymologien und ich habe davon auch einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch gemacht, soweit es das freilich ziemlich spärlich fliessende Material gestattete. Durch Studium der Inschriften konnte ich z. B. unwiderleglich nachweisen, dass das vielen semitischen Verbis des Pehlewi präfigirte vieldeutige Zeichen, das die Parsis *dsch* lesen, *y* ist und wirklich das Präfix *s* des Imperfectums der semitischen Sprachen repräsentirt. Ich habe dies bereits in meinem Artikel über Westergaards Bundehesch, der im Jahr 1854 in diesen Blättern erschien, behauptet, und jetzt meine Ansicht nicht etwa durch eines oder zwei, sondern durch viele Beispiele in den Inschriften bestätigt gefunden. Ebenso fand meine Erklärung der Pronomina, wie sie dort gegeben wurde, ihre Bestätigung. Das Pronomen der ersten Person, das die Parsis *ra* lesen, muss nämlich *li* gelesen werden, wie die Inschriften ganz deutlich zeigen. Die Spiegel'sche Erklärung, dass es gar das Pronomen *râ* des Afghanischen sei (das indess nach neuern Forschungen zu schliessen mehr indische, als iranische Elemente enthält), die von einigen Gelehrten auf Treu und Glauben angenommen wurde, fällt dadurch zu Boden; ich habe sie indess noch ausführlich im Index widerlegt (s. v. *ra*). Die traditionelle Lesung der Präposition *madam*, die man ohne genügen-

den Grund zu *meim* geändert hat, muss vorläufig beibehalten werden, da sie wirklich in den Inschriften sich findet.

Der Essay on the Pahlavi language, den ich als Einleitung beigegeben habe, ist eine weitere Ausführung und Entwicklung meiner Abhandlung über die Pehlewisprache, die ich am 6. Februar 1869 vor der k. bayerischen Akademie zu München gelesen habe. Er zerfällt in fünf Abschnitte: 1) Geschichte der Pehlewistudien in Europa (S. 1—32); 2) über den Namen »Pehlewi« und »Huzwāresch« (S. 33—43); 3) Entzifferung der Sasanischen Inschriften (S. 43—82); 4) über den Charakter der Pehlewisprachen, der der Bücher und der zwei in Inschriften vorkommenden Dialekte (S. 82—128); 5) über den Ursprung und das Alter des Pehlewi (S. 128—152 mit einem Pehlewitext aus dem Dinkart über die Geschichte des Schicksals der Zoroastrischen Schriften von Vischtâsp bis auf Schapur II)*).

Die Grundlage meiner ganzen Forschung bildet der dritte Abschnitt. In diesem versuchte ich die Sasanischen Inschriften, auch da, wo sie keine griechischen Uebersetzungen hatten, zum erstenmale wirklich zu entziffern. Leider standen mir nur von den zwei Hâdschîâbad-Inschriften gute Abschriften zu Gebote. Rücksichtlich der übrigen Inschriften war ich nur auf die ziemlich schlechten Abschriften in Flandins Voyage en Perse angewiesen. Es wäre sehr zu wünschen, dass alle noch in Persien vorhandenen Inschriften möglichst bald in guten Abschriften bekannt gemacht würden; die Entzifferung derselben ist jetzt, nachdem einmal ein

*) Dieser Essay ist auch besonders abgedruckt und durch Herrn Theodor Ackermann in München zu beziehen.

Grund gelegt ist, nicht mehr besonders schwierig.

Die Hauptresultate meiner Forschung über das Pehlewi, für die ich überall eingehende Beweise beigebracht habe, sind kurz folgende. Die Sprache der Sasanischen Inschriften ist mit der der Bücher in der Hauptsache identisch. Nur in der Hâdschiâbâd Inschrift A, welche die älteste erhaltene grössere Steininschrift der Sasanischen Zeit ist, finden sich einige Unterschiede. Hier fehlen nämlich alle iranischen Verbalendungen, die in den spätern Inschriften meistentheils, in den Büchern dagegen immer vorkommen; ebenso findet sich auch dort noch keine Spur von der Suffigirung iranischer Pronomina, wie sie später immer vorkommt. Diese Umstände machen den iranischen Charakter des Pehlewi, wie er bisher allgemein geglaubt wurde, von vorne herein zweifelhaft, namentlich wenn man noch ferner in Betracht zieht, dass drei Viertheile aller Worte, und darunter die allergewöhnlichsten, wie Pronomina, Partikeln, selbst die zur Bildung der Casus dienenden semitisch sind. Nur die Construction hat einen vorwiegenden iranischen Charakter. Das spätere Anfügen iranischer Verba und Pronominalsuffixe an die semitischen Wörter lässt sich genügend dadurch erklären, dass die Perser in der Regel nicht die semitischen Worte, sondern nur ihre persischen Equivalente lasen! Dies bezeugt schon der arabishe Schriftsteller Ibn Muqaffa (s. sein Zeugniß auf S. 38). Und noch heutigen Tages lesen die Parsipriester so. Daraus lernen wir, dass Worte wie yehabûnêd, yetibûntan u. s. w. in Wahrheit nie existirt haben; das erstere las man immer dehed »er giebt«, das letztere immer

nishastan »sitzen«; yehab war nur ein Symbol für deh, und yetibûn für nishas; dagegen zeigten ed und tan die grammatischen Formen, die 3te Person sg. praes. und den Infinitiv respective an. Ein solches Verfahren sieht sehr sonderbar aus, es ist aber eine vollkommen erwiesene Tatsache. Auch fehlt es an analogen Fällen nicht, wie ich am Assyrischen und namentlich am Japanesischen nachgewiesen habe. Im letztern werden häufig chinesische Zeichen angewandt, die aber nicht bloss japanesisch gelesen, sondern auch so construiert werden. Das Schlussresultat meiner Untersuchung ist, dass das Pehlewi schliesslich das Vulgär-Assyrische ist, dass sich ganz deutliche Spuren seines Vorhandenseins bereits auf den sogenannten Satrapenmünzen finden und dass sie sich bis in das siebente vorchristliche Jahrhundert zurückdatiren lassen. Belege dafür habe ich gegeben. Die Sprache wurde in Iran während der lange dauernden Herrschaft der Assyrier eingebürgert und verbreitete sich über alle andern den Assyriern unterworfenen Provinzen. Die Iranier mischten natürlich persische Worte ein und gewöhnten sich im Verlaufe der Zeit daran, die semitischen Worte nur als Symbole ähnlich den Begriffszeichen der Keilschrift, mit denen das Altpersische vor der Achämenidenzeit gewiss geschrieben wurde, zu betrachten und als iranische Worte auszusprechen.

Um denjenigen, die das vorliegende Werk zum Studium der Pehlewisprache gebrauchen wollen, die Erlernung der Schrift zu erleichtern, habe ich durch West ein Verzeichniss aller Ligaturen, die wir finden konnten, mit den verschiedenen Bedeutungen anfertigen lassen. Dies

war um so nöthiger, als ein derartiges Verzeichniss noch gar nicht existirt.

Den Schluss des Werkes bildet eine ebenfalls von West angestellte Vergleichung unserer Ausgabe des Glossars mit der Anquetils, da beide beträchtlich abweichen. Die Abweichungen sind von meinem Freunde sorgfältig angegeben.

Schliesslich bemerke ich noch, dass der grösste Theil der Auflage nach Indien abgeht und nur eine verhältnissmässig geringe Zahl von Exemplaren in Europa zurückbleibt.

München.

M. Haug.

Die vier Factoren der Geburt. Grundzüge einer Physik der Geburt. Von Dr. Wilh. L. Küneke, Director der Entbindungs- und Hebammen-Lehranstalt zu Celle. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 1869.

Vorstehendes Werk, das der Verfasser dem Andenken seines Lehrers, Eduard Casp. Jac. von Siebold gewidmet, ist unstreitig eine beachtenswerthe Erscheinung in der neuern Literatur der Geburtslehre.

Wie der Autor in der Vorrede ausspricht, hat er sich die schwierige Aufgabe gestellt, die Bestrebungen der Neuzeit, die Physiologie in eine organische Physik zu verfeinern, auch auf die tokologische Physiologie in Anwendung zu bringen.

Als die 4 Factoren der Geburt handelt er die mechanischen, — die organischen, — die dynamischen — und die plastischen Geburtsvorgänge in der gegebenen Reihenfolge ab.

Der erste Factor, der Mechanismus der Geburt, ist besonders ausführlich behandelt und füllt die ersten 132 Seiten des 339 pagina haltenden Werkes. Es zerfällt dieser Theil in zwei Abschnitte; der erste handelt von der Topologie und Phoronomie (Bewegungslehre) des Fötus, der zweite von der Topologie und Phoronomie, oder dem Mechanismus der Scheitelstellungen. Der erste Abschnitt bildet gewissermassen den allgemeineren sozusagen propädeutischen Theil.

Mit Recht dringt K. hier auf eine strictere Distinction von Haltung (Habitus), Lage (Situs) und Stellung (Positio) des Fötus als für das Verständniss und die Darstellung des Geburtsmechanismus von Bedeutung.

Alle drei werden dann besonders in Bezug auf ihre Topologie und Phoronomie betrachtet und neben der Topologie der Haltung, der Lage und Stellung auch deren Phoronomie als Habitus, Situs- und Positionswechsel einer gesonderten Betrachtung unterzogen.

Der Verfasser begnügt sich zwar, wie die meisten neueren Geburtslehrer, mit der Annahme zweier Kopf- und Steisslagen, die er als erste und zweite Kopflängslage und Steisslängslage bezeichnet, spricht sich jedoch pag. 111 bei den Positionen entschieden für die Rehabilitirung von vier Scheitelstellungen aus.

Die Längslagen, wegen der gewöhnlichen geringeren oder grösseren Abweichung der Längsaxe des Fötus von der Längsaxe des Uterus, als Diagonallagen zu bezeichnen, wie Einige wollen, hält K. deshalb für unzumässig, weil auch bei den Querlagen analoge Abweichungen vorkommen, die mit demselben Rechte auf die Bezeichnung von Diagonallagen Anspruch machen könnten. K. zieht deshalb auch für diese die

ältere Bezeichnung Querlage, der neueren Schräg- oder Schiefelage vor, weil, wenn auch Querlagen im strengsten Sinne selten sind, es doch bei der Bezeichnung der Lagen besonders nur auf den Gegensatz ankomme und das Weitere der Definition überlassen bleiben könne.

Um auch für die Querlagen eine Uebereinstimmung der Bezeichnungen herbeizuführen, schlägt K. vor, dieselben, je nachdem der Kopf des Fötus nach links oder rechts der Mutter gerichtet, als linke oder rechte, und je nachdem der Rücken nach vorn oder hinten gerichtet, als erste oder zweite (linke oder rechte) Querlage zu bezeichnen.

Endlich unterscheidet K. noch, sowohl für Längs- als Querlagen, die tiefe und hohe Lage, die man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche als Stand zu bezeichnen pflegt und in der That scheinen uns hier die Begriffe von Lage und Stellung nach den vom Verfasser gegebenen Definitionen derselben in einander überzugehen.

Unter den verschiedenen Hypothesen zur Erklärung der normalen Topologie der Fruchtlage, als welche K., dem Frequenzprincip gemäss, nur die Kopflängslage gelten lässt, hält Küneke nur die Accomodation von wesentlicher, vielleicht alleiniger Bedeutung. — Uebrigens benöthigt sie nach K. nicht der Annahme von Uteruscontractionen, wie Crede und Kristeller wollen, sondern die activen Bewegungen, die weder instinctive (Paraeus, Dubois) noch reflectorische (Simpson), sondern automatische sind genügen, um die Kraft zu gewinnen, welche in Verbindung mit gegebenen Widerständen zur Bewegung der Frucht resultirt. — Wenn die Kopflängslage bei weitem das häufigste Resultat derselben ist, so schrieb man dies besonders bei

der dem Steissende des Fötus conformen Räumlichkeit des Uterus (-grundes?) zu und vergass nach K. dabei die Hauptsache, nämlich das kleine Becken, welches seiner Neigung, Capacität und Morphologie gemäss geneigt ist, den Kopf des Fötus und das ihn umschliessende Uterussegment in sich aufzunehmen und zu fixiren. Selbst die Richtung des Rückens nach den Seiten der Mutter, die Kehler auf die Räumlichkeitsverhältnisse des Uterus zurückführt, sollen nach K. mit dieser »accomodatorischen Bedeutung« des kleinen Beckens in Zusammenhang stehen.

Was die Phoronomie der Lage, den Situswechsel anbetrifft, so ist der alte Glauben an das s. g. Stürzen des Fötus im siebenten Monate nach K. eine teleologische Hypothese, die neuerdings durch Scanzoni dahin modificirt ist, dass eine derartige Lagenveränderung allerdings vorkommt, aber nicht plötzlich und zu einer bestimmten Zeit, sondern allmählig.

Nach neueren Beobachtungen über den Situswechsel beschränkt sich derselbe nicht auf Abänderung der Steisslage in die Kopflage und vice versa, sondern ist gar mannigfaltig und so häufig, dass er fast bei der Hälfte aller Fälle, besonders in dem letzten Monate der Schwangerschaft, selbst noch kurz vor und während der Geburt, namentlich bei Mehrgebärenden vorkommt.

Als Arten des Situswechsels kommen sowohl Drehungen um die Queraxe als Längsaxe des Fötus, sogar wiederholt in derselben und entgegengesetzter Richtung vor. Am häufigsten ist der Wechsel zwischen erster und zweiter Längslage und die Verwandlung der Steisslage in die Kopflage, selten umgekehrt. Bei den beiden letzten Lagenveränderungen muss natürlich die

Längsaxe des Fötus durch die Queraxe des Uterus durchgehen, mithin ein Moment bestehen, während dessen sich der Fötus in Querlage befindet. K. bezeichnet die Querlage daher als Uebergangslage, die selten stabil bleibt da die in den letzten Monaten der Schwangerschaft gefundenen Querlagen, in der allergrössten Mehrzahl der Fälle in Kopflagen, seltener Steisslagen übergehen.

Auch für die noch wenig erforschte Aetiologie des Situswechsels hält K. die sorgsame Berücksichtigung der Beckenverhältnisse, die er als Grundbedingungen desselben ansieht, von der allergrössten Wichtigkeit, und da die Tendenz des Situswechsels vorwiegend auf die Herstellung von Kopflängslagen hinausläuft, so betrachtet er den Situswechsel als einen mechanischen Accommodationsvorgang und in diesem Sinne allgemein als Aetiologie der Kopflängslagen.

Die Stellung (Positio) des Fötus, d. i. das topologische Verhältniss des vorliegenden Fötus theils zum kleinen Becken, kommt nach K. ausschliesslich bei der Längslage in Betracht.

Der Eintheilung der Längslagen entsprechend, unterscheidet K. zunächst die erste und zweite Schädel-, Gesichts- und Steiss-Stellung.

Die Schädelstellungen machen wieder eine Unterabtheilung nothwendig, die auf den Beziehungen der Regionen des Schädels zur Axe des Beckeneinganges basirt. Hiernach zerfallen die Schädelstellungen in Scheitelstellungen und Schiefstellungen, und letztere wiederum in Scheitelbeinstellung, Vorderhauptstellung, Stirnstellung und Hinterhauptstellung. Die Scheitelstellung — (unter Scheitel versteht K. diejenige Schädelregion, welche in horizontaler Richtung durch die grosse und kleine Fontanelle, ein-

schliesslich beider und in transvesseller Richtung durch die tubera parietalia begrenzt wird,) sieht K. wegen ihrer so überwiegenden Häufigkeit als einzige normale Stellung an.

Die Phoronomie der Stellung hat sodann den Positionswechsel, d. h. den Uebergang einer Stellung in eine andere, und den Positionsmechanismus d. h. die Bewegung einer bestimmten Stellung für sich, die gewöhnlich als deren Geburtsmechanismus bezeichnet wird, zur Vorlage.

Im zweiten Abschnitt: der Topologie und Phoronomie oder dem Mechanismus der Scheitelstellung, stellt auch K. als leitenden Grundsatz das anerkannte Grundgesetz voran, wonach sich die längsten Durchmesser der den Geburtsmechanismus bedingenden Kindestheile (Schädel-länge und Schulterbreite) successive durch die längsten Durchmesser der Aperturen des kleinen Beckens (Queren des Einganges, Schrägen der Beckenhöhle und Sagittalen des Ausganges) bewegen, und geht dann zum Mechanismus der ersten Scheitelstellung und der Topologie des Schädels im Beckeneingange über, deren sichere Ermittlung K. als ungemein schwierig bezeichnet.

Nachdem K. zunächst die verschiedenen bisher über die Einstellungsweise des Schädels aufgestellten Ansichten einer Kritik unterworfen, die Röderersche occipito-frontale Obliquität, mit tieferstehenden Occiput, so gut wie aufgegeben bezeichnet, die Solayres'sche laterale Obliquität — Eintritt des Schädels mit seinem Sagittalen im Schrägen des Beckeneinganges, nur ausnahmsweise gelten lässt, die heute noch ziemlich allgemein angenommene Naegelesche biparietale Obliquität, mit tieferem Stande des vorderen

Scheitelbeins, als falsch nachzuweisen gesucht, giebt er die seiner Meinung nach normale Topologie, wonach der Schädel, ohne jede Abweichung von der normalen Haltung des Kopfes, mit seinem Sagittalen parallel dem längsten Durchmesser, dem Queren des Beckeneinganges, sich einstellt. K. giebt jedoch zu, dass diese Richtung nur als Cardinalrichtung zu betrachten ist, indem die Schädellänge ausnahmsweis sich dem Obliquen mehr oder weniger nähern kann. Die Scheitelregion stellt sich dabei sowohl in sagittaler als transversaler Richtung parallel zur Eingangsebene, d. h. die grosse und kleine Fontanelle, also auch Hinter- und Vorderhaupt stehen in gleichem Niveau.

Ebenso befinden sich beide Scheitelbeine in gleicher Höhe zur Eingangsebene, und da sie demnach auch dieselbe Neigung mit dieser Ebene zum Horizonte haben müssen, so halten sie zu letzterem eine dem Neigungsgrade des Beckeneinganges entsprechende ungleiche Höhe ein. Nur von diesem letzteren Gesichtspunkte aus steht das vordere rechte Scheitelbein absolut tiefer als das linke. Abweichungen der Vertikalaxe des Uterus von der des Bauches und damit häufig verbundene Torsionen des Uterus veranlassen die Einstellung des Kopfes im schrägen Durchmesser, auch Hängebauch aus Anomalien des Beckens können abnorme Stellungen und Obliquitäten bedingen.

Consequent dem Principe, die Stellung nach der Schädelregion zu bezeichnen, welche sich in der Axe des Beckeneinganges präsentirt, supponirt Küneke daher für die früher gebräuchlichen Bezeichnungen »Hinterhaupts-lage« »Scheitelbeins-lage« die der Scheitelstellung. Sie ist die einzige Parallelstellung des Schädels, alle übrigen

Schädelstellungen beruhen auf Obliquitäten, allgemein als Schiefstellungen bezeichnet.

Der Bewegungsmechanismus lässt im Allgemeinen 2 Bewegungen unterscheiden, die progressive und die rotative, die ihrer Richtung nach wieder verschieden sein können. Sie sind entweder isolirt d. h. beschränken sich allein auf den vorliegenden Kindstheil, oder solidarisch, beziehen sich auf den gesammten Fötuskörper.

Bei der folgenden Schilderung der tokologischen Phoronomie wird der Mechanismus der verschiedenen Beckenaperturen nach einander betrachtet, obwohl bei der Geburt der vorliegende Theil gleichzeitig in 2 Aperturen engagirt sein kann. Ebenso werden die verschiedenen Bewegungen des Schädels isolirt betrachtet, während sie beim Geburtsmechanismus combinirt und alternirend auftreten können.

Die Phoronomie des Schädels im Beckeneingange ist unter normalen Verhältnissen eine rein »orthophorische Progression«, d. h. eine zum Beckeneingange gradlinige und zwar solidarische Vorwärtsbewegung.

Die Phoronomie des Schädels in der Beckenhöhle ist aus 3 verschiedenen Bewegungen zusammengesetzt, die erste wird von K. als „kryptophorische“, die zweite als „synklitische“ und die dritte als „peristrophische“ Bewegung bezeichnet. Die beiden ersten bilden das erste Stadium, die letzte das zweite Stadium des Höhlenmechanismus. Das erste Stadium der »kryptophorischen Progression« resultirt aus der Combination der Progression mit einer Rotation, nämlich der synklitischen Bewegung, beschreibt also eine krummlinige Bahn, in welcher sich der ganze Kopf vorbewegt, wobei der Scheitel jedoch in stetem Parallelismus mit der seiner

Stellung entsprechenden Ebene des Beckenkanals bleibt, so dass auch in der Beckenhöhle keine Obliquität des Schädels im Naegele'schen Sinne zu Stande kommt, wie solche von Duncan und Leisham nach K. irrthümlich angenommen wird.

- Die »synklitische« Bewegung ist als einarmige Hebelwirkung aufzufassen, die ihren Stützpunkt an der vordern Beckenwand und Symphyse findet, um welche der betreffende Schädelquerschnitt als einarmiger Hebel rotirt, so dass die peripherische Progressionscurve, welche der Schädel an der hinteren Beckenwand beschreibt eine bedeutendere ist, als an der vorderen. Im ersten Stadium der Phoronomie der Beckenhöhle ist die treibende Kraft zunächst gegen das Kreuzbein gerichtet, wurde von hier durch tangentialen Druck nach vorn abgelenkt und so in der vorderen Beckenwand die Stütze für die synklitische Bewegung gewonnen. Im 2ten Stadium geht der tangential Druck der hinteren Beckenwand, durch die Umbeugung des Kreuzbeinendes, in einen mehr entgegengesetzt gegen die Triebkraft liegenden Widerstand über, der die bisherige progressive und synklitische Bewegung sistirt und zum Stützpunkt für die nun folgende peristrophische Bewegung wird, die dazu dient die Topologie des Schädels umzuändern, da die Geburt in der bisherigen unmöglich ist.

Indem das Ende des Kreuzbeins der im Querdurchmesser der Beckenhöhle stehenden Schädellänge als medianer Stützpunkt dient, bildet die Schädellänge einen zweiarmligen, gleicharmigen Hebel. Da nun das Schädelgelenk ein wenig occipitalwärts liegt, so würde durch die Triebkraft der occipitale Hebel stärker belastet, sich senken, dagegen das sincipitale sich heben

müssen. Eine solche Bewegung soll aber wegen des Widerstandes der seitlichen convergirenden Beckenwand vor der Hand nicht zu Stande kommen, dagegen der eine Hebelarm in der Richtung der am meisten Raum bietenden Kreuzbeinhöhle ausweichen, da auch der andere Hebelarm an der vorderen Beckenwand keinen unüberwindbaren Widerstand findet. Die constante Rechtsdrehung — kleine Fontanelle nach vorn — (die Linksdrehung, kleine Fontanelle nach hinten, kommt nach K. nicht vor) beruht nach K. auf der Prominenz des tuber parietale, der als Abweiser wirken und das Hinterhaupt nach vorn dirigiren soll. (?)

Die peristrophische Bewegung ist einerseits eine solidarische und andererseits eine kyklotische, d. h. eine einfache kreisförmige, ohne gleichzeitige Progression, die höchstens zuletzt in eine helicoidale (schraubenförmige) übergeht.

Die Topologie des Schädels nach Vollendung der Höhlenphoronomie ist nach K. folgende: Scheitelfläche parallel zur betreffenden Beckenebene, grosse und kleine Fontanelle in gleicher Höhe mit der letzteren, der Sagittale des Schädels beinahe im Sagittalen des Beckens, Hinterhaupt behält noch eine Neigung nach links. Nicht die Spitze des Hinterhauptes, sondern das hintere obere Segment des rechten Scheitelbeins hinter dem Schambogen.

Die Phoronomie des Schädels im Beckenausgange ist gleichfalls aus zwei rotativen, der enklitischen und proklitischen, und einer progressiven, kyrtophorischen Bewegung zusammengesetzt. Die enklitische repräsentirt das erste oder Einstellungsstadium, die beiden anderen Bewegungen das zweite oder Durchgangsstadium des Ausgangsmechanismus.

Die enklitische Bewegung besteht in einer Flexion des Schädels um seine Queraxe, so dass sich das Hinterhaupt in den Beckenausgang herabsenkt und damit die erreichbar kleinsten Querschnitte des Kopfes eingestellt werden, während das Vorderhaupt entsprechend emporsteigt. Zugleich dreht sich der Schädel so, dass die Spitze des Hinterhauptes in die Führungslinie des Beckens gelangt, indem das Steissbein nach hinten weicht. Mit erlangtem höchsten Flexionsgrade des Schädels ist der Einstellungsmechanismus im Beckenausgange vollendet. Die Topologie ist dabei folgende: Das Kinn liegt dem Sternum fest auf, die Gesichtsfläche in der Eingangsebene des Beckens, das convexe Schädeldgewölbe füllt die Kreuzbeinhöhlung aus, die Spitze des ausgebogenen Steissbeins greift bis in die Nähe der kleinen Fontanelle. Das betreffende Hinterhauptssegment, dessen relativ und absolut am tiefsten stehender Theil die Hinterhauptsspitze ist, befindet sich in der Lichtung des Ausgangscanals, gegen die Weichtheile des Beckenbodens andrängend. In der ganzen Höhe der Symphyse befindet sich der Hals des Fötus in dessen Nackeneinschnitt sie tief eingreift.

Unter den beiden Bewegungen, der progressiven und rotativen, des 2. oder Durchgangsstadiums, spielt die Rotation des Schädels um seine Queraxe, wodurch der Kopf aus der Flexion in die Extension wieder übergeht, und sich so nach vorn erhebt, bei weitem die Hauptrolle, von K. als »proklitische Bewegung« bezeichnet.

Die gangbare Vorstellung, wornach dieser Bewegung der Schambogen, gegen welche sich die Basis des Schädels anstemmt, als Hypo-

mochlion dienen soll (Röderersche Theorie), um welche sich der übrige Kopf aus dem Becken herausheben soll, verstösst nach K. gegen die Regeln der Mechanik. Die Bewegung ist vielmehr als die eines zweiarmigen Hebels, der im Occipitalgelenke suspendirten Schädellänge aufzufassen, indem nach frei gewordenem Occiput die Elasticität des Steissbeins bei fortdauernden treibenden Kräften eine Hebelwirkung auf das frontale Ende der Schädellänge ausübt, wodurch das Vorderhaupt an der hinteren Beckenwand herabtritt, während das Hinterhaupt immer mehr frei werdend dem Hebel die Rotation gestattet, die in einer isolirten Extensionsbewegung des Kopfes besteht, wobei der Nacken des Kindes einen festen Punkt an der inneren Wand der Symphyse findet.

Es bildet demnach die proklitische Bewegung ein Analogon zu jener Rotation in der Beckenhöhle, welche den Parallelismus zwischen Scheitelfläche und Beckenebenen vermittelt, nur dass die synklitische auf der einarmigen, die proklitische sowohl wie die enklitische auf der zweiarmigen Hebelwirkung beruhen.

Es schliesst sich hieran die Betrachtung der von K. so genannten »Oscillationsbewegungen«, von denen passive und active unterschieden werden.

Die passiven Oscillationen, die rückgängigen Bewegungen, oder das Zurückweichen des durch die Wehen vorgetriebenen Kindstheils in der Wehenpause, beziehen sich sowohl auf die progressive als auch rotative Bewegung und treten am eclatantesten bei der proklitischen Bewegung des Ausgangsstadiums Erstgebärender auf. Sie hören auf, »der Kopf bleibt stehen« sobald die Stirn die hintere Beckenwand verlassen und die

Spitze des Kreuzbeins nun gleichsam als Sperrkegel das Zurückweichen des Kopfes verhindert. K. erklärt sie besonders aus der Elasticität der Beckenweichtheile und Kindstheile und dem atmosphären Luftdrucke.

Die active Oscillation betrifft nur die peristrophische Bewegung, ist somit kreisförmig. Ihre Excursionen sind nur gering, gehen aber nach beiden Richtungen um den Ruhepunkt hin und wieder. Sie kommt nur bei beweglichem Kopfe in der Wehenpause, vorzüglich bei noch stehender Fruchtblase vor und ist lediglich als active Bewegung des Fötus selbst aufzufassen, die mit dem Geburtsmechanismus an und für sich nichts zu schaffen hat.

Als Anhang des Durchgangsstadiums wird sodann noch der »Dammmechanismus« abgehandelt. Nur wenn das Kinn unmittelbar nachdem es die hintere Beckenwand verlassen hat, auch über die hintere Commissur der Schamspalte hervortritt, wie solches der Regel nach nur bei Mehrgebärenden vorkommt; ist die Geburt des Kopfes mit dem geschilderten Mechanismus beendet. Wenn dagegen die Weichtheile des Beckenbodens, Damm und Schamspalte weniger nachgiebig sind und den Durchtritt des Kopfes erschweren, dann treibt dieser die genannten Theile beutelförmig oder kuglich hervor, so dass der im Durchschnitt 3 bis 4 Centimeter lange Damm sich nach Küneke's Beobachtung auf 16 bis 20 Ctm. von der hinteren Commissur der Schamspalte bis zur Steissbeinspitze gemessen ausdehnen kann. Den durch diese Ausweitung des Beckenbodens und der Schamlippen gebildeten Canal nennt K. den »Dammkanal«, und den Mechanismus welchen der Kopf in demselben bis zu seinem vollstän-

digen Austritt aus der Schamspalte durchläuft, den »Dammmechanismus«. Letzterer ist nur als Fortsetzung des beschriebenen Mechanismus des Durchgangsstadiums zu betrachten, also als eine Fortsetzung der proklitischen Extension des Kopfes mit nur geringer Progression, wobei das Gesicht an der hinteren Wand des Canals herabgleitet und zuletzt das Kinn über die hintere Commissur hervortritt, während der Kopf in stärkster Extension sich proklitisch mit dem Hinterhaupte gegen die äussere Fläche der Symphyse erhebt.

Der active Antheil der Weichtheile des Dammkanals am Geburtsmechanismus beschränkt sich nach K. wesentlich auf ihren hohen Grad von Elasticität, deren Wirkung so bedeutend sein kann, dass sie auch ohne Wehe nur mit Hülfe der Bauchpresse und selbst ganz allein die Entwicklung des Kopfes beenden kann. Eine anderweitige dynamische Mitwirkung der Scheide bei der Geburt des ganzen Kindes stellt K. in Abrede (p. 253), obwohl er zugesteht, dass die Ausscheidung kleiner in der Scheide befindlicher Körper, Placenta, Coagula, fremde Körper, selbst der vom Rumpf getrennte Kopf durch die Contraction der Scheide bewerkstelligt werden kann. — —

Unter Phoronomie des Schädels vor dem Beckenausgange beschreibt K. zunächst als »katalitische Bewegung« das Herabsinken des bis dahin in stärkster Extension befindlichen Kopfes nach seiner Geburt zwischen die Schenkel der Mutter, lediglich in Folge der Gravitation, und dann die mit der nächsten Wehe auftretende Drehung des Gesichtes des Kindes nach dem rechten Schenkel der Mutter, als »rückläufige externe Peristrophik oder Turbinalbewegung«,

in Folge der Drehung der Schultern im Beckenkanale.

Nachdem sodann der Mechanismus der Schultern auf analoge Weise abgehandelt, auch die Aperistrophik Hyperperistrophik und Metaperistrophik der Schultern und ihre Erkennung an den Bewegungen des Kopfes besprochen sind, wendet sich K. noch zu einer Modification der ersten Scheitelstellung, nämlich zu dem tiefen Querstande des Schädels, der nach K. fast ausschliesslich bei Erstgebärenden vorkommt und sich selbst überlassen unter allen Umständen fähig ist die Geburt spontan zu bewerkstelligen. Diese erfolgt aber niemals im Querstande, wie Johnson, Smellie, Stein d. J. Kilian, Braun, Kehler und Scanzoni meinen, sondern stets durch Nachholen der synklitischen, peristrophischen und turbinalen Bewegung, die hier erst spät und zögernd zu Stande kommen, daher von K. als Dysperistrophik bezeichnet. Der Mechanismus der Geburt beginnt damit, die biparietale Obliquität, welche K. im Beckeneingange läugnet, für den tiefen Querstand jedoch zugiebt, zunächst in den Parallelismus überzuführen. Da der Mechanismus der 2. Scheitelstellung durchaus analog dem der ersten ist, beschreibt K. an seiner statt noch eine andere seltenere Modification des Mechanismus, die jedoch bei der 2. Scheitelstellung häufiger als bei der ersten beobachtet und von ihm als Euperistrophik bezeichnet wird.

Der Schädel tritt wie bei der 3. Scheitelstellung mit seinem sagittalen Durchmesser in den ersten Schrägen des Beckeneinganges, kleine Fontanelle nach rechts und hinten, grosse nach links und vorn bis zum Beckenausgange, dreht sich dann aber in der Regel rasch derart, dass

das Hinterhaupt sich von rechts hinten durch die rechte Beckenhälfte nach vorn zur Symphyse bewegt. — Eine rückläufige Turbinalbewegung aus dem initialen Querstande in den Schrägstand in der Beckenhöhle, um erst dann in die rechtläufige Euryperistrophik überzugehen (Nägele, Braun) hat K. weder beobachtet, noch hält er die Annahme (Nägele, Braun, Hecker), für erwiesen, nach welcher bei der 2. Stellung der beschriebene initiale Schrägstand Regel sein soll.

Der Mechanismus der 3. Scheitelstellung beginnt wie die vorbeschriebene Modification der 2. Scheitelstellung; sobald jedoch der Schädel sich auf den harten Beckenboden anstemmt und die peristrophische Drehung beginnt, dreht sich das Hinterhaupt nicht wieder nach vorn, sondern nach hinten in die Kreuzbeinhöhlung. Die Richtung der Drehung soll auch hier wieder durch den tuber parietale bestimmt werden. Die Phoronomie im Beckenausgange besteht auch hier zunächst wieder in einer enklitischen Flexion des Kopfes, wodurch sich das Hinterhaupt vom Nacken entfernt und in den Beckenausgang eintritt, während die Stirn hinter der Symphyse emporsteigt und sich der Vorderkopf gegen dieselbe anstemmt. Nachdem auf diese Weise die relativ geringsten Querschnitte gewonnen sind, wird auch hier im Durchgangsstadium das Hinterhaupt zuerst, jedoch in entgegengesetzter Richtung wie bei den beiden ersten Stellungen über den Damm geboren, wornach successive Scheitel, Vorderhaupt, Stirn, Gesicht und zuletzt das Kinn unter den Schambogen hervortreten. Dieses geschieht nach K. meist continuirlich, ohne jene Oscillationen der ersten Stellung. — Die Schultern folgen mei-

stens im Querstand, nur ausnahmsweise dreht sich die Schulterbreite aus dem Queren durch den linken Schrägen hindurch in den Sagittalen mit der linken Schulter nach vorn, in Folge dessen sich denn auch das Gesicht des Kindes, das nach der Geburt des Kopfes nach oben gerichtet blieb, dem linken Schenkel der Mutter zuwendet. Auf alle Fälle treten auch hier, wie auch bei den übrigen Stellungen, die Schultern nicht nach einander, sondern gleichzeitig aus.

Da der Mechanismus der 4. Scheitelstellung ganz symmetrisch analog der 3. Scheitelstellung ist, unterbleibt eine nähere Schilderung.

Wie 2. und 3. Stellung der 2. Lage, gehören 1. und 4. Stellung der ersten Kopflängslage an, jedoch erklärt sich K., wie bereits bemerkt, entschieden gegen die moderne Reduction der früher allgemein recipirten 4 Stellungen auf zwei, da aus dem Vergleiche des Mechanismus der 3. und 4. Stellung, für welche Küneke die Bezeichnung Vorderscheitelstellungen adoptirt, mit dem Mechanismus der 1. und 2. Stellung, welche K. als Hinterscheitelstellungen bezeichnet, eine solche Grundverschiedenheit hervorgeht, dass beide als selbständige Stellungen und Mechanismen anerkannt werden müssen. K. unterscheidet daher eine 1. und 2. Hinterscheitelstellung, früher 1. und 2. Lage, und eine 1. und 2. Vorderscheitelstellung, frühere 3. und 4. Lage.

Nachdem der Autor sodann noch seine Ansichten und Erfahrungen über Habitus-, Situs- und Positions-Wechsel mittheilt auch Zeitpunkte und Dauer des Mechanismus besprochen, schliesst er das Kapitel der mechanischen Geburtsvorgänge mit einer kurzen Statistik der Scheitelstellungen. Referent hat es versucht im Vor-

stehenden das Wesentlichste des ersten Factor's wiederzugeben, um den Leser in den Stand zu setzen, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden über die Art und Weise, wie der Autor seine Aufgabe zu lösen sucht und darf sich nun, in Bezug auf die 3 folgenden Factoren um so kürzer fassen.

Den zweiten Factor, der nach K. unter den 4 Factoren die hervorragendste Rolle spielt, bilden die organischen Geburtsvorgänge, durch welche die weichen Geburtswege für die Geburt eröffnet und zum Durchgang der Frucht präparirt werden. Da sie die ersten sind, welche die Geburt einleiten und zunächst die dynamischen Vorgänge im Gefolge haben, würden unseres Erachtens der 2. und 3. Factor naturgemässer vor dem Mechanismus der Geburt der als 1. Factor aufgeführt worden, abzuhandeln gewesen sein.

Nach der allgemeinen Betrachtung der Erscheinungen und des Wesens der organischen Vorgänge, ihrer Ursache und der des Geburts-eintritts etc. etc., folgt die speciellere Betrachtung der organischen Geburtsvorgänge an den einzelnen Geburtsorganen und Abtheilungen der Geburtswege. Es sei hier nur erwähnt, dass nach K. der Modus der Eröffnung des Uterus kein dynamisch-mechanischer ist, sondern ein organischer, durch die organischen Erweichungsprocesse eingeleitet. Die von Alters her allgemein geltende Annahme, dass die Erweiterung des Kanals und das Vorstreichen des Scheidentheils des Uterus nur von oben nach unten erfolge, ist nach K. als Consequenz jener irrthümlichen Voraussetzung zu betrachten, welche die Erweiterung lediglich als die Wirkung der dynamischen und mechanischen Vorgänge ansieht.

Der klinischen Erfahrung gemäss ist nach K. vielmehr das Umgekehrte, die Eröffnung von unten nach oben als Regel aufzustellen, obwohl auch bisweilen, besonders bei Erstgebärenden das Umgekehrte vorkommt. Die Ursache dieser Verschiedenheit sucht K. aus der Beschaffenheit der Schleimhaut des Cervicalcanals zu erklären.

Nach einer ausführlichen Betrachtung weiterer Argumente für die organischen Vorgänge am Uterus folgt die der organischen Geburtsvorgänge an Scheide, Hymen und Beckenboden etc. auf deren Wirkung K. so grosses Vertrauen setzt, dass er die Episiotomie zum Schutze des Dammes selbst für die kleinsten Schamspalten und grössten Köpfe gänzlich verwirft und durch Application von warmen Breiumschlägen auf Damm und Genitalien während der Geburt und langsames vorsichtiges Durchleiten von Kopf und Schultern das Schambändchen conserviren will. —

Als 3ten Factor handelt K. die Dynamik des Uterus (Wehen) der Scheide und der Bauchpresse ab. — Ich hebe nur hervor, dass nach K's. Erfahrung partielle Contractionen des Uterus nicht vorkommen, dieselben beziehen sich stets auf die Gesamtheit des Organs, nur in verschiedenen Intensitätsgraden. Die s. g. Abortivwehen und Stellwehen sind im wesentlichen Modificationen des normalen Dynamismus.

Wirkliche s. g. Wehenanomalien hat K. niemals beobachtet und erklärt sie daher, mit Ausnahme des Tetanus uteri, für Phantasiegebilde und Fictionen.

Auch ist, wie schon bemerkt, der Modus der Eröffnung des Uterus nach K. kein dynamischer, sondern organischer.

Die bisherige Vorstellung von der Function der Uterussinus, wonach diese die Wechselbeziehung des Gefäßsystems des mütterlichen und kindlichen Organismus vermitteln sollen, so wie die Annahme, wonach die Wehencontraction das Blut aus den Uteruswandungen auspresst, ist nach K. eine fehlsame.

Die Entweichung des Inhaltes der Sinus, die weder gegen die Uterushöhle geöffnet sind, noch untereinander communiciren, wird vielmehr durch die Contraction der Muskeln des Uterus verhindert. Die Speisung der Placenta oder der Stoffverkehr zwischen Mutter und Kind wird aber nach K. wahrscheinlich durch ein besonderes Gefäßsystem vermittelt, das in Gestalt schraubenförmig gewundener Arterien die Uteruswandungen, wahrscheinlich ohne weitere Beziehung zu diesen, durchziehet und nach K. und Duncan in der Schleimhaut des Uterus als s. g. Utriculardrüsen mündet. — (?)

Der Uterus nämlich, dessen Gewebe nach K. Analogie mit den cavernös-erectilen Geweben hat, besitzt nach ihm ausnahmsweis 3 Gefäßsysteme, ein nutritives und 2 functionelle. — Während auf dem nutritiven die organischen Geburtsvorgänge beruhen, gehören die beiden functionellen, das eine dem Placentarkreislaufe, das andere lediglich dem Sinussysteme an. — Eine Bestätigung dieser Theorie findet K. darin, dass diesen 3 gesonderten Gefäßsystemen auch 3 verschiedene zu- und abführende arterielle und venöse Blutbahnen, die *spermatika interna* aus der aorta, die *externa* aus der *epigostrica infer. s. cruralis*, und die *uterina* aus der *hypogostica* entsprechen.

Auf diese Verhältnisse nun gründet K. seine neue, s. g. »dynamische Sinustheorie der Wehe.«

Die Sinus, die sich durch die Contraction der Wehe nicht nur nicht entleeren, sondern vielmehr füllen, dienen den bogenförmig über sie ausgespannten Muskelfasern nur als Stützpunkt, oder Hypomochlion und bilden mit den ihnen zugehörigen Muskelfasern eine Einheit die K. als dynamisches- oder Wehenelement bezeichnet. Es soll auf diese Weise eine Ersparniss an Stoff und Erhöhung der Kraft und anderntheils die Verkleinerung der Uterushöhle, sonderlich der Placentarstelle, wo die Sinus am zahlreichsten, und die Pressung des Eies in den nöthigen Schranken gehalten werden. — Mit der successiven Entleerung des Uterus, dem Wasserabgange etc. sollen die Sinus collabiren und die Muskelfasern ihrerseits einen Nachlass ihrer bogenförmigen Extension erfahren und damit eine grössere Verkürzung und bedeutendere Mächtigkeit erlangen. Hiermit gewinnt der Muskel hinwiederum eine erhöhte Contractionsenergie, die sich als Treibwehe charactrisirt.

Auch nach dem völligen Callapsus der Sinus und der dadurch bedingten Ablösung des Mutterkuchens werden die Wehen zur Austreibung desselben, sowie auch die Nachwehen, durch den Reiz des in die Sinus neu einströmenden Blutes geweckt.

So künstlich diese Theorie auch ausgedacht ist, bleibt sie doch nur eine hypothetische, die auf ihre anatomisch-physiologische Bestätigung harrt und zudem an gewissen Widersprüchen leidet, die eben nicht zu ihren Gunsten sprechen:

So sollen die Sinus sich durch die Contraction der Wehen nicht entleeren, sondern füllen und doch nimmt der Uterus unter den Contraktionen auch nach seiner völligen Entleerung

successive an Volumen ab. Sollen nach gänzlichem Callapsus der Sinus nach beendigter Geburt Nachwehen durch Füllung der Sinus mit Blut neu geweckt werden, so setzt dies doch wohl bei ihrem periodischen Auftreten auch eine periodische Füllung und folgerecht vorausgehende Entleerung voraus, die wohl kaum anders, als die Füllung während der Pause, die Entleerung während der Wehe gedacht werden können und doch sollen nach Obigen die Contraction die Sinus füllen und gegentheils die Füllung der Sinus die Contraction anregen. Ferner soll die Füllung und Spannung der Sinus eine Steigerung der Wehenkraft bedingen und anderntheils wieder der Callapsus der Sinus nach Abfluss des Wassers, die Contractionsenergie bis zur Treibwehe steigern. Widersprüche, die sich schwer reimen lassen.

Wenn ferner der Autor die Annahme, dass Uteruscontractionen in der Schwangerschaft momentan auftreten und durch äussere Reize (Auflegen der kalten Hand, Bewegung der Frucht) hervorgerufen werden können, desshalb für eine Täuschung und Irrthum erklärt, »weil dieser Vorgang mit seiner aufgestellten Wehentheorie schlechterdings nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist,« so können wir auch dieses nicht als Beweis gelten lassen, da solches von glaubhaften Autoritäten und auch von mir selbst constatirt wurde. Man begegnet Schwangeren, deren Gebärmutter eine solche Irritabilität besitzt, dass sie im letzten Schwangerschafts-Monate fast beständig, oder doch häufig, wehenartige Gefühle haben, die auch durch obige Reize angeregt werden können, und von denen sich die palpierende Hand überzeugen kann, dass sie nicht blos auf subjectiver Empfindung beruhen.

So zu sagen chronische leise periodische Wehen, ohne dass es deshalb vor der gesetzlichen Frist zur Geburt zu kommen braucht.

Nachdem sodann die Theorie des Wehen- und Kreuzschmerzes und der Einfluss der Psyche und Tagesschwankungen auf die Wehen besprochen, fertigt der Autor als Anhang die Dynamik der Scheide kurz ab, indem er zwar die Möglichkeit der Austreibung kleiner Körper, Nachgeburt, Blutcoagula, Neubildungen, fremde Körper, selbst des vom Rumpfe getrennten Kinderkopfes durch Contraction der Scheide als unzweifelhaft zugesteht, dagegen der Scheide, abgesehen von der dynamischen Wirkung der Elasticität des Dammes, jede expulsive Thätigkeit in Bezug auf die Bewegung der ganzen Frucht abspricht, und schliesst den 3ten Factor mit der Dynamik der Bauchpresse.

Den 4ten und letzten Factor bilden die plastischen Geburtsvorgänge, die besonders in Veränderungen der Form und Gestalt des Kopfes bestehen, die dieser durch den Geburtsact erleidet, und durch dessen Accommodation und Reduction die Geburt wesentlich gefördert wird. Die verschiedene Accommodationsfähigkeit des Fötalschädels spielt sicherlich keine unwichtige Rolle beim Geburtsact und verdient gewiss die hier gefundene Würdigung.

Nach einigen specielleren Angaben über die Verschiedenheit der Gestalt, Grösse und Weite der Fontanellen und Nähe des Fötalschädels, die nicht lediglich auf Altersverschiedenheiten beruhen, sondern individuell sind, so dass es nach K. höchst trügerisch ist nach der Weite der Fontanellen, sonderlich der grossen, das Alter des Fötus taxiren zu wollen, handelt K. von den Grössenverhältnissen und der normalen

Morphologie des Fötusschädels, dessen Resultat folgendes:

1) Die ursprüngliche genuine Fötusschädel-form ist unbekannt;

2) Fötusschädel welche nicht unter tokologisch-mechanischen Einwirkungen gestanden, zeigen keine solche Formverschiedenheiten und Gestaltungen, wie die auf natürlichem Geburtswege zu Tage geförderten.

3) Alle bisherigen Durchschnittsmaasse und Formangaben (auch die Heckerschen) passen lediglich für Schädel die in der bei weiten am häufigsten Hinterscheitelstellung geboren sind.

4) Fügt K. noch anticipando hinzu, dass die tokologischen Schädelformationen nach der Geburt ungemein rasch zu der ursprünglichen Normalschädelform zurückkehren. — Der Normaltypus des Fötusschädels ist nach K. der ovoide. Alle Fötusschädel besitzen vor Beginn des Schädelmechanismus wesentlich ein und dieselbe Gestalt. (?) — Spricht nicht die nicht seltene Erblichkeit mancher besonders auffallender Schädelformen schon für die Anlage im Keime? (R.)

Die verschiedenen Configurationstypen des Schädels, welche Hecker constant bei der Vorderscheitel- und Gesichtsstellung fand, sind nicht ursprünglich und wie Hecker meint Ursache der Stellung, namentlich der Gesichtsstellung, sondern Folge des Mechanismus der Stellung.

Nachdem der Autor noch die Bedingungen, unter welchen die Configuration des Schädels zu Stande kommt, die Modellirung des Schädels und dessen Configurationsmodus, so wie den Werth der dynamometrischen Methode zur Ermittlung der Compressionsfähigkeit des Schädels etc. besprochen, schliesst er mit der Schilderung der verschiedenen Typen der Schädelconfiguration nach den verschiedenen Stellungen

und Beckenverhältnissen, in Bezug auf deren interessante Details wir den Leser auf das Original selbst verweisen müssen. Kraemer.

Das Spectrometer. Ein neues Instrument zur Bestimmung der Brechungs- und Zerstreuungs-Verhältnisse verschiedener Medien, so wie dessen Anwendung auf goniometrische Messungen und Polarisations-Untersuchungen von Dr. M. Meyerstein, Universitäts-Instrumenten- und Maschinen-Inspector in Göttingen. Göttingen, Verlag der Deuerlich'schen Buchhandlung. 1870.

Der Verfasser vorstehender Schrift, welcher sich schon früher um die Construction des Spectrometers sehr verdient gemacht hat, beschreibt darin ein Instrument dieser Art, welches aber nicht allein dazu eingerichtet ist, als Spectrometer im engsten Sinne zu dienen, sondern auch noch zu anderen wichtigen Untersuchungen verwandt werden kann. Das Instrument besitzt ausser dem spectrometrischen einen sehr empfindlichen Polarisations-Apparat zur Untersuchung des von den Oberflächen fester und flüssiger Körper zurückgeworfenen polarisirten Lichtes, da solche Beobachtungen nach Jamin grosse Wichtigkeit erlangt haben. Es muss hier die Geschicklichkeit anerkannt werden, mit welcher Dr. Meyerstein eine bei der Construction dieses Apparates auftretende Schwierigkeit überwunden hat; es ist nämlich erreicht worden, dass man, ohne die für die vollständige Justirung des Apparates erforderliche Focus-Berichtigung für Parallelstrahlen zu zerstören, mit dem Fadenkreuz desselben sichere Einstellungen auf die Interferenzfransen des polarisirten Lichtes machen kann, dass man also unbeschadet der anderen Berichtigungen des Instrumentes, darunter der scharfen Bestimmung des Einfall-

winkels des gespiegelten Strahls, Fadenkreuz und Interferenz-Franzen beide deutlich sehen kann. Referent hat selbst durch Versuche die Leistungen dieser Einrichtung von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt. Da man die Einfallswinkel reflectirten Lichtes bestimmen kann, ist unter Beseitigung des Polarisations-Apparates das Instrument auch als Goniometer zu benutzen.

Was den speciellen Gebrauch als Spectrometer betrifft, so ist die besondere Einrichtung getroffen, dass bei Minimalstellung des Prisma die Ablenkung des Strahls nach zwei entgegengesetzten Seiten hin gemessen und die Einstellung auf den Spalt gänzlich eliminirt werden kann; es wird demnach, indem die doppelte Ablenkung unmittelbarer Gegenstand der Messung wird, eine bedeutend grössere Genauigkeit erzielt.

Alle Funktionen des neuen Instruments werden mit Hülfe der beigegebenen sorgfältigen Zeichnungen hinreichend anschaulich gemacht; es muss deshalb die kleine Schrift allen sich für diesen Gegenstand interessirenden Lesern sehr empfohlen werden. Dass die Einrichtungen des Apparates von Kennern beifällig aufgenommen sind, zeigt das in der Schrift abgedruckte Urtheil des Herrn Geheimen Hofrath Weber.

W. Klinkerfues.

Des formes imaginaires en algèbre. Leur interprétation en abstrait et en concret; par M. F. Vallès, inspecteur général honoraire des Ponts et Chaussées, Membre des Académies de Laon et de Cherbourg. Paris, Gauthier-Villars 1869. XIV und 306 S. in 8.

Während in Deutschland, seitdem Gauss sich über die wahre Bedeutung des Imaginären in diesen Blättern (Jahrg. 1831 St. 64) ausge-

sprochen hat, dieser Gegenstand vielfach bearbeitet worden ist, und nicht bloss für die weitere Entwicklung der Wissenschaft, durch diese Auffassung, unerwartete neue Gesichtspunkte gewonnen worden sind, sondern die richtige Deutung eines Fundamentalbegriffes auch bereits in den Elementen, wohin er nothwendig gehört, ihre Stelle gefunden hat, ist in Frankreich noch eine ziemlich lange Zeit verflossen, ehe man selbst auf den Höhen der Wissenschaft sich von älteren unklaren und ungenauen Vorstellungen freigemacht hat, und noch länger hat dieser Zustand in den Elementarwerken gedauert und dauert eigentlich noch jetzt fort. Es muss dies um so mehr befremden, wenn man bedenkt, dass dort Argand schon im Jahre 1806 in einer besonderen Schrift den richtigen Gesichtspunkt aufgestellt und einige Jahre später in den viel gelesenen Annalen Gergonne's weiter entwickelt hatte, zu einer Zeit, wo in Deutschland noch nirgendwo öffentlich von diesen Betrachtungen gesprochen worden war, obgleich nach einer Andeutung, die sich in seiner ersten Schrift (*demonstratio nova etc.* p. 7 Anm.) findet, kaum zu bezweifeln ist, dass Gauss schon im Jahre 1799 dieselbe Ansicht von der Sache hatte, die er erst 32 Jahre später bekannt gemacht hat. Auch die *études philosophiques sur la science du calcul* des Verfassers der hier anzuzeigenden Schrift, die schon vor 30 Jahren erschienen sind, haben in Frankreich keine grosse Beachtung gefunden. Erst seitdem Cauchy in seinen späteren Arbeiten zu der geometrischen Deutung des Imaginären geführt wurde und sie zu den bekannten tief sinnigen Untersuchungen verwertete, hat dieser Gegenstand auch in Frankreich die Mathematiker mehr zu beschäftigen angefangen, jedoch noch immer mehr in seiner An-

wendung auf Fragen höherer Art, als in Beziehung auf die elementare Begründung und Klärung des Begriffes des Imaginären. Herr Vallès erkennt dieses Zurückbleiben der französischen Mathematik gegen die anderer Länder mit einer Freimüthigkeit an, die jetzt glücklicher Weise, im Gegensatze zu früheren Zeiten, bei seinen Landsleuten nicht mehr ganz ungewöhnlich ist; dass er die Verdienste der Deutschen um diesen Gegenstand nicht ausdrücklicher hervorhebt, liegt wohl nur daran, dass sie ihm nicht hinlänglich bekannt waren. Die vorliegende Schrift ist daher wesentlich für französische Leser bestimmt. Il m'a semblé, sagt der Verf. in der Vorrede p. VIII, que le moment était propice pour revenir sur ces intéressantes questions; qu'en présence des progrès constatés dans le mouvement intellectuel chez les autres nations, nous ne pouvions pas rester en arrière, et qu'il était utile qu'il se fit quelque chose en France.

In der That wird auch der deutsche Leser, der mit den heimathlichen Arbeiten über diesen Gegenstand bekannt ist, im Ganzen betrachtet, nicht viel wesentlich Neues hier finden, obgleich nicht zu verkennen ist, dass manches Einzelne in eigenthümlicher Weise beleuchtet und mit grosser Klarheit entwickelt ist. Nur Schade, dass der Verf. glaubte nicht deutlich genug sein zu können, und sich hierdurch zu einer Weiterschweifigkeit verleiten liess, die manchmal nur dazu dient, seine richtigen Gedanken zu verdunkeln oder wenigstens den Leser zu ermüden.

Die Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung betrachtet der Vf. den Ursprung des Imaginären im Gebiete der abstracten Zahl und im zweiten seine Beziehung zu dem Begriffe der Richtung in einer Ebene. In einer später herauszugebenden Schrift ver-

spricht er, neben anderen Untersuchungen auch die Beziehung zu den Richtungen im Raume zu behandeln. Eine Neuerung, welche der Verf. einführen will, möchte weder von Seiten ihrer strengen Richtigkeit noch ihrer Nützlichkeit zu empfehlen sein. Er nimmt nemlich Anstoss an der seit Euler so gänzlich eingebürgerten Vertretung des Ausdrucks $\cos a + \sin a \sqrt{-1}$

durch das Symbol e und will dieses wieder verbannt wissen. Nun wird man ihm gewiss zugeben, dass man dieses Symbol nicht wie eine reelle Potenz behandeln darf, was er aber gegen die Anwendung des Symbols, als solches, einwendet, beruht auf einer durchaus irrigen Auffassung des wahren Sachverhalts. Er schlägt nun seinerseits vor, man solle $\cos a + \sin a \sqrt{-1}$ in der Weise als Potenz ausdrücken,

dass man dafür $(-1)^{\frac{a}{\pi}}$ setze, insofern nemlich $\cos a + \sin a \sqrt{-1} = (\cos 1 + \sin 1 \sqrt{-1})^a = [(\cos \frac{\pi}{2} + \sin \frac{\pi}{2} \sqrt{-1})^{\frac{1}{2}}]^a$

$= (\sqrt{-1})^{\frac{2a}{\pi}} = (-1)^{\frac{a}{\pi}}$. Er übersieht aber hierbei, dass $\cos a + \sin a \sqrt{-1}$ ein eindeutiger, dagegen $(-1)^{\frac{a}{\pi}}$ ein vieldeutiger Ausdruck ist, die Gleichsetzung dieser beiden Ausdrücke daher eine unrichtige, sobald man den letzteren in seiner allgemeinen Bedeutung nimmt; will man ihn aber ausdrücklich auf den einzelnen bestimmten Werth $\cos a + \sin a i$ beschränken, so ist nicht einzusehen welche Nutzen die Gleichsetzung der beiden Ausdrücke haben könnte.

Stern.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 28.

8. Juni 1870.

Allgemeine Encyclopädie der Physik. B. 1:
Gustav Karsten, Friedrich Harms und G. Weyer:
Einleitung in die Physik. Leipzig 1869. 8.

Die philosophische Einleitung in die Encyclopädie der Physik von Friedrich Harms ist es, welche unter den drei Arbeiten des oben angezeigten Werks in Nachfolgendem besonders besprochen werden wird.

Die Aufgabe dieser Einleitung, welche den grössten Theil des Bandes, S. 54—413, ausmacht, war: die Stelle, welche die Physik unter den Naturwissenschaften einnimmt, ihre Grundbegriffe und die Methoden ihres Erkennens darzustellen.

Dass eine philosophische Einleitung in die Encyclopädie der Physik nothwendig mit aufgenommen wird, leuchtet ein. Hat die Philosophie im Allgemeinen für alle Wissenschaften ihre Aufgabe: so musste ihre besondere Aufgabe für die Physik in einer Encyclopädie derselben besprochen werden, da diese bestimmt ist, den vollständigen Umkreis des physisch

Wissenswerthen zu beschreiben und die philosophische Betrachtung desselben in einen solchen Umkreis mitgehört.

Die Einleitung der Encyclopädie durfte sich nicht beschränken auf eine Literatur-Uebersicht und auf die Darstellung der allgemeinen praktischen Erkenntnismittel der Natur — der Maasse und des Messens (von Karsten behandelt), — dazu auch nicht auf eine allgemeine (von Weyer geleistete) Auseinandersetzung über Zeit- und Ortsbestimmungen, worunter alles Physische erscheint. Es gehört dahin auch ebenso sehr die eben als Aufgabe der philosophischen Einleitung bezeichnete Angabe der Stelle der Physik unter den Naturwissenschaften nebst der Darlegung ihrer Grundbegriffe und der Methode ihres Erkennens.

Diese drei Punkte sind aber auch das Wesentlichste der philosophischen Einleitung. In Rücksicht auf diese Punkte handelte demnach der Verfasser erstens von der Eintheilung der Naturwissenschaften und dem Begriff der Physik, zweitens von den Methoden der Naturforschung und zwar sowohl in Bezug auf die Geschichte der Theorie einestheils der inductiven, andernteils der deductiven Methode, als auch von den Methoden als solchen, gleichsam systematisch. Endlich drittens handelt er von den Grundbegriffen der Naturwissenschaft. In der Behandlung dieser Grundbegriffe bildet die allgemeine Geschichte der Naturphilosophie, von ihrem Aufkommen unter den Griechen an, den ersten Theil, dem als zweiter die Besprechung der Grundbegriffe und zwar des Begriffs der Natur und des Begriffs der Materie folgt. Der letztere beschäftigt den Verfasser lange und eingehend. Es kommt namentlich zur Sprache

die objective Existenz der Materie und der Idealismus, die Ausdehnung der Materie und zwar vorwiegend in Rücksicht auf Cartesius und die Atomistik, die eigenschaftslose Materie, der passive Stoff, in ausführlicher Kritik der Aristotelischen Ansicht, und endlich die Materie als das Bewegliche mit bewegender Kraft.

Das Hervorgehobene ist das ungefähre und nackte Schema der zur Lösung der gestellten Aufgabe dieser philosophischen Einleitung dienenden reichhaltigen, vielfach verschlungenen, aber das Centrum nie vergessenden Untersuchungsreihen. Es giebt nur die Linien der Disposition. Vielleicht stand es in der Macht des Verfassers, seine Aufgabe von verschiedenen Seiten zu fassen. Die Seite, von der er sie behandelt hat, wird aber dem aufmerksam folgenden Leser als die sachgemässe, als diejenige erscheinen, welche alles zu ihr Gehörige umfasst und mit Geist und Leben durchdringt. Ein Centrum war ins Auge zu fassen, wenn die durch die eigenthümliche Stellung der Naturwissenschaft zur Philosophie äusserst schwierig gemachte Aufgabe der Einleitung glücklich gelöst werden sollte. Und was ist dieses Centrum? Es ist der aus der Eintheilung der Naturwissenschaften im allerersten Anfang gewonnene Begriff der Physik, — dass sie die Erkenntnisse von den Veränderungen der materiellen Natur nach allgemeinen Gesetzen aus äusseren Ursachen, hinsichtlich der Verschiedenheit der Ursachen selbst, der Verschiedenheit der Bewegungen und der Aggregatzustände der Körper umfasse. Denn dieser Begriff zieht sich durch die ganze folgende Abhandlung gleichsam lebendig hindurch. Er giebt seine Bestandtheile an die philosophische Untersuchung ab. Man

erkennt die Bestandtheile des Begriffs in der Darstellung der Entwicklungsgeschichte der philosophischen Wissenschaft von den verschiedenen Seiten, bald so, bald so, aber immer, wie diese Entwicklung selbst, in der hellen Beleuchtung, welche das Licht kritischer Schärfe spenden kann. Mehr noch; wir werden mit jenem Begriffe der Physik unmittelbar auf die Stufe wissenschaftlicher Bildung hingewiesen, auf die uns die Entwicklung einerseits der Philosophie, andererseits der Naturwissenschaft in unseren Tagen geführt hat. So beherrscht er, was die Darstellung betrifft, die Stelle, welche der Verfasser der nicht wohl zu umgehenden Geschichte der Naturphilosophie anweist. Diese Geschichte der Naturphilosophie ist als solche nicht Hauptsache, sie ist ein dienendes Glied im Plane des Ganzen und ein Mittel der kritischen Lösung der Aufgabe. Wer etwas Anderes, wer an der Stelle, wo der Verfasser die Charakteristik der modernen Wissenschaftsbildung und darauf die Kritik der wissenschaftlichen Methoden giebt, die Geschichte der Naturphilosophie erwartet, die an ihrem späteren Orte passend ist, — der zeigt, dass er die Absicht und Aufgabe des Verfassers nicht verstanden hat.

Uns scheint die unverrückte Beachtung des gedachten Centrums, diese Eigenthümlichkeit der Arbeit, das beste Zeugniß der von dem Verfasser bewiesenen Herrschaft über den schwierigen Stoff.

Aber freilich fordert die durchgängig kritische Behandlung die allergrösste Achtsamkeit und Aufmerksamkeit des Lesers. Sie macht es nicht leicht die eigene Ansicht des Verfassers immer zu erkennen und es könnte wohl sein, dass ihm hier und da Dunkelheit Schuld gege-

ben und dass er getadelt würde, weil er die Resultate seiner Kritik in einzelnen Fällen nicht scharf und klar genug herausgestellt hätte. Wie gesagt, es scheint, als habe die wesentlich kritisch gehaltene Darstellung diese Schwierigkeit der Sonderung des der Kritik und des der eigenen Ansicht des Verfassers Angehörigen mit sich gebracht, wobei noch zu bedenken, dass derselbe über schwierige Dinge in möglichst knapper und gemessener Sprache handelt.

Die Abhandlung über die Theorien der inductiven und deductiven Methode ist wie eine Seele, die den Körper belebt, den ihrerseits die Abhandlungen über die in Betracht kommenden Grundbegriffe der Physik bilden. Das Resultat jener Abhandlung bewahrheitet seinerseits den schon auf den ersten Seiten ausgesprochenen Satz, dass der Verfasser von seinem Standpunkte aus eine Philosophie nicht anzuerkennen vermöge, welche nicht zugleich die Philosophie der Erfahrungswissenschaften ist, die das eigentliche Object derselben bilden, sondern die auch ohne dieselben sich meint ausbilden zu können oder die wohl gar die Stelle der Erfahrungswissenschaften will vertreten können. Und dieser Satz wiederum ist seinerseits der einfachste Ausdruck des der gestellten Aufgabe der Einleitung in die Physik adäquaten wissenschaftlichen Sinns des Verfassers. Wie die Physik das Gebiet der Erfahrung repräsentirt, so hält der von dem Verfasser aufgestellte Begriff von ihr mit dem Gewicht der Erfahrung die philosophische Betrachtung ihrer und aller Erkenntniss-Methoden innerhalb sicherer Gränzen und nimmt der Philosophie zu ihrem Vorthail die Ueberschwänglichkeit abstracter Speculation. Wir erkennen, wie sehr die Logik den Erfah-

rungswissenschaften verpflichtet ist. Es ist ein geschichtlich gegebener Vorgang, den der Verfasser S. 69—81 beschreibt und der uns zeigt, dass der steigenden Erkenntniss und der veränderten Auffassung der Natur seit Bacon Umgestaltungen der Logik zur Seite gingen. Die Erfahrungswissenschaften in ihrem Fortschritt wiesen auf die Unzulänglichkeit der bisher herrschenden einseitig formalen Richtung der Logik hin. Als an die Stelle der teleologischen Betrachtung der Dinge der Gedanke einer allbeherrschenden und nothwendigen Gesetzmässigkeit trat, als die Erfahrung als Quelle der Erkenntniss anerkannt wurde, da trat auch die Logik aus der Rolle der Syllogistik über in die eines Organons der Wissenschaft. Sie musste sich denselben Gesetzen unterwerfen, denen die Natur unterworfen ist, und das Denken wurde als eine Naturlehre behandelt. An der Geschichte der Theorie der inductiven Methode zeigt uns der Verfasser S. 88—125, inwiefern beide Gesichtspunkte mit dem Beginn der modernen Wissenschaftsbildung hervortraten, der eine bei Bacon, der die Logik als Organon behandelte, der andere bei Locke, der sie als Kriterion, naturwissenschaftlich ansah.

Die Untersuchung über die Theorien der inductiven und deductiven Methode theilt sich in eine historische Uebersicht derselben und in eine Methodenlehre als solche. Beide Theile verhalten sich unter einander wie Aeusseres und Inneres und gehören eng zusammen. Die Geschichte der Methodenlehre zeigt in ihrem Verlaufe, dass Induction und Deduction zur wissenschaftlichen Erkenntniss getrennt nicht ausreichen, sondern dass eine die andere ergänzt.

Zunächst wird dies aus dem von dem Ver-

fasser behandelten Verlauf der Untersuchungen über die Induction bis auf Whewell innerhalb der Richtung der Philosophie klar, welche zuerst von Bacon ihren Anfang genommen hat. Die englischen Philosophen huldigten bis auf die neueste Zeit vorwiegend dieser Richtung. Der Verlauf der Untersuchungen war nämlich ein solcher, welcher bewies, dass sie sich rein für sich nicht zu Ende führen liessen. Das bewies er nicht allein durch den Scepticismus, in den die Untersuchungen geriethen, sondern auch dadurch, dass dieselben sich und zwar bei Whewell genöthigt sahen, die sensualistische Grundlage, auf der sie beruhten, aufzugeben, und Principien anzunehmen, welche, wie sie von einem ganz anderen Standpunkte zuerst durch Kant gewonnen worden sind, zugleich den ursprünglichen Intentionen dieser Richtung widersprechen. Die Annahme von Fundamentalideen, welche ihren Grund und Ursprung in den verbindenden Thätigkeiten des Geistes selbst haben, steht mit der ursprünglichen Intention der englischen Philosophie, alle Begriffe durch Induction aus der Erfahrung abzuleiten oder nur die Sinne als Quelle der Erkenntniss gelten zu lassen, in Widerspruch. Sie ist ein Zugeständniss an die Rechte der deductiven Methode.

Alsdann aber zeigt dieselbe Zusammengehörigkeit der deductiven und inductiven Methode auch die kürzere Entwicklungsgeschichte der Deduction seit Cartesius (S. 125—133), welche in gleicher Absicht und mit gleichem Erfolge in einer Geschichte der Erkenntnistheorie und Methodenlehre der deutschen Philosophie seit Kant (S. 133—155) aufgenommen und weitergeführt wird.

Neben dieser Haupt-Ansicht, neben diesem

Hauptfaden können wir auf Einzelheiten nur von ferne hinweisen, wie darauf, dass die Unterscheidungspunkte der einzelnen Philosopheme und dass die successiven Ergänzungen derselben unter einander, des einen durch das andere, in der Darstellung des Verfassers hinlänglich klar werden.

So bezeichnet der Verf. den streitigen Punkt zwischen dem Sensualismus (Locke's) und dem Rationalismus (des Cartesius und Leibnits), wie uns scheint, prägnant als die Frage, ob die Seele Begriffe entweder von Aussen oder von Innen empfangt. Er meint, dass sich bei Kant diese Frage in der nach dem Verhältniss zwischen der Receptivität und der Spontaneität in der Erkenntniss verallgemeinere, dass erst Kant allgemein die Frage durchgeführt habe, dass alle Begriffe erworben und nur Empfindungen und Anschauungen empfangen werden.

So charakterisirt der Verf. ferner die Bedeutung, welche Kants Criticismus für die Entwicklung der Philosophie in Bezug auf die Methodenlehre hat, nicht einseitig nach dem Fortschritt, den dieselbe gegenüber den Versuchen seiner Vorgänger hat, sondern auch nach der Wirkung, den sie auf seine Nachfolger übte. Vielleicht erscheint das Urtheil über die letztere manchem Liebhaber der Kantischen Philosophie etwas zu negativ. Wenn er liest, dass Kant seine Kritik nicht bis zur Einheit geführt habe, dass sie bei der Dualität stehen geblieben sei, sich in Widersprüche verwickelte, die sie von ihrem Standpunkte nicht zu lösen vermöge, und diese Widersprüche S. 139 namhaft gemacht findet, so möchte er dem gegenüber als unzweifelhaft behaupten, dass in Kants System doch viel mehr des Positiven enthalten sei, als in den

Versuchen seiner Nachfolger, welche nach des Verf.'s Ansicht von der Lösung der Kantischen Widersprüche in der Fortbildung der Philosophie weiter geschritten sein sollen. Er möchte wohl annehmen, dass die Kantische Kritik die Keime einer weiteren Entwicklung in sich trage, als von den Systemen Hegels, Schellings, Herbarts u. A. erreicht ist und dass auf Kant von Allen, die sich mit philosophischen Dingen beschäftigen werden, in Zukunft viel mehr zurückzukommen sein werde, als auf die Systeme der genannten nächsten Nachfolger. Gleichwohl scheint es uns anerkennenswerth, dass der Verfasser die ärgerliche Verstimmung nicht theilt, welche an Stelle der überschwänglichen Begeisterung in Beziehung auf die sog. Idealphilosophie Schellings und Hegels gegenwärtig obherrscht, weil sie ein Hinderniss der richtigen Beurtheilung ist, dass er vielmehr aus dem bedachtsamen Urtheil über diese Philosophie zu lernen und es für die Abhandlung über die Methodenlehre als solche fruchtbar zu machen sucht.

Der Verfasser hat es durch die Ueberschriften der einzelnen Capitel dieser Abhandlung, da sie jedesmal die Summe des darin Behandelten prägnant angeben, dem Referenten erleichtert und ohne dass die Recension den Blick auf den Zusammenhang verliert, möglich gemacht, das Wesentliche derselben hervorzuheben.

Die Abhandlung beginnt mit dem Nachweis, dass sich aus der Geschichte der Methodenlehre, wie aus den verschiedenen Functionen des Denkens die Nothwendigkeit einer doppelten Methode des Erkennens, der inductiven und deductiven, ergebe. Jede Methode, fährt er fort, soll von einem gegebenen Anfange aus ein be-

stimmtes Ziel durch die Vermittelungen des Denkens erreichen. Die Probleme des Erkennens, welche dadurch gelöst werden, sind verschieden von dem darin Gegebenen und Gesuchten. Die Vermittelungen des Erkennens liegen in der verbindenden und unterscheidenden Kraft des Gedankens, welcher aber verschiedene Anfangsgründe des Erkennens voraussetzt, um die verschiedenen Probleme der Wissenschaft zu lösen. Er zeigt sodann, dass die Theorie der Syllogismen der gewöhnlichen Logik keine Methodenlehre der Wissenschaften enthalte, da alle Syllogismen vielmehr durch vorhergehende Inductionen und Deductionen bedingt seien. Die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Verfahrens, welche von den Skeptikern in Abrede gestellt wird, ergebe sich nur aus dem Zusammenhang der beiden Methoden des Erkennens. In diesem Sinne wird darauf die inductive Methode gegen die, ihre Möglichkeit bestreitenden Einwände des Rationalismus und des skeptischen Empirismus gerechtfertigt, es wird ferner dargelegt, dass das analytische und das regressive Verfahren der Abstraction nur Stufen des inductiven Erkenntnissprocesses sind, dass die Erfahrung Realität und Wahrheit besitze und daher in der Induction die positive Grundlage des Erkennens bilde, dass die inductive Vermittlung theils die Sammlung der Erfahrung, theils ihre intellectuelle Verarbeitung umfasse und dass eine geordnete und vollständige Sammlung von Erfahrungen nur durch die Kunst der Beobachtung und des Experimentes erreicht werde. Das giebt Anlass, die Forderungen der Treue und Vollständigkeit der Beobachtung zu entwickeln, darauf hinzuweisen, dass die verborgenen Erscheinungen der Dinge durch instru-

mentale und experimentale Forschung Gegenstand der Beobachtung werden. Das Ergebniss der Beobachtung ist die Beschreibung. Keine Induction entbehrt vorläufiger Begriffe oder der Hypothesen. Hypothesen sind nothwendig und gehören wesentlich zum methodischen Denken. Alle Hypothesen sind jedoch nur ungelöste Probleme oder Gedanken, von denen noch nicht ausgemacht ist, ob sie mit dem Sein übereinstimmen oder nicht. Verkehrt würde es deshalb nur sein, die Hypothesen nicht als Probleme, sondern selbst als Ergebnisse der Forschung anzusehn. Da würden sie jedoch nicht bloss ein Mangel, eine Unvollkommenheit des Denkens sein, die wir durch weitere Forschung zu ergänzen suchen, sondern Irrthümer, Verwechslungen des Anfangs mit dem Ende des Denkens. Die Hypothesen aber sind Probleme, die nicht durch ihre Stellung, sondern erst durch die Vermittlungen des Denkens gelöst werden. Es ist die Sache der Vermittlung des inductiven Denkens, aus den Hypothesen allgemeine Wahrheiten zu machen. Wo dies nicht gelingt, müssen sie aufgegeben werden als verfehlte Voraussetzungen der Beobachtung, dafür aber andere an die Stelle gesetzt werden, bis sich solche finden, welche das Denken zu allgemeinen Wahrheiten zu erheben vermag. In einem letzten Abschnitt über die inductive Methode wird endlich besprochen, dass die Erklärung der Phänomene geschehe durch die Erkenntniss ihres Zusammenhangs, welche bedingt ist durch die Analyse der Phänomene und durch das indirecte Verfahren der Ausschliessung des Ausserwesentlichen, und dass die Richtigkeit der Erklärung ermessen werde durch ihre Umkehrung und ihre Fruchtbarkeit.

In gleichem Sinne, wie an der inductiven Methode, wird darauf an der Deduction oder an der speculativen Methode entwickelt, dass sie mit der inductiven zusammengehört, sowie, dass alle Begriffe inductive und speculative seien und dass die Speculation ohne die Erfahrung nicht möglich sei. Eine Deduction ist principiell nicht ohne die Voraussetzung, dass die gesammte Erscheinungswelt eine in sich bestimmte Vielheit der Zahl, des Grades, der Art sein müsse. Unter dieser Voraussetzung wird deductiv das Einzelne aus dem Ganzen erklärt, so dass die Deduction nicht weniger als die Induction der Hypothesen bedarf, anderer, als jene, und gewissermassen umgekehrter. Die Induction, da sie aus den einzelnen Thatsachen ihren gesetzmässigen Verlauf erkennen will, macht die Voraussetzung, dass es Naturgesetze und nicht bloss ein Chaos von Thatsachen giebt. Die Deduction macht die Annahme einer in sich bestimmten Vielheit aller Dinge und Erscheinungen, die quantitativ und graduell messbar oder durch Specification bestimmbar sind. Die Speculation fehlt, wie es die Induction thut, wenn sie ihrer Voraussetzungen sich nicht als solcher bewusst ist und meint, dass sie mehr sind, als das noch nicht erkannte Ziel des Denkens. Darum hat die Deduction auch ihre Vermittlungen in der am Schlusse dieses Abschnittes besprochenen Analogie und in der Eintheilung der Begriffe, durch welche ihre Voraussetzungen erkannt und verificirt werden.

In einem ähnlichen Verhältniss zu einander, wie in dem ersten Theile dieser Einleitung die Geschichte der Methoden zu der Methodenlehre als solcher, steht in dem zweiten Theile, der, wie gesagt, über die Grundbegriffe

der Physik handelt, die Geschichte der Naturphilosophie zu dem Abschnitt über die Grundbegriffe. Dort wurde die Geschichte der Methoden als ein Aeusserliches von der Methodenlehre, als dem Innerlichen, unterschieden. Ebenso könnte man hier unterscheiden, insofern die Geschichte der Naturphilosophie als eine Geschichte des äusserlich zeitlichen Verlaufs oder einer solchen Entwicklung der Grundbegriffe aufgefasst wird, während die Grundbegriffe im zweiten Abschnitt in Beziehung auf den Begriff der Physik, inwiefern sie, der Einseitigkeiten entkleidet, wirkliche Grundbegriffe der wissenschaftlichen Physik bilden, mehr systematisch behandelt werden.

Was die Geschichte der Naturphilosophie, S. 192—262, betrifft, so durfte sich der Verfasser schon wegen des specifischen Gesichtspunktes auf die Grundbegriffe der Physik, um die es sich handelt, in dem Detail kürzer fassen.

Unter den naturphilosophischen Ansichten der Alten, der Griechen insonderheit, ist namentlich diejenige des Aristoteles wichtig. Denn die eigentliche, die moderne naturwissenschaftliche Bildung begann sich in Opposition gegen sie und ihre traditionelle Ueberlieferung im Mittelalter zu entwickeln. Vielleicht hätte der Verfasser nicht zum Schaden des geschichtlichen Theils einerseits die originale, die ursprüngliche, andererseits die im Mittelalter traditionell gewordene Form der Aristotelischen Philosophie in grösserer Breite unterscheiden können, als in dem kurzen Abschnitt S. 216—218 geschehen ist. Es wäre das in unseren Tagen eine recht dankenswerthe Mühe gewesen, weil gerade jetzt unter dem Einfluss der philologischen Studien gewisse Geschichtschreiber der alten

Philosophie dem Aristoteles eine erhöhte Aufmerksamkeit und manche neue Seite der Betrachtung abgewinnen und namentlich auch den Tadel seiner formalen Syllogistik abzuschwächen suchen. Doch entschädigt der Verf., dessen Stärke in geschichtsphilosophischer Beziehung mehr in der Schilderung der modernen Philosophie liegt, als in der der antiken, für das Zurückbleiben hinter den Ansprüchen, welche in jener Hinsicht an die Geschichte der Naturphilosophie erhoben werden können, in dem Abschnitte über die Grundbegriffe der Physik durch eine erschöpfende Kritik der Aristotelischen Ansicht über die Materie.

Vielleicht erhebt einer gegen des Verfassers Geschichte der modernen Naturphilosophie, S. 213—262, den Vorwurf, dass er die gegenseitigen Beziehungen unter den einzelnen hervorgehobenen Philosophen versäumt, die Darstellung zu schematisch oder pragmatisch gehalten, nur gleichsam nackte Gestalten gezeigt und alle culturgeschichtlichen Fermente vermieden hat. Freilich, bei einem Vergleich, wenn ein solcher erlaubt ist, z. B. mit Fr. Alb. Lange's Darstellung der Geschichte des Materialismus würde dieser Vorwurf berechtigt scheinen. Es müsste zugegeben werden, dass Lange eine ähnliche geschichtsphilosophische Uebersicht, wie die vorliegende, über die Naturphilosophie von Nicolaus Cusanus an bis über Kant hinaus in lebendigeren Zügen, statt einer Skizze ein zusammenhängendes culturgeschichtliches Bild gegeben hat. Dennoch wäre der Vorwurf nur scheinbar gerechtfertigt. Die Aufgabe einer Geschichte der Naturphilosophie innerhalb einer Einleitung in die Encyclopädie der Physik ist eine wesentlich andre, als die einer Geschichte des Materialis-

mus. Für den Zweck, die geschichtliche Darstellung der Naturphilosophie zur Folie der Entwicklung der physischen Grundbegriffe zu benutzen, lässt eben die Uebersicht, wie sie der Verf. gegeben hat, die einzelnen Gedanken in ihrem Entwicklungsgange bei den einzelnen Philosophen scharf und richtig erkennen. Von den Ersten in der Reihe, von Nicolaus Cusanus, Franciscus Patritius, Giordano Bruno u. s. w. war für diesen Zweck nicht mehr zu melden, die für den Zweck Belangreichen, wie Cartesius, Leibnitz, zumal Kant und seine Nachfolger, sie hat der Verf. auch in dem entsprechenden Grade vollständiger vorgeführt. Nur hätten die englischen Philosophen, ob sie zwar bei der geschichtlichen Uebersicht der Methoden schon besprochen waren, hier in der Geschichte der Naturphilosophie nicht ganz übergangen werden müssen. Cartesius und Leibnitz hatte der Verfasser dort auch bereits eingeführt und beide sind, wie gesagt, hier wiederum Gegenstand einer ausführlichen Besprechung.

Eine einleitende Erörterung über die Naturwissenschaft als die Wissenschaft von den Grundbegriffen der empirischen Naturerkenntniss führt, S. 263—266, im zweiten Abschnitt des zweiten Theils auf die Besprechung der Grundbegriffe der Naturwissenschaften über. Weil auf dem Wege der Empirie nicht Alles erkennbar ist, weil es einen andern Weg geben muss, auf welchem erkennbar wird, was in den empirischen Wissenschaften unerkennbar bleibt, giebt es neben ihnen die Wissenschaft der Philosophie. Sie tritt hinzu, weil die ihr besonderes Erfahrungsgebiet habenden empirischen Wissenschaften ihre Grundbegriffe aus sich nicht erklären können. In den empirischen Wissenschaften

selber liegt der Beweis, dass nicht Alles auf ihrem Wege erkennbar ist. Alle erfordern zu ihrer Ergänzung die Philosophie als die allgemeine Wissenschaft von ihren Grundbegriffen. Nach diesem Begriff des Verfassers von ihr findet die Philosophie in den empirischen Wissenschaften die Probleme gestellt, mit deren Lösung sie sich beschäftigt. Beide Arten von Wissenschaften gehören zusammen und eine vollständige Erkenntniss ist nur durch ihre Verbindung zu gewinnen. Im Näheren zeigt sich in dem Verhältniss zwischen beiden die Vielheit der Erfahrungswissenschaften mit der Einheit der philosophischen Wissenschaft, weil diese Einheit das System aller Grundbegriffe der empirischen Erkenntnisse bildet, verträglich. Das System lässt sich mit anderen Worten als das Ganze bezeichnen, worüber hinaus kein andres Ganze mehr möglich ist, mag es Universum, Gott oder auch eine Vielheit von Atomen, von Monaden oder von einfachen Wesen unbekannter Qualität sein. Die Philosophie kann dieses Ganze oder Allgemeine oder Absolute nicht in einem Zuge, sondern nur von verschiedenen Anfangsgründen aus alle Grundbegriffe der empirischen Wissenschaften durchgehend erkennen. Ihre Disciplinen (Logik, Physik, Ethik) entspringen aus der Verschiedenheit der Grundbegriffe, welche sie erklären soll. Die Physik, eine derselben, hat keine andre Aufgabe, als nur die Grundbegriffe der empirischen Naturerkenntniss im Zusammenhange zu erklären. Was die Natur an sich ihrem allgemeinen Begriffe nach ist, kann nur aus der Erklärung aller besonderen Grundbegriffe der einzelnen Naturwissenschaften im Zusammenhange mit einander, d. i. durch eine Naturphilosophie erkannt werden. Nach

diesem Begriffe von der Naturphilosophie werden von dem Verfasser für den besondern Zweck der Einleitung die beiden Grundbegriffe der Natur, S. 266--281, und der Materie, S. 281--413, in Betracht gezogen.

Was zuerst den Begriff der Natur betrifft, so wird hervorgehoben, dass derselbe verschiedene Erklärungen gefunden habe. Bald heisse Natur die Sinnenwelt, bald Alles, was wirklich ist, das ganze Universum, bald wurde sie als eine trübe Mischung des Wahren mit dem Falschen, als das Anderssein der Idee, bald gar als das Reich der Finsterniss und der bösen Geister angesehen. Der Verfasser zeigt, dass unser Urtheil über die Bedeutung der Naturwissenschaften nach dem verschiedenen Begriffe von der Natur ein verschiedenes ist. Er kritisiert die verschiedenen Auffassungen von der Natur als Sinnen- und Körperwelt, als Inbegriff aller Realität, ferner als Abfall der Ideen von Gott, drei Auffassungen, welche entweder in der empirischen oder in der philosophischen Naturwissenschaft gegeben worden sind, und zeigt, dass diese Erklärungen zu ungenau oder unbestimmt oder negativ sind.

Der Verfasser bleibt bei ihnen nicht stehen. Er hatte für das, was er im Folgenden zur positiven Erklärung giebt, bereits mancherlei vorgearbeitet in einer Reihe von Abhandlungen, die mit aufgenommen sind in eine von uns in diesen Anzeigen bereits früher angezeigte Sammlung. Wir begegnen dort ausgesprochenen Argumentationen hier wieder.

Es ist, um eine präzise und positive Erklärung von dem Begriffe der Natur zu geben, von der allgemeinen Aufgabe aller Wissenschaften auszugehen, die darin besteht, von den Verän-

derungen der Dinge eine Erklärung zu geben. Wahrnehmung von Veränderungen, Begebenheiten, Thatsachen ist allen Wissenschaften eigen und alle suchen sie auf ein Gesetz, wodurch sie sich erklären lassen, zurückzuführen. Die Beobachtung der Veränderungen ist ein Mittel zur Erkenntniss der Gesetze und des beständigen Seins, nicht für die Naturwissenschaften allein, wie Kant meinte, sondern für alle Wissenschaften. Alles Werden aber fordert eine doppelte Erklärung: denn jedes Werden hat einen Anfang und wird aus seinem Ursprung erklärt und jedes Werden hat ein Ende und wird aus seinem Endzweck erklärt. Die Erklärung aus dem Endzweck ist ethisch, die aus dem Ursprung die physische. Wir stellen die ethische und physische Welt einander entgegen. Jene umfasst das Leben und das Sein der Dinge durch den Endzweck bestimmt, die physische aber, sofern sie durch ihren Ursprung und Anfang in ihrem Werden und Sein bedingt sind.

Auf diesem Wege gelangt die Argumentation zu dem Begriff der Natur als Schöpfung oder als Inbegriff aller Veränderungen der Dinge bedingt durch die Materie. Von der Materie wird also schon hier, S. 274, ein vorläufiger Begriff in Beziehung einestheils auf die Natur und andernteils auf das Absolute oder ihren zureichenden Grund gewonnen. Sie ist die von keiner Natur oder keinem natürlichen Dinge sich selbst gegebene Anlage, sie ist das demselben Gegebene und die Veränderung, das Werden und die Entwicklung desselben Bedingende, das seinerseits seinen Grund in dem Absoluten oder in Gott hat. Denn der Grund der Materie oder der Anlage der Dinge kann nicht selbst wieder eine blosse Anlage, ein Vermögen, etwas

zu werden, sein, weil dies ins Unendliche einen Grund seines Daseins in etwas Anderem fordert. Dieser Grund kann daher nur gedacht werden als eine absolute Wirklichkeit, die Alles ist, was sie sein kann. Das ist Gott oder das Vollkommene. Den denkt man in demselben Gedanken als Schöpfer der Natur und die Natur als Schöpfung und jedes Ding als ein Geschöpf. Der Begriff der Materie ist der letzte Grenzbegriff der Naturwissenschaft, aber Gott der letzte Grundbegriff unseres Erkennens überhaupt, dem keine Natur zugeschrieben werden kann, weil alle Natur ihren Grund in etwas Andreem, Gott denselben in sich hat.

Nachdem dieser Begriff der Natur durch eine Kritik der Annahme eines unendlichen Werdens und der Evolutionstheorie Schellings und Hegels gerechtfertigt ist, giebt der Verf. demselben in dem letzten Abschnitt seine nähere Bestimmung im Verhältniss zu dem Begriffe der sittlichen Welt, neben welchem er aufgefasst und definirt werden muss, wenn die Naturphilosophie den ersten Grundbegriff der Naturwissenschaft, d. h. die Materie, erklären soll.

In wie vielfacher Beziehung der Begriff der Materie untersucht wird, ist schon oben angedeutet. Der erste Abschnitt handelt über die objective Existenz der Materie und den Idealismus, S. 283—299. Nach letzterem ist die Materie selbst keine Substanz, sondern nur ein Phänomen des Geistes. Ihm gegenüber handelt es sich mithin um die Frage nach dem objectiven Dasein der Materie, eine Frage, die, wo es auf den Begriff von der Materie ankommt, gewiss richtig an erster Stelle geprüft wird. Zunächst nun, da die Naturwissenschaften auf

die Objectivität ihres Grundbegriffs, der Materie, wesentlich sich stützen, ist der Idealismus, der diese Objectivität annullirt, mit den Naturwissenschaften unverträglich, würde ihre Disciplinen zu blossen Capiteln der Psychologie machen. Aber sodann ist der Schluss von körperlichen Erscheinungen auf geistige Substanzen, den der Idealismus in seiner symbolischen Auffassung körperlicher Erscheinungen zieht, voreilig und unberechtigt, da es nicht im Begriffe einer Substanz liegt, dass sie wesentlich geistiger Art ist. Ferner setzt die Erklärung selbst, dass der Körper nur ein Phänomen des Geistes ist, etwas ausser dem Geiste Seiendes voraus und aus verschiedenen Graden des geistigen Daseins lassen sich materielle Erscheinungen nur erklären, wenn noch ausserdem etwas existirt. Die Naturwissenschaften sind in ihrem Recht, wenn sie den Idealismus auf ihrem Gebiete zurückweisen als eine unzulässige und nichts erklärende Annahme. Gleichwohl beruht das Recht ihrer Ueberzeugung von der Existenz einer materiellen Welt ausser uns nicht auf der Widerlegung des Idealismus allein, statt vielmehr auf directen Gründen, zu deren Bestätigung jene hinzutritt. Diese Gründe aber liegen in dem Verhältniss der Existenz (von Dingen) zu unserer Erkenntniss (von den Dingen), insofern der blosser Gedanke die Existenz (des Gedachten) nicht einbefasst, die Ueberzeugung von der Existenz vielmehr auf die Wahrnehmung der Erscheinungen zurückgeht.

Nach der Consequenz dieser Argumentationen ist auch die sinnliche Wahrnehmung das erste Maass für den Begriff der körperlichen Materie. Findet die sinnliche Wahrnehmung, wie es der Fall ist, wirklich statt, so ist die

Ueberzeugung von der objectiven Existenz der Materie begründet und von dieser wirklich stattfindenden äusseren Wahrnehmung und nicht von der Denkbarkeit des Begriffs der Materie hängt die Ueberzeugung von ihrem Dasein ab.

Wir können den Einzelheiten der Argumentation hier nicht folgen, welche zu diesem Resultat führt. Wir können auch die Consequenzen an der Hand der von dem Verfasser selbst in übersichtlicher Weise gegebenen Inhaltsangabe der einzelnen Abschnitte nur in Umrissen wiedergeben. Es sind diese Consequenzen: dass Materie und Geist entweder beide Erscheinungen oder beide Substanzen, oder verschiedene Attribute und Erscheinungen einer Mehrheit von Substanzen sind, dass dagegen die Annahme, dass Materie und Geist Erscheinungen von einander sind, unzulässig ist, dass die Dualität von Geist und Materie in diesem Sinne nicht bloss einen subjectiven, sondern auch einen objectiven Grund hat, dass die Relativität der Materie ihr Sein an sich nicht aufhebt und dass dieselbe, da sie das eine Sein ist, welches uns nach Beschaffenheit unsrer Sinne fünffach erscheint, eine Substanz ist.

Diese Auffassung von der Materie heisst endlich, im Gegensatz zum Materialismus, Realismus. Unter Materialismus ist nur eine einseitige Ansicht über die Existenz des Geistes zu verstehen, wornach er nur eine Erscheinung der Materie sein soll, die ihrerseits allein objectiv existire. Der Materialismus ist auch keineswegs eine Lehre der Naturwissenschaften im engeren Sinne, sondern ein Lehrsatz einer einseitigen Philosophie. Der Realismus, wie er hier gemeint ist, anerkennt die Realität auch der inneren Erfahrung, das Bestehn einer geistigen

Welt, die der Materialismus läugnet, und vermag eben darum die wahren Elemente des Idealismus und des Materialismus in sich aufzunehmen, die nur in dem, was sie gegenseitig sich bestreiten, in ihren verneinenden Behauptungen weder mit der Erfahrung noch mit der Wahrheit selbst in Uebereinstimmung sind.

Im zweiten Abschnitt dieses Theils der Arbeit, S. 299—357, kommt die vom Verf. so genannte mechanische Naturansicht in Betracht. Mir ist der Abschnitt als eine überaus schwierige, aber auch überaus scharfsinnig behandelte Partie erschienen, als hätte darin der Verf. die Fülle geschlossenster Argumentationen concentrirt und als wäre er dem Für und Wider in den geheimsten Gängen gefolgt, um, wie aus einem dunklen Schacht, das klare Gold maassvoller Erkenntniss über diese Gegenstände aus ihrer Kritik ans Licht zu fördern.

Meine Recension muss sich jedoch auch hier, wie bisher, in Wiedergabe des Gedankengangs auf den Faden der Hauptgedanken beschränken.

Die mechanische Naturansicht nennt der Verf. die Zurückführung und Erklärung der sinnlichen Eigenschaften der Körper auf und durch ihre Ausdehnung und Gestalt. Er unterscheidet von derselben die dynamische Naturansicht, welche das Wesen der Materie in der Bewegung findet und daraus die sinnlichen Eigenschaften der Körper zu erklären sucht.

Nachdem die Kantische Ansicht, wornach die Ausdehnung ein Phänomen unserer Anschauungsweise sein soll, zurückgewiesen und darzuthun versucht ist, warum man berechtigt sei, die Ausdehnung als ein objectives Attribut der Materie aufzufassen, werden auf diese Grundlage die Naturansichten der Cartesianer und

der Atomistiker gebracht. Aber in der Richtung der Naturphilosophie, welche von Cartesius ausgeht, wird die körperliche Ausdehnung als eine ursprüngliche Einheit, in der Atomenlehre als eine ursprüngliche Vielheit des Seienden aufgefasst. So kommt zu beiden gewissermaßen als eine dritte die rein und ausschliesslich mechanische Naturansicht, in der jene übereinstimmen, nämlich dass das Wesen der Materie in der Ausdehnung liege. In diesem Sinne also betrachtet sie der Verf., nämlich zuerst die cartesianische, dann die atomistische und endlich die rein mechanische Naturansicht. Er übt wesentlich Kritik, und ist selbst anderer Ansicht.

Gegen Cartesius wird nachgewiesen, dass die körperliche Ausdehnung ohne Multiplicität nicht möglich sei, dass eine einzige Substanz für sich nicht körperlich ausgedehnt gedacht werden könne. Der diesen Nachweis enthaltende Abschnitt ist kürzer. Die Atomenlehre dagegen beschäftigt den Verfasser länger. Er muss zuvörderst erst aus den vorzüglichen Differenzen innerhalb der atomischen Lehren die Grundbegriffe oder die fundamentalen Annahmen der Atomistik, welche überall vorhanden sind, herausstellen und zu dem Ende die verschiedenen Modificationen dieser Lehre, sei es in Bezug auf das Wesen der Atome, sei es in Rücksicht auf die Verbindungsformen und die Bewegung derselben, anführen und diejenigen darunter, die sich mit dem Specifischen der Lehre nicht vertragen, ausscheiden oder beschränken. Auf diesem Wege zeigen sich dann wenigstens vier Principien als die charakteristischen der Atomenlehre: unter sich zusammenhangslose Atome, leere Räume; zufällige Bewegungen und

ein Zuschauer. Darnach kann er die auf diesen Principien beruhende Atomenlehre in Bezug auf die Erfahrungswissenschaften stellen und nachweisen, dass die Leistungsfähigkeit der atomistischen Hypothesen für sie unter einander verschieden, dass dieselben für einzelne Erfahrungswissenschaften unzulässig seien, für andre neben anderen Hypothesen angewandt werden. Hieran kann er dann die Forderung an eine nur philosophische Begründung der Atomenlehre knüpfen oder, was dasselbe ist, sie der philosophischen Kritik seinerseits unterwerfen, vor der sie, sei es nach der Seite ihrer Begründung, sei es nach ihren Erklärungen, sei es unter Berücksichtigung der Imponderabilien, in allen Beziehungen nicht Stand hält.

An die specielle Kritik der Atomistik knüpft sich endlich die der obengenannten dritten Naturansicht, in welcher der Cartesianismus und die Atomistik übereinstimmen, nämlich der, dass das Wesen der Materie in der Ausdehnung liege. Dieselbe betrachtet die Natur nur geometrisch. Ihr kann die Natur nichts anderes sein als der Inbegriff aller Modificationen der Ausdehnung, aller möglichen Gestaltungen. In der That aber ist die körperliche Natur mehr als eine bloss angewandte reale Geometrie und Mathematik. Der Unterschied zwischen Natur und Geometrie besteht aber namentlich darin, dass in der Natur zu der Materie, der ausgedehnten Substanz, noch das Factum der Bewegung hinzutritt. So unterscheiden sich auch Mathematik und Naturwissenschaft wesentlich; die Nothwendigkeit, welche erstere kennt, ist nur die logische oder metaphysische, welche allein aus dem Begriffe oder dem Wesen der Dinge entspringt, aber nicht die physische, wel-

che auf das Geschehene sich bezieht und von der nicht die Rede sein könnte, wenn ausser der ausgedehnten Substanz in der Natur nicht die Bewegung empirisch gegeben wäre. Besteht nun das Wesen der körperlichen Natur bloss in der Ausdehnung, so liegt in ihr selbst kein Grund der Bewegung, da die Ausdehnung ein gegen alle Bewegung an sich völlig indifferenter Zustand ist. Die Bewegung kann nach dieser Ansicht nur von Aussen der Materie mitgetheilt werden, ist von oder aus der Materie selbst heraus auch keiner Vermehrung, keiner Umänderung fähig, die nur aus der äusseren Quelle der Bewegung geschehen könnte, mag diese Quelle nach der Atomistik der Zufall oder nach Cartesius Gott sein. Ein solches Verhältniss lässt die Natur nur als eine Maschine betrachten; denn wäre sie dies nicht oder die Materie nicht bloss ausgedehnte Substanz, so würde weder aus ihr selbst, noch aus der Quelle der Bewegung abzusehen sein, warum die Bewegung eine constante Grösse sein müsse. Aus diesem Grunde, wenn die Natur nur eine Maschine, müsste also auch angenommen werden, dass Gott nur einmal und dann nicht mehr und nur zufällig Quelle der Bewegung in der Körperwelt ist, während er doch, wenn er seinem Wesen nach Quelle der Bewegung ist, es stets sein muss. Und ferner müsste ausserdem auch in der Welt selbst entweder nichts anderes sein, als körperliche Maschinen, oder es müsste jede Wechselwirkung zwischen dem Geiste und dem Körper aufgehoben werden.

Die rein mechanische Naturansicht scheint demnach nur möglich in der corpuscularen Atomistik und in dem dualistischen System der Cartesianischen Richtung; bei der Annahme

qualitativ verschiedener Atome ist sie unmöglich. Nothwendig ist mit ihr der Materialismus nicht gegeben; sie kann neben der Körperwelt eine geistige Welt anerkennen, aber die geistige Welt kann nur völlig geschieden sein von der materiellen und die Naturzwecke können in ihr, wenn sie überhaupt anerkannt werden, nur als Regulative einer ästhetischen Auffassung und Beurtheilung der Phänomene gelten, können keine constitutiven Principien sein.

Gilt freilich die mechanische Naturansicht nicht als die ausschliessliche, sondern nur als eine der möglichen Erkenntnissarten der Natur, gleichwie die mechanische Physik selbst nur ein Theil, wenn auch der vorzüglichste, der Naturwissenschaften ist, so können neben ihr auch noch andre Erklärungsprincipien der Natur von objectivem Erkenntnisswerthe sein; dann ist aber auch die Grundlage der mechanischen Naturansicht, die Materie als ausgedehnte Masse, welcher alle Bewegung von Aussen mitgetheilt wird, nur eine der Auffassungsweisen der materiellen Natur, nicht aber die alleinige und objective Existenzform der Natur. Sie entscheidet dann auch nicht über die objective Existenzform der Natur selbst, nicht über das Wesen der Materie, über den Ursprung der Bewegung, über die Frage nach der qualitativen Gleichheit und Verschiedenheit der Materie, über die Naturzwecke, über die Verhältnisse der körperlichen Natur zur Schöpfung und zum Geiste, d. h. über Fragen, welche die mechanische Naturansicht als Metaphysik im voraus als durch sich gelöst annimmt.

Was diese Naturansicht als Metaphysik betrifft, so ist sie nicht begründet. Giebt man auch die im Vorherigen erörterten Bedingungen,

worauf sie sich gründet, zu, nämlich, dass die Ausdehnung das Wesen der Materie bildet, ihr ein bestimmtes Quantum Bewegung mitgetheilt sei und die Quellen der Bewegung darauf nun keinen weiteren Einfluss üben, so fragt man doch, wie die Bewegung in der Körperwelt sich vertheile oder wie sie, was der Fall sein soll, von einem Körper zum andern wandern könne. Auf diese Frage bleibt die mechanische Naturansicht die Antwort schuldig, vermag in ihren bloss ausgedehnten Substanzen keine hinreichende Erklärung zu geben. Gesetzt die Bewegung wäre selbst eine Materie, etwa eine imponderable, sehr feine und dünne, so könnte sie, falls die Materie aus Atomen und leeren Räumen zusammengesetzt ist, durch die leeren Räume hindurchgehn von einem Atom zum andern. Diese Bewegungsmaterie müsste aber doch selbst wieder in Bewegung sein, so dass zuletzt die Bewegung doch selbst keine Materie sein könnte. Ist sie selbst keine Materie, so wird sie nur ein Zustand, eine Modification der ausgedehnten Substanz sein. Allein jeder Zustand einer Ausdehnung ist selbst eine Ausdehnung und keine Bewegung und eine Modification und Abänderung der Ausdehnung setzt überdies selbst eine Bewegung schon voraus. Die besprochene Ansicht weiss eben keine Erklärung der Bewegung zu geben, es sei denn, dass ein Wunder, welches sie an den Anfang stellt oder auch beständig thätig sein lässt, eine Erklärung heisse. Die einzige Art, durch die sie sich scheint retten zu können, durch die Annahme nämlich, dass die Bewegung als ein bloss subjectives Phänomen aus den Einrichtungen des erkennenden Geistes herzuleiten sei, — diese idealistische Aushülfe kann nicht gelten, ist auch in sich un-

haltbar, da Allem, was scheint, ein Objectives zu Grunde liegt, was sie auch selber einräumen müsste, wenn sie consequent verführe, und die Vorstellung nur scheinbarer Bewegung auch selbst für Schein erklären. Eine Welt bloss ausgedehnter Atome und Substanzen schliesst alle Bewegung aus, mag dieselbe eine objective oder auch nur subjective Quelle haben. Da aber Bewegung in der Natur wirklich Statt findet, so muss die Körperwelt noch etwas anderes als eine Summe ausgedehnter Atome und Substanzen sein. Weder der Cartesianismus, noch der Atomismus, noch auch eine etwa versuchte Composition beider an sich einseitigen Ansichten vermögen sich mit der Ausdehnung als dem primären Wesen der Materie, welches vielmehr in der Bewegung liegen muss, zu behaupten. Die dynamische Naturerklärung, indem sie in der Bewegung das Wesen der Materie beruhen sieht, kann ihrerseits auch die mechanische Naturansicht nur erst begründen.

Wie schon gesagt, wird in dem dritten Abschnitt, S. 357—383, in Beziehung auf die Aristotelische Ansicht die eigenschaftslose Materie, der passive Stoff, einer ausführlichen Kritik unterworfen, einer Kritik, die natürlich nicht in geschichtsphilosophischem Sinne die Bedeutung der Aristotelischen Ansicht für ihre Zeit, sondern vielmehr die Bedeutung derselben in Rücksicht auf den Begriff, um den es sich in der vorliegenden Einleitung in die Encyclopädie der Physik handelt, zugleich auch als eine andere Auffassungsweise desselben Begriffs, als die bisher behandelten, zu würdigen sucht.

In Uebereinstimmung mit diesem Zwecke werden zunächst die verschiedenen Momente des Begriffs der Materie und die Beziehungen, unter

denen er von Aristoteles aufgefasst wird, unter Berücksichtigung des Unterschiedes des antiken Begriffs von Materie und Geist von dem modernen, entwickelt. Das Verhältniss der Materie zu den bewegenden Ursachen ist sodann namentlich zu beachten. Es giebt zwei Ursachen der Bewegung. Die eine liegt in den materiellen Substanzen, sofern sie selbst schon in Bewegung sind und andere materielle Substrate in Bewegung setzen. In der That sind dies nur secundäre Ursachen der Bewegung. Die andere, die erste Ursache der Bewegung, ist das Absolute als Zweck. Aehnlich wie bei der bewegenden Ursache, wären bei der beweglichen Materie zwei Fälle zu unterscheiden, wie sie bewegt werden kann, nämlich einmal durch eine schon in Bewegung befindliche Materie, und einmal, insofern ein Zweck als Ursache der Bewegung gesetzt wird. Hier aber zeigt sich in Bezug auf den ersten Fall, dass eine eigenschaftslose, passive Materie nach Aristotelischem Begriffe keinen Widerstand zu leisten vermag und daher nicht durch einen Stoss bewegt werden kann. Im zweiten Fall, wenn die eigenschaftslose und passive Materie in Beziehung auf die immanenten Naturzwecke als Ursachen der Entstehung der Bewegung in der Materie gestellt wird, müsste dieselbe, da sie keinen Widerstand leisten kann, völlig dem Zwecke gemäss, vollkommen lebendig geformt und geordnet existiren. Zeigt die Erfahrung freilich, dass dies nicht der Fall ist, so folgt dies Nichtstattfinden doch keineswegs aus den zu Grunde liegenden Begriffen. Nur die Erfahrung also nöthigt, in Widerspruch mit dem aufgestellten Begriffe, anzunehmen, dass die Materie Widerstand leiste,

und consequent ist die Annahme der Materie als einer negativen Ursache neben dem Zwecke mit ihrer Eigenschaftslosigkeit im Streite. Dann aber kommt noch ein dritter Fall in der Beziehung der Materie zu dem Absoluten in Betracht. Das Absolute wäre zugleich Zweck und erste bewegende Kraft, in welchem Falle sich früge, wie dadurch die Materie bewegt wird. Von den beiden Weisen, die möglich scheinen, nämlich Anziehung und Abstossung, setzt die letztere, der Stoss, eine vorhergehende Bewegung voraus und kann daher nicht erste Ursache sein. Insofern entschied sich Aristoteles mit Recht für die zweite Weise, die Anziehung. Nun aber ist die Anziehung nicht denkbar, ohne dass der Materie ein Streben zugeschrieben wird, welches sich seinerseits mit ihrer Eigenschaftslosigkeit nicht weniger unverträglich zeigt, als vorher die in ihr angenommene Widerstandsfähigkeit. Mit Recht sagt der Verf. an einer etwas späteren Stelle: der Begriff einer eigenschaftslosen Materie, als constitutives Princip des Erkennens, dem objective Realität zugeschrieben wird, gefasst, entspringt aus einer Induction, die den Vorgang des Denkens mit dem Sein verwechselt, und verfällt in so viele Widersprüche, als der inducirte Begriff selbst Bestimmungen hat. Es stehn diese Worte in einem Abschnitt, der speciell die Ewigkeit der Materie betrifft und zu dem Resultate gelangt, dass, wenn der Begriff der eigenschaftslosen Materie sich nicht rechtfertigen lasse, sie auch nicht eine ewige Existenz neben dem Absoluten haben könne.

In der den Schluss der Arbeit bildenden Betrachtung der dynamischen Naturansicht bildet

die nähere Entwicklung des oben bereits besprochenen Realismus, zu dem der Verf. sich bekennt, einen das Verständniss bedingenden Hauptpunkt.

Der genauer, als oben geschehn ist, hier entwickelte Realismus betrachtet die Materie als das Gegebene der äusseren Erfahrung und ihren Begriff als einen empirischen, der nur aus dieser Erfahrung gewonnen werden kann. Er kann sich das Problem, den Ursprung der Materie nachzuweisen — d. h. das scheinbar höchste Problem der Naturphilosophie — nicht stellen und mithin keine Lösung desselben geben wollen, die unmöglich ist. Bildet nämlich die Materie das Gegebene der äusseren Erfahrung, woraus allein ihr Begriff gewonnen werden kann, und ist jede Erfahrung durch das objective Sein der Materie bedingt, so müsste der Realismus, um das Problem nach dem Ursprung der Materie zu stellen, auf seinen Grundbegriff verzichten, von aller Erfahrung absehn und sie aus dem blossen Begriffe construiren wollen.

In der Kritik der gesammten Natur-Philosophien, wie sie der Verf. theils im Verlaufe seiner Arbeit, theils noch in dem letzten Theile derselben übt, liegt die Stärke dieser Auffassung, welche die Annahme nicht ausschliesst, dass die Materie durch Schöpfung entstanden sei, weil, richtig aufgefasst, beides, die Materie als das Gegebene der Erfahrung und sie als eine vollendete Thatsache der Schöpfung auffassen, dasselbe ist, letzteres nur besagt, dass die Materie gegeben ist und nicht aus sich selber stammt, und weil eben dies die Frage, wie sie entstanden, zurückweist. Es dient also zur Bestätigung dieser Ansicht auch hier wesentlich die Kritik

und zwar namentlich die der Versuche, die Entstehung der Materie zu erklären, sei es auf dem Wege des Idealismus, dem die Materie ein Phänomen aus den Relationen geistiger Substanzen ist, sei es auf dem Wege der Emanation oder dem der Evolution.

Gleichsam innerhalb dieser realistischen Auffassung steht die von dem Verf. vertheidigte dynamische Naturansicht, der, wie er meint, die Zukunft gehöre. Sie beruht auf den Naturwissenschaften selbst, die unverkennbar überall als die letzten Erklärungsprincipien der Natur die bewegenden Kräfte der Materie annehmen, während sich auch die Bewegung unter den drei Arten von Eigenschaften, die sich an jedem Körper unterscheiden lassen, nämlich den sinnlichen Eigenschaften, und der nicht allein sinnlichen Ausdehnung und Bewegung, an die objective Bedingung sowohl der sinnlichen Eigenschaften, als der Ausdehnung zeigt.

Die Vertheidigung dieser dynamischen Naturansicht betrifft nicht bloss zwei Einwendungen, wonach einerseits die continuirliche Raumerfüllung überall undenkbar, und andernteils, wenn sie angenommen werde, alles Geschehen unmöglich sei. Gegen die erstere dieser Einwendungen sprechen die Thatsachen der Natur überall für die Continuität der materiellen Natur, gegen die nur die bereits widerlegte Hypothese von Atomen redet. Gegen die zweite Einwendung spricht sowohl die von der dynamischen Naturansicht zugegebene Möglichkeit der differenten Raumerfüllung, bei der ein Geschehen in der Natur wohl denkbar ist, als auch der Vorzug, den sie in Deduction der qualitativen Verschiedenheiten der Materie aus ihrem

Begriffe von derselben vor der Atomenlehre hat.

Vielmehr dehnt sich die Vertheidigung auf eine kritische Widerlegung des Hylozoismus und des Vitalismus aus, insofern beide nur einen negativen Begriff der Materie geben. Das positive Wesen der Materie liegt nicht in ihren negativen Prädicaten, weshalb sie unorganisch, todt, leblos genannt wird, sondern in den ihr immanenten Kräften der Bewegung, womit die Physik und die Chemie sich beschäftigen, der Schwere, der Wärme, des Lichts, der Electricität, der chemischen Verwandtschaft, oder falls diese ihr nur auf Grund der Erfahrung zukommen, in anderen, worauf sich dieselben reduciren lassen. Immer nimmt die dynamische Naturansicht für die Erklärung der materiellen Veränderungen und Erscheinungen bewegende Kräfte an, welche der Materie immanent und mit ihrem Dasein gegeben sind, und diese ihre Annahme beruht auf Motiven der intellectuellen Erkenntniss. Sie sucht, um mit den letzten Worten des Verfassers selbst zu schliessen, überall den Zusammenhang zwischen den gegebenen Erscheinungen und dem Wesen der Dinge zu erkennen, da sie die Dinge nicht als ein blosses Sein, sondern als Subjecte bewogender und reflexibler Kräfte auffasst. Ihr ist die Kraft der Dinge der Zusammenhang zwischen ihrem Sein und ihrer Erscheinung.

Eduard Alberti.

De Veteris Testamenti locis a Paulo Apostolo allegatis scripsit Aemilius Friedericus Kautzsch theol. lic. etc. Lipsiae 1869; prostat apud A. Lorentz bibliopolam. — 112 S. in 8.

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist zwar schon früher wiederholt fleissig erforscht: da aber heute so manche neue Hilfsmittel um ihn ganz zu erschöpfen erschlossen sind, so kann man es dem Verf. nicht verdenken dass er sogleich mit seiner Abhandlung beginnt ohne die früheren Versuche zu erwähnen. Ebenso wenig sendet er andere Vorbemerkungen voran. Es ist z. B. immer denkwürdig dass der Apostel in den Sendschreiben an die Thessaloniker Philipper und Kolossäer (um von dem an Philémon zu schweigen) nirgends ATliche Stellen anführt: allein dies erklärt sich daraus dass alle diese Sendschreiben ihrem Zwecke nach doch nur gelegentliche sind. Dagegen erscheinen solche Anführungen auch in dem sogenannten Ephesierbriefe und in den Hirtenbriefen, weil diese ihrem Zwecke zufolge reine Lehrschriften sind, bei welchen sich die gelehrte Zuthat fast von selbst versteht. Auf den rechten Grund solcher Unterschiede muss man aber auch deswegen wohl achten damit man hinsichtlich der zuvor genannten sechs Sendschreiben nicht den bekannten Irrthümern der Baur'schen Schule ins Netz falle. Wieder ganz anders verhält es sich mit den Anführungen des Hebräerbriefes, der aber hier nicht berücksichtigt wird und aus bekannten Ursachen übergangen werden konnte.

Die Anlage der Abhandlung ist daher diese. Der Verf. bespricht von den 84 ATlichen Stellen in den Sendschreiben jede für sich, mit

näherer Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten und den richtigen Sinn. Er theilt sie jedoch je nachdem sie den Worten der bei uns gewöhnlich gewordenen Griechischen Bibel Alten Testaments (gewöhnlich die LXX genannt) näher stehen oder nicht, in bestimmte Schichte ein; und gelangt so zuletzt zu dem Ergebnisse die Stellen seien sämmtlich nach den LXX angeführt, mit Ausnahme derer welche dem B. Ijob angehören. Leider aber sind es nur zwei Stellen welche man aus diesem ATlichen Buche aufzählen kann; und auch von diesen ist die eine zweifelhaft. Sollten nämlich die Worte Röm. 11, 35 aus Ijob 41, 3 entlehnt sein, so müssten sie dort einer unrichtigen Uebersetzung entstammen: was der Verf. zwar nicht zugeben will, aber näher betrachtet sich nicht läugnen lässt. Denn ein Ausspruch wie *ὡς πρόσθε* *θεῶ καὶ ἀντανδοθήσεται αὐτῷ* gehört in keiner denkbaren Weise in jenen Zusammenhang des B. Ijob: man müsste also vermuthen er sei dort überhaupt fremd, wozu doch kein Grund vorliegt wenn jene Worte nur richtig so verstanden werden wie sie selbst es wollen. Es kommt hinzu dass wohl *תתן* im guten Sinne einem mit Geschenken entgegenkommen bedeuten kann, nicht aber *תתן* so vorkommt; und auch die Worte des zweiten Gliedes weisen nicht auf ältere Dichterworte wie *ψ.* 50, 8—12 sondern auf solche wie Amos 9, 2—4 *ψ.* 139, 7—9 zurück. Hätte also ein Hellenist jene Worte im B. Ijob noch so frei übersetzen wollen, so hätte er sie doch schwerlich so arg missverstehen können. Allein die Worte wie Paulus sie anführt fanden sich, wie wir jetzt klar aus dem Sin. und Vat. ansehen, einst wirklich in den LXX hinter Jes. 40, 14, wohin sie auch ihrem

Sinne nach ganz richtig gehören; und da der Apostel eben zuvor v. 34 aus derselben Stelle des B. Jesaja einige Worte anführt, so kam er um so leichter auf diese. Dass man die Sache umkehren und annehmen müsse die Worte seien erst aus dem Römerbriefe in die LXX Jes. 40, 14 übertragen, wie der Verf. meint, ist umso weniger richtig da der Apostel die Worte Röm. 11, 34 f. gar nicht als aus dem AT. entlehnt anführt. Aber überhaupt sollte man doch mit solchen Annahmen dass etwas aus dem N.T. in das A. übertragen sei, vorsichtiger werden: wozu sollte man das gethan haben? dass das NT. dem A. und nicht umgekehrt dieses jenem folge, wusste ja jeder Christ. Wir können vielmehr etwas der Art von keiner Stelle wirklich beweisen. Ein Beweis dafür würde hier zwar gegeben sein wenn man die Worte hinter B. Jes. 40, 13 eingeschaltet hätte: aber eben dies ist nicht geschehen, während sie hinter v. 14 ihre ursprüngliche Stelle haben können.

Fällt jedoch diese Stelle aus, so kann gleichwohl die andere 1 Cor. 3, 19 welche mit dem *γέγραπται* aus Ijob 5, 13 entlehnt ist, hinreichend beweisen dass Paulus das B. Ijob in einer ganz anderen Uebersetzung vor sich hatte. Denn dass er irgendwo selbst die Hebräischen Worte übersetzte, läugnet der Verf. richtig: der Apostel folgt überall der damals gewöhnlichen Hellenistischen Bibel, wenn auch ihre Worte oft nur frei nach dem Gedächtnisse anführend. Wenn er also einmal eine Stelle nach Worten anführt die von dem erst nach seinem Tode gewöhnlich gewordenen Gefüge der LXX völlig abweichen, so hatte er sicher dabei eine andere Griechische Uebersetzung vor Augen. Und dies kann man um so gewisser annehmen da wir

heute sicher wissen dass es auch ausser der erst nach der Zerstörung Jerusalems unter den Christen gewöhnlich gewordenen heutigen Griechischen Uebersetzung des ATs von allen Büchern desselben noch viele andere ältere Uebersetzungen gab.

Will man in dieser ganzen Frage noch sicherer gehen, so muss man sie noch weit über die Schriften des Apostels Paulus hinaus verfolgen. Die nähere Untersuchung ergibt dann dass die NTlichen Schriftsteller ebenso wie alle die anderen jener Zeiten überall nur von der Hellenistischen Bibel ausgingen und dass die Nothwendigkeit statt ihrer auf das Hebräische selbst zurückzugehen erst dá gefühlt wurde als die gelehrten Streitigkeiten zwischen Christen und Judäern sich ernster erhoben. Das war aber erst während der letzten Jahre vor Jerusalems Zerstörung, jene Zeit in welcher das Matthäusevangelium seine jetzige Gestalt empfing. Doch bis in diesen weiteren Gesichtskreis wird die Frage vom Verf. der vorliegenden Schrift nicht erhoben.

H. E.

Das Licht der Geschichte. Mittheilungen aus Johannes von Müller's Werken. Von Dr. Julius Hamberger. Gotha bei Friedr. Andr. Perthes 1870, in kl. 8. — 189 S.

Der Herausgeber der vorliegenden Mittheilungen hat seine Auszüge aus Johann von Müller's Werken unter folgende neun Rubriken gestellt: die Würde der Geschichte und die grosse Aufgabe des Geschichtschreibers, — die religiösen Ideen und die biblische Prophetie, — Christus und die Kirche, — der Glauben und die

sittliche Thätigkeit, — geistige Bildung und Literatur, — das Staatsleben, — die auswärtige Politik und das Kriegswesen, — die Neuzeit und die nächste Zukunft, — der einzelne Mensch im grossen Ganzen der Geschichte. Bei der vermuthlich aufgestiegenen Frage, wie diese Arbeit sich zu den Anforderungen der Wissenschaft stellen könne, hat in dem kurzen Vorworte der Herausgeber nicht verschwiegen, dass Müller selbst kein Freund von dergleichen Sammlungen gewesen ist, dass er vielmehr gesagt hat: Grosse Werke berühmter Verfasser pflegten, in esprits quintessencirt, darüber gerade vernachlässigt zu werden. Hr. Dr. Hamberger meint, es mache seine kleine Sammlung sich ja nur mit den Gesichtspuncten zu schaffen, unter welchen Müller die geschichtlichen That-sachen erfasst habe, berühre aber diese That-sachen selbst fast gar nicht, und deswegen sei diese Excerpten-Mittheilung wohl gerechtfertigt, indem sie M.'s Ansichten in ihr volles Licht setzen könne. Wiewohl man nun zwar dieser Schlussfolge nicht völlig und um so weniger beitreten mag, als der Sammler doch nur des Schriftstellers eigene Worte genau wieder gegeben, also zu deren Erläuterung, ausser der zweckmässigen Rubricirung, nichts hinzugefügt hat: so muss man dennoch diese Sammlung willkommen heissen, weil sie zeitgemäss und in der That charakterisirend erscheint. Zeitgemäss, — denn die viel gescholtene und dennoch beharrende Unart der Deutschen, ihre grossen Geister bald undankbar zu vergessen oder frevelhaft zu verkleinern, hat sich gegen J. v. M. in ihrer ganzen Hässlichkeit bethätigt. Eine Kritik von untergeordneten Geschichtschreibern und Literatoren, bis zur Krittelei

angeschürt, suchte wetteifernd bald an M.'s angeblichen sittlichen Fehler, bald an seine stilistischen Mängel, bald an seine äusserst gerechtfertigte (vgl. Werke, Bd. 15. S. 139 den letzten Brief an Bonstetten, geschrieben im April 1809) politische Wandelbarkeit sich zu hängen und den bis dahin verehrten Mann herunterzuziehen. »Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen!« — Auch charakterisirend ist die Sammlung, denn sie zeigt das, wodurch Müller war, was er ist. Ihm fehlte freilich Spittler's, des gleichzeitigen Forschers und Schriftstellers praktisch klügere Ruhe, Festigkeit und kühlere Erwägung; M. war idealer, weicher, furchtsamer und enthusiastischer. Aber wer unter den Deutschen hat ihn übertroffen an präziser Fassung und anschaulicher, nicht mikrologischer Darstellung der Einzelzüge von Menschen, Ländern, Verhältnissen? an politischer Schätzung der Vergangenheit? an begeisterter Schilderung der Charactere? — Man tadelt seine »Ueberschwänglichkeit«. Er selbst kannte und bekämpfte sie. In einem seiner freundschaftlichen Briefe schon aus dem Jahre 1781 sagt er: Oh, que je suis revenu de l'enthousiasme pour bien des choses, et que j'ai fait de progrès dans le *»nil admirari«*! Aber er konnte das Feuer seiner Empfindungen nicht dämpfen. Soll denn der Geschichtschreiber niemals auch er selbst sein?

Zwar ist es zu billigen, dass der Herausgeber in seinen Auszügen sich der Sparsamkeit beflissen hat; doch möchten wir wünschen, dass er manche der auszeichnungswerthesten Stellen seines empfohlenen Schriftstellers nicht übersehen hätte. Es konnten geringfügigere weggelassen werden. Einige von M.'s Schriften, be-

sonders auch der kleineren (z. B. la gloire de Frédéric, die Goethe der Uebersetzung werth fand) namentlich auch die reichhaltigen Briefe an Bonstetten und ad diversos, hätten noch eine sehr schöne Blumenlese allgemeiner Sätze gegeben. Desgleichen wäre wohl nützlich gewesen, jedem aufgenommenen Satze, so viel möglich, das Jahr, wann er geschrieben, hinzuzufügen. Es ist übrigens sicherlich, wenn man einen Schriftsteller von Bedeutung quintessenciren will, nicht bloss nach recapitulirenden Sentenzen u. dgl. in seinen Werken zu spähen. Die Lichtstrahlen seines Geistes leuchten auch mittelbar hervor aus Aeusserungen, welche gelegentlich — und dann oft desto mächtiger, weit unwillkürlicher, sein Wesen zu erkennen gebe. Die Briefe M.'s vom Mai 1807 an bis ans Ende seines Lebens (s. Werke Bd. 27, S. 345 ff.) hätten solcher höchst bedeutenden Stellen noch zahlreiche dem Herausgeber geliefert. Besonders aufmerksam zu machen ist auf M.'s damals geschriebene Briefe an Goethe, Hormayer, Dohm u. a. Auch möchten wir nebenher an die meisterhafte Recension erinnern, die über M.'s Schweizergesch. sich in unsern Gel. Anz. vom Jahr 1807, St. 19 findet.

Göttingen,

M.

Berichtigungen.

S. 575 Z. 2 v. ob. war zu schreiben nicht scharf genug hervortreten lässt statt kaum berührt.

S. 598 Z. 14 u. 16 v. ob. muss stehen Philogymnastie statt Polygymnastie und

S. 610 Z. 2 v. ob. Kenntniss desselben statt Kenntniss der Mantik.

 Peipers.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 24.

15. Juni 1870.

Tableaux de la révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris par Adolphe Schmidt, professeur d'histoire à l'université de Jena. Tom. II. Leipzig, Veit & Comp. 1869. — 558 Seiten. 8.

Der erste Band des vorliegenden Werkes ist von einer Feder angezeigt, die jetzt, nachdem sie fast länger und häufiger als eine andere diese Blätter mit ihren sinnigen und farbenreichen Mittheilungen geziert, trocken geworden. Dem Ref. steht es daher nicht zu, sich über den wissenschaftlichen Werth und die Eintheilung der Tableaux hier im allgemeinen zu äussern: die wenigen Bemerkungen, welche in dieser Beziehung zu machen sind, sollen sich demnach auch mehr nur auf den zweiten Band beziehen.

Die Behauptung ist gewiss nicht zu dreist, dass für keine Periode der Geschichte eine, auch nur annähernd so grosse Literatur vorhanden, wie für die französische Revolution. Und doch vergeht kaum eine Woche, ohne dass irgend eine

mehr oder minder wichtige Schrift über dieselbe veröffentlicht wird. Jene Thatsache und diese Erscheinung sind zum Theil in der Bedeutung begründet, welche die Beurtheilung und Auffassung der französischen Revolution noch heute für unsere Stellung zum Staate, sowie vorzugsweise zu der geistigen Entwicklung hat, die sich, seitdem die grosse Bewegung den Anstoss gegeben in unserer Culturwelt vollzogen und noch vollzieht. Die überaus zahlreichen Darstellungen der Revolution, von den verschiedenartigsten Parteistandpunkten aus, selbst umfangreiche Sammlungen werthvollen Materials, wie die *Histoire parlementaire*, sind in jener directen Beziehung zur Gegenwart begründet. Daneben macht sich nun aber seit einigen Jahrzehnten der rein wissenschaftliche Zweck geltend, und überwiegt fast schon als Anlass für die heutigen Publicationen. Verschiedene Momente, die nur zum Theil auf die Gegenwart Bezug haben, treten da hervor. Wer Geschichte treibt, um den Zusammenhang der Dinge zu verstehen, kann die Gewinnung einer festen Ansicht, über Ursache und Wachsen des grossartigsten und complicirtesten, auch folgenschwersten Ereignisses der neuern Geschichte kaum von sich weisen. Ein mächtiger Antrieb, sich mit demselben zu beschäftigen, liegt aber ganz besonders in dem reichen und vielgestalteten Material, das zu seiner Ergründung zur Verfügung steht. Die älteren Darstellungen begnügten sich freilich meistens mit der Ausnutzung der Memoiren, die von Zeitgenossen, theilweise sogar nach auch uns vollkommen zugänglichen Quellen, geschrieben wurden. Nur der *Moniteur* pflegte daneben, wenn eine seiner drei Ausgaben zur Hand war, zu Rathe gezogen zu werden, wobei

ihm aber oft so unbedingt gefolgt wurde, als wenn er, neben den Memoiren, unsere einzige und eine lautere Quelle wäre. Es schien vergessen zu sein, wie er sich in einer Zeit, wo gewaltsamer denn je gegen die Presse verfahren wurde, zu halten gewusst.

Heute wird die Geschichte der Revolutionszeit wesentlich nach Documenten aus ihr selbst geschrieben. Die Darstellung gewinnt dadurch nicht allein eine grössere Sicherheit, sondern der Zusammenhang wird auch klarer und übersichtlicher, indem manche Momente mehr hervortreten, deren Bedeutung von den Zeitgenossen nicht genügend gewürdigt. Der Werth der Memoirenliteratur wird hierdurch erheblich vermindert. Es ist bezeichnend genug, dass die jüngst erfolgte Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten, selbst von Männern, die in einer Stellung wie Malouet und Petion waren, kaum eine erhebliche Bereicherung unserer Kenntniss der Revolution herbeigeführt. Wie Grosses sich aber durch die fast ausschliessliche Ausnutzung des urkundlichen Materials für diese Zeit schaffen lässt, zeigt das Werk von Mortimer-Ternaux, Histoire de la Terreur: ein Muster von scharfer kritischer Sichtung der Quellen, das aber, nicht abweichend von der streng gezogenen Linie realistischer Auffassung, auch eine wahrhaft plastische Verarbeitung des Stoffes giebt, wie freilich nur ein ernstes Studium des Lebens und der Elemente, die heute noch in Frankreich denen der Revolution ähnlich sind, sie ermöglichen können.

In Zusammenhang mit dieser Lage der Geschichtsforschung über die Revolution muss die vorliegende Publication beurtheilt werden. Sie ist ganz ausschliesslich eine Quellensammlung,

die nur hier oder dort durch möglichst knappe historische Notizen unterbrochen wird, und der selbst nur wenig kritische Bemerkungen beigegeben sind. Das entrollte Bild ist daher dann auch sehr ungleich an Ausführlichkeit, Werth und Vollständigkeit; auf den Sturz der Hebertisten beziehen sich z. B. 60 Seiten; der der Dantonisten, der doch mit jenem nur sehr mittelbar verwickelt war, wird durch einige Zeilen allein ins Gedächtniss zurückgerufen. Diese Ungleichheit in der Menge des Stoffes, ist in dem Material begründet, welches edirt werden sollte. Passt nun aber schon dieserhalb der gewählte Titel nicht so recht, so ist das gar oft noch mehr der Fall, wenn der Inhalt der gedruckten Actenstücke genauer angesehen wird. Es werden keineswegs die grossen Ereignisse des Tages, an welche der Titel des Buches zunächst erinnern könnte, etwa in zusammenhängenden Berichten vorgeführt. Ueber jene dem Departement und dem Ministerium des Innern, aus deren Archiven die vorliegenden Actenstücke grösstentheils genommen, Mittheilungen zu machen, wäre eben sehr überflüssig gewesen. Wir finden vielmehr durchweg Berichte über die Stimmung von Paris, und sehr untergeordnete kleine Ereignisse vor. Es sind Cause-rien über allerlei in der Form von amtlichen Berichten. Auch sind dieselben fast durchweg von sehr unbedeutenden Beobachtern verfasst.

Keineswegs soll hiermit nun aber dieser Publication Werth abgesprochen werden. Im Gegentheil: Nachrichten über die Stimmung in Paris sind immer von grossem Werth, wenn freilich die öffentliche Meinung auch nur einen sehr geringen Einfluss auf die Entwicklung der Ausschreitungen in der Revolution hatte, viel-

mehr zu Zeiten fast ganz gegen die organisirte Macht des Stadthauses oder der Parteien zurücktrat. Ferner geben uns diese Schriftstücke über die Verhandlungen bei den Jacobinern, vor den Gerichten, der Commune u. s. w. sehr schätzenswerthe Nachrichten, welche die officiellen Protocolle, — in die oft genug selbst mancherlei nicht eingezeichnet wurde, das eigentlich nicht übergangen werden durfte, — in ansprechender Weise ergänzen. Auch wird uns durch die Berichte ein neues, reiches Material geboten, um den Moniteur zu controliren und zu ergänzen, worauf schon der Herausgeber häufig aufmerksam gemacht hat. Doch darf dabei der Werth der vorliegenden Actenstücke auch wieder nicht überschätzt werden. Sie sind nicht weniger wie die Artikel des grossen Blattes erzählend, und gewiss nicht mit geringeren absichtlichen und unabsichtlichen Vertuschungen und Ausschmückungen angefüllt. Mortimer-Ternaux verfährt daher doch auch sehr richtig, wenn er sich zunächst, um die Glaubwürdigkeit des Moniteur festzustellen, an eine Vergleichung desselben mit den anderen Tagesblättern hält. Denn solche für hochgestellte Personen verfassten Berichte verdienen aus jenem Grunde nicht mehr Glauben als einfache Zeitungsartikel: ein Umstand, der irgendwo von dem Herausgeber übersehen ist, wenn er, anknüpfend an eine Bemerkung von Mortimer-Ternaux über den Werth der Urkunden, und unter Bezugnahme auf seine Publication, hervorhebt, dass selbst officielle und sozusagen authentische Actenstücke der Revolution nicht ganz zuverlässig seien. Der französische Historiker stützt sich allerdings ganz überwiegend auf öffentliche Documente: allein so bald sie mehr als eine ein-

fache Bezeugung eines Rechtsgeschäftes geben. so bald sie der Art sind, wie die vorliegenden Berichte, traut er ihrer Zuverlässigkeit nicht mehr als etwa denen des Moniteur. Auf Documente, wie die Tableaux sie bieten, hat seine Bemerkung keinen Bezug.

Je behutsamer nun aber die dargebotenen Papiere der Tableaux zu benutzen sind, je mehr ist es zu bedauern, dass nicht fortlaufend eine genauere Rechenschaft darüber abgelegt, woher sie entnommen. Im allgemeinen ist das auf dem Titel, auch in der Vorrede zum ersten Bande angegeben: bei den einzelnen Stücken aber wird ein bezüglicher Vermerk vermisst, und die, für die Kritik so nothwendigen erläuternden Noten über die einzelnen Berichterstatter sind völlig zerstreut und unübersichtlich eingeschaltet. Die kurzen Tables des matières, die nur die, zuweilen gar nicht einmal sonderlich zutreffenden Ueberschriften der einzelnen Abschnitte wiedergeben, können da am wenigsten einen ausreichenden Ersatz bieten.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes bezieht sich auf die Zeit vom Sturz der Gironde bis zu den Anfängen des Directoriums, bis December 1795. Er umfasst also gerade die eigentliche Schreckenszeit.

Der Minister Garat, der bereits dem grösssten Theile des ersten Bandes zum Mittelpunkt gedient, tritt auch hier zunächst wieder, und selbstverständlich in seiner ganzen schwächlichen Erbärmlichkeit hervor. Für ihn sind die geheimen Polizeiberichte geschrieben, die auf den ersten Bogen abgedruckt wurden, und es findet sich auch ein eigner Brief von ihm vor. in dem der Freund vieler der hervorragendsten Girondisten, der noch später versicherte, dass

er in ihnen: le génie de la révolution publique, seul capable de la sauver, gesehen habe, nur wenig Monate nach deren Sturz den Jacobinern eigenhändig schrieb: Comptez, frères et amis, que je tiendrai toujours les yeux ouverts sur les gens suspects et les malveillants. Endlich, am 15. August 1793, verliess Garat das Ministerium und widmete sich wieder, wie früher, vorzugsweise publicistischer Thätigkeit, jetzt als Mitarbeiter der Feuille de la république, ein Blatt, das mit dem Motto: *Sitôt que quelqu'un dit des affaires de l'Etat: „Peu m'importe“, l'Etat est perdu*, auf das heftigste die Partei vertrat, welche die grosse Masse von der Betheiligung am Staatsleben abschreckte.

Der Nachfolger von Garat war Paré. Nichts ist bezeichnender für die armseligen Beobachter, deren Berichte abgedruckt, als das jammervolle Schreiben, welches fast der bedeutendste derselben, ein genauer Freund Garats, alsbald an den neuen Minister richtete. Er stellt sich ihm vor, als commissaire-observateur dans le département de Paris, berührt, dass er früher Lehrer der englischen Sprache gewesen, allein durch die Revolution des 31. Mai, »qui a délivré la France de plusieurs de ses ennemis« seinen Verdienst eingebüsst habe, und fährt dann fort: »Une femme, trois enfants, et une nièce, que j'ai adoptée à la mort de sa mère; un tempérament faible et délicat; un civisme, que je porte dans mon cœur, que j'ai montré depuis le commencement de la révolution, — enfin la part, que j'ai dans la composition d'un des journaux les plus patriotes: voilà, citoyen-ministre, les titres, que j'ai à présenter à la patrie pour être conservé dans ma place!« Der würdige Mann blieb natürlich auch ferner an seiner Stelle, um gegen das, was ihm das Va-

terland gab, seine seichten Berichte über nichts und allerlei auszutauschen. Doch wurde durch Paré die geheime Polizei anders eingerichtet. Unmittelbar trat dieselbe bald dem Wohlfahrtsausschuss näher.

Ueber diesen findet sich, ihrer Natur entsprechend, in unsern Actenstücken sehr wenig, wenn auch viele derselben an ihn gerichtet waren. Einiges wird, wie bemerkt, dahingegen über die Stimmung gegen die Hebertisten vorgebracht, und es scheint in der That so als wenn auch diese literarischen Tagelöhner, wie andere, die durch Parteileidenschaft blind geworden, an die Conspiration der Enragés mit England, mit dem verhassten Pitt geglaubt haben. Billaud-Varennes wird gern nacherzählt: Hébert, Ronsin, Monmero et Vincent n' étaient que les agents subordonnés de ce vaste plan de trahison, qui avait été conçu par Pitt et nos ennemis coalisés. Jedesfalls sind die Berichte interessant, um zu sehen, wie der verhaltene Hass und mehr noch das Streben der Parteien, die vorgegebenen Verbrechen für ihre Zwecke benutzten.

Die revolutionäre Bewegung, welche schliesslich Hebertisten und ihre schärfsten Gegner, die Dantonisten, fast gleichzeitig zum Fall brachte, verhalf Robespierre an die Spitze, um nun sein Staatsideal zu verwirklichen. Zunächst wurden die Ministerien abgeschafft, und so ging denn auch die Polizei an die Commission des administrations civiles, police et tribunaux über, an deren Spitze der gefügige Hermann stand. Die bisherigen Polizeiberichte hören nun überhaupt auf, und es folgen in unserer Publication Schriften, die sich auf den Wohlfahrtsausschuss beziehen, in dem Robespierre die Polizei verwaltete, und dadurch seine wesentlichste Stütze

hatte. Unter dem viel versprechenden Titel: Robespierre dans son bureau, soignant le salut public, werden uns einige Denunciationen mitgetheilt, von denen namentlich die erste durch Randbemerkungen erkennen lässt, wie sehr der schreckliche Volkstribun sich um dergleichen persönlich bekümmerte.

Mit dem Sturze Robespierres beginnen sodann wieder regelmässiger Berichte, jetzt der Polizei von Paris, an die Commissaire der Civil-administration, denen fortlaufende Auszüge entnommen sind. Sie zeigen einen zunehmenden Aufschwung der öffentlichen Meinung, der namentlich in der Gesinnung gegen die Schreckensmänner, die noch in der Regierung geblieben, auch gegen die Jacobiner zu Tage trat. Die Clubs werden immer leerer. Bei den Cordeliers finden sich meistens nur noch 15 bis 20 »tant hommes que femmes«. Dagegen mehren sich die Demonstrationen zu Gunsten einer festeren Staatsordnung. Man wundert sich auch, dass Robespierre et ses complices das Volk so hätten täuschen können. »Les monstres voulaient se baigner dans notre sang; avec les mots de liberté et égalité, ils ressembaient aux Espagnols, qui, lors de la conquête de Perou, étranglaient les Péruviens après les avoir baptisés, en leur disant: Reçois les palmes du martyre!« Es ist von grossem Interesse zu verfolgen, wie in solcher Weise nach und nach der Muth zu freier Meinungs-äusserung wiederkehrt, und wie gleichzeitig dann auch die revolutionäre Ausdrucksweise, Kleidung, das Hervortreten der Frauen und andere Erscheinungen binnen kurzem geringer werden oder ganz verschwinden.

Die Namen der Berichterstatter dieser Zeit sind nicht genannt: im allgemeinen aber scheinen

dieselben weit bessere Beobachter gewesen zu sein als die früheren Subjecte von Garat und Paré. Diese Berichte, von der Revolution des Thermidor an, welche auch den grössten Theil des vorliegenden Bandes füllen, hält Ref. für die werthvollsten Mittheilungen des ganzen Werkes. In ihnen ist nicht nur auf die politischen Ereignisse und Stimmungen Rücksicht genommen, sondern wesentlich auch auf sociale und wirtschaftliche Verhältnisse, was um so wichtiger, da der Preis der Lebensmittel und der Werth des Geldes oft genug einen fast entscheidenden Einfluss auf die Bewegung der Massen hatte. Recht deutlich ergiebt sich aus diesen Schriftstücken auch, wie sorgsam die Behörden insbesondere später zur Zeit des Directoriums, die gefährlichen Elemente der Gesellschaft, vor allem die noch lebenden Terroristen überwachen liessen. Die umlaufenden Gerüchte über dieselben wurden genau notirt, und die Polizei wusste sich auch ganz zuverlässige Nachrichten über gewisse geheime Zusammenkünfte zu verschaffen, in denen die beiden früheren Kriegsminister Pache und Bouchotte eine grosse Rolle spielten, und wo man sich, angeregt durch die Marseillaise, in revolutionärer Begeisterung erging, so dass Bouchotte etwa mahnen musste: *qu'on ne crie pas si fort*, wo die Zeiten gelobt wurden: *où les assignats étaient au pair et le pain abondant*, und wo man endlich verabredete, dass man häufig zusammen kommen wolle: *et devenir puissants par ce moyen à la suite*. Diese Bewegungen der alten Parteien, die ab und zu noch ein bald welkendes Reis treiben, das Aufflackern von Clubs und Gesellschaften aller Art, die bei der Unsicherheit der gesammten Zustände selbst unsicher in ihren Bestrebungen

und Bewegungen sind, das Auf- und Abwogen der royalistischen, republikanischen und terroristischen Pläne und Gegenpläne, Neigungen, Befürchtungen und Hoffnungen, endlich die Haltlosigkeit des Directoriums und die Zunahme des Babeuf'schen Unfuges, kurz: die ganze Zerrissenheit der Gesellschaft, die bald Bonaparte einen so raschen und vollständigen Sieg verschaffte, wird durch die Berichte der geheimen Polizei, welche den letzten Theil des vorliegenden Bandes der Tableaux de la révolution française füllen, in ein Licht gestellt, das klarer und durchsichtiger ist als bisherige Publicationen und Darstellungen diese Dinge erscheinen liessen.

Kiel.

R. Usinger.

Die Parasiten der weiblichen Geschlechtsorgane des Menschen und einiger Thiere. Nebst einem Beitrage zur Entstehung des Oidium albicans Rob. von Dr. D. Haussmann, pr. Arzt in Berlin. Mit 3 Tafeln. Berlin, A. Hirschwald, 1870. VI u. 141 S. 8.

Grosse Entdeckungen oder Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, zu welchen die wissenschaftliche Medicin heute fast von Jedem gerechnet wird, influiren nicht selten in der Weise auf die Ideen der selbstforschenden Zeitgenossen, dass die neuen Untersuchungen unwillkürlich und scheinbar ohne Zusammenhang mit den ersteren einen vorgezeichneten Weg einschlagen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend kann man sagen, das vorliegende Werk sei ein Ausläufer der Trichinenlehre.

Vor etwa 10 Jahren war von Zenker, Leuckart und Virchow bei gleichzeitigen und theilweise gemeinschaftlichen Untersuchungen die damals scheinbar neue Trichinenkrankheit als solche erkannt worden. Nachdem eine mit schwerem Fieber verbundene, oftmals epidemische oder tödtliche Krankheit von kleinen thierischen Parasiten bedingt erwiesen worden war, lag es nahe solche Störenfriede aus dem Gebiete der Pathologia animata auch bei anderen Krankheiten aufzusuchen. Vorläufig ist es nicht gelungen, in dieser Hinsicht wesentlich Neues beizubringen; vielmehr erwiesen sich einige derartige Versuche als unter dem Einfluss vorgefasster Meinung mit groben Fehlern belastet.

Aber der vorgezeichnete Weg wurde desshalb nicht ganz verlassen. Was lag näher als es mit den Pflanzen zu versuchen, wenn es mit den Thieren nicht gehen wollte? Man kann wohl mit Sicherheit sagen, dass wichtige Krankheiten, die durch grössere noch unbekannte thierische Parasiten bedingt wären, nicht mehr vorhanden sein können. Letztere hätten sonst schon gefunden werden müssen. Doch mit den parasitischen Pflanzen ist es eine andere Sache, denn abgesehen von deren geringerer absoluten Grösse ist es aus manchen Gründen weit schwieriger sie aufzufinden, namentlich weil sie nicht so charakteristische Merkmale darbieten. Aus diesen Ueberlegungen sind wie es scheint die Untersuchungen Hallier's und seiner vielen Nachfolger (Hüter, Letzerich u. A.) hervorgegangen, welche nicht weniger behaupten, als dass die meisten ansteckenden Krankheiten (Diphtheritis, Blattern, Cholera, Typhus, Syphilis etc.) einfach durch die Anwesenheit microscopischer Pilze bedingt werden dürften.

Für keine einzige der letztgenannten Krankheiten ist die fragliche Aufstellung bisher bewiesen worden. Hier genügt es auf die selbstverständliche Wahrheit hinzudeuten, dass aus dem factischen Befunde eines Pilzes bei irgend einer Krankheit noch nicht im Mindesten folgt, dass derselbe die Ursache der letzteren sei. Es könnte sich ebensowohl z. B. um eine Folge — eine Fäulniss-Erscheinung — handeln und nur auf dem experimentellen Wege, künstlicher Erzeugung derselben Krankheit durch Einimpfung oder dergl. würde die strenge Nachweisung zu führen sein. Man sieht, welche Aufgaben sich hierbei den Instituten der Experimental-Pathologie eröffnen. Vorläufig sind manche weittragende Behauptungen mit Misstrauen aufgenommen worden und letzteres wird nicht geschwächt, wenn man schon weiss, wie zackige Säugethierblutkörperchen als durch pathologische, nicht durch physikalische Einflüsse (nach dem Tode) veränderte, oder wie Riffe von Stachelzellen als Pilz-Stäbchen abgebildet werden.

Die vorliegende Monographie schlägt einen andern Weg ein. Im Stillen beeinflusst von den angedeuteten Ideen schien sich die Erforschung eines engbegrenzten Gebietes, wie es der Titel charakterisirt, als lohnendste Aufgabe herauszustellen. Und wenn man die sehr unvollständigen Vorarbeiten vergleicht, die früher geleistet worden sind, kann nicht bezweifelt werden, dass der Verf. einen fruchtbringenden nachahmungswerthen Weg eingeschlagen habe. Aus denselben folgt, abgesehen von einwandernden Nematoden wesentlich nur das Vorkommen von *Leptothrix* (Leeuwenhoek 1695), *Vibrionen* und *Trichomonas vaginalis* (Donné 1837), Pilzfäden, wie bei Soor (Henle 1840), Larven von

Musca vomitoria (Bergmann 1844), *Sarcine* (Hennig, 1862), ferner die durch Friedreich mitgetheilte Beobachtung, wonach manche Fälle von Pruritus, namentlich bei Diabetes durch Fadenpilze bedingt werden, die — wahrscheinlich irrthümlich nach Haussmann — zu *Aspergillus glaucus* gestellt wurden.

In dem zweiten auf den geschichtlichen Abriss folgenden Abschnitte (S. 24—41) theilt Verf. zunächst seine sehr zweckmässige Untersuchungsmethode mit. Schon mit blossem Auge lässt sich Manches aus den Secreten erschliessen; man lernt nicht nur die verschiedenartigsten zufälligen Darminhalts-Beimengungen, sondern auch die verschiedenen Pilze von einander, von Schleimgerinseln, Epithelfetzen etc. so zu unterscheiden. Zunächst ist nun eine grosse Anzahl von verirrten, zufälligen Schmarotzern gleichsam auszuschliessen, welche an den fraglichen Körperstellen einer weiteren Entwicklung nicht fähig sind.

Zu diesen gehören bräunliche gefächerte Sporangien, die Verf. mit *Sporidesmium fuscum* vergleicht, während sie dem Ref. mit *Puccinia graminis* (favi) identisch zu sein scheinen. Ferner kleine ovale Sporen, die an Pflasterepithelien oft in grosser Zahl vorkommen und deren nähere Bestimmung noch nicht gelungen ist. Aeussere Berührungen können Krätzmilben, Waschungen mit Flusswasser Algenzellen in den abgesonderten Schleim bringen. Bei Thieren bleiben einzelne braune Fäden von Brand- oder Rostpilzen öfters kleben.

Die *Trichomonas vaginalis* ist der einzige wirkliche (thierische) Parasit (S. 41—46) an dieser Stelle. Verf. fand sie bei 200 Schwangeren 75 mal (37%), bei 100 kranken Nicht-Schwangeren

40 mal, nur sehr selten aber bei gesunden Nicht-Schwangeren. Theilungsformen wurden constatirt, ferner solche mit zwei Geisselfäden an den entgegengesetzten Körperwänden, die Salisbury als bicaudalis bezeichnete. Eine Beschränkung des Vorkommens durch das Lebensalter bestreitet Verf., während Hennig die Abwesenheit vor der Pubertät und nach dem 39sten Lebensjahre behauptet hatte; vielmehr kommt dabei ausschliesslich der Zustand der Schleimhaut in Frage. So bildet ihre Abnahme einen werthvollen Massstab nicht nur für beginnende Heilung der Katarrhe und die Wirksamkeit der eingeleiteten Therapie, sondern auch für die oft schwierig zu erzielende Befolgung der ärztlichen Anordnungen.

Weit häufiger sind pflanzliche Parasiten (S. 46—141). Verf. nennt mit Hallier Vibrionen die niedersten beweglichen, Bacterien die unbeweglichen Formen. *Bacterium Termo* ist 0,003—0,017 Mm. lang, bis zu 0,001 Mm. breit. Es findet sich constant wenige Stunden nach der Geburt bis zur Pubertät in sparsamer Menge; vermehrte Schleim-Absonderung lässt die letztere wachsen, ebenso zeigt es sich während der Schwangerschaft und nach der Geburt.

Bei reichlicherer Absonderung mengen sich den Bacterien auch bewegliche Vibrionen bei, die viel kürzer (0,002—0,006 Mm.) aber von demselben Durchmesser sind. Die längeren zeigen eine leicht schlangenartige, die kürzeren eine lebhaft bohrende Bewegung. Sie kommen bei Mädchen in Folge von Katarrhen, bei nichtschwangeren Frauen neben irgend welchen Entzündungen, namentlich aber nach dem Gebrauch von Pessarien etc. vor. Ein Zusammenhang mit irgend einer Form der septischen Puerperal-Er-

krankung, welche Mayrhofer vermuthete, ist sonach nicht anzunehmen. Bei Schwangeren sind Vibrien nicht selten.

Leptothrix buccalis stellt eine weitere Entwicklung der Bakterien dar. Hallier leitet diese Form bekanntlich von *Penicillium* ab. Anscheinende Seitenzweige konnte der Verf. als durch Verfilzung benachbarter Fäden erzeugt nachweisen. Manche derselben zeigen Vacuolen, kleine runde Anschwellungen, sehr selten Gliederungen. Die Länge beträgt 0,005—0,025, im Mittel 0,03—0,07, die Dicke 0,0008—0,0011 Mm. Zwischen den Fäden sieht man selten kleine runde Sporen. Niemals kommt *Leptothrix* im Innern des Uterus vor, sonst bei 14% der Schwangeren, 10% der nichtschwangeren Frauen. Von Bakterien ist die Unterscheidung durch deren geringere Dicke gegeben. Ein Impfversuch lieferte nach etwa 8 Tagen bedeutende Menge von neu entstandenen Pilzfäden; nach einigen Tagen verschwanden sie unter dem Eintritt vermehrter Absonderung.

Den grössten Theil der Monographie (S. 58 — 141) nimmt die Erörterung des *Oidium albicans* ein. Dieser Pilz zeigt sich schon mit blossen Auge in Form weisser, linsengrosser, anhaftender Flocken, die aus einem dichten, fädigen Geflecht zusammengesetzt sind. Die Dicke der Fäden (Verf. spricht consequent nur von der Breite) beträgt 0,001—0,006 Mm., letzteren Durchmesser erreichen jedoch nur die verdickten Enden, während diejenigen des Mycelium selbst 0,003 nicht überschreiten. An den Enden der Fäden sitzen abgerundete Fruchträger mit sich abschnürenden Conidien. Auch gegliederten Fäden, mehrfachen Verzweigungen aneinander gereihter Sporen begegnet man nicht

selten. Die runden Sporen sah Verf. stets in der Minderzahl, ohne daraus den Schluss zu ziehen, dass es senkrecht stehende ovale sein mochten. Ausserordentlich selten treten 0,03—0,04 Mm. grosse, mit Sporen dicht gefüllte Sporangien auf. Die ansitzenden Fäden zeigen keine Querwände und da an eine Einwanderung nicht zu denken ist, so ergiebt sich im Gegentheil die Entwicklung aus dem geschilderten Mycelium als sehr wahrscheinlich. Hierzu kommt, dass letztere beim Soorpilz im Munde der Kinder von Burckhardt, Hallier und dem Verf. direct constatirt worden ist.

Mit dem hierdurch als *Oidium albicans* ausreichend charakterisirten Pilze stellte Verf. eine Reihe von Versuchen an. Impfungen erzeugten bei einer Gesunden grössere Pilzmassen; nach neun Tagen traten heftiges Brennen, locale Temperatur-Erhöhung etc. ein, welche nach einigen Tagen Abnahme zu bedeutender Intensität anstiegen. Acht Wochen nach der Impfung fanden sich sehr ausgedehnte Pilzrasen auf der Schleimhaut, die nun endlich durch *Cuprum sulphuricum* in wenigen Tagen beseitigt wurden. Uebertragung desselben Pilzes aus der Mundhöhle Soor-kranker Kinder ergab bei einem gesunden Mädchen baldiges Absterben, bei einer Schwangeren dagegen Fortentwicklung des Parasiten. Dagegen war die Einimpfung des *Oidium lactis* nur einmal unter mehreren Versuchen von Erfolg begleitet und zwar bei einer Schwangeren.

Viele andere Experimente, mit verschiedenen Pilzen angestellt, ergaben negative Resultate. So war es mit *Penicillium glaucum*, *Aspergillus glaucus*, *Microsporon furfur*, *Botrytis cinerea*, *Mucor mucedo* und *Mucor stolonifer*. Sämmt-

liche Keime, die ausgesäet wurden, mochten sie nun den zu prüfenden Pilzen selbst angehören oder nur mit denselben untrennbar vermisch sein, hatten mithin in den Organen, wohin sie gebracht waren, nicht die geeigneten Wachsthumbedingungen gefunden.

Durch die von positiven Resultaten begleiteten Impfungen ist stets nur ein reich verzweigte Fruchtfäden tragendes Mycelium zu Stande gekommen; Sporangien sind selbst bei achtwöchentlicher Dauer der Vegetation nicht herangereift. Da hierfür offenbar keine günstigen Bedingungen vorliegen, so hält sich der Verf. um so mehr für berechtigt, den gewöhnlichen Scheidenpilz für identisch mit dem *Oidium albicans* (lactis) zu erklären.

Eine weitere Frage musste noch beantwortet werden: ob der Pilz nur zwischen den Epithelzellen wuchert oder in diese selbst, resp. die tieferliegenden Gewebe eindringt. Obgleich L. Mayer das Eindringen von Pilzfäden in die Zellen selbst behauptet hatte, konnte der Verf. trotz vieler und sorgfältiger Untersuchungen dennoch nicht mit Sicherheit sich davon überzeugen. Da andererseits die Abtragung kleiner Pilzrasen von ihrer Unterlage leicht eine geringe Blutung zu erzeugen vermag, so erschien eine Experimentalprüfung angezeigt.

Es wurde das Kaninchen benutzt, bei welchem an mindestens 100 theils gesunden, theils trächtigen oder kranken Exemplaren niemals ein anderer Pilz als der schon erwähnte *Cryptococcus* (guttulatus) gefunden worden war. Wie schon früher Winkel erhielt Verf. und zwar in 22 Fällen ausschliesslich negative Resultate des Versuchs überhaupt. Geringe abendliche Temperatursteigerung ($0,5^{\circ}$), fleckige Röthung oder

kleine Blutunterlaufung des vorderen Schleimhaut-Abschnittes wurden allerdings häufig angetroffen; doch ist die erstere normal und die letzteren finden sich wenigstens nicht selten bei ganz gesunden Thieren.

Durch die Entwicklung von *Leptothrix* scheint diejenige des *Oidium* gehemmt zu werden, was Verf. mit der Erdrückung mancher Pflanzen durch sog. Unkräuter vergleicht. Der wirkliche Grund ist wohl, dass der Keimungsboden bald für den einen, bald für den anderen Pilz (eventuell Erscheinungsweise desselben Pilzes) günstigere Bedingungen darbietet. Im Uterus konnten die Pilze niemals nachgewiesen werden; auf dem Harn von Schwangeren bilden sie das *Kyestheine* genannte Häutchen älterer Autoren.

In Betreff der Aetiologie scheint das Lebensalter ohne Bedeutung zu sein; die Behauptung Trousseau's in Betreff des häufigeren Vorkommens bei jungen Mädchen vermochte Verf. nicht zu bestätigen. Mechanische Betastungen mit mehlbestäubten Händen sind nur in einem Falle Martin's als Infectionsursache angenommen worden.

Die in feuchten Wohnungen öfters vorkommenden *Penicillium glaucum* und *Aspergillus glaucus*, sowie die Uebertragung des *Microsporon furfur* von anderen Körperstellen her konnten auf Grund negativ ausgefallener Impfversuche ausgeschlossen werden. In 80—100 Fällen von *Prolapsus vaginae* wurde niemals *Oidium* gesehen, *Diphtheritis* lag nur in einem Falle (von Küchenmeister) gleichzeitig vor. *Diabetes mellitus* kann in einem kleinen Theil der Fälle herbeigezogen werden; der bei dieser Krankheit längst bekannte *Pruritus* ist aber wie gesagt auf das *Oidium* zu beziehen. Uebertragung durch

diabetische Männer konnte ebenfalls ausgeschlossen werden.

Am wichtigsten erscheint die Schwangerschaft; die Prozentzahlen der Erkrankungen verhalten sich bei Schwangeren und Nichtschwangeren wie 11:1—2. Eine Uebertragung durch die geburtshülfliche Untersuchung von Aphthenkranken Kindern her konnte ausgeschlossen werden, dagegen ist eine solche möglich, wenn pilzkranke Frauen vorher untersucht wurden. So bleibt ausser der Schwangerschaft nur der Infectionskatarrh als wesentliches aetiologisches Moment übrig.

Durch den Geburtshegang, namentlich aber wegen der alkalischen Reaction des Lochialflusses, tritt in den meisten Fällen eine Naturheilung ein. Andererseits wird dabei leicht der Soorpilz in die Mundhöhle der Neugeborenen mechanisch übertragen und haftend bedingt derselbe diese früher so häufige Krankheit der Kinder. Da deren Mundhöhle in Folge von anhaftenden Milchresten in 95% eine saure Reaction darbietet, bei welcher das Oidium besonders leicht, wenn nicht ausschliesslich sich entwickelt, so erscheint ausser dem Milchzucker auch die Säure-Bildung aus zuckerhaltigen Säften und Tränkchen beim Neugeborenen als Causalmoment.

Ausser den Pilzen kann Darminhalt, der während der Geburt austritt, in den Mund des Kindes gelangen. Hieraus erklären sich nicht nur Infectionen mit Pilzsporen etc., sondern auch die bisher so räthselhaften Fälle, in denen von Neugeborenen Eier thierischer Parasiten, Proglottiden etc. mit den Fäces u. s. w. entleert worden sind. In praktischer Beziehung ergibt sich die Beseitigung der Mycosis während der Schwanger-

schaft, sorgfältige Reinigung des Mundes des Neugeborenen und Säuglings als das wichtigste Verhütungsmittel der Soorbildung. Für die erstere ist ausser den die subjectiven Beschwerden lindernden kalten Waschungen die Kupfervitriol-Einspritzung (3,75:200) zweimal täglich zu empfehlen.

Aus der überaus sorgfältigen und gründlichen, die Literatur vollständig wiedergebenden und mit instructiven Tafeln ausgestatteten Monographie ergiebt sich als Hauptresultat, dass bei Schwangeren und durch Katarrhe afficirten der Soorpilz häufig ist. Derselbe bedingt subjective Erscheinungen wahrscheinlich sogar die meisten Fälle von Pruritus vulvae, und wird zur Ursache der Infection des Neugeborenen mit demselben *Oidium albicans*.

W. K.

Münchener Antiken. Herausgegeben von Dr. Carl Fr. A. von Lützw. Dritte bis siebente Lieferung (Schluss des Werks), S. 23 u. Taf. 18 bis S. 76 u. Taf. 42, in Folio. München 1862—1869.

Die beiden ersten Lieferungen dieses Werks haben wir in diesen gel. Anz. 1862, St. 15 eingehend besprochen. Wir können uns die Freude nicht versagen, hier auch seine Vollendung zu verkünden, welche, wenn sie auch in Folge der Ungunst der Verhältnisse viel später statt gehabt hat, als ursprünglich beabsichtigt war, dem Herausgeber zum grossen Verdienst angerechnet werden muss. In der That war es keine geringe Aufgabe für einen Privatmann, ohne

Unterstützung von Seiten des Staats oder des Fürsten eine wenn auch beschränkte Auswahl von belehrenden und interessanten Antiken in freilich nur einfachen aber streng und gewissenhaft ausgeführten Contourstichen zur Anschauung zu bringen und mit einem Text zu begleiten, welcher den Forderungen der Wissenschaft vollkommen Rechnung trägt, aber allgemein verständlich gehalten ist, nicht zu ausführlich und auch nicht allzu knapp. Herrn von Lützow's standhaftem Eifer gelang es auch in Herrn Carl Merhoff einen opferbereiten Verleger zu finden, welcher das kaum zur Hälfte fertige Werk aus dem Schiffbruche seines Vorgängers rettete und in gleich gediegener und schöner Ausstattung, wie es von jenem begonnen war, zu Ende führte.

Die von H. v. L. für die fünf hier in Betracht kommenden Lieferungen ausgewählten Bildwerke sind denselben Münchener Sammlungen entlehnt, wie die in den beiden ersten Lieferungen enthaltenen: der Glyptothek (welcher ausser allen Marmorwerken auch vier Porträts in Terracotta angehören), der Vasensammlung in der alten Pinakothek, den Fogelberg'schen Terracotten in den früheren vereinigten Sammlungen und dem früheren Antiquarium (aus welchem zwei Bronzestattuetten genommen sind). Der mit gewandter Feder geschriebene, von feinem Kunstsinn zeugende Text lässt es sich an erster Stelle angelegen sein, das Wesen eines jeden Kunstwerks klar darzulegen; dann demselben seinen Platz in der Kunstgeschichte anzuweisen. Auch für die sachliche Erklärung hat der Verfasser sich redlich bemüht das Seinige zu thun: die Zurückhaltung, welcher er sich in Betreff der Annahme oder des Vorschlages neuer Deutungen und Benennungen

hier beflissen hat, können wir unseres Theils nur billigen.

Tafel 13 bringt eine Victoria von einem noch nicht bekannt gemachten Terracottarelieff Römischer, jedenfalls Italischer Kunstübung. Der Herausgeber stellt die reichere, schwerere Beschuhung der Figur mit der Fusstracht der Feldherren und sonstigen Grossen im kriegerischen Costüm auf den Denkmälern der Römischen Kunst zusammen. Von solchen Vorbildern möge der Urheber des vorstehenden Werkes die sonst freilich auch bei den Römischen Victorien nicht eben übliche Fusstracht entlehnt haben, indem er auf die Göttin übertrug, was ihren Schutzbefohlenen auf Erden eigenthümlich war. Der soldatische Zug, welchen er dadurch seiner Darstellung gegeben habe, passe zu der nationalrömischen Anschauung vortrefflich. Das ist ganz fein ersonnen, trifft aber sicherlich nicht das Wahre. Die betreffende Fusstracht hat mit der, auf welche sie von H. v. L. zurückgeführt wird, Nichts zu schaffen. Sie findet sich schon auf unteritalischen Vasenbildern neben der Beflügelung bei den Erinyen und der Iris und hat ganz dieselbe Beziehung wie bei diesen. Es sei erlaubt, bei dieser Gelegenheit einen starken Irrthum zu signalisiren, den wir in neueren Schriften wiederholt gefunden haben, ohne dass er den Verfassern derselben anzurechnen wäre. Hr. v. L. beruft sich in Betreff der Fusstracht bei Röm. Grossen im kriegerischen Costüm auf *Mus. de sculpt. ant. de Mr. de Montferrand publ. par B. de Koehne, Mém. de la soc. imp. de St. Petersbourg, vol. VI (1852) I, p. 1 f. Taf. II.* Aus derselben Quelle hat Herm. Weiss in seiner *Costümkunde* S. 1068, Fig. 144 den Beleg für »das äusserst prächtige Schuhwerk für

die höheren Officiere, insbesondere die kommandirenden Consuln« geschöpft, und auch J. Marquardt hat in den Röm. Privatalterthümern, Abth. II, Taf. I, Fig. 5 ebendaher »den Schuh von einer Statue des Cäsar« als Musterbild genommen. Aber die Petersburger Bronzestatue — hinsichtlich deren es unbegreiflich ist, wie sie auf den Julius Cäsar hat bezogen werden können — kann in der betreffenden Beziehung auch nicht im Mindesten in Betracht kommen, was im Angesicht des Originals auch bei einer nur halbwege aufmerksamen Prüfung gleich in die Augen springt.

Auf Taf. 14 bis 17 sind die Niobiden der Glyptothek gegeben, der Knieende in drei verschiedenen Ansichten auf drei besonderen Tafeln. In Betreff des liegenden macht der Herausgeber unseres Wissens zuerst die Bemerkung, dass sich eine beträchtliche Wendung des Oberkörpers nach rechts hinüber wahrnehmen lasse, zu deren Bewerkstelligung die Fläche der Basis nach hinten zu merklich ansteige, um die linke Brust und Schulter emporzuheben, dass die Figur ohne Zweifel für die Untenansicht gearbeitet und somit ursprünglich für einen Giebel bestimmt gewesen sei. Rücksichtlich des knieenden sogenannten Nioboden beschränkt sich H. v. L. auf die Aeusserung, dass dessen Haltung entweder ein Motiv der Abwehr enthalte oder als Ausdruck des Entsetzens zu fassen sei. Er bringt zudem die Notiz, dass die ursprüngliche Basis im Wesentlichen unverletzt erhalten sei: die Basis bestehe aus demselben Stein, wie die Statue, und füge sich der Lage der letzteren genau an. Es fehlt noch an umfassenden Untersuchungen über das Verfahren der alten Künstler bei Herstellung des Postaments der Statuen.

Referent hat bei Besuchen von Museen seit Jahren auch hierüber Beobachtungen angestellt und meist gefunden, dass das von Hrn. v. L. bezeichnete Verfahren eingehalten wurde.

Taf. 18 enthält die Bilder der von O. Jahn Vasensamml. K. Ludwigs I n. 3 beschriebenen Vase der Candelori'schen Sammlung, welche, ebenso wie die auf Taf. 29 und zwar gleichfalls durch erste Publikation berücksichtigte, auch aus Vulci stammende (Jahn n. 55) zu denjenigen gehört, welche auf beiden entgegengesetzten Seiten einzelne zusammengehörige Figuren vertheilt zeigen, dort zwei (sehr schöne) Lyra-spielerinnen, hier Herakles und einen Kentauren im Kampf.

Auf Taf. 19 ist die höchst ausgezeichnete Marmorbüste der »jugendlichen Frau« aus der besten Kunstzeit (Brunn Glyptoth. n. 89) zum ersten Male in Abbildung gegeben, auf deren genauere Beziehung auch wir verzichten müssen; auf Taf. 20 die Marmorgruppe des mit einer Gans ringenden Knaben (Brunn n. 140); auf Taf. 20 die Statue des Silen (Brunn n. 98).

Taf. 22 bringt zwei unedirte Terracotta-gruppen Römischer Kunstübung, Amor und Psyche darstellend, deren einer man kaum diese Beziehung geben würde, wenn man nicht beim genaueren Zusehen am Rücken des Knaben die deutlichen Spuren ursprünglicher Beflügelung entdeckte und ein paar ähnliche, sicher auf Amor bezügliche Darstellungen kannte. In beiden Gruppen ist Psyche durchaus flügellos, was auch sonst noch mehrfach vorkommt, wie es denn auch an Pendants zu der bekannten Capitolinischen Marmorgruppe (Denkm. a. K. II, 54, 681), in der auch Amor ohne Flügel erscheint, nicht fehlt.

Auf Taf. 23 und 24 giebt H. von L. in erster Abbildung die beiden Bilder der früher Candelorischen Vase bei Jahn n. 306, von denen er das bedeutendste auf die Rückkehr eines jugendlichen Kriegers aus der Schlacht bezieht, das auf der Rückseite aber als mit jenem in Verbindung stehend betrachtet, indem er annimmt, es sei möglich, »dass der Maler uns hier eine Scene häuslicher Vorbereitung oder Berathung schildern wollte, welche dem auf dem anderen Bilde dargestellten Empfang des Kriegers vorausgeht.« Diese Ansicht hat nach unserem Dafürhalten wenig Wahrscheinliches. Dass die Frau hinter dem Manne mit dem Scepter in der Mitte die Rechte vorstrecke, »als wollte sie etwas empfangen«, scheint uns eine durchaus unrichtige Auffassungsweise. Zudem können wir nicht wohl glauben, dass auch nur eine der auf der Rückseite dargestellten Figuren mit einer der Vorderseite identisch sei. Selbst die Meinung des Herausgebers, dass es sich hier um eine Ankunft, nicht aber um einen Abschied handle, möchten wir nicht für ausgemacht richtig halten. Dass der jugendliche Krieger »eben im Begriff sei, den Waffenschmuck abzulegen, lässt sich schwerlich mit grösserer Wahrscheinlichkeit behaupten als das Gegentheil. Warum liesse ihn der Maler, zumal in dem dargestellten Augenblicke, in welchem er gleich die Rechte zum Entgegennehmen der Schale gebrauchen wird, diese noch auf den Schild legen, um zu vermeiden, dass derselbe zu Boden falle, da er doch auch angelehnt werden und so zur Ausfüllung des Raums dienen konnte; warum beschwerte er den rechten Arm und die betreffende Hand mit Chlamys, Lanze und Kopfbedeckung, wenn nicht, um anzudeuten, dass

der Krieger diese Dinge nicht von sich thun wolle?

Auf Taf. 25 finden wir eine Abbildung der berühmten Medusenmaske Rondanini. Im Text führt der Herausgeber die Virtuosität in Ausdruck des Gesichts hauptsächlich auf die scharfe und tiefe Erfassung des letzten Lebensaugenblickes zurück; wie das Flügelpaar, matt gesenkt, gleichsam die letzten Schwingungen versuche, so werden die Augen, obwohl noch offen, im nächsten Augenblicke gebrochen sein, schon liege der Tod schwer auf den oberen Lidern. In einer Anmerkung wird gesagt, das rechte Auge sei etwas weiter geöffnet als das linke. Im Gegensatze dazu heisst es bei Brunn Glypt. n. 128, die Augen seien keinesweges sterbend, sondern weit geöffnet, und »matt senke sich das Flügelpaar, nicht einem zu kühnem Fluge bereiten Adler, sondern einem im nächtlichen Dunkel sich bewegenden Vogel entlehnt.« Die in den letzten Worten enthaltene Bemerkung ist, so viel wir wissen, neu, und richtig. Die Flügel gleichen am meisten denen einer Nachtfalkenart. Das erinnert an die seltsamen Fittiche des Gorgoneion in den Denkm. d. a. K. II, 72, 929; auch an den Umstand, dass auf dem Vasenbilde ebda II, 68, 862 der Zeus der Unterwelt im Gegensatze gegen den Olympischen ein Scepter mit einer Eule, anstatt eines Adlers darauf führt. Doch glaube auch ich, dass durch die Darstellung der Flügel das Erstarren angedeutet sein soll. In Betreff der Augen dürfte Brunn eher Recht haben als v. L. Inzwischen findet ein Unterschied in Betreff der Bildung der Augen statt. Ueberall weicht, nach dem hiesigen Gypsabgüsse zu urtheilen, die linke Seite der Maske von der rechten etwas ab.

Der linke Flügel nimmt sich als etwas tiefer gesenkt aus. An der Stirn über dem linken Auge nach der Nasenwurzel hin ist die Wildheit und Leidenschaftlichkeit stärker angedeutet, das linke Auge liegt tiefer und ist unten an dem Lide etwas anders gearbeitet, links um die Oberlippe spielt ein etwas anderer Zug als auf der entgegengesetzten Seite. Auch an den Nasenlöchern zeigt sich Verschiedenheit. Bezüglich der Zeit der Arbeit des Werks schliesst sich Hr. v. L. mit Recht an Schorn an, der in der Behandlung die Technik der Römischen Epoche erkannt hatte, während Friederichs »Bausteine z. Gesch. der Gr.-Röm. Plastik, n. 672, S. 394 »nur dies behaupten« zu können glaubte, »dass die freiere Behandlung des Haares nicht über Alexander d. Gr. hinauszugehen erlaubt.« Ebenso richtig ist es, wenn Hr. v. L. sich »unser Medusenbild ursprünglich als Reliefschmuck eines Gebäudes verwendet« denkt. Wer die Form, welche die Maske namentlich auch in Folge der Stellung der Flügel hat, ins Auge fasst, wird wie von selbst zu der Ansicht gelangen, dass dieselbe zur Verzierung des Schlusssteins eines Gewölbes gedient haben möge, wie Brunn vermuthet hat, ohne inzwischen einer anderen Möglichkeit den Weg zu versperren.

Taf. 26 giebt die sehr schöne Bronzestatuetten eines stehenden unbekleideten Juppiter, welche sich in Charae's Mus. de sc. pl. 410 A, p. 684 A nur in der Vorderansicht abgebildet findet, besser ausgeführt in der Ansicht von vorn und von hinten. Nach Hrn. von L. hielt der Gott in der erhobenen Linken wahrscheinlich ein aufgestütztes Scepter, in der gestreckten Rechten, wenn überall ein Attribut, eine Schale. Das Vorhandensein des für die Linke vorausgesetzten Attributs ist doch wohl mehr als »wahr-

scheinlich«. In die Rechte möchte ich der Statuette am liebsten einen Blitz geben, was auch in Betreff der Haltung der Finger, so viel sich aus den Abbildungen schliessen lässt, wohl zulässig erscheint; vgl. die Bronzen bei Claras pl. 403, n. 687 und pl. 410 D. n. 684 B.

Auf Taf. 27 wird uns von dem Kopf des Paris (Brunn n. 135) die erste Abbildung gegeben. Dieselbe entspricht in Betreff des zarten Antlitzes mit dem melancholischen Ausdruck sehr dem auf Adonis oder Atys bezogenen Kopfe des Brit. Mus. (Diptychon Quirinian. Anm. 17 u. 24.)

Die interessante auf Taf. 28 zuerst abgebildete Terracottenstatuette des sitzenden Herakles soll diesen sicherlich nicht mit einem Rhyton im linken Arme als »Freund des Weines und der Gelage«, sondern mit einem Füllhorn als Segensspender darstellen.

Auf Taf. 29 erblicken wir den zweiten glänzendsten Repräsentanten der antiken Kunst in der Glypthotek, den sogenannten Barberinischen Faun (Brunn n. 95), welchem der Herausgeber mit Recht eine auch die mannigfachen Schicksale der Statue berührende ausführliche Besprechung gewidmet hat, an deren Schluss er uns in der Vignette auf S. 55 mit einem bisher noch nicht herausgegebenen Marmorwerke, das dem Münchener schlafenden Satyr in der Haltung am nächsten kommt, bekannt macht. Was diesen anbetrifft, so halten wir denselben mit Brunn entschieden für ein Originalwerk aus der Zeit unmittelbar nach Alexander d. Gr. Das vermeintliche Wolfsfell dürfte keineswegs als ein entschiedenes Kriterium für die Entstehung in Römischer Zeit veranschlagt werden, wenn es auch ganz sicher stände. Es wird inzwischen

von Brunn als Löwenfell betrachtet, an das schon H. von L. wegen der gewaltigen Grösse dachte.

Die von Clarac Mus. de sc. pl. 437, n. 792 als Venus, von Hrn. von L. auf Taf. 31 als Ceres gegebene Statue, als welche sie auch der Ergänzer Tenerani sich dachte, hält Brunn n. 298 weder für das eine noch für das andere, indem er vielmehr an ein den oberen Gottheiten dienendes Wesen, z. B. eine Hore denkt. An eine Ceres glaube auch ich mit nichten. Uebrigens möchte ich weder in Betreff dieser, noch namentlich in Betreff der Venus so viel auf die »ungewöhnliche Gürtung« geben, wie Brunn thut. Ungewöhnlich ist diese auf Bildwerken überhaupt. Dass aber der über den Hüften gegürtete bis auf die Füße herabfallende feinstoffige Chiton recht wohl zu einer Aphrodite passt, glaube ich behaupten zu können, ohne dafür die Karlsruher Parisvase (Creuzer Zur Galler. d. alt. Dramat. Taf. I = Overbeck Gall. her. Bildw. Taf. XI, n. 1) veranschlagen zu wollen. Einige Marmorstatuen, die in Betreff des an derselben Stelle gegürteten Chiton der Münchener entsprechen, die bekannte Elektra aus der Neapolitanischen Gruppe mit Orestes an der Spitze, hat O. Jahn in den Ber. d. K. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1868, S. 119 fg. zusammengestellt. Wir machen noch aufmerksam auf die Flora-Farnese zu Neapel (Clarac p. 438 B, n. 795) und die sogenannte Dresdner Flora (Clarac pl. 440, n. 797). Aehnlich auch die Diana Braschi zu München (Clarac pl. 566, n. 1246 B, Denkm. d. a. K. II, 16, 168). Ein paar Male findet sich das so gegürtete dünne Gewand auch bei der sitzenden Phädra (auf dem Sarkophag von Girgenti in der Arch. Ztg. 1847, N. F.,

Taf. VI und auf der unter den Woburn Abbey Marbles pl. XIII), um von den halbliegenden oder knieenden Knöchelspielerinnen (Clarac pl. 578, n. 1248, 564 D, n. 1248 A) zu schweigen. Auf eine sichere Deutung des in Rede stehenden Münchener Statuenbruchstücks ist bis auf Weiteres zu verzichten. Dass die schwarze Farbe des Gewandes symbolisch bedeutsam sein sollte, hat keine Wahrscheinlichkeit.

Die auf Taf. 32 genauer als bei Clarac pl. 814, n. 2048 publicirte Statue gilt jetzt allgemein als die des Hermes: nur Fröhner Mus. impér. du Louvre, Notice de la sculpt. ant., Vol. I, p. 212, n. 183, denkt an einen Epheben, der sich entweder zum Laufe anschicke, oder, wahrscheinlicher, nachdem er den Lauf ohne Fussbekleidung abgemacht habe, sein Schuhwerk anlege, um die Arena zu verlassen. Eigenthümlich ist immerhin, dass die Replik im Hause Landsdown (bei Clarac pl. 814, n. 2048 A) nach Friederichs Versicherung (Bausteine n. 666, S. 391) einen unzweifelhaft antiken und zugehörigen Kopf hat, der im Ausdruck nicht mit dem gewöhnlichen Typus des Merkur stimmt und auch nicht die krauslockigen Haare zeigt. — Die Münchener Statue hat auch wegen der Verschiedenheit des Materials Interesse. Hr. von L. bezeichnet als »seltsam« die Zusammensetzung aus verschiedenen Marmorarten, indem Kopf und linker Schenkel aus zwei Species parischen Marmors bestehen, das Uebrige, so weit es antik ist, aus Pentelischem. Schorn (Glypt. n. 150 der ersten Ausg.) wagte nicht zu unterscheiden, ob diese Zusammensetzung antik oder modern sei, indem er den Kopf für sicher antik und wohl zugehörig hielt und dasselbe auch in Betreff des l. Schenkels für wahrscheinlich er-

achtete. Lützow neigt sich zu der Annahme, dass schon im Alterthum eine Restauration vorgenommen sei, Brunn dagegen hält n. 151 den I. Oberschenkel für ergänzt (wie es scheint, erst in neuerer Zeit), den Kopf aber für ursprünglich mit der Statue zusammengehörig, doch sei das sehr ergänzte Gesicht auch in seinen erhaltenen Theilen stark überarbeitet. Die Verschiedenheit des Materials des Kopfes erkläre sich aus der Natur des für die Statue verwendeten schieferigen Marmors. Er führt zwei ähnliche Beispiele an, darunter auch die Pariser Replik. In Betreff des Kopfes stimmen wir ihm bei, denn auf Schorn's Gründe: derselbe sei etwas klein und von anderer Arbeit, möchten wir Nichts geben. Wie steht es aber mit dem I. Schenkel? — Die Kunstrichtung anlangend, so ist dieselbe unverkennbar die Lysippische. Das Hr. von L., der nach C. O. Müller's Vorgange die Statue in mancher Beziehung nicht mit Unrecht mit der des sogen. Borghe-sischen Fechters zusammenstellt, gerade an die Pergamenische Schule denkt, scheint uns nicht wohlgethan.

Auf Taf. 33 erhalten wir die doppelte Ansicht eines Terrakottenkopfes eines Weibes, der »in Ausdruck, Styl und Arbeit ein beachtenswerthes Gegenstück« zu dem vermeintlichen Alexanderkopf auf Taf. I bildet. Ob aber auch in gegenständlicher Hinsicht ein Gegenstück beabsichtigt sei, vermögen wir nicht einzusehen.

Taf. 34 bringt das schon von Lebas Voy. arch. en Grèce, Mon. fig., pl. 19 abbildlich mitgetheilte fragmentirte Relief aus der besten Attischen Kunstzeit, dessen ursprüngliche Bestimmung, wie Hr. von L. darthut, keineswegs sicher steht. Die von diesem angenommene Ur-

lichs'sche Deutung auf Demeter Katagusa und Persephone, ist, trotz des Ansprechenden, das sie hat, doch nicht vollkommen überzeugend.

Auf Taf. 35 und 36 erscheinen zum ersten Male die beiden Bilder der früher Candelori'schen schönen Amphora bei Jahn n. 349 in Abbildung. Im Text des Herausgebers finden sich einige in sachlicher Beziehung beachtenswerthe Abweichungen von der Jahn'schen Beschreibung. Die Inschrift an dem *λουτήριον* auf der Vorderseite lautet vollständig *ΚΑΛΟΣ ΠΟΛΕ-*
ΜΑΝΕ, womit auch ich Nichts anzufangen weiss, wenn nicht der Name *Πολεμαίνετος* gemeint ist. Während Jahn in Betreff der mittlern Figur annahm, dass sie in der Rechten ein Alabastron halte, betrachtet Hr. von L. das Band in dieser als die abgenommene Kopfbinde der Frau und spricht von einem an der Wand hängenden Alabastron neben der Frau zumeist nach links vom Beschauer. Ich schliesse mich lieber der Jahn'schen Auffassungsweise an, obgleich zwischen Band und Alabastron ein kleiner Zwischenraum ist, in Folge der Flüchtigkeit des Malers. Das mit einem langen dünnen Stiel versehene Geräth, mit welchem sich dieselbe Frau das Haar kämmt, — wie Jahn sich ausdrückt, sicherlich ohne dabei an einen eigentlichen Kamm zu denken — ist bis jetzt anderswo noch nicht nachgewiesen. Hr. von L. betrachtet es als »einen Schwamm oder ein sonstiges zum Waschen oder Salben dienendes Geräth.« Gewiss handelt es sich um eins zum Salben und Herrichten des Haars. — Dass die Scene auf der Rückseite der Amphora mit der auf der Vorderseite zusammenhänge, hat gewiss die grösste Wahrscheinlichkeit: man ver-

gleiche nur El. d. Mon. céram., IV, 20. Die Dose mit spitzem Deckel und hohem Fuss, welche von der dem Beschauer zumeist nach rechts stehenden Frau mit der Rechten gehalten wird, betrachtet Hr. v. L. sicherlich mit Recht als für trockenen Parfüm bestimmt. Solche Gefässe kommen selbst auf Münzen deutlich für Weihrauch vor. Ob er aber bezüglich der mittleren Frau mit Recht annehme, dass sie der zur Rechten einen Spiegel vorhalte, steht sehr zu bezweifeln. Uns scheint es sich vielmehr um einen Spatel zu handeln, welcher zu einem Salbgefäss gehört, also dasselbe mit vertreten kann. Vgl. D. a. K. II, 57, 728 (727). Auf dem kurz vorher angeführten Vasenbilde hat die eine der bekleideten Frauen ein Alabastron, während die andere mit jener Büchse für Parfüm versehen ist. Auf einer von Hrn. von L. erwähnten bemalten Lekythos hält dieselbe Frau in der einen Hand das Gefäss für Parfüm, in der andern das Alabastron. Dass auf der Münchener Vase das bekleidete Weib in der Mitte der Rückseite die Dienerin des zumeist nach rechts vom Beschauer stehenden sein solle, ist überhaupt nicht wahrscheinlich.

Auf Taf. 37 finden wir den schon mehrfach abgebildeten vortrefflichen Augustuskopf aus Palazzo Bevilacqua und auf Taf. 38 die beiden auch schon durch den Grabstichel bekannt gemachten, aber uns doch in diesen neuen Abbildungen erwünscht kommenden Marmorreliefs mit ländlichen Szenen bei Brunn n. 301 und 127. Das an zweiter Stelle erwähnte ist in neuerer Zeit richtig als ein Bestandtheil einer grösseren Composition erkannt. Darauf führt auch das Blicken des Berggottes nach links und die Hündin, welche das von diesem gehal-

tene Löwenfell beschnobert, woraus erhellt, dass sie nicht jenem angehört, sondern einem von denen, nach welchen der Gott eben hinblickt, wahrscheinlich dem Paris. Wenn Hr. von L. meint, die ausgesprochene Weiblichkeit des Thiers sei gewiss nicht ohne Beziehung auf die Fruchtbarkeit der Natur, deren drastischen Ausdruck wir links von dem Berggott in der Priaposherme vor uns haben, so können wir nicht beistimmen. Will man jenem allerdings selteneren Umstände eine besondere Beziehung zuschreiben, so kann sie doch wohl nur darin gesucht werden, dass man den Hündinnen eine grössere Spurkraft beilegte als den Hunden männlichen Geschlechts, so dass die vorstehende selbst verborgene Wesen, wie den im Dickicht seines Waldes lauschenden Berggott, auffindet.

Folgt auf Taf. 39 eine noch nicht bekannt gemachte Bronzestatuetten des Herakles mit Hesperidenäpfeln in der nach oben gekehrten etwas geöffneten Hand und der Keule in der gesenkten Linken. Es sieht so aus als ob er die Aepfel zeigen wolle.

Die »Etruskerporträts« enthaltenden bisher unedirten vier Köpfe aus Terracotta auf Taf. 40 aus dem Saale der farbigen Bildwerke der Glyptothek, untergeordnete Denkmäler aus der späten Zeit der Kunstübung jenes Volks, sind hauptsächlich als Beispiele von Racetypen und Volkscharakteren gegeben.

Auf Taf. 41 ist die Venus Braschi in einer Abbildung gegeben, für welche wir trotz der schon vorhandenen dankbar sind. Im Text wird mit Brunn n. 101 angenommen, dass das Gefäss links von der Figur eine Hydria sei und dass die Göttin das Gewand heraufziehe, nicht aber auf das Gefäss niedersinken lasse, wodurch

sich Feuerbach's Tadel gegen die Haltung des I. Armes erledige. Wie kam aber die Göttin dazu den »Mantel« auf das Wassergefäß, was doch nur zum Baden dienen konnte, zu legen? Und zu welchem Zwecke wird dieselbe noch nach dem dargestellten Augenblicke »über den weichen Flugsand des Gestades dahinschreiten«? Nimmt man die Hydria und das Hinaufziehen des Gewandes an, wie auch wir gern thun, so hat man eine Aphrodite anzuerkennen, die nicht wie die Knidische des Praxiteles nach der gewöhnlichen Annahme unmittelbar vor, sondern unmittelbar nach dem Bade dargestellt, oder, wenn unmittelbar vorher, als in ihrem Vorhaben zu baden plötzlich gestört zu denken ist. In der That nimmt Hr. von L. ein plötzliches Herausziehen des Gewandes an.

Die letzte Taf., n. 42, enthält das noch nicht bekannt gemachte Marmorrelief, welches Polyphem und einen von ihm getödteten Genossen des Odysseus darstellt, bei Brunn n. 131, dem sich der Herausgeber mit Recht in der Erklärung anschliesst.

Hiemit sei das vorliegende Werk den Freunden von Kunst und Alterthum auf das Beste empfohlen.

Fr. Wieseler.

Arthurian Localities; their historical origin, chief country and Fingalian relations; with a map of Arthurian Scotland, by John S. Stuart Glennie, M.A., etc. Edinburgh: Edmonston and Douglas. 1869. VI u. 140 S. gr.-8.

Dass der sagenberühmte Arthur kein König

gewesen, namentlich nicht ein solcher, wie ihn Gottfried von Monmouth und die altfranzösischen Romane darstellen, das unterliegt keinem Zweifel mehr, ebensowenig aber auch dass er ein tapferer Anführer der Cymry gewesen und die Feinde derselben heftig bekämpft hat. Die letzten Forschungen in dieser Beziehung sind enthalten in dem Werke W. T. Skene's »The four Ancient Books of Wales, containing the Cymric Poems attributed to the Bards of the Sixth Century« (2 Bde Edinb. 1868), worin er unter anderm ausser einer Vertheidigung der Authentie jener Gedichte, namentlich gegen Stephens (s. G. G. A. 1864 S. 1405 ff.), nicht nur die Heimat derselben nach dem Norden der britanischen Insel verlegt, sondern auch die Ansicht aufgestellt hat, dass der Arthur des Nennius (der einzig historische Arthur) der *dux bellorum* oder *guledig* der nordischen Cymry, welche die kleinen Staaten von Strathclyde und Cumbria (d. i. das jetzige Südschottland und die englische Grenze) inne hatten, gewesen sei und als solcher im sechsten Jahrh. mit den Sachsen des Königreichs Bernicia und den jenseits des Frith of Forth wohnenden Picten lange und siegreiche Kämpfe geführt habe, wobei er auch die aus Nennius bekannten zwölf Schlachten schlug und endlich bei Camlan das Leben verlor. Nicht also im Süden und in Wales darf die ursprüngliche Heimath Arthur's gesucht werden, sondern nach dem Unterliegen der walisischen Nationalität sind nach Glennie's Ansicht die nordcymrischen Sagen über den siegreichen Cymryanführer von den Walisern um so bereitwilliger aufgenommen worden, als durch den fünfhundertjährigen Kampf voll Siege und Niederlagen gegen ihre östlichen Nachbarn ähnliche Ueberlie-

ferungen im Munde des Volkes leben mussten, welche zur Aufnahme jener einen besonders günstigen Boden gewährten, und in jenem langen Zeitraum gewiss auch Anführer gleiches Namens oder ähnlicher Schicksale wie der nördliche *guledig* gelebt hatten, auf deren Haupt sich dessen Sagen niederlassen konnten. Alles dies erkläre das Entstehen eines südlichen d. i. walisischen Arthur, obschon auch die wirkliche Existenz desselben noch mancherlei Verfechter hat, wie z. B. Pearson, den Verfasser der *History of England in the Early and Middle Ages*, dessen an Glennie gerichtete »Note on the Argument for Arthur as a West-of-England King« am Schluss vorliegenden Buches mitgetheilt ist, trotzdem jener sie nicht für eine genügende Widerlegung seiner eigenen Ansicht hält. Diese stützt sich aber hauptsächlich darauf, dass Glennie die von Skene durch Prüfung der historischen Nachrichten sowol wie der altcymrischen Gedichte gewonnenen theoretischen Motive für die Annahme der Existenz eines ursprünglich nordischen Arthur einem inductiven Verfahren unterworfen und auf diese Weise zu allererst nachgewiesen hat, dass nicht nur der nordcymrische District die eigentliche Heimat der arthurischen Localitäten ist, sondern auch (soweit sich das überhaupt nachweisen lässt) derjenigen Ereignisse, welche in den an jene sich knüpfenden Sagen auf historischer Basis beruhen mögen. Er hat nämlich die in Rede stehende Gegend, wie dies aus der beigegebenen sehr willkommen Karte erhellt, auf das sorgfältigste durchforscht und dort zahlreiche, weit zahlreichere arthurische Erinnerungen und Localitäten gefunden als deren in Wales vorhanden sind; von diesen Localitäten belaufen sich die mit Arthur's Namen zusammengesetz-

ten allein schon auf achtzehn, in deren Nähe überdies fast alle jene zwölf Schlachten sich mehr oder minder deutlich scheinen nachweisen zu lassen, wie z. B. Camland in dem Städtchen Camelon (bei Falkirk), wobei auch nicht zu übersehen ist, dass unter den Eildon Hills (bei Melrose) Arthur mit seinen Rittern in tiefem Zauberschlaf ihr einstiges Wiederaufwachen erwarten. Ja, noch mehr: Glennie hat sogar Reminiscenzen vielfacher wohlbekannter Personen und Localitäten der spätern Arthurrömane in dem nordcymrischen Gebiete wiedergefunden und bemerkt in dieser Beziehung: »Die Hauptcharaktere der romantischen Sagen und Erzählungen jener Römane stehen mit dem Norden in Verbindung und die Hauptereignisse derselben finden nicht nur in dem arthurischen, von dem fíngalisch-pictischen scharf geschiedenen Schottland ihre Localitäten, sondern diese stehen auch in ganz natürlicher Verbindung mit einander, ganz so wie wenn *la grande Geste d'Arthur* (wie man sie nennen könnte) ihren wirklichen Schauplatz dort gehabt hätte statt bloss ein mittelalterlicher Cyclus romantischer Abenteuer zu sein, weshalb also diese Römane in der That auch historische Charaktere, Ereignisse und Kämpfe des älteren Schottlands zur Grundlage haben müssen.« — Ausser diesen geschichtlichen Elementen enthalten die Arthurrömane, wie der Verf. hervorhebt, gleich den Romanen des Mittelalters überhaupt auch noch mythische Elemente, die sich auf die ältesten Redeformen des indo-europäischen Stammes zurückführen lassen, ganz so wie dies mit den griechischen Mythen geschehen ist, und Glennie verspricht dies in einem zweiten Essay ausführlich nachzuweisen, wozu wir ihn dringend auffordern, denn dass

er in Betreff der Hauptsache, d. h. der mythologischen Grundlage eines Theiles des Stoffes jener Romane, vollkommen Recht hat, wird Niemand bezweifeln, der letztere genauer ins Auge gefasst hat. Auch hier also und zugleich in den aus letztern entstandenen Volksbüchern werden wir wie bei den Märchen und sonstigen (auch epischen) Volksdichtungen zunächst des oben genannten Völkerstamms immer wieder auf den Orient und dessen Mythologie zurückgeführt und Glennie wird sich durch die Ausführung seiner beabsichtigten Arbeit ein ebenso grosses Verdienst erwerben, wie durch die vorliegende, welche wir der Aufmerksamkeit der Forscher auf dem Gebiete der romantischen Litteratur dringend empfehlen.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Berichtigungen zu Stück 20 Seite 761—792.

- Seite 763 Zeile 13 statt ap. San Luigi lies ap. (Manni)
 » 771 » 24 setze zu armati ein Komma und ergänze: wenn Villani hinzufügt
 » 778 » 1 der Anmerk. lies S. 776 Anmerk.** statt in Anmerk. 2.
 » 779 ist zu quelli della Bella eine Anmerk. gezogen, die zu Bambo di Bonaguisi auf S. 780 gehört.
 » 779 Zeile 8 statt Die lies Di
 » 780 ist die Verweisung nach S. 779 zu streichen.
 » 781 ist zu de' Campiobessi eine Verweisung nach S. 779 gezogen, die zu Bonaguisi S. 783 Zeile 13 gehört. Dann wäre statt 779 zu lesen 780.
 » 781 Zeile 28 statt und Ubertis lies oder Ubertis
 » 781 » 10 streiche: aber
 » 784 » 16 und 17 statt unsere Geschlechter lies unser Geschlecht
 » 792 » 4 statt seinen Gewährsmann lies seine Gewährsmänner
-

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 25.

22. Juni 1870.

Le cardinal Jean Morone. Étude historique par Frédéric Sclopis, président de l'académie des sciences de Turin, associé étranger de l'institut de France. Paris A. Durand et Pedone Lauriel libraires, 9 rue Cujas. 1869. VIII 95. Extrait des séances et travaux de l'académie des sciences morales et politiques.

Ueber den Cardinal Giovanni Morone hatten wir bisher nur 3 kleinere Schriften: 1) Joh. Georg. Frickius: *Observatio de vita Johannis Morone*, im 12. Bande der *amoenitates literariae* Schelhorn's, die allerhand Erlebnisse des Cardinals erzählt, aber von einer Lebensbeschreibung weit entfernt ist. 2) Tiraboschi hat in seiner *storia della letteratura Italiana* einen sehr gedrängten, aber genauen Abriss seines Lebens gegeben. 3) Cesare Cantu: *Il cardinale Giovanni Morone, commentario*, letto nella seduta dell'istituto Lombardo li 8 Novb. 1866. Von ihm sagt Sclopis: *il fournit de précieux matériaux pour mettre en son jour cette belle figure historique*. Sclopis hat nun noch verschiedene

bisher ungedruckte Aktenstücke aufgefunden und fasst alles noch einmal zusammen. Von diesen sind im *appendice* abgedruckt: 1) *Lettera del card. G. Morone al card. Contarini*. Da Hagenau (Hagenau) alli XXVII de Giulio MDXXXX. Aus der Ambrosiana in Mailand. 2) *Captura del Cardinale Morono in Roma dell' ultimo di maggio 1558*, wobei der Herausg. als Zeichen des Fundortes D 181. Inf. — No. II setzt. 3) *Auszug aus einer Depesche des Erzbischofs von Genua, Agostino Salvago, eines Dominikaners, an den Senat der Republik, Trient 1562 Novb. 9.* 4) *Lettre du Cardinal de Lorraine au pape Pie IV. (Ital.) Di Trento l' ultimo di giugno MDLXIII.* Aus der Bibliothek des ArsenaIs in Paris, *manuscripts Italiens, recueil de piéces n. 57, petit in folio, 2 vol. p. 785 (copie)*. In dieser letzten Urkunde ist S. 94 Z. 9 wohl importance zu lesen. Einige Urkunden (1563 April 24 Mai 2 Mai 6), welche Sclopis dem gelehrten Abbate Ceruti in Mailand verdankt, sind nicht mit abgedruckt, indem sie das, was Sclopis über die Verhandlungen mit den kaiserlichen Ministern sagt, und mit Maximilian, bestätigen, ebensowenig ein Gedicht: *Ad illustrissimum Cardinalem Moronum, de pacificatis Genuensibus*, welches, nach Art Horazischer Oden verfasst, keine weitere geschichtliche Ausbeute bietet.

Giovanni Morone, geb. zu Mailand den 25. Jänner 1509, war der Sohn von Hieronymus Morone*) und der Amabilia Fisiraga. Das Geschlecht der Morone wurde seit dem 12. Jahrhundert dem Mailändischen Adel zugezählt, und noch heute führt eine Strasse in Mailand seinen

*) Girolamo Morone. *Memoria storica di Guglielmo Enrico Saltini*. Arch. stor. ital. 1868 tom. VIII. part. I 59—126.

Namen. Clemens VII. ernannte Giovanni bereits in einem Alter von 20 Jahren zum Bischofe von Modena. Aber sa jeunesse ne l'entraîna à aucun dérèglement et la précocité de son entrée aux affaires ne fit que lui fournir plus de moyens de se rendre capable de les bien diriger. Morone ergriff indessen nicht gleich von seinem Bisthume Besitz; der Herzog von Ferrara wünschte, dass sein Neffe, der bereits Erzbischof von Mailand war, auch Bischof von Modena werde und Morone konnte diese Nebenbuhlerschaft nicht anders besiegen, als durch das fast gegen den Willen des Papstes gegebene Versprechen, dem Mitbewerber eine Pension von 400 Goldskudi zu zahlen. Morone ward vom Papste zum Könige von Frankreich gesandt, um ihn zum Abschlusse des Friedens zu bewegen (S. 4 unten lies synode religieuse). Paul III. schickte Morone dann als Nunzius zum Römischen Könige. Il fallait donc procéder avec adresse et douceur; ne point éveiller d'irritations et menager ceux qui hésitaient à se déclarer pour la bonne cause. Les instructions données à Morone lui recommandaient de ne point se livrer à la controverse tout en appuyant par ses avis les catholiques qui entreprendraient des discussions avec des protestants, et d'informer promptement le pape de toute proposition d'arrangement que l'on aurait présentée. L'objet de la mission de Morone était, en langage ordinaire, de sonder le terrain et de voir venir. Diese Instruktionen sind bei Laemmer, monum. Vatic. p. 262 sq. wörtlich abgedruckt. Ranke erwähnt in seinem ersten Bande der Geschichte der Römischen Päpste*) frühere Instruktionen an Morone, vom

*) 2. Aufl. S. 152.

24. Okt. 1536. Hier empfiehlt ihm Paul III.: keine Schulden zu machen, sich ohne Luxus aber auch nicht ärmlich zu kleiden, die Kirchen zu besuchen, aber ohne Stolz und Heuchelei. Gewiss ist nichts bezeichnender für die Zeit, als solche Vorschriften, die das Oberhaupt der Kirche seinem Nunzius zu machen für nothwendig oder für gut hält. Morone erfüllte seine Amtspflichten bestens: fein in der Beobachtung, besonnen in seinen Handlungen, berichtete er kurz und klar die Lage der Dinge nach Rom, auch dann, wenn er fürchten musste, seinem Herrn etwas Missfälliges zu sagen, wie 100 Jahre später sein grosser Nachfolger Fabio Chigi, von dem Pallavicin (vit. di Alessandro VII p. 125 der Prateser Ausgabe) sagt, dass sein Streben stets dahin gegangen sei di significare il vero al superior qualunque fosse, senza guardar a non dire ciò che gli recasse pregiudizio. Morone erhielt auch vom Papste den Auftrag, ein Bündniss zu stiften zwischen Karl V., seinem Bruder, dem Könige von Böhmen, und Venedig, gegen Franz I. von Frankreich, der sich zum Aergernisse der ganzen Christenheit mit dem Sultan verband. Am 19. Juni 1540 schrieb Morone aus Hagenau: »Ich kenne nur 2 Mittel (die der Welt den Frieden wiedergeben können): Versöhnung des Kaisers mit dem Könige von Frankreich und das Concil.« Der Nunzius musste es berufen. Morone ward nach Rom gerufen, um dem Papst persönlich über Alles Bericht zu erstatten; dann wurde er zum Speirer Reichstage gesandt. Mit den Waffen gegen die Protestanten vorzugehen, hielt Morone für wirkungslos, auf die Hussiten hinweisend, ja für gefährlich. Quanto al pericolo V. S. R. deve sapere che tutta la Germania è Lutherana.

Et se non fosse il rispetto et timore de l'imperatore et del re dei Romani, et d'alcuni altri principi et superiorità cattoliche, tutto il popolo sarebbe Lutherano. Dazu kam die Gefahr, welche die inneren Verhältnisse der Kirche den Katholiken bereiteten. Il pericolo, schreibt Morone 1540 19. Juni, consiste in la discordia dei catholici et in la viltà dei vescovi, et poca osservanza verso la sede apostolica, et nelli mali consiglieri quali hanno tutti li principi catholici; man müsse vereinigen queste scope desligate delli vescovi di Germania, quali intiepiditi et raffredditi, risguardano solo alla lor presente quiete, hanno diversi legami et confederationi etiam cum Lutherani (so) et non si curano che la religione ruini (1541 26. Febr.). Diejenigen aber, welche es wirklich aufrichtig mit der Kirche meinten, dachten an das Beispiel und die Worte des h. Gregor v. Nazyanz: Ego, si vera scribere oportet, ita animo affectus sum, ut omnia episcoporum concilia fugiam: quoniam nullius concilii finem laetum faustumque vidi, nec quod depulsionem malorum potius quam accessionem et incrementum habuerit. Pertinaces enim contentiones et dominandi cupiditates . . . ne ullis quidem verbis explicari queant: citiusque aliquis in culpam vocabitur, dum in aliena iudicium fert, quam ut aliorum perversitatem comprimat. (Greg. Naz. ep. 55). Paul III. dachte einen Augenblick daran, die nöthigen Reformen selbst allein durchsetzen zu können; er ernannte eine Commission dafür unter Vorsitz des hervorragenden Cardinals Kaspar Contarini.*) Vergebens. Da erliess Paul die Berufungsbulle für das Concil, am 22. Mai 1542.

*) S. über ihn Ranke Römische Päpste 1, 154 ff.

Morone hatte bei der Rückkehr in seinen Sprengel sogar den Aerger, zu sehen, dass ganz Modena von Häretikern wimmelte. Mittelpunkt dieser Sektirer war eine gelehrte Gesellschaft, von ihnen Akademie genannt. Der Zeitgenosse Alexander Tassoni (Hs. angeführt von Tiraboschi) berichtet, dass sogar die Frauen bei gegebener Gelegenheit auf den Plätzen, in den Läden, in den Kirchen sich über Glaubenssätze stritten und wetteifernd die h. Schriften zerrissen. Morone liess die angesehensten Bürger ein kurzes Glaubensbekenntniss unterzeichnen.

Um diese Zeit wurde er Cardinal und einer der Vorsitzenden des Concils. Die Eröffnung desselben zog sich aber noch in die Länge und Morone erhielt mittlerweile vom Papste den Auftrag, Karl V. die üblen Folgen des Speirer Reichstages (1544) vor Augen zu halten. Aber Karl V. dachte nur an den Krieg mit Frankreich, wie Sclopis sagt, *en sacrifiant pour cela les intérêts catholiques*. Endlich wurde der Friede mit Frankreich abgeschlossen, das Concil konnte sich in Trient versammeln. Bevor wir aber Morone dahin begleiten, betrachten wir erst seine Thätigkeit als Legat in Bologna. Diese Legationen waren grosse Regierungsbezirke (*gouvernements*), die einem in der Verwaltung gewandten Cardinal anvertraut wurden. Morone war hier seit 1544 der Nachfolger eben jenes oben genannten Kaspar Contarini, der dort in Bologna gestorben war. Diese Legation war ein äusserst schwieriger Posten; die Bevölkerung trug die päpstliche Herrschaft nur, weil sie dieselbe nicht abschütteln konnte (*qui ne supportait le joug que parce qu'il lui était impossible de s'en délivrer*). Das bezeugen die

häufigen Aufstände*). Morone war ernannt worden für die Legation Bologna mit voller geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit, und mit nur geistlicher Gerichtsbarkeit über die Stadt Ravenna und die Provinz Romagna. Er trat indessen sein Amt an, als ob er Souverän wäre, und machte gar nicht einmal den Versuch, sich mit den Stadtbehörden, auf welche Bologna stolz war, vorher in ein Einvernehmen zu setzen.

Da war der Gonfaloniere di Giustizia, die Anzianen, die Gonfalonieri oder Tribuni del Popolo, die Massari (Vorsteher) delle Arti und viele andere**). Dadurch machte sich Morone so viel Feinde, als er Freunde sich hätte gewinnen können. Er gab Gesetze über Polizeiwesen, über Eintreibung und Vertheilung der Steuern, über das gerichtliche Verfahren. Er gab eine Provvisione che sia lecito a ciascuna persona così ecclesiastica come secolare habitante nelle Castella e ville del Contà di Bologna pigliar l'arme, sonar le campane et correre dietro alli banditi et delinquenti et quelli pigliare, ferirli et ammazzarli senza incorso di pena alcuna. Et ancora s'el fusse un bandito che ammazzasse un altro bandito sarà cavato di bando.

*) In einem derselben wurden zwei Bildsäulen Julius II. zertrümmert. S. meine Anzeige der Schrift: Notizie intorno alle 2 statue erette in Bologna a Giulio II. distrutte nei tumulti dell' 1511. Per B. Podestà, consigliere nella prefettura di Bologna. Bologna 1868. in v. Zahns Jahrbüchern der Kunstwissenschaft 1869. II. 183—194.

**) Ein gutes Bild der Verfassungsverhältnisse Bolognas giebt die Schrift Podestàs: Alcuni documenti inediti intorno alla vita ed agli studj di Pietro Pomponazzi. Bologna 1868. S. meine Anzeige derselben in diesen Blätt. 1868. Stück 44.

Et non essendo bandito guadagnerà quello che promette il statuto di Bologna — alli XXI di Giugno 1548. (Per Anselmo Giacavelli, 1 vol. in 8^o). Unterzeichnet stehen Morone und Ulysses Gozzadini Gonfaloniere della Giustizia. 1547 erhielt Morone zum Vicelegaten Giovanni Angelo Medici, Bischof von Ragusa, der einige Jahre später als Pius IV. den Thron bestieg, und nun sein entschiedener Begünstiger war. Morone ward aus seiner Stellung abberufen, man meint, wegen des Misstrauens der französischen Cardinäle gegen ihn, den Deutschgesinnten; andere glauben, er habe selbst seine Abberufung betrieben. Genug, Morone zeigte sich ganz zufrieden, eine Stelle zu verlassen, wo er keine Zuneigung sich erworben hatte; er empfing vom Papste eine Entschädigung für das, was er aufgab.

Nur den Deutschen gegenüber machte Morone von seiner Strenge eine Ausnahme, denn Deutschland wollte er mit Rom aussöhnen. In dem gegen ihn angestregten Inquisitionsprocess erklärt er selbst, dass er sehr tolerant gegen die der Ketzerei verdächtigen Deutschen gewesen sei, besonders gegen die deutschen Studenten in Bologna. Er glaubte Milde (*douceur*) sei das beste Mittel für diese Aussöhnung. So war Morone auch in diesem Punkte ein Vorbild für seinen grösseren Nachfolger Chigi, dessen *rara bontà* gegen Alle und dessen Beliebtheit bei den Deutschen insbesondere uns Pallavicin (*vit. di Aless. VII* p. 166. 133. 115) überliefert hat. Ueber die Strenge der Inquisition in Bologna belehrt das Schriftchen von M. Gualandi: *Un Auto-Da-Fè in Bologna*. 5. Novb. 1618. Bologna 1860.

Endlich wurde das Concil eröffnet, am

13. Dez. 1545. Die Legaten hatten viel zu thun, um die Heftigkeit der Forderungen nach Reformen zu beschwichtigen. Aber das freie Wort wurde Niemanden genommen. On voit ... la prépondérance assurée à la majorité des suffrages individuels, et la facilité accordée au public de connaître les décrets rendus par l'assemblée. Die Congregationen constituirten sich damals aber nach Nationen: die Franzosen versammelten sich bei dem beredten Cardinal von Lothringen, die Spanier beim Erzbischof von Granada; die Italiener hatten drei Congregationen aus ihren Landsleuten. Morone nahm an den ersten Sitzungen keinen activen Antheil und fing überhaupt erst dann an, sich eingehend mit dem Gange der Dinge auf dem Concil zu befassen, als ihn Julius III. mit den Cardinälen Cervini und Poole nach Rom berief, um den Verhandlungen über die Wiedereröffnung des unterbrochenen Concils beizuwohnen. Es waren die ausgezeichnetsten Mitglieder des h. Collegiums, mit denen der Papst sich umgeben wollte, um die Reform der Kirche und die Beilegung der religiösen Kämpfe zu bewirken*). Wie es aber zu allen Zeiten geht: die gemässigten Poole und Morone wurden verdächtigt und es bedurfte förmlicher Erklärungen des Papstes und der klugen Kritik des Cardinal Querini, um ihr Ansehen ganz wieder herzustellen. Der häufige Verkehr mit Andersgläubigen diente den Verläumdern dazu, beide Prälaten zu verdächtigen, und zwar betreffs der Lehre von der Rechtfertigung. Denn der Gutmüthige

*) S. 15 Anm. 1 wohl zu lesen *resteria* und cioè st. cisè. *Questue* wohl ein Druckfehler.

lässt sich, wie Sclopis gut sagt, häufig täuschen, der Böswillige niemals *).

Julius III., vom Kaiser und dem Römischen Könige angegangen, einen Legaten zum Augsburger Reichstage zu schicken, bestimmte Morone zu dieser Gesandtschaft, welche mit aussergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden war, aber sie bot Rom noch einmal günstige Gelegenheit.

Der Tod Julius III. führte Morone nach Rom zurück; nicht ohne eine geheime Unruhe kehrte er hier ein. Er schrieb an seinen Freund Poole, er könne sich kaum entschliessen, zum Conclave zu gehen, in Erinnerung des vorigen (28. März 1555). Marzell II. wurde gewählt, starb aber schon nach wenigen Tagen und die Wahl fiel nun auf Paul IV. Dieser alte Neapolitaner trug, wie Muratori sagt, einen Vesuv im Kopfe, und er zögerte nicht, ihn sofort ausbrechen zu lassen. Im Kaiser verabscheute er den Unterdrücker seines Vaterlandes, in der Inquisition sah er das Mittel, die Kirche zu reinigen. Was Wunder, dass ihm Poole verdächtig wurde? Er ward abberufen. Am 31. Mai 1557 ward auch Morone verhaftet und in die Engelsburg abgeführt. Nicht eher hatte der Neid seiner Feinde Ruhe. Es folgt nun der interessante Process Morone, p. 22—33, auf den

*) Deshalb heisst es bei Pallavicin (vit. di Aless. VII. p. 182) von Chigi: e così egli usò sempre di non trattar con eretici, nè in voce nè in lettere, o fossero persone pubbliche o private, stimandolo pericolo d'intaccare in qualche modo la dignità del pontefice . . . ed anche di soggiacere a calunnie d'averli (eretici) o esasperati con le rampogne o con le minacce, o lusingati con le sommissioni e con le proferte, di che vedeva imputate ne' libri di costoro persone segnalatissime, come i cardinali Gaetano, Delfino, Contarino, ed altri.

näher einzugehen hier kein Raum ist. Nur das sei hier gesagt, dass man sich nicht gescheut hat, auch den Verkehr der edlen Victoria Colonna mit Morone als Anklagestoff auszubeuten. Morone erinnert sich seiner Freundschaft mit der Marquise von Pescara und seiner Unterhaltungen mit ihr, die sich um Staatsgeschäfte und um den Cardinal Poole drehten, der bei ihr in höchster Achtung stand, dem sie zum guten Theile ihr Glück verdankte (*dal quale mi disse una volta ch' aveva ricevuto la salute sua, perche l'aveva fermata, e ritirata di molte vane fantasie*). Besonders interessant ist die Vertheidigung Morones betreffs seines Verkehrs und seiner Nachsicht mit Andersgläubigen (S. 28. 29). Der neue Papst setzte ihn sofort in Freiheit, und erklärte ihn *innocentissimum et nedum culpa, sed omni prorsus suspicione carentem*. Aber weshalb sprach ihn dann Paul IV. nicht frei? Weil dieser, wie Muratori sagt (*ann. d' It. a. a. 1560*), sich nicht entschliessen konnte, einen Mann freizusprechen, der die Schwelle von S. Angelo überschritten hatte.

Kehren wir zum Concil von Trient zurück. Es war hauptsächlich in zwei Parteien getheilt, eine Deutsche und eine Französische. Diese machte dem Papste Vorwürfe, dass er Morone zum Vorsitzenden ernannt habe und nicht den Cardinal von Lothringen. Pius IV. antwortete, dass dieser als Führer einer Partei (der Franz.) dazu durchaus nicht geeignet sei. Morone begab sich nun sofort nach Trient. Er begab sich aber nicht lange darauf auch nach Innsbruck, wo der Kaiser Ferdinand I. verweilte (um dem Orte des Concils näher zu sein), damit er sich mit diesem zuvor verständigte. Zuerst beklagte sich der Kaiser über die Lang-

samkeit, mit der die Verhandlungen fortschritten. Morone erklärte sie durch die Schwierigkeiten, die man Rom bereitet habe, und durch die Maasslosigkeit der Sprache einzelner Mitglieder des Concils, vice ordinaire des assemblées nombreuses, wie Sclopis treffend bemerkt. Um die Verhandlungen abzukürzen, sagte Morone, sei es sehr zweckmässig, gewisse Personen vom Concil zu entfernen, qui ne pouvaient que se gêner en entrant dans le débat. Er zeigte dann, wie gut es sei, die Vorschläge des Papstes betreffs der Reform des Römischen Hofes anzunehmen. Er verwahrte sich zugleich gegen die Unterschlebung, welche man dem Papste machte, dass er die Sitzungen des Concils suspendiren wolle, sowie gegen die Gerüchte, welche die Freiheit des Concils läugneten: jamais, disait il, le Saint-Siège n'a mis d'entraves à l'usage de la parole et à la liberté du Concile de régler l'ordre de ses travaux. Diese Freiheit hatte Rom gleich von Anfang an als gesichert hingestellt. Wenn dieselbe, sagte Morone, in einigen Fällen beschränkt wurde, so geschah das von Seiten der weltlichen Fürsten, welche einen Druck auf ihre Unterthanen ausgeübt hatten. Man warf dem Cardinal ferner vor, Rom fordere von den Legaten, sie müssten über alles zuvor die Meinung des Papstes einholen, so dass Böswillige sagten, der h. Geist käme zum Concile in dem römischen Felleisen. Morone versicherte dagegen, dass alle Beschlüsse durch die Majorität gefasst würden. Dann ging man zu der sehr wichtigen Frage nach der Initiative über. Dem alten Brauche gemäss stand dieselbe nur den Legaten zu (proponentibus legatis), die sich indessen nicht weigerten, auch Vorschläge und Vorlagen der Mit-

gliedern des Concils vorzutragen, wenn sie dieselben zulässig befanden. Und hier kann ich Sclopis nicht beistimmen, wenn er sagt: Ce n'était point sans raison, que la cour de Rome tenait beaucoup à cette méthode, puisque, si on eût autorisé tous les Pères à user de cette initiative, la confusion se serait sans doute introduite dans l'ordre des travaux du Concile, et les discussions en seraient devenues beaucoup plus longues et beaucoup moins claires. Ich meine, das Recht der Initiative müsse jedem Mitgliede freistehen, zumal bei einer reformatio in capite; man kann aber durch die Vorschrift, alle Vorschläge schriftlich einzureichen und zu begründen, manchen abschrecken, der sonst vielleicht weniger Ueberdacht vorgebracht hätte. Der Kaiser gestand indessen den Legaten dieses Vorrecht zu; aber il se réserva, pour le cas où ses ministres ne pussent faire accepter aux légats des propositions qui lui paraîtraient recevables, de charger ses ministres de les présenter eux-mêmes comme venant de son chef. Der gewandte Cardinal hütete sich wohl, dem Kaiser in einem Punkte zu widerstehen, der ihn so nah berührte. Er gab sein Wort, es solle so gehalten werden. Dann kam der unangenehme Punkt der Häufung der kirchlichen Würden zur Sprache. Das Concil hatte beschlossen, diesen Missbrauch abzuschaffen, aber es gab zu Viele, die zwar nicht wagten, sich der Ausführung dieser Maassregel zu widersetzen, die aber zuviel Interesse dabei hatten, alles aufzubieten, um sie zu verzögern. Deshalb musste auch die Umgebung des Papstes eine andere werden. Alle Welt sieht, sagte der Kaiser, dass am Römischen Hofe entsetzliche Missbräuche Platz gegriffen haben; man vergeudet die Gelder, der

Verbrecher geht dort strafflos einher, die Exemptionen haben eine übermässige Anwendung erfahren, die Benefizien werden auf Wenige angehäuft, man sucht nur sich zu bereichern (Pallavicin, stor. del conc. di Trento l. XX c. XIV n. 7). Das alles, sagte der Kaiser, hat besonders der Ketzerei Nahrungsstoff geboten und ich rufe den Papst selbst zum Zeugen dafür auf. Man hatte vorher auch dem Kaiser die Verbesserungen mitgetheilt, welche man in Rom betreffs der Vorschriften der Papstwahl einführen wollte; Kaiser Ferdinand drückte den Wunsch aus, auch diese Vorschläge an das Concil zu bringen. Man sollte sich auch vorher des Beistandes der Gesandten der Mächte bei Festhaltung der Concilsbeschlüsse über sämtliche Reformen vergewissern, da diese Gesandten an den Berathungen Theil genommen hätten. Nachdem Morone erreicht hatte, dass in den ihm kaiserlicherseits überreichten Forderungen betreffs der Reform der Kirche die *indication précise du chef de l'Église* nicht geschehen sollte, suchte er den Kaiser zu überzeugen, dass alles, was dieser in Bezug auf Reform des Clerus wünschte, bereits geschehen sei oder doch jetzt geschehe, mit 2 Ausnahmen nur; dies seien die Wahl des Papstes und die Ernennung der Cardinäle. Morone erklärte, man würde die Ausstellungen, die der Kaiser an der zu erlassenden Bulle machen würde, ernstlichst erwägen. Uebrigens wären die grössten Unordnungen bei früheren Conclaven durch die Gesandten der Mächte veranlasst worden. Der Kaiser schlug ferner vor, die Anzahl der Cardinäle zu vermindern und die Sicherheit guter Bischofswahlen zu vermehren. Der Cardinal lehnte das erste entschieden ab, denn es müssten dem Papste eine hin-

- reichend grosse Anzahl Plätze zu Gebote stehen, um sich mit Männern seines Vertrauens zu umgeben und den Fürsten gefällig sein zu können, wenn sie vom Papste die Erwählung eines ihrer Unterthanen zum Cardinal verlangten. Betreffs der Erwählung aber und der Residenz der Bischöfe versprach der Cardinal den Kaiser vollständig zu befriedigen. Nur in 3 Punkten konnte man sich nicht einigen. 1. wollte der Kaiser eine Abstimmung nach Nationen, der Cardinal die hergebrachte nach Köpfen. 2. beanspruchte der Kaiser für die Gesandten das Recht, auf dem Concile zu proponiren, welches Morone nicht erklärt wissen wollte, obwohl er zu verstehen gab, dass man in der That die Gesandten nicht daran hindern würde. 3. wollte der Kaiser die Bulle für die Papstwahl auf dem Concile berathen wissen, wogegen Rom das Recht beanspruchte, hierüber allein zu beschliessen. — Im übrigen war der Erfolg der Verhandlungen auf Seite Roms geblieben. Wir würden nun weiter die Thätigkeit Morones auf dem Concile erörtern, wenn der Raum es gestattete; so müssen wir auf Pallavicins Geschichte des Concils von Trient verweisen. Wir wollten im vorhergehenden nur zeigen, wie hochwichtige Dinge durch Morones Hände gingen und wie der verehrte Hr. Verfasser sich ein schönes Verdienst erworben hat, dass er, zumal gerade jetzt, das Leben dieses ausgezeichneten Kirchenfürsten von neuem behandelte. Auch nach Schluss des Concils ist das Wirken Morones von grösster Bedeutung und reichstem Interesse; fortwährend war er das angesehenste Mitglied des h. Collegiums, er war Protektor von England, Ungarn und dem Erzherzogthum

Oesterreich; unter ihm standen das Deutsche, wie das Englische Colleg und verschiedene Orden. Er starb erst am 1. Dez. 1580.

Münster.

Dr. Florenz Tourtual.

Untersuchungen aus dem physiologischen Laboratorium zu Würzburg. Erster Theil. Herausgegeben von Albert von Bezold, Professor der Physiologie zu Würzburg. 368 Seiten in Octav. Mit 8 lithographirten Tafeln. 1867. Zweiter Theil. Herausgegeben von Dr. Richard Gscheidlen, Assistent am physiologischen Institute zu Breslau. 328 Seiten in Octav. Mit 5 lithographirten Tafeln. 1869. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Es sind mehr als drei Jahre verflossen seit der Zeit, wo durch das Erscheinen des ersten Heftes der Untersuchungen aus dem physiologischen Laboratorium zu Würzburg die Aufmerksamkeit derjenigen Aerzte, welche sich für physiologische Untersuchungen interessiren, in Anspruch genommen wurde. Besonders dankbar mussten dem Herausgeber derselben die Pharmakologen sein; denn der Inhalt des fraglichen Heftes brachte Arbeiten, die sie unmittelbar angingen, Studien über die Wirkung zweier durchaus nicht unwichtiger Medicamente im Thierkörper, des schwefelsauren Atropins und des Veratrins, zweier Stoffe, die auch dem Physiologen für das Studium der Herzzinnervation einerseits und der Physiologie der quergestreiften Muskeln andererseits interessant erschienen und durch die Bezold'schen Untersuchungen (we-

nigstens das Atropin) unerlässlich geworden sind. Wie zündend diese pharmakodynamisch-physiologischen Studien gewirkt, in denen zum Theil nach neuen Methoden das Material in Angriff genommen war, welche aber durchweg das Gepräge der gründlichsten Untersuchung und der sorgsamsten Ausarbeitung — auch was die Form anlangt — machen, beweist die Fülle von neuen analogen Arbeiten, die theils sich direct an die Bezold'schen anreihen, theils, wenn sie auch andre Stoffe betreffen, sich doch die Bezold'schen Methoden aneigneten. So liess z. B. Bidder durch Keuchel den Einfluss des Atropins auf das Hemmungsnervensystem untersuchen, wobei die Resultate der Arbeit von Bezold und Bloebaum durchweg bestätigt und in einzelnen Punkten erweitert wurden (P. Keuchel, das Atropin und die Hemmungsnerven. Diss. Dorpat. 1868), und ohne die Würzburger Studien wäre der allerdings mehr wissenschaftliches als praktisches Interesse bietende Antagonismus des Atropins und der Blausäure (W. Preyer) einerseits sowie des Muscarins (Schmiedeberg und Koppe) andererseits nicht an das Tageslicht gekommen. Selbst in Frankreich schlugen Bezold's Untersuchungen rasch Wurzel und die Studien von Meuriot über Belladonna und von Prévost über Veratrum sind, soweit ihnen nicht inexacte Experimente und unrichtige Beobachtungen zu Grunde liegen, in Einklang mit den fraglichen Arbeiten des ersten Heftes der Würzburger Untersuchungen; an welche sie sich schliessen.

Wenn das erste Heft, dessen einzigen Inhalt jene beiden pharmakodynamisch-physiologischen Abhandlungen (Ueber die physiologischen Wirkungen des schwefelsauren Atropins von A.

v. Bezold und Dr. Friedr. Bloebaum. S. 1—72 und: Ueber die physiologischen Wirkungen des essigsauren Veratrins, von A. v. Bezold und Dr. Ludwig Hirt. S. 72—156) bilden, besonders dem Pharmakologen willkommen sein musste, so war es das zweite dem reinen Physiologen, der dadurch Aufklärungen über manche noch dunkle Punkte der Herzzinnervation gewann. Den Inhalt desselben bildete neben einer Studie von Carl Friedländer über die nervösen Centralorgane des Froschherzens eine Sammlung von Untersuchungen über die Herz- und Gefässnerven der Säugethiere, die von Verschiedenen im Würzburger physiologischen Laboratorium angestellt worden waren. Es gab diese Sammlung Kenntniss von dem regen, thätigen Leben im genannten Laboratorium, das in früherer Zeit trotz der Leitung eines Kölliker derartige Erfolge nicht aufzuweisen hatte und dem sich damals wenigstens kaum ein anderes an die Seite stellen konnte. Unter den betreffenden Aufsätzen gehören mehrere dem Herausgeber allein an, so über die Verhältnisse des Herzschlages bei Verblutung und beim Verschlusse der Coronararterien, andre sind gemeinsame Studien mit Schülern, so mit Dr. Stezinsky aus Kasan über den Einfluss des intracardialen Blutdrucks auf die Häufigkeit der Herzschläge, mit Erich Breymann über den des Verschlusses der Coronarvenen, mit Richard Gscheidlen von der Locomotion des Blutes durch die glatten Muskeln der Gefässe, die meisten mit Dr. Carl Bever, so von der Wirkung der spinalen Herznerven nach Ausschluss der Gefässnerven, von den Bahnen, auf welchen die Beschleunigungsnerven zum Herzen treten, von den Wirkungen der Nervi splanchnici

auf 'den Blutdruck im Aortensystem; endlich zwei selbständige Arbeiten von Bezolds Schülern Bever und Julius Dreschfeld, des Ersteren über die anatomischen Verhältnisse des Ganglion stellatum beim Kaninchen und des Letztgenannten über die reflectorische Wirkung des Nervus vagus auf den Blutdruck. Es bilden diese Arbeiten eine würdige Fortsetzung der früheren Studien von Bezold's, die im Jahre 1863 unter dem Titel »Untersuchungen über die Innervation des Herzens« veröffentlicht waren und mit welchem er die Theorie von Moleschott und Schiff über die Einwirkung des Vagus auf das Herz wohl für immer begrub; es bilden dieselben auch eine Vervollständigung und Berichtigung, namentlich hinsichtlich der Existenz eines motorischen Herznervensystems im Gehirn und Rückenmarke, die, von Ludwig und Thiry gegenüber den früheren Angaben von Bezold's in Abrede gestellt, oder als nicht bewiesen erachtet, durch neue gemeinschaftliche Versuche von Bever und von Bezold, bei denen der Einfluss des Gefäßdruckes durch Abtrennung aller vasomotorischen Nerven vom Hirn ausser Wirkung gesetzt wurde, zwar festgestellt wurde, aber deren Bedeutung für die Herzaction als minder gewichtig bezeichnet werden musste als es von Bezold früher annahm und dessen Bahnen andre waren als er sie früher vermuthete.

Noch mehr als der Inhalt des zweiten Hefes der Untersuchungen gaben eine Reihe von vorläufigen Notizen, welche insbesondere in dem damals von Ludimar Hermann redigirten medicinischen Centralblatte erschienen, Aufschluss darüber, wie fleissig unter von Bezold der Weg des Experimentes weiter verfolgt, und wie

mannigfaltig die Untersuchungen waren, welche im Würzburger physiologischen Laboratorium zur Ausführung kamen. Manche derselben, wie die von Arnstein und Sustschinsky über die Calabarbohne machten auch von Neuem die Aufmerksamkeit der Pharmakologen rege. So war denn Hoffnung vorhanden, eine Serie von Musterarbeiten unter von Bezold's Aegide entstehen und in den Würzburger Untersuchungen publicirt zu sehen, Hoffnung, die dadurch gemehrt wurde, dass der Anreger und Organisator dieser Arbeiten ein in der Blüthe seiner Jahre stehender Mann war. Da machte der plötzliche Tod desselben am 2. März 1868 dieser Hoffnung ein jähes Ende und liess sogar der Befürchtung Raum geben, es möge auch das, was im Würzburger Laboratorium bis dahin erforscht wurde, entweder gar nicht oder doch nur in der unvollkommenen Form der »vorläufigen Notiz« publicirt werden. Vor letzterem Schicksale hat indessen die Pietät der Schüler des Verstorbenen sie bewahrt und es ist besonders dem Assistenten von Bezold's, Dr. Richard Gscheidlen, zu danken, dass er die auf Anregung und zum Theile noch unter specieller Leitung von Bezold's entstandenen Arbeiten zu einem dritten und vierten Hefte oder einem zweiten Bande sammelte und die Würzburger Untersuchungen vor dem Gescheicke ein Torso zu bleiben bewahrte. Die Wissenschaft ist ihm dafür zu Danke verpflichtet, denn ohne sein Wirken würde manche vorläufige Notiz eben solche geblieben sein, wie denn z. B. der von ihm bearbeitete Aufsatz über einige physiologische Wirkungen des Calabargiftes eine Ausführueg der im Med. Centralblatte 1867. p. 241 gegebenen Notiz von v. Bezold und Götz

ist, welcher Letztere durch seine Uebersiedelung nach Amerika an der Publication der Versuche gehindert wurde. Gscheidlen hat, indem er einen warm und innig geschriebenen Nekrolog seines verstorbenen Lehrers beigab, dem in Noten die Excerpte der früheren Arbeiten v. Bezold's angeschlossen sind, es uns ermöglicht, einen Einblick in das Leben eines mit dem ernstesten wissenschaftlichen Streben beseelten Mannes zu gewinnen, der frühzeitig, wie kaum ein Anderer, zu lehren und zu fördern berufen war, dem bekanntlich die Professur der Physiologie zu Jena übertragen wurde, ehe er das Doctorexamen bestanden und das 23. Lebensjahr vollendet hatte, und der vor und nach dieser Zeit mit wissenschaftlichen Mittheilungen nicht sparsam gewesen. Wir ersehen daraus einerseits, wie verehrt er von seinen Schülern war, andererseits, welche Schwierigkeiten, auf dem beschrittenen Wege fortzuwandeln, ihm oft durch Störungen der Gesundheit bereitet wurden, deren erster Grund ein frühzeitiger Rheumatismus acutus legte, auf welchen die bei der Section constatirte Mitralis-Stenose zurückzuführen ist. Gscheidlen hat das Gebäude, welches von Bezold durch seine Schriften als ein monumentum aere perennius sich gesetzt, durch die Herausgabe des zweiten Bandes der Untersuchungen gekrönt.

Es giebt dieses zweite Heft auch den Beweis, dass bei den Arbeiten, die unter v. Bezold unternommen wurden, eine »übermässige« Einseitigkeit keinesweges sich kenntlich macht. Zwar tritt auch hier das Herz als Lieblingsorgan, mit dessen physiologischen Verhältnissen er sich am meisten beschäftigte und dem er seinen Ruhm, aber auch seinen Tod verdankt,

in den Vordergrund; die Aufsätze von C. Arnstein und P. Sustschinsky aus Moskau über die Wirkungen des Calabar auf die Herznerven (81—106), der oben schon citirte Aufsatz von Gscheidlen (S. 263—297) über einige physiologische Wirkungen dieses Giftes, ein weiterer von Sustschinsky zur Physiologie der peripherischen Endigungen des Vagus im Herzen (S. 159—180) schliessen sich eng an das im zweiten Hefte des ersten Bandes beachtete Terrain an. Aber einen wie ganz anderen Charakter trägt der Aufsatz von Dr. Ferd. Lösch aus St. Petersburg (S. 67—80) mit dem Titel »Beitrag zur Speichelverdauung«, in welchem nachgewiesen wird, dass der *Leptothrix buccalis* die Umwandlung von Amylum in Zucker nicht verschuldet! Wie weit abliegend sind die »Kritischen Beiträge aus dem Gebiete der thierischen Nerven- und Muskelelektricität« von Dr. Jacob Worm-Müller aus Christiania (S. 181—262), die früher im Auszuge in Ludimar Hermann's Centralblatte zu erscheinen nicht Gelegenheit hatten, da Letzterer die »Eingemischung eines Dritten in einen zwischen ihm und du Bois-Reymond bestehenden wissenschaftlichen Streit nicht durch sein Blatt befördern wollte. Auf die Calabarrowe bezieht sich noch eine Mittheilung von Dr. Engelhardt aus Nürnberg (S. 297—328) als »Beiträge zur Lehre von den Bewegungen der Iris« betitelt. Von dem Herausgeber R. Gscheidlen stammt ausser der oben angeführten und einer Arbeit über die Blutmenge und ihre Vertheilung im Thierkörper (S. 142—158) eine interessante, wenn auch noch nicht in allen Punkten erschöpfende Studie über das so viel ärztlich verwendete, aber so wenig physiologisch geprüfte

essigsäure Morphin (S. 1—66), bei welcher die Methoden, die von Bezold beim Atropin und Veratrin benutzte, mutatis mutandis zur Anwendung kamen. Endlich enthält der zweite Band der Untersuchungen noch einen Aufsatz von Dr. Peter Uspensky aus St. Petersburg über den Einfluss der hinteren Rückenmarkswurzeln auf die Erregbarkeit der vordern.

Die Ausstattung des Ganzen ist eine des Inhaltes vollständig würdige.

Theod. Husemann.

Die Völker der Südsee. Zweite Abtheilung. Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt von Dr. Georg Gerland. Leipzig 1870. Friedrich Fleischer. XXXIV und 230 Seiten Grossoctav (Anthropologie der Naturvölker von Dr. Theodor Waitz. Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt von Dr. Georg Gerland. Fünfter Theil. Zweite Abtheilung).

Ueber das Aussterben der Naturvölker von Dr. Georg Gerland. Leipzig. Verlag von Friedrich Fleischer, 1868. VIII und 145 Seiten Grossoctav.

Nachdem Gerland die Herausgabe der ersten Abtheilung des fünften Bandes von Waitz's Anthropologie, welche sich in dessen Nachlass druckfertig vorfand, besorgt hatte, hielt er es aus mehrfachen Gründen, denen man volle Anerkennung nicht versagen kann, auch für seine Pflicht, die selbständige Vollendung des Werkes

zu übernehmen und dadurch seine dankbare Pietät für den hingeschiedenen Lehrer, seine Lust und Liebe zur Sache, so wie seinen Wunsch, jenen Abschluss nicht durch ausserdeutsche Gelehrte in Ausführung gebracht zu sehen, durch die That an den Tag zu legen. Wie befähigt und ausgerüstet er dazu sei, darüber vermögen wir jetzt zu urtheilen und glaubt Ref., dass Waitz's grossartige Arbeit in keine besseren Hände hätte kommen können. Zwar hat Gerland bei Fortsetzung derselben einen etwas verschiedenen Standpunkt eingenommen und den Gegenstand statt von der streng philosophischen, wie Waitz, mehr von der psychologisch-linguistischen und naturhistorischen Seite aufgefasst; indess kann hierdurch der aus dem Ganzen des Werkes für jegliche Zwecke zu ziehenden Belehrung in Folge des von Gerland verwandten Materials durchaus kein Abbruch geschehen. Reich aber, fast vollständig ist letzteres im höchsten Grade, wie aus dem Literaturverzeichniss hinlänglich hervorgeht; und mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dasselbe verwendet worden, zeigt die durchgehend genaue Angabe der Quelle bei jeder im Texte selbst angeführten Thatsache, wodurch die Arbeit gleich der Waitz's die eigentlich wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Verwendbarkeit erst erlangt. In dieser Beziehung wie in verschiedenen andern, namentlich was die nach Möglichkeit geübte Kritik anlangt, unterscheidet sie sich von manchen sehr berühmten oder doch weit verbreiteten Schriften, die ihre Quellen oft seitenlang wörtlich ausschreiben ohne sie zu nennen. Dies, was das Verfahren Gerlands und seine Behandlungsweise des Gegenstandes im Allgemeinen betrifft; gehen wir auf einige Einzelheiten

etwas näher ein, so ist zuvörderst zu erwähnen, dass der vorliegende Band, welcher Mikronesien und einen Theil Polynesiens behandelt, wesentlich Gerlands Eigenthum ist, da Mikronesien in den überhaupt nur sehr knappen Manuscripten und Notizen Waitz's fast gar nicht berücksichtigt war; ferner dass die Mythologie der Ozeanier die gebührende Beachtung gefunden, was bei der steigenden Wichtigkeit und Ausdehnung der comparativen Studien dieser Wissenschaft ganz besonders dankenswerth erscheint; endlich ist noch die Darstellung der Geschichte der Marianen so wie die eingehende Erörterung des alten Einwanderungsweges und der nachherigen Wanderungen der Polynesier hervorzuheben. Es knüpft sich an letztern Punkt die ausführlich untersuchte Frage, ob diese Einwanderer in dem ungeheuren Gebiete von den Marianen bis Nlaihu, von Neuseeland bis Hawaii eine Urbevölkerung vorfanden, die sie ausrotteten oder mit der sie verschmolzen, und Gerland kommt zu dem Ergebniss, dass weder eine solche noch eine andere irgendwo in Mikro- und Polynesien vorhanden war, melanesischer Einfluss aber nur da zu finden ist, wo beide Stämme in nächster Nähe an einander grenzen, also im Gebiete des Fidschiarchipels. Hinsichtlich des Weges aber, auf dem die Polynesier einwanderten, vertheidigt Gerland die von Hale aufgestellte Ansicht, dass dieselben von Malaisien hergekommen seien und sich vom Samoarchipel aus nach Süden und Osten über den Ocean verbreiteten, während nach Schirren alle Wandersagen der Polynesier, auf welche der amerikanische Gelehrte sich hauptsächlich stützt, jegliches geschichtlichen Kernes und Werthes entbehren; wogegen Gerland der Meinung Schirrrens darin beistimmt, dass er mit

ihm gegen Hale die Zeitbestimmungen aus den einheimischen Geschlechterregistern für unzuverlässig hält. Diese wie vielerlei andere für die Ethnographie nicht bloß jener Inselwelt wichtigen Punkte ausführlich zu entwickeln und die allem Anschein nach richtigen Resultate Gerlands zu prüfen wäre hier nicht am Ort; es möge genügen, darauf hinzuweisen, wie bedeutend erleichtert jedesfalls durch seine erschöpfende und genaue Mittheilung der betreffenden Data die Weiterforschung nun geworden ist; hingegen darf ich wohl einige Einzelheiten, die mir ein allgemeineres Interesse zu haben scheinen, hervorheben und sie mit einigen Bemerkungen begleiten. Hierzu gehört z. B. die angesehene Stellung der Frauen auf den Marianen (S. 106 ff. 114), den Karolinen (S. 108 f. 118), auf Palao (S. 115), auf Eap (S. 117) und den Ratak- und Raliinseln (S. 122), wonach die angelsächsischen Frauen der Gegenwart mit dem Stimmrecht nichts ungewöhnliches verlangen, da ihre Schwestern es ehemals sogar auf den Marianen besaßen (S. 115). Dieses südseeinsularische Frauen- und Mutterrecht gehört in den Kreis der gründlichen Untersuchungen Bachofen's und M' Lennan's, die sich aus dem obigen und sonst noch andern seitdem z. B. in Afrika gefundenen Spuren mehrfach ergänzen lassen. Ferner hebe ich hervor, dass von den drei Ständen auf den Marianen: Adel (Matuas, Chamorris), Halbadel (Atchaots) und Volk (Mangatchangs), das letztere eine so niedrige Stellung einnahm, dass es ein strafwürdiges Verbrechen war, wenn ein Mangatchang sich einem Chamorri näherte; deshalb rief, wenn ein solcher von einem Manne aus dem Volke etwas wollte, er es ihm mit lauter Stimme von fern

zu; das Haus, welches ein Mangatchang betreten, war für den Chamorri unrein und unberührbar; nichts was jene gefertigt hatten gebrauchten diese; jeder Mangatchang aber, der sich vor dem Matua beim Beegnen nicht beugte, wurde hingerichtet. Genau Entsprechendes lesen wir in Betreff der indischen Parias; denn auch sie müssen oder mussten mit einer Klingel oder Klapper ein Zeichen geben, um die Entgegenkommen von ihrer Nähe in Kenntniss zu setzen, damit diese sich nicht verunreinigen; sie dürfen das Haus eines Reinen nicht betreten; ein solcher darf auch nichts von ihnen Bereitetes geniessen, und in Malabar würde ein Nair, obgleich selbst ein Sudra, einen Nayadi, der ihm zu nahe käme, auf der Stelle niederschliessen. — Der eigenthümliche Hang der Naturvölker (und nicht dieser allein) gern bei der Erklärung auffallender Gegenstände aus der Natur zu verweilen (s. z. B. Bleek's Hottentot Fables and Tales Lond. 1864) findet sich auch unter den Polynesiern und Karolinern; so stammt nach letztern die röthliche Farbe der Palmstämme davon her, dass sich der eben geborene Götterknabe an ihnen reinigte; die seltsame Gestalt des Kopfes eines gewissen Fisches entstand durch Schläge, welche der Gott ihm gab u. s. w. Doch auch hier muss ich, mich auf das Angeführte beschränkend, von zahlreichen andern sowohl wichtigen wie anziehenden Mittheilungen Gerlands absehen und überhaupt seine in Rede stehende Arbeit verlassen, nicht jedoch ohne auf die Genugthuung hinzuweisen, welche das verheissene baldige Erscheinen des sechsten Bandes, der das übrige Polynesien und den sonstigen Ocean umfassen soll, in den betreffenden Kreisen erwecken muss, indem man jetzt die

sichere Hoffnung hegen kann, dass er das Werk seines Freundes und Lehrers auf würdige Weise damit zu vollenden wissen wird.

Ich wende mich nun noch in aller Kürze zu einer frühern denselben Gegenstand nahe berührenden Schrift Gerlands, da sie an dieser Stelle nicht besprochen worden ist, nämlich zu der Untersuchung über das Aussterben der Naturvölker. Sie legt auf erschöpfende Weise alles dasjenige dar, was hierüber gesagt worden ist oder gesagt werden kann, und zeigt (was bisher noch nicht geschehen), dass die psychischen Gründe sich bei jenem Aussterben ganz besonders wirksam erweisen; ausserdem sind namentlich die Abschnitte hervorzuheben, welche die Vergleichung der Natur- und Culturvölker in Bezug auf ihre Lebenskraft, die aussterbenden und dauernden Naturvölker, die afrikanischen Neger, ferner die Art, wie die Naturvölker von den Culturvölkern zu behandeln sind, zum Gegenstand haben, so wie andererseits die Rückschlüsse auf die Culturvölker und ihre Entwicklung der Wahrheit nicht entbehren. Endlich (und dies bietet gleichfalls besonderes Interesse) hat Gerland, so oft Gelegenheit sich zeigt, es sich angelegen sein lassen, einzelne Sitten in ihrer merkwürdigen Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern nachzuweisen, so wie mancherlei andere Erscheinungen psychisch zu erklären, welche leiblich sich nicht erklären lassen, wobei wie bei der Anthropologie es allerdings zuweilen wünschenswerth erscheint, wenn ihm Tylor's vortreffliches Werk (*Researches into the Early History of Mankind and the Development of Civilization*. London 1865) bekannt gewesen wäre, da ihm doch sonst nicht leicht irgend etwas für den Kreis seiner Forschungen

Wichtiges entgangen ist, so wie übrigens auch Bechtinger's Schrift »Ein Jahr auf den Sandwichtinseln« manche abweichende und berichtigende Angabe dargeboten hätte. Allein wie dem auch sei, die in Rede stehende Schrift Gerlands ist ebenso gründlich und beachtenswerth, ebenso reich an Ergebnissen wie seine Fortsetzung der Anthropologie.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Carl Josias Bunsen. Zweite Abtheilung. Bibelurkunden. Zweiter Theil: die Jüngern Propheten und die Schriften. Herausgegeben von Heinrich Julius Holtzmann. Sechster Band. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1870. — XX und 870 S. in gross 8.

Als Bunsen im Jahre 1854 von der Preussischen Gesandtenstelle in London vertrieben die gelehrten Lieblingspläne seiner Jugend wieder aufnahm und auf einige Tage Göttingen als den Ort wo er sie einst gefasst hatte wieder aufsuchte, sprach er mit dem Unterz. viel über ein neues grosses Bibelwerk »für die Gemeinde«, welches er im Sinne führe; und nicht wenig dahin gehörende wurde damals zwischen uns durchgesprochen. Dieses grosse Werk liegt nun mit dem oben verzeichneten Bande vollendet vor: es besteht aus neun ausgedehnten Bänden, von welchen der sechste nur zufällig jetzt zuletzt erscheint. Bekannt ist wie Bunsen die Vollendung des Werkes bei weitem nicht selbst erlebte, sodass bedeutende Theile von ihm durch andere Gelehrte mehr oder weniger erst ganz

ausgearbeitet werden mussten. Einen Band von ihm welchen Bunsen im wesentlichen noch selbst bearbeitet hatte obgleich sein Druck erst lange nach seinem Tode ausgeführt wurde, finden unsre Leser in diesen G. A. 1866 S. 294—307 beurtheilt. Es ist jetzt nicht unsre Absicht alle die übrigen Bände des Werkes einem Urtheile zu unterwerfen: wir heben nur diesen zuletzt erschienenen hervor, weil er uns den Anlass zu einer besondern Erörterung giebt welche gerade in unsern Tagen einigen Nutzen haben kann.

Dieser Band enthält dasselbe was man mit einem andern Worte die Einleitung in die zweite Hälfte der Hebräischen Bibel nennen könnte, obgleich die Ausführung von der in den gewöhnlichen neueren Büchern dieses Namens herrschenden sehr verschieden ist. Er ist unter dem Einflechten einzelner schon von Bunsen anderswo gegebener Bruchstücke übrigens von Dr. Holtzmann verfasst: allein die Art seiner Abfassung scheint uns so wenig ein gutes Beispiel für unsre Zeit zu geben, dass es sich wohl verlohnen mag ihre Mängel hier etwas näher zu bezeichnen, damit sie nicht weiter um sich greife und grösseren Schaden stifte. Wer unsre neueste Zeit genauer kennt, der begreift wohl dass sie mit vielen schweren Gefahren auch für alles Kirchliche und die mit diesem enger zusammenhangende Biblische Wissenschaft schwanger ist: und für ein Volk wie das Deutsche welches in allem was die Kirche und die zu ihr gehörende Wissenschaft betrifft längst hinreichend gewitzigt sein sollte, will es sich nicht schicken neue Gefahren welche in diesen Angelegenheiten aufkommen ohne Noth zu mächtig werden zu lassen.

Dr. Holtzmann will für alle Freiheit in der Kirche und kirchlichen Wissenschaft kämpfen. Sehr wohl! wir wünschen nichts mehr als das, und können rüstige Kämpfer dieser Freiheit nicht genug haben. In der Biblischen Wissenschaft heisst das nichts anderes als mit geradem Sinne und guten gesunden Kräften das Werk fortführen und sofern es wieder zerstört werden soll schützen, welches von den ersten Anfängen der Deutschen Reformation an mit besonderer Innigkeit und Beharrlichkeit wieder aufgenommen schon vor dem letzten Vierteljahrhunderte weit gefördert ist, in diesem aber im Kampfe mit ganz neuen mächtigen Gegnern erst seine erfreulichste und möglicher Weise fruchtbarste Förderung gefunden hat. Die Früchte dieser Arbeit wollen sich in den gelehrten Schulen nicht weiter zurückhalten lassen: sie sind theils schon zu reif theils durch ihre Zurückhaltung selbst zu anziehend geworden als dass die Gelehrten sie dem grossen Volke noch vorenthalten könnten; aber sie werden diesem auch sicher nicht schaden wenn sie eben nur sofern sie wirklich schon zum süssen Geruche und gesunden Geniessen ausgereift sind, ihm dargereicht werden. Wer kann dies hindern? Die vor viertelhalb Jahrhunderten begonnene Deutsche Reformation will sich endlich in unsern Tagen vollenden: es kommt nur darauf an dass man diese Vollendung nicht durch ein neues verkehrtes Beginnen sogleich wieder hindere.

Allein hier ist das erste ganz nothwendige dass wer solche Früchte dem Volke vermitteln will, doeh vor allem sie wirklich kennen muss. Dr. Holtzmann aber kennt sie offenbar zu wenig, weiss sie nicht richtig zu finden, und bedenkt nicht dass es keineswegs genügt für die

Gemeinde« schreiben zu wollen, vielmehr doppelte Sorgfalt und Wissenschaft dazu gehört wenn man es mit Nutzen thun will. Die ganze Arbeit aller bisherigen Wissenschaft muss ein solcher Mann hinter sich haben, selbständiger muss Niemand arbeiten als er, und über den blossen Streit der verschiedenen alten und neuen Schulen muss er längst hinaus sein; am meisten aber muss er gerade alle die schwierigsten Fragen welche bereits aufgeworfen und richtig gelöst sind, sicher zu lösen verstehen. Ist irgendwo etwas noch dunkleres übrig, so schadet es wenig dass er dem Volke kurz sage hier fehle noch die sichere Erkenntniss: man verlangt von einem solchen Vermittler nicht etwa neue Aufschlüsse und noch nie versuchte Arbeiten; was aber bereits sicher erkannt ist muss er wissen und richtig darzulegen verstehen. Sonst verkennt er nur zu leicht das richtigste und das schönste; und die Freiheit die er sich nehmen und die er verbreiten will, leitet ihn je grösser sie ist desto leichter zu neuen Irrthümern. In der Bibel sollte sich stets nur die strengste und die unermüdlichste Wissenschaft üben: und wirklich sind, wenn wir in unsern Zeiten einige Früchte unsterblichen Genusses gewonnen haben, diese nur dadurch gewonnen. Was soll man aber von Dr. Holtzmann denken wenn er obwohl er kein Orientalist ist über das Alte Testament in einem solchen Werke von oben herab urtheilen will und doch nur etwa von dem Pariser Renan und ähnlichen Geistern die Weisheiten zu holen weiss welche er unserm Volke zum Genusse vorsetzt!

Wir wollen an das Werk keine zu schweren Forderungen stellen, auch wenn sie nach dem Stande unserer heutigen Wissenschaft kaum noch

zu schwer sind. Das Werk ist z. B. so angelegt dass es in seiner ersten Abtheilung die Biblischen Bücher nach ihrer herkömmlichen Reihe in Uebersetzung und Erklärung vorführt, in der zweiten aber »Bibelurkunden« geben will, also ohne Rücksicht auf ihre jetzige Reihe eine freiere Untersuchung der ursprünglichen Bestandtheile der Bibel nach dem Wechsel der Zeiten und der grossen Geschieke des alten Volkes erlaubt. Wir sind jetzt aber in der Wissenschaft längst dahin gekommen dass wir den ganzen so ungemein mannichfachen Inhalt der Bibel auch nach dieser Seite hin ebenso sicher als fruchtbar wie in seinen Urverhältnissen wiedererkennen können; und diese Erkenntniss welche die Kehrseite der Betrachtung der Bücher bloss nach ihrer jetzigen äusseren Reihe ist, gewährt uns besondere Vorthelle. Was sollen wir also sagen wenn der Verf. dem Volke hier die dichterischen Bücher nur nach ihrer jetzigen Anreihung vorführt, oder gar die fünf kleinen Festbücher welche erst im Talmudischen Zeitalter aus rein äusserlichen Gründen so zusammengestellt wurden, nur in dieser selben Reihe abhandelt!

Allein wir wollen hier nur etwas näher betrachten was der Verf. S. 741—782 über das B. Ijob bringt, zumal er in der Vorrede S. XIX sich gerade dieses Abschnittes seines Werkes besonders rühmt. Wir wollen dabei übergehen dass Bunsen die grundlose Ansicht hegte Barukh sei der Dichter dieses Buches, dass der Verf. diese Ansicht mit Bunsens Worten ausführlich wiederholt, und sie zwar nicht vollkommen billigen will aber nach S. XVI ihr doch die Bedeutung »einer Hieroglyphe« beilegt und irgendetwas wahres hinter ihr suchen möchte.

Sie hat jedoch keinen Grund, und sollte damit zumal in einem solchen Werke für das Volk abgethan sein. Aber fragt man ob der Verf. dieses Buch irgend so sicher verstanden habe wie man es heute verstehen kann, so sieht man sich in seiner Erwartung empfindlich getäuscht. Er macht über alles was man hier erforschen und erkennen muss nur unendlich viele Worte, trifft aber damit nirgends das richtige was man heute längst sicher erkennen kann, und führt dagegen eine Menge von irrthümlichen halben oder auch ganz verkehrten Ansichten wieder ein über welche man jetzt längst hinaus sein kann. Dadurch verliert nun das seltene Kunstwerk in den Augen der guten Leute aus dem Volke welche den Worten des Verf. etwa Glauben schenken sollten, wieder viel an jenem Werthe welchen es unstreitig hat, und die Erbauung und Belehrung der Leser aus dem Volke wird dadurch nicht gefördert sondern getrübt und gemindert. Wie wenig der Verf. dabei überhaupt sich der Kunst befeissige etwas ebenso klar als kurz zu erläutern, kann man schon an der Eintheilung seiner Abhandlung hier ansehen. Er handelt hier nämlich folgende Dinge ab: I. Allgemeiner Character des Buches. II. Einheit des Buchs. III. Inhalt und Gang der Dichtung. IV. Stoff der Dichtung. V. Zeit und Ort der Abfassung. VI. Problem der Dichtung. VII. Kunst der Dichtung. VIII. Zweck der Dichtung; worauf dann IX. noch folgt: Religiöser Werth des Buches Ijob für die Gegenwart; und X. Ergebnisse und Zusammenfassung. Hat nun die Dichtung einen Zweck und will sie mit Kunst ein »Problem« lösen, so musste die Abhandlung offenbar damit beginnen: erst wenn man dieses richtig erkannt hat, ergiebt sich sicher ob sie

so wie sie vorliegt eine Einheit bilde und was ihr Inhalt und ihr Gang sei.

Das schlimmste scheint uns dass der Verf. diesem ebenso erhabenen als kunstvollen Dichter und seinem Werke allerlei Vorwürfe macht welche nur aus Unkenntniss hervorgehen. Nach S. 785 muss der heutige Leser nur »ein schwindendes Behagen an dem so lang gedehnten Redekampfe« fühlen, welcher die breite Mitte der Dichtung füllt; die Verhandlung selbst zwischen Ijob und seinen drei Gegnern kommt (das weiss unser Verf. von dem Pariser Renan, und rühmt sich dessen) »nicht vom Flecke«, und »der Fortschritt in ihr ist doch im Grunde nur der des Affects, nicht der logischen Entwicklung, weil eine eigentliche Dialektik des Gedankens ganz ferne liegt.« Und der Verf. wirft eine solche elende kindische Dichtung nicht ganz fort? oder er erwartet nicht dass sein Leser dies thue wenn er ihm Glauben schenkt? Aber zum Glücke liegt in diesen bösen Vorwürfen nur ein vollkommnes Missverständniss der Dichtung, wie heute längst bewiesen ist und wie nur der Verf. dies klar bewiesene übersieht. Man kann gerade umgekehrt behaupten es gebe schwerlich in aller menschlichen Dichtung ein Stück dessen Kunst mitten in der Behandlung eines schwierigsten Gegenstandes so vollendet sei. — Allein auch religiöse Vorwürfe weiss der Verf. dem Dichter zu machen. Auf seinem Angesichte soll nach S. 773 f. »ein Schleier ruhen der ihm die Erfassung der wirklichen Welt merklich erschwere; denn er sei ja doch nur »ein ächter Semite und vor allem ein ächter Hebräer geblieben.« Auch sei der Dichter, sagt unser richterliche Verf. gegen das Ende des 19ten Jahrhunderts nach Chr. hin, doch darin noch weit hinter unsern heutigen Erkenntnissen zu-

rück dass er die Natur überall nicht als selbständig, sondern Gott als ihren Herrn schildere; das seien für uns »unvollziehbar gewordene Vorstellungen.« So ernst wirft sich also unser Gelehrte zum Schulmeister des Dichters auf! Schade nur dass er nicht merkt wie er danach folgerichtig die ganze Bibel unter den Tisch werfen muss. Allein hinter diesem Schulmeister steht ja nur wieder der Pariser Renan als der noch weisere und bessere.

Indessen weiss dieses Buch nach S. 744 f. 750 f. auch mit ganz neuen schwerwiegenden Vermuthungen dem Dichter und seinem Werke nachzuhelfen. Der alternde Dichter habe in einer späteren Zeit wo die »Bedürfnisse des Dogmatismus wieder mächtiger auf die Ehrenrettung des Gottesbegriffes hinwiesen«, den bekannten Abschnitt der Reden Elihu's c. 32—37 seinem Werke eingeschaltet und damit selbst eine zweite Ausgabe desselben veranstaltet. Nun hat man zwar längst gezeigt dass das B. Ijob wie wir es haben nur in einer zweiten Ausgabe sich erhalten habe, so wie es in seiner Hellenistischen Umbildung sogar in einer dritten Ausgabe uns vorliegt. Dass die meisten alten Hebräischen Bücher durch die verschiedensten Ausgaben hindurchgingen und uns ohne diese Einsicht unverständlich bleiben, ist überhaupt eine der sichersten und fruchtbarsten Erkenntnisse welche wir heute gewonnen haben. Allein wenn der Dichter des B. Ijob sich selbst und die ganze erhabene Kunst seiner Dichtung auch nur in seinem Alter sóweit vergessen hätte um die Reden Elihu's hinzuzudichten und an dem noch dazu verkehrten Orte wo sie stehen einzuschalten, so wäre das ein höchst trauriges Zeichen für seinen Geist, und wir würden uns von die-

sem umgekehrten Sophokles mit Bedauern abwenden. Zum Glück ist es jedoch wieder nur unser Verf. der ihm solches anzudichten vermag. Schon die völlig verschiedene Sprache beweist im besten Einklange mit tausend anderen Merkmalen dass diese Reden erst von einem viel späteren Dichter sind. H. E.

Canti popolari siciliani raccolti ed illustrati da Giuseppe Pitrè, preceduti da uno studio critico dello stesso autore. Volume primo. Palermo. Luigi Pedone Lauriel, editore 1870. X und 451 Seiten Oktav.

Der Verf. ist deutschen Lesern durch Hartwig's Einleitung zu der schönen Sammlung sicilianischer Märchen von Laura Gonzenberg bekannt, wo wiederholt auf verschiedene Schriften desselben, namentlich auf die Abhandlung »Sui canti popolari siciliani. Studio critico. Palermo 1868« hingewiesen ist. Diese letztere nun erhalten wir hier in vielfach umgearbeiteter und erweiterter Gestalt, begleitet von fast tausend bisher noch nicht herausgegebenen sicilischen Volksliedern aus verschiedenen Provinzen in deren Dialecten. Durch das Studio lernen wir den Geist der Lieder kennen, so dass man wohl vorbereitet an den Genuss der letztern selbst gehen kann, der durch vielfache sprachliche und sachliche Erklärungen auf willkommene Weise erleichtert wird, obwohl man sich freilich vorher mit den Eigenthümlichkeiten des sicilianischen Dialects, wovon die im zweiten Bande der erwähnten Märchen enthaltenen Proben eine Idee geben, *) bekannt gemacht haben muss und auch

*) Das. S. 201 Z. 2 v. o. st. *campuliù vanu* ist ohne Zweifel zu lesen *campuliavanu* d. h. campavano (sie ernährten sich durch Spinnen).

so noch das von Pitre versprochene Glossar schon jetzt zur Verfügung haben möchte. Das »Studio« geht, wie bereits bemerkt, ausführlich auf die verschiedenen Gegenstände ein, welche das Thema der sicilischen Volkslieder bilden und freilich meist die nämlichen sind, wie die fast aller Völker, wenn auch hin und wieder ein seltenerer Gegenstand bemerkbar ist, so z. B. die »Lieder der Gefangenen«, die man zwar in ganz Italien, jedoch ausserhalb desselben nur in einzelnen Fällen wiederfindet, während sie in der vorliegenden Sammlung allein zehn Seiten einnehmen. Und zwar handelt es sich bei ihnen nicht blos von unschuldig im Kerker Schmach tenden, welche durch Ungerechtigkeit und Tyrannie hartem Schicksal Preis gegeben sind, sondern oft von wirklichen Verbrechern, die, wie der Verf. selbst ausführt, eigentlich geringe Sympathie verdienen und für die zu ihnen gesperrten jungen Anfänger, wie überall, eine arge Schule der Verworfenheit abgeben. Trotzdem sagt Pitre von dieser ganzen Dichtgattung, »dass sie dem Herzen der Sänger reich und schwungvoll entströme; denn Liebe und Treue, Stoicismus und Religion, Lachen und Weinen verschlingen sich darin mit einander in seltsamer Vereinigung und ergiessen sich gleich einem unaufhaltsamen Strom.« Ausserdem erörtert Pitre namentlich das reiche Kapitel der Liebe und dessen, was sich daran knüpft, aller Leidenschaften, die aus dieser »master-passion« entspringen, von dem ersten Liebesseufzer bis zur Ehe oder Trennung und Tod: die weiblichen Reize allein werden in 59 Liedern besungen und die glühend gefeierten Küsse der Geliebten weichen keineswegs denen des Johannes Secundus. Was der Verf. über Religion und Aberglauben mittheilt, lässt einen tie-

fen aber durchaus nicht erfreulichen Blick in die betreffenden Zustände thun, obwohl sie auf dem italienischen Festlande wie in andern katholischen Ländern oft auch nicht viel besser sind. Die politische und bürgerliche Satire, die Zwistigkeiten zwischen einzelnen Ortschaften werden demnächst von Pitrè besprochen, und dann gezeigt, welchen Nutzen die Geschichtsforschung so wie die Culturgeschichte im allgemeinen aus den betreffenden Liedern ziehen können; eine eingehende Vergleichung der eigentlich sicilischen mit der albanesischen Volksdichtung in Sicilien und Calabrien, mit der griechischen in der Terra d'Otranto, so wie mit der in den übrigen Provinzen Italiens bildet den Schluss der lehrreichen und anziehenden Abhandlung, der ein sorgfältiger Nachweis sämmtlicher innerhalb und ausserhalb Italiens erschienenen Sammlungen italienischer Volkslieder, so wie der Uebersetzungen und Studien, zu denen sie Veranlassung gegeben, folgt. Noch habe ich aber einen der früheren Abschnitte des Studio zu erwähnen, welcher von der Versification der sicilischen Volkslieder handelt und woraus hervorgeht, dass die verbreitetste und beliebteste Liederform die Canzona ist, welche der Octave entspricht und als Urform derselben zu betrachten ist, mit dem Unterschied, dass sie nicht drei, sondern nur zwei, aber viermal abwechselnd wiederkehrende Reime hat und statt des letztern oft auch Assonanzen eintreten, z. B. (aus Bagheria, Prov. Palermo):

Vurria sapiri quant' amanti semu,
 Ca tutti nni tiniti 'mpinti a un amu.
 Criu chi a li trenta cci juncemu,
 E li quaranta tutti li passamu;
 E chiddi di la festa 'un li mittemu,
 Chiddi di lavuranti 'un li cuntamu.
 Ora dicemu nui chi discurremu:
 Cchiù amanti aviti vui, ca figghi Adamu.

(»Ich wollte wohl wissen, wie viel Liebhaber wir sind, die du alle an einem Angelhaken hängen hast. Ich glaube, wir reichen bis an die dreissig hinan, oder übertreffen alle miteinander gar die vierzig. Dabei zähle ich aber nicht die Feiertagsliebhaber und rechne auch nicht die der Wochentage. Kurzum, soll ich sagen, was ich denke, so hast du mehr Liebhaber als Adam Kinder.«) Zuweilen enthält die Canzona nur sechs oder vier, zuweilen aber auch zehn bis zwölf Zeilen, stets aber mit demselben Reim oder Assonanz. Ferner hat man Ciuri (fiori, Blumen), die den toskanischen Stornelli entsprechen, Strophen von zwei oder gewöhnlicher drei Zeilen, deren erste von fünf Silben mit der dritten der beiden folgenden eilsilbigen reimt; bei denen von zwei Zeilen reimen diese mit einander. Gewöhnlich, aber nicht immer, wird in der ersten irgend eine Blume angeredet, namentlich in denen von verliebtem Inhalt, und daher der Name z. B. »Ciuri di ciuri. — Cantu pi fari onuri a lu mè Amuri.« (»Blume der Blumen! — Ich singe, um meiner Liebe Ehre zu erweisen.« Palermo) oder »Ciuri di luppina. — Alla matina quannu ni livamu — Jo paru gigghiu e tu la rosa fina.« (»Lupinenblüthe! — Wenn wir des Morgens aufstehen, so gleiche ich der Lillie, du der zarten Rose.« Marsala). Diese Ciuri singt man bloss in Gefängnissen und »Frauenhäusern«; in den höhern Ständen sind die Arii oder Arietti beliebt, sieben- oder achtsilbige Verse in längern oder kürzern Strophen; z. B. »La vitti 'mpinta a un arvulu, — La ficu chi pinnia: — Jo la vuleva cògghiri, — 'Rrivarì 'un la putia.« (»Die um den Baum sich windende Rebe, die herabhängende Feige wollte ich pflücken, konnte sie aber nicht erreichen«). Die vorliegenden Lieder, wozu auch Carnevalslieder, Scherze, Räthsel nebst Lösung (Sfide) u. s. w. u. s. w. gehören, sind mit Ausnahme der letztgenannten sämmtlich einstrophige Canzuni oder Ciuri. Längere Stücke werden im zweiten Bande erscheinen, welcher die erzählenden Lieder enthalten soll, ferner Diesilli, Klagelieder über Verstorbene (genannt nach dem berühmten *Dies irae, dies illa*), Kinderlieder, Wiegenlieder, Räthsel u. s. w. nebst Glossar, Liederklassen, die bisher ganz unbekannt geblieben sind. Nach dem von Pitre an anderer Stelle Mitgetheilten müssen namentlich die Balladen viel Neues und Anziehendes enthalten.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 26.

29. Juni 1870.

Plutarchi vitae. Aristides et Cato maior. Recognovit Rudolphus Hercher. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXX. pp. IV und 76. 8.

Plutarchs Lebensbeschreibungen galten lange für gut überliefert und nur wenige Stellen im Ganzen schienen schwerer beschädigt zu sein. Erst nach und nach hat sich auch Karl Sintenis durch Vergleichung späterer Schriftsteller, die aus Plutarch wörtlich entlehnt, durch Bekanntwerden mit mehr HSS., durch die Einsicht, wie strengen Regeln Plutarch in Vermeidung des Hiatus folge, überzeugen lassen, dass der Schein treuer Ueberlieferung trüge. Die HSS. sind fast alle ganz jung, aber obgleich sie in einer bedeutenden Anzahl von grössern oder geringeren Verderbnissen alle übereinstimmen, also die Entstehung der Fehler als sehr alt erweisen, zeigen doch viele die Spuren willkürlichster Ueberarbeitung. Und leider gehören gerade solche zu diesen überarbeiteten, die allein an vielen Stellen offenbar das Richtige erhalten haben.

Zu diesen Betrachtungen veranlasst Referenten die HS. des Klosters Seitenstetten bei Wien, welche Hercher bei der Recension der beiden Vitae zuerst benutzt hat. Sie hat an einigen Stellen das unzweifelhaft Richtige allein erhalten: so Aristid. K. 2 *Συρακοσίον*, K. 8 *τὸ δόγμα* f. *τὸ δόγμα τοῦτο* (Sintenis wollte *τὸ δόγμα τοῦ*), K. 15 *αἰρόμενος*, Cato K. 15 *τὴν τελευταίαν* f. *τελευταίαν*, K. 23 *γαβός*, K. 24 *αὐτὸν ἐκέλευε*, K. 27 *τοῦτο αὖ*, vor allem Aristid. 19 *εἰς τὸ Πιῶον* für *εἰς Τρογώνιον*, was Hercher selbst p. II hervorhebt. An manchen andern führt sie allein auf das Richtige, so Aristid. K. 5, wo sie statt *κατέσχε*, das alle übrigen HSS. haben, *κατέσχευε* bietet: Hercher hat dies aufgenommen, aber es muss *κατεσχέκει* nachgebessert werden. K. 7 bietet sie *διαδιδόντος* für *ἐμβαλόντος*: mit Recht hat Hercher *διαδύντος* geschrieben. In sehr vielen Fällen bestätigt sie die als richtig erkannten Lesarten der pariser HS. 1676, deren Abweichungen (F¹) Sintenis im 4. Band mitgetheilt hat und die offenbar schon H. Stephanus und Vulcobius kannten. Ueberhaupt aber stimmt sie mit dieser und der ihr ähnlichen HS. 2955 (L bei Sintenis Bd. 4) fast durchaus überein (vgl. Hercher p. I), nur dass die Papierhss. F¹L dem 15. Jahrh. angehören, S (so bezeichnet Hercher die Seitenstettener) am Ende des 11. oder Anfang des 12. auf Pergament geschrieben ist. So Treffliches aber auch der Text des Plutarch diesen HSS. verdankt, so ist doch in ihrer Benützung die grösste Vorsicht nöthig. Denn alle drei gemeinschaftlich und S noch besonders für sich sind an vielen Stellen auf das willkürlichste und wunderlichste interpoliert: Aenderungen, Umstellungen, Auslassungen, Zusätze weisen auf eine Quelle, die nach guter Vorlage mit grosser Flüchtigkeit und

Keckheit hergestellt war. Um nur aus der σύγκρισις einige Belege anzuführen, verstand der Urheber dieser Recension das Verhältniss der Worte K. 2 διαπρεπῶς ἀριστεύσαντες ἐν δέκνοις τοῖς ἀγῶσι zu den vorhergehenden Namen nicht und schrieb διαπρεπῶς γὰρ ἀριστεύσαντας ἐν δέκνοις τοῖς ἀγῶσι τούτους κηρύττουσιν, wie F^aS haben. Flüchtig liess er bald darauf (F^aS) καὶ καταστασιασθεῖς aus. K. 3 las er die WW. πᾶται τελειότεραν falsch und schrieb sinnlos κατὰ τὸ τελειότερον ἦν (F^aS). K. 4 verstand er nicht oder genügte ihm nicht καὶ δι' αὐτοῦ τὰντας ἔθουσι: so setzte er: καὶ ὕδατι τὰντας ἔθουσι (F^aS). Eben so merkwürdig ist Cato K. 21 ἔργα πύσσια (nur in S), wie er für ἐργατησίαν schrieb. Er verstand das allerdings nur an dieser Stelle vorkommende, dunkle Wort nicht, verband χώραν mit dem Folgenden und brachte nicht ungeschickt picariae, Pechhütten, herein, wie sie im Silawald reichen Ertrag gaben. Falsche Zusätze finden sich z. B. auch Aristid. K. 21 und Cato K. 9.

Wer so keck ändert und nicht ohne Kenntniss und Geschick verfährt, kann leicht etwas schreiben, das vor der wahren Ueberlieferung den Vorzug zu verdienen scheint. Es ist daher, wenn beides, das in den andern HSS. und in diesen Ueberlieferte, einen passenden Sinn giebt, immer zweifelhaft, ob man der scheinbareren Lesart folgen dürfe; nur wenn gewichtige dem Gedanken oder der Sprache entnommene Gründe dafür sprechen, wird man so bedenklichem Zeugniss nachgeben dürfen. Hercher hat auch diese Vorsicht geübt und weder an den besprochenen, noch an vielen andern ähnlichen Stellen der HS. S nachgegeben. Dennoch scheint er mir noch etwas zu weit gegangen zu sein. So glaube

ich nicht, dass er Aristid. 2 nach διαπίρωος ὄντας mit F¹LS die WW. καὶ διαφύρως ἔχοντας Recht hatte wegzulassen: διαπίρωος bezeichnet nur die Erregung, mit der Themistokles und Aristides sich den Staatsgeschäften zuwendeten, dass sie dies in einander feindlichem Sinne thaten, liegt darin nicht, und wird erst durch den Zusatz καὶ διαφ. ἔχ. ausgedrückt; nothwendig ist es aber, dass diese feindliche Richtung ausgesprochen wird. — Ob K. 5 τῷ Μαράθῳ nach LS für Μαράθῳ richtig sei, bezweifle ich ebenfalls. — Die δούτεροι φρονίδες, nach denen H. praef. p. II οἱ φέροντες aus F¹S empfiehlt, während im Text οἱ γράψαντες nach den übrigen HSS. geblieben ist, scheinen nicht die richtigen. οἱ φέροντες könnte stehen, da aber οἱ γράψαντες ebenso richtig und der Aorist eigentlich geradezu nothwendig ist, so verdient die Lesart solcher HSS., die leicht durch das mehrfach hier vorkommende φέρειν veraplasst werden konnte, keinen Glauben. — K. 10 hat H. ἀλλὰ καὶ τῶν πρέσβων ἀκούσαντες nach F¹LS geschrieben, während καὶ in den übrigen mit vollem Recht fehlt. Mardonios hat, wie die Lakedämonier Gesandte geschickt, wie aus dem Folgenden erhellt, nicht etwa werden den Briefen des Mardonios die Gesandten der Lakedämonier entgegengesetzt. Also kann καὶ nicht stehn, da auch sonst für ein auch keine Möglichkeit vorliegt. — So ist es mir auch unwahrscheinlich, dass τάνη, wie für αὐτοῦ allein in S steht, K. 11 richtig sei. αὐτοῦ entweder auf τὸ ἑρὸν bezogen und von ἄλλος abhängig, oder, was ich vorziehe, als Adverbium eben an der Stelle, sieht nicht aus, wie Glossem zu τάνη, vielmehr dies zu jenem. — Warum verdient K. 21 ἀφίσθαι von S, während ἀφίσσθαι in F¹,

ἀφείσθαι in L steht, den Vorzug vor *ἀφείσθαι*, das die andern HSS. haben? Wenn gleich *ἀφείσθαι* oft für *ἀφείσθαι* verschrieben ist (z. Hyperid. Epitaph. p. 31. Cobet Mnem. 7 p. 182), so ist doch hier das Perf. pass. ganz passend: ebenso Cato K. 16. vgl. Dinarch. 2 §. 6. Ps.-Demosth. 60 §. 21. und viele andere Perfecta der Art. — K. 25 tritt *τὰ πολλὰ*, wie H. mit S schreibt, Aristeides doch zu nahe: vieles hat er als Staatsmann gethan, das er als Privatmann für ungerecht gehalten hätte, aber doch nicht das Meiste. Richtig also haben die andern HSS. *πολλὰ*. Auch K. 15 hat S allein *τὰ πολλὰ* für *ἀλλ'*. — Auf das Leben Catos einzugehen muss ich mir versagen.

So bin ich denn auch gegen die zahlreichen Umstellungen, die Hercher, so viele er auch unbeachtet gelassen, der neuen HS. zu Liebe aufgenommen hat, misstrauisch. Einmal hat H. nicht beachtet, dass durch eine solche Plutarch ein unerträglicher Hiatus aufgebürdet wird. Er schreibt Aristid. K. 22 mit F·LS *ζητοῦντας ἑώρα ἀπολαβεῖν τὴν δημοκρατίαν*, während die andern HSS. richtig haben *ἑώρα ζητοῦντας τὴν δημοκρατίαν ἀπολαβεῖν*.

Nur an wenigen Stellen ist im Gegentheil der Herausgeber seiner HS. vielleicht mit Unrecht nicht gefolgt. Aristid. 3 heisst es von der politischen Thätigkeit des Aristeides *ἡγαγὰς τὸ πον καὶ αὐτὸς — ὑπερνανοῦσθαι οἷς ἐπρατεν ὁ Θεμιστοκλῆς*. Nicht allein der Hiatus ist hier auffällig, sondern auch der Gedanke fordert etwas Anderes. Dass Aristeides eine dem Themistokles entgegengesetzte Richtung verfolgte, ist schon im Vorigen auseinandergesetzt. Dass es sich hier um etwas Anderes handle, zeigen namentlich die Worte *βέλταν ἡγούμενος παρελθεῖν ἐνια*

τῶν συμφερόντων τὸν δῆμον. Wenn die Vorschläge des Themistokles dem Staatswohl unzulänglich erschienen, verstand sich das Entgegen treten von selbst, hier ist von einem solchen auch dann die Rede, wenn Themistokles Zweckmässiges betreibt, von einem Entgegen treten nicht um des Schädlichen in diesem einzelnen Falle willen, sondern um den Gegner überhaupt nicht zu mächtig werden zu lassen. Damit stimmt auch οὐ μὴν am Anfang des Satzes im Gegensatz zu dem Vorhergehenden μόνῳ τῷ χρησιᾷ καὶ δίκαια πράττειν καὶ λέγειν ἀξίων θάρρειν τὸν ἀγαθὸν πολέτην. Daher ist der Zusatz der HS. S παρὰ γνώμην zwischen ὑπεναντιοῦσθαι und οἷς, der den Hiatus beseitigt und dem Gedanken vortrefflich entspricht, ohne Zweifel richtig: er sieht auch gar nicht wie ein Glossem aus und erst, wenn wir ihn aufnehmen, passt das Folgende τέλος δέ ποτε — vollständig in den Zusammenhang. — Aristid. 11 hat S richtig Ἀκτιῶνι f. Ἀκταίωνι: vgl. Ἀλκμήωνος K. 25. Aristid. 25 ist δεσμένην in F·LS, wie Westermann comment. crit. in script. graecos 2 p. 3 sq. nachgewiesen hat, allein richtig und schon H. Stephanus und Reiske hatten es mit Recht aufgenommen. Vielleicht ist auch in καὶ οὐ δίκαιας, wie dieselben HSS. für ἀδικίας haben, καὶ von Plutarch, so dass er geschrieben ὡς συχνῆς καὶ ἀδικίας δεσμένην. An der bezeichneten Stelle hat Westermann auch Aristid. 1 ὁ μὲν für οἱ μὲν als richtig erwiesen und K. 26 εἶατε für εἴπρατε vermuthet, das H. aufgenommen, aber Cobet zuschreibt.

Auch abgesehen von der HS. S hat Hercher, der seit lange eine Ausgabe der Moralia vorbereitet, also Plutarch trefflich kennt, sich durch eine Reihe von Verbesserungen um den

Text der beiden Vitae verdient gemacht. Aristid. 17 schreibt er συνέβη μόνοις, während F·LS συνέβη μὲν ἄκουσιν, die andern HSS. συνέβη μὲν ἄκουσι μόνοις haben. Schön ist, dass er in μὲν die Verderbniss aus μόνοις erkannt hat; ob ἄκουσιν nicht doch richtig sei, ist mir zweifelhaft. — K. 20 tilgt er mit Recht εὐθύς nach ἦλθεν, wie er es K. 16 nach ἀρχῆς mit Reiske gestrichen hat. — K. 21 ist γραμματοφυλαχείου, 25 πεινῆν und Ἀλκμέωνος, Cato 4 κεκοιμημένην, 26 ἐγεγόνεσαν mit Recht hergestellt. Ebenso treffen τὰ Aristid. 18, δούλω Cato 20, τοῖτον K. 23, δέ μοι K. 27, οὔτε — οὔθ' compar. 3, ταῖς παρασκευαῖς 4, συγκοιμώμενον 6 ohne Zweifel das Wahre. Zweifelhaft sind mir die Vermuthungen ἀνταπεδείκνυ Cato K. 7, da ἀνταποδιδόναι im platonischen Sprachgebrauche bisweilen nur an die Stelle von etwas treten lassen, als entsprechendes Gegenstück hinstellen bedeutet, K. 8 τοῦτο in dem Witzwort Catos über Eumenes zu tilgen: ἀλλὰ φύσει τοῦτο τὸ ζῶον ὁ βασιλεὺς σαρκοφάγον ἐστίν, wo ich vielmehr ὁ βασιλεὺς für Glossem halte, K. 13 καὶ τάξις für ἡ τάξις, wo ich nach dem vorausgehenden τίς ὁ τῶν ἄλλων διὰ κόσμος vielmehr τίς ἡ τάξις schreibe. Die Vermuthung πεσεῖν für παθεῖν Aristid. 18 zu lesen hat H. praef. p. II mit Recht zurückgenommen: Plutarch wendet das uralte δράσαντι παθεῖν (Blomf. zu Aesch. Ch. 307) nur etwas anders an.

In den Anmerkungen kommen einige ungenaue Angaben vor: p. 11, 12 sollte im Texte *χρεῖστονά μου* stehn und in der Anmerkung *σε* vor *ὦ* fehlen. — p. 26, 22 hat *ἀνωκοδόμησαν* schon H. Stephanus. — 28, 24 sollte es heissen: *ζητοῦντας ἐώρα* S: *ἐώρα ζητοῦντας* s und 40, 1

συνεκπ. πόλεμον S: πόλ. συνεκπ. s, 59, 8 μὲν γὰρ S: μὲν σὺν s, 68, 8 ἤδη — ὑβρεῖ S: ὑβρεῖ τῶν δῆμον ὁρῶν ἤδη s. Auch manche Druckfehler finden sich: p. 6, 6 εἰπῶν, 8, 22 μμαν und 23 τοῦτω δακνείμενοι, 51 11 στραπὰν, 53 8 und 75 28 αὐτωῦ, 61 13 ἐργηγορότων, 75 29 ινας, (f. υνας). p. 16 30 fehlt K. 13, p. 67 30 fehlt K. 27.

Doch lieber will ich hier noch einige Beiträge zur Verbesserung des Textes mittheilen. Aristid. 3 scheint ἀπὸ τῶν λόγων αὐτῶν keinen rechten Sinn zu haben; Plutarch schrieb wohl αὐτῆς. K. 4 bezeichnet auch H. ἰδιώταις als verdorben: eine sichere Verbesserung scheint mir: πάλιν δὲ κρινῶν δίαίταν δυοῖ. — K. 13 z. E. muss es doch wohl für ἀπολύσασθαι πᾶς αἰτίας δεθῶς καὶ δικαίως τῇ πατρίδι βουλευόμενοι heissen für βουλευόμενοι. — K. 16 halte ich die WW. ὥς ἐκείνοις für ein Glossem. — K. 18 lässt sich zwar Κιθαριωνία Ἥρα allenfalls entschuldigen, aber sollte nicht Plutarch doch den Hiatus durch ein dazwischen gesetztes ὃ vermieden haben? — K. 22 z. E. haben F¹LS, wie Coraes wollte, ὁ ἀνὴρ, aber ἀνὴρ in den übrigen HSS. führt auf ἀνὴρ. — K. 2 fordert die auch von Plutarch beobachtete Regel über die Stellung des Genetivs von αὐτοῦ und den Reflexiva εἰς τὴν αὐτοῦ ναῦν. Stellen wie Aristid. 13 τὴν ἐν τῇ πόλει δύναμιν αὐτῶν und compar. 5. τὴν ἐπὶ Καρχηδονίους αὐτοῦ στρατηγίαν bestätigen nur die Regel, da Einschlebung anderer Worte die Stellung frei macht. Auch Cato 11 ist wohl τῆς αὐτοῦ μᾶλλον nothwendig. — Arist. K. 25 hat C. F. Hermann richtig εὖ τε καὶ καλῶς χρωμένους verbessert (de Aeschine Socr. p. 13) und Cato 8 die Worte ἡ Περικλέα ἡ Θεμιστοκλέα A. Schäfer (Philol. 23, 658) mit Recht gestrichen: vgl. compar. c. 4. — K. 27

zeigt die längst verglichene Stelle des Demosth. g. Lept. §. 115, dass auch Plutarch wahrscheinlich *καὶ γὰρ τοσαῦτα πλέθρα καὶ ψιλῆς καὶ πεφτυμένης* geschrieben habe. — Am Schluss dieses Kapitels, um dessen Verständniss und Verbesserung sich Classen symbol. crit. 1 p. 6 sq. verdient gemacht hat, tilgt H. erst *μνημονεύειν*, dann schreibt er *ἔπειθε* (mit Classen) und *τὸν δὲ νομοθετοῦντα ἀντὶ τριωβόλου δραχμὴν ἑκατέρω τὰς τῶν γυναικῶν* (von *ἀντὶ τρ.* an mit F¹LS). Davon scheint mir *φησὶν* richtig, aber da es schwerlich ohne Weiteres heissen kann *φησὶν θυγατρὶδοῦν* er spricht von, so ist wohl dann noch *ὅς* in *ὅτι* zu ändern; die weitere Vermuthung *τὸν δὲ νομοθετοῦντα* ist doch zu willkürlich. Die Lesart der HSS. führt vielmehr auf *αὐτὸς μέντοι, φησὶν, ὁ νομοθετῶν — δραχμὴν ἔταξε ἑκατέρω τῶν γυναικῶν*. Eine Spur des *ἔταξε* möchte ich noch in dem Glossem *ἐψηφίσαντο* erkennen, das in den übrigen HSS. statt *ἀντὶ τριωβόλου* steht. *Δημήτριος* würde als Glossem zu dem nicht verstandenen *νομοθετῶν* oder zu *φησὶν* anzusehn sein. Bedenklich ist nur die des Hiatus wegen nothwendige Umstellung. — Cato K. 8 halte ich *καὶ φθονεῖσιν δοκοῦντι* für nöthig, da *φθονεῖσθαι*, wie es allein erklärt werden kann, gar nicht in den Zusammenhang passt. — K. 10 fordert der Gedanke *ταύτην τε δὲ τὴν μάχην — ἐνίκησε*, während die HSS. *ὁ* haben.

Hermann Sauppe.

Prof. F. v. Wyss: Beiträge zur schweizerischen Rechtsgeschichte. Sep. Abdr. aus d. Zeitschr. f. schweiz. Recht: Bd. XVII. 1. (88 S. 8. Basel. 1870).

Als ersten Beitrag zur schweizerischen Rechtsgeschichte legt hier ein gründlicher Kenner der Rechtsgeschichte der Schweiz und ein gewissenhafter und eindringender Forscher Studien über »die Reichsvogtei Zürich« vor, welche um der scharfsinnigen Darlegung der besprochenen Verhältnisse und der im Verlaufe der gedrängten Abhandlung gebotenen neuen Aufschlüsse willen die Aufmerksamkeit weiterer, auch nicht schweizerischer Fachmänner in ausgezeichnetem Masse verdienen, — davon gar nicht zu reden, dass als Beilage, pp. 68—88, zum ersten Male vollständig und genau der wichtige »Rotulus des Stiftes Grossmünster« abgedruckt sich findet, ein Diplomatar mit Abschriften und Auszügen von Urkunden, sowie mit einzelnen Notizen von den Händen von sieben bis acht dem Ende des 10. und dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehörenden Schreibern. *) Sollen wir hinsichtlich des höchst willkommenen Abdruckes der 18 Nummern dieses Rotulus, zu deren grösstentheils mangelhaften Daten kritische Noten beigegeben sind, einen Wunsch aussprechen, so ist es der, dass sich der Herausgeber weniger genau auch in Nebendingen an das Original gehalten, also z. B. im Worte »Uoluine ein W und v angewandt, durchgängig

*) Ueber das erste Stück, das sich als unter Karl dem Grossen 810 ausgestellt ausgiebt, handelte G. v. Wyss im Neuj. Bl. d. Zürcher Stadtbibl. v. 1861, dann Siekel in den Acta reg. et imper. Karolin. Bd. II. pp. 438 u. 439.

den Eigennamen grosse Anfangsbuchstaben gegeben (auf p. 69 z. B. »illinga«, »flobotisreine«, dagegen »Nomine«), Punkte nur gesetzt hätte, wo es das Satzgefüge erfordert.

Was nun die erste weit grössere Abtheilung dieses Heftes betrifft, so handelt sie erstlich von den »Grundlagen der Reichsvogtei«, dann von deren »Entstehung« und von derselben selbst, endlich vom »Heimfall der Reichsvogtei an das Reich und der Zersplitterung derselben«.

Nicht weniger kurz als scharf gezeichnet führt der erste Abschnitt die vier verschiedenartigen Rechtsgemeinschaften vor, auf deren Grund die zürcherische Reichsvogtei erwuchs, deren Vorhandensein die spätere Entwicklung eines zürcherischen Gemeinwesens bedingte. Es ist erstlich das schon aus römisch-helvetischer Zeit herstammende königliche »castrum«, Zürich mit der Pfalz auf dem Hügel am linken Limmatufer, sowie neben dem befestigten Orte einige grosse königliche Höfe, vornehmlich der dem »castrum« gleichnamige Hof Zürich — beides, das »castrum« und seine Zubehörde, der Gerichtoberkeit der Grafen im Thurgau, resp. im vom Thurgau abgezweigten Zürichgau, nicht entzogen. Das zweite Element bildet das Grossmünsterstift, entstanden bei der alten, zu den königlichen Besitzungen gehörenden, ausserhalb des »castrum« am rechten Ufer des daselbst endigenden Sees liegenden »Turicina ecclesia«; es gilt als königliches Stift und geniesst der Immunität; ein dem Centenar gleichstehender »advocatus« oder auch eine Mehrzahl von »advocati« *) handhabt auf seinen

*) Zu der Angabe von p. 15 über die Mehrzahl von »advocati« des Klosters St. Gallen für einzelne Districte des Klosterbesitzes sei hier bemerkt, dass unter Abt

Besitzungen die weltliche Gerichtsbarkeit, so weit dieselbe nicht dem Grafen zukömmt. 853 aber wurde die dem Stifte gegenüber auf dem Boden des königlichen Hofes Zürich entstandene Abtei durch Ludwig, den ostfränkischen König, insbesondere mit dem Hofe Zürich selbst und dessen Zubehör, darunter dem »pagellus Uroniae«, ausgestattet; auch diese Stiftung, in der »regia potestas, auctoritas« im vollsten Sinne des Wortes stehend, der Immunität sich erfreuend und für ihre Besitzungen »advocati« bestellend, hatte neben dem »castrum«, welches die ursprünglich ihm zugehörenden Höfe successive, wenn auch nicht ohne Ausscheidungen, an die Abtei übergehen sehen musste, ihre eigenthümliche Sonderstellung. Als vierte Rechtsgemeinschaft endlich erscheinen die »homines de monte«, eine unmittelbar bei den königlichen Besitzungen erhalten gebliebene Genossenschaft freier Alamannen, wohnhaft am rechten Limmatufer zumeist am Zürichberge, — woher der Name, — doch auch mit Besitz ganz nahe bei und in Zürich selbst, wie denn die »domus comitis«, die Gerichtsstätte des Grafen, unten am Flusse zu Füßen der Grossmünsterkirche, mitten zwischen exemptem Gebiete stand; denn dass die Immunitäten sich auf diese Freien nicht bezogen, diese vielmehr unmittelbar unter dem Grafen und dem Centenar standen, ist mit dem Verf. entschieden anzunehmen.

So lagen die Dinge noch nach der Mitte des

Gozbert zwölf, unter Abt Grimald sechsundzwanzig verschiedene Vögte nachweisbar sind. Ein Excurs zu den nächstens erscheinenden Ausgaben der Vita s. Galli etc. (in den „Mitth. d. hist. Ver. v. St. Gallen“: Hef. XII. pp. 140—147) vom Verf. dieser Anzeige bringt hierüber Einlässlicheres.

9. Jahrhunderts: eine »Reichsvogtei Zürich«, und damit eine Vereinigung der vier Rechtsgemeinschaften gab es noch nicht.

Doch schon zwischen 870 und 883 wird dies anders. Ein Willeharius, »advocatus regis Caroli«, handelt wie für das Stift, so auch für die Abtei, ist höchst wahrscheinlich auch dem »castrum« vorgesetzt, wie denn schon in den siebziger Jahren die Abtei mehrmals urkundlich als mit dem »castrum« verbunden bezeichnet wird, z. B. »monasterium situm in castello Turego«. Als Vorgesetzter aller vier Rechtsgemeinschaften, nunmehr nicht mehr bloss der beiden geistlichen Stiftungen und des »castrum«, sondern auch der freien Leute, erscheint aber im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts Kerhart, der durch die 917 in Alemannien hergestellte herzogliche Gewalt Namens des Königs eingesetzte »advocatus«, in der gleichen Zeit, wo die verschiedenen Theile des Ortes Zürich durch die sie umschliessende Befestigung zur »civitas« zusammenwuchsen. Vornehmlich in zwei Processen aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts (p. 28—33 in ungemein lichtvoller Weise erörtert) liegt die einheitliche Reichsvogtei über Zürich als Ganzes unbestreitbar vor, ein Ergebniss, das wir aber mit dem Verfasser wohl schon auf die Stellung des Willeharius zurückdatiren dürfen,*) wenn auch für diesen und seine nächsten Nachfolger die urkundlichen Beweise noch nicht in der Vollständigkeit vorliegen, wie für die Späteren, eben für Kerhart (924—931), dann für Liuto (um 950). Diese

*) Bluntschli, Staats- u. Rechtsgesch. d. Stadt u. Landsch. Zürich, Bd. I. p. 135, hatte erst den Burkard (von 955, nicht 972, wie dort steht), für den ersten bekannten Reichsvogt gehalten.

vereinigte Vogtei des Reiches hat nun eine ganz andere weitere Bedeutung gewonnen, als die Mehrzahl von *advocati* der beiden Stifter früher für sich hatte beanspruchen können. Diese »*advocati regis*« haben jetzt den Blutbann und sie stehen den Grafen ganz gleich: ja, wir sehen sogar schon jetzt zwei Male, 889 und um 950, Grafen in der Eigenschaft als Reichsvögte zu Zürich fungiren, wobei das erste Mal, bei Eberhard (wahrscheinlich Grafen im oberen Aargau), das Ausserordentliche, den Charakter des »*missus*« an sich tragende seiner Stellung erkennbar durch die angewendeten Formeln durchschimmert (pp. 24 u. 25). Und in dieser Stellung von zürcherischen Reichsvögten weist hernach der Verfasser auf den nächstfolgenden Seiten eine weitere Reihe von Persönlichkeiten der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts und der Folgezeiten nach, u. a. 964 und um 970 wieder zwei Grafen, Burkard und Gotfried, die, wie schon früher Eberhard und Liuto, neben ihrem ordentlichen zunächst den Titel gebenden Amte zugleich wenigstens vorübergehend mit der Vogtei in Zürich betraut werden (pp. 38 u. 39), dagegen muthmasslich von dem zwischen 973 und 982 fallenden »*advocatus Arnoldus*«, sicher von dem 1037 auftretenden »*advocatus Uodericus*« an, die Grafen von Lenzburg und zwar in erblicher Succession bis zum Aussterben der beiden Linien des Hauses 1172 und 1173. Schon von 1097 an hatten die Zähringer diejenigen Rechte über Zürich und die dortigen Stiftungen in Händen, welche früher den Herzogen von Schwaben als Ausübern der königlichen Gewalt angehört hatten, und unter den Zähringern hatten die Lenzburger als Vögte in

Zürich, wie vor 1097, so auch weiter fungirt,*) von 1173 an bis zu ihrem Aussterben 1218 dagegen behielten die Zähringer die Reichsvogtei für sich, verliehen sie nicht, und nun begann die Macht der von Herzogen unmittelbar ausgeübten Vogteigewalt eine bisher ungekannte Ausdehnung zu gewinnen, auch in räumlicher Hinsicht; — denn die letzten Zähringer vereinigten als »Reichsvögte von Zürich« ein Territorium unter sich, das ausser der Stadt und der Zubehörde des herrschaftlichen Hofes und ausser den Besitzungen der Stifter am See und der Limmat noch andere Grundherrschaften, sowie Gemeinden freier Grundeigenthümer in sich schloss. Der Moment war da, wo diese von ihrer ursprünglichen Basis weiter gewachsene Reichsvogtei Zürich zur Territorialherrschaft eines grossen fürstlichen Geschlechtes sich auszubilden im Begriffe war. Doch jetzt erfolgte das hochwichtige, die Genesis der schweizerischen Eidgenossenschaft in sich bergende Ereigniss, der Tod Berthold's V., mit dem die schweizerische Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes anhebt.

Mit dem Jahre 1218 fällt mit den höheren herzoglichen Rechten (defensio) auch die Reichsvogtei (advocatia) Zürich dem Reiche heim und tritt die Zersplitterung der letzteren ein. Die Aebtissin, nun nur noch unter dem Reiche, nicht mehr unter einem Herzog stehend, wird Fürstin

*) Diese Auffassung, wie uns scheint, genügend gerechtfertigt, stellt der Verfasser derjenigen von G. v. Wyss: *Gesch. d. Abtei Zürich, Mitth. d. Zürch. antiquar. Ges. Bd. VIII. pp. 40 u. 41, Anm. pp. 20—22, gegenüber, wo eine Unterbrechung der zähringischen Rechte über Zürich von 1146 (Einnahme Zürich's durch den Staufer Herzog Friedrich III) bis 1173 angenommen wird.*

(*dilecta princeps nostra* zuerst in einer Urkunde von 1234); wie sie und die Abtei, handelt auch der Propst und sein Capitel fortan selbständig; die Bestellung eines »advocatus« für die Stifter im bisherigen Sinne findet nicht mehr statt. Die übrigen reichsvogteilichen Rechte aber, resp. der Inbegriff von bestimmten, genau fixirten Rechten der öffentlichen Gewalt in dem Gebiete der Kirche, von Gerichtsbarkeit, Mannschaftsrecht, Steuerbezug, wie sie nun als »advocatia« eine besondere Art weltlicher Herrschaft in dem betreffenden Gebiete begründeten, die Vogtei über die Höfe der Stifter und das andere in der letzten Zeit hinzugewachsene Gebiet — all das wurde jetzt zertheilt, einzeln vom Könige aus verliehen, so dass eine Reihe von Reichslehen, in der Gestalt kleiner Herrschaften entstand. Eine gesonderte Stellung aber nahm die Stadt Zürich ein.

Für die Stadt ist das Jahr 1218 »das Geburtsjahr der städtischen Freiheit«, und für sie vollends ist die Vogtei nur noch ein Schatten der früheren Bedeutung des Institutes. Sie bezieht sich nur noch auf das durch die Kreuze bezeichnete städtische Weichbild und ihre Träger sind durch den König aus den Verbürgerten ritterlichen Standes bezeichnet, und dem entsprechend üben diese aus den Bürgern selbst herausgenommenen Vögte trotz einer gewissen eigenthümlichen ihnen eignenden Ehre keine Herrschaft, sondern nur bestimmte enge begrenzte Befugnisse, welche durch das Erstarken des gleich nach 1218 auftauchenden Rathes zusehens mehr und mehr Einschränkungen erleiden. In einer für die Verfassungsgeschichte Zürichs sehr aufschlussreichen Untersuchung wird pp. 51—56 dieses Zusammenschrumpfen der Be-

deutung der Vogtei weiter verfolgt, hinunter bis auf die erst 1798 mit allem Anderen getilgte Sitte, dass das die Execution von Todesurtheilen leitende Rathsglied in dieser Eigenschaft den Namen »Reichsvogt« führte.

Anders war das Schicksal der »advocatia« in der Umgebung Zürich's. — Auf dem rechten See- und Flussufer kam die Reichsvogtei zu bedeutenden Theilen als Reichslehen an die Kiburger: Graf Hartmann d. Ae. zählt 1264 unter seinen Reichslehen die »advocatia circa Turegum« auf. Auf der linken Seite dagegen erscheint ausschliesslich gleich nach 1218 Freiherr Berthold von Schnabelburg aus dem Hause Eschenbach im Besitze der Reichsvogtei, gleichfalls als eines Reichslehens (auctoritate regis). Allein auch weiter entlegene Besitzungen der Fraumünsterabtei theilen, wie sie bis 1218 zur Reichsvogtei Zürich zählen, so nach dem Aussterben der Zähringer dieses Schicksal der Zersplitterung. Zu Boswyl (nunmehr Bez. Muri, K. Aargau) ist 1264 gleichfalls ein Eschenbach im Besitze der hohen Vogtei, und über Ebikon bei Luzern wurde durch Kaiser Friedrich II. selbst, wie eine Urkunde von 1245 ausdrücklich bezeugt, für Heinrich von Heidegg und dessen Söhne die Reichsvogtei als unmittelbares Reichslehen abgezweigt. *) Analog endlich lagen die Dinge im »pagellus Uroniae«, der mit dem übrigen Besitze der Abtei auch Theil der Reichsvogtei geblieben war. Auch Uri wird 1218 eine besondere Vogtei und kommt, wie andere Theile

*) Gerade für diesen Einzelfall, die Reichsvogtei Ebikon, zeigt eine Vergleichung der p. 542 von Segesser's Rechtsgesch. d. St. u. Rep. Luzern Bd. I. und von pp. 61 u. 62 der vorliegenden Schrift das so sehr Verdienstliche dieser Untersuchung.

der Reichsvogtei an die Kiburger, Schnabelburger, Heidegge, an den Grafen Rudolf von Habsburg, gleichfalls als Reichslehen, wie jene anderen Stücke, — nur mit dem Unterschied, dass König Heinrich schon 1231 wieder diese »possessio« löst, das Land an das Reich zurückzieht. *) Ganz entsprechend der Entwicklung der zürcherischen Verhältnisse geschieht nun diejenige des reichsunmittelbaren Landes Uri. Von den Beamten mit zeitlich beschränkter Amtsdauer, die im Namen des Reiches die Vogtei nach 1231 in Uri verwalteten — wie in Zürich die ritterlichen Bürger —, kennt man keinen beim Namen: höchstens vielleicht den von König Heinrich erwähnten Arnoldus de Aquis; Graf Rudolf kam 1258 von den Urnern, oder auch von der Aebtissin, als in Ermangelung eines Vogtes erbetener Amtsverweser. Wie der »advocatus« von Zürich, so ist der »minister« in Uri ein Eingeborener, einer der »universi homines de Urania«, wie jener einer aus den »universi cives Turicenses.«

Dies der Hauptinhalt dieses unter anspruchslosem Titel gebotenen sicheren Führers durch eine Reihe von höchst bedeutsamen, bisher zum Theile unerklärt gebliebenen Fragen der zürcherischen und schweizerischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte. — Möge der verehrte Herr Verfasser recht bald weitere »Beiträge« dieser

*) Also keine Verpfändung (vgl. G. G. A. v. 1857 p. 726). Obschon der Ausdruck der Urkunde: „redemimus“ ein starkes Argument für die Annahme einer solchen bleibt, so ist anderseits dem Verf. zuzugeben, dass die von ihm gebrachten Analoga, vornehmlich Ebikon (feodum predii a dom. imper. concessum: Gesch. Fr. d. V. Orte, Bd. II. p. 44), sehr für seine Auffassung sprechen.

Art uns bringen. Möchte aber auch dabei die Möglichkeit schon jetzt ins Auge gefasst werden, dass diese erste so sehr reichhaltige Untersuchung und weitere Fortsetzungen zu einem grösseren Sammelbande vereinigt und nicht in einer Fachzeitschrift weiteren sie dankbar begrüssenden Kreisen mehr oder weniger entzogen würden.

Zürich.

Dr. Meyer von Knonau.

Coquerel, Athanase, fils: Die ersten historischen Umgestaltungen des Christenthums. Deutsche, vom Verf. autorisirte Ausgabe. Berlin, Berggold, 1870.

Der grosse Gegensatz, der die christliche Welt unserer Tage überhaupt bewegt, hat sich auch in der reformirten Kirche Frankreichs während der letzten Jahre laut und schroff genug geltend gemacht. Auch dort auf der einen Seite diejenigen, welche, um nicht einem widerchristlichen Geiste die Thore zu öffnen, den hergebrachten Zustand in Dogma, Einrichtungen und Leben sorgsam festzuhalten suchen, und auf der andren Seite eine Bewegungspartei, welche, der Macht des christlichen Geistes vertrauend, auf Umgestaltungen im Sinne der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Erkenntniss dringt, wie sie auch auf die christlichen und kirchlichen Dinge sich erstreckt, aber Beide mit einander in offenem Streite, der bereits zu manchen, nicht eben erquicklichen Verhandlungen in Presbyterien und Synoden geführt hat. Auf Seiten der letzteren, der Bewegungspartei,

nimmt nun aber der Verf. des oben genannten Buches eine hervorragende Stellung ein, weshalb dasselbe denn auch, abgesehen auch von dem allgemeinen Interesse, der sein Gegenstand erregen muss, unsre Aufmerksamkeit in besonderem Maasse in Anspruch nimmt: ist es doch kaum anders zu erwarten, als dass die Richtung, welche der Verf. vertritt und in seinem vorliegenden Buche zum Ausdruck bringt, auf die künftige Gestaltung der reformirten Kirche in Frankreich einen grossen Einfluss gewinnen werde. —

Das Buch nun beschäftigt sich mit der christlichen Urgeschichte und will die ersten Umgestaltungen, welche das Christenthum im Verlaufe seiner geschichtlichen Entwicklung erlitten hat, zur Darstellung bringen, denn das ist eben des Verf. Ueberzeugung, einestheils, dass es, wie er sich ausdrückt, »ein Christenthum Gottes« giebt, welches »dem Christenthume der Menschen stets überlegen gewesen ist und dem die furchtbarsten Krisen, welche das letztere erschüttert haben, immer nur zu einer Verjüngung und Wiedergeburt geworden sind,« und anderentheils, dass wie alle anderen Religionen, so auch das Christenthum hinsichtlich seiner geschichtlichen Erscheinung in einem steten Umbildungsprocesse begriffen ist und zwar von den frühesten Zeiten seines Bestehens an, so dass »schon der Gedanke einer Orthodoxie,« welche dies nicht anerkennen, sondern irgend welche geschichtliche Gewordenheiten innerhalb des Verlaufs als das Feste und Unwandelbare dahin stellen will, »an und für sich ein vollständiger Irrthum, eine durch Nichts begründete Annassung ist.« Die unbefangene geschichtliche Betrachtung zeigt uns auch hier Alles in einem

steten Flusse des Umgestaltens und Erneuerns, und in dieser Anschauung will der Verf. sich nicht irre machen lassen, auch wenn »gläubige, aber ängstliche Seelen ihm vielleicht einen Vorwurf daraus machen werden, dass er in so delicaten Dingen die Wahrheit sage, einen achtungswürdigen Wahn zerstöre und die Geister beunruhige.« Wie sehr er auch »die Aufrichtigkeit und den Ernst der Ueberzeugung zu ehren« bekennt, so kann er doch vor »Irrthümern und Missbräuchen« keine Verehrung haben, ihnen gegenüber nimmt er vielmehr die Freiheit der Forschung für sich in Anspruch, und er meint, »der alte hugenottische Individualismus«, wie er eben auf dieser Freiheit beruhe, »habe bei den Tagesfragen vielleicht noch ein Wort mitzusprechen und könne und solle dies um so mehr, als er gleichzeitig durch den wissenschaftlichen Geist einen erweiterten Gesichtskreis erhalten habe und durch die mannigfache Cultur der neueren Zeit gemildert und bereichert sei.« Diese Sätze, wie sie gleich aus der Einleitung des Buches entnommen sind und in den Abschnitten noch weiter ausgeführt werden, in welchen der Verf. das Gesetz der Umgestaltung in Anwendung sowohl auf die Geschichte der Religionen überhaupt, als auch auf die des Christenthums im Besonderen näher darzulegen sucht, charakterisiren den Standpunkt des Verf. vollkommen: Er will das Christenthum und zwar, wie er sich später ausdrückt, das »Christenthum Jesu Christi« festgehalten wissen, aber als solches gilt ihm keineswegs irgend eine von den Gestaltungen, die dasselbe im Verlauf seiner Geschichte angenommen hat, sondern diese sind eben nur zeitliche und veränderliche Formen, durch die das Christenthum hindurchgeht, um

selbst immer reiner und geläuterter zu Tage zu treten. »Jede Wahrheit«, heisst es S. 51 in dieser Beziehung, »so göttlich sie auch immer sein mag, entwickelt sich in einer zweifachen Weise, die im Grunde genommen auf ein und dieselbe herauskommt: sie läutert nämlich ohne Unterlass die menschlichen Elemente, welche sie nothwendigerweise enthalten muss, und entwickelt sich selbst, indem sie ihre Früchte trägt, ihre eigenen Consequenzen zu Tage bringt, sich selbst vollständiger giebt. Keine Wahrheit ist unfruchtbar.« So meint er auch mit seinem Buche dem Christenthume, nämlich einer lautereren Erkenntniss der Wahrheit und Herrlichkeit desselben, zu dienen, auch wenn er Vieles, was nach der landläufigen Meinung als Christenthum gilt, zerstören muss.

Aber nun: was versteht der Verf. unter dem »Christenthum Gottes«; unter dem »Christenthum Jesu Christi?« Diese Frage, vor Allem wichtig und entscheidend für den Werth der ganzen Darstellung, behandelt das 3. Kapitel, und allerdings erscheint uns hier des Verf. Meinung in eigenthümlicher, wenn auch, was gleich mit hervorgehoben werden mag, mannigfach von der neueren deutschen Theologie abhängiger Weise. Vieles von dem, was hergebrachter Maassen auch die Kirche des Verf. zum Wesentlichen des Christenthums hinzurechnet, findet hier keine Erwähnung und in dem Zusammenhange auch kaum einen Ort, wo es etwa eingeschoben werden könnte, ja, wird, wie etwa die »abscheuliche Idee von der Ewigkeit der Höllestrafen« geradezu als nicht mit dem Geiste des Christenthums übereinstimmend verworfen. Aber der Verf. bemüht sich, »aus seiner Quelle das ursprüngliche Christenthum zu

erfassen, in seinem Geiste, so wie es aus dem Herzen und Gedanken seines Stifters hervorgegangen ist,«, und zwar gelten ihm als diese ursprüngliche Quelle die drei ersten Evangelien, während er dem des Johannes »mit fast allen zeitgenössischen Theologen den zweiten Rang anweisen oder es vielmehr als das Denkmal einer späteren Entwicklungsstufe des christlichen Geistes betrachten zu müssen meint. Und nun meint er auf Grund dieser Quellen als dasjenige, was Jesus im Sinne gehabt und worauf sein ganzes Streben hinausgegangen sei, Etwas bezeichnen zu dürfen, »das die Kirche sehr Unrecht gethan hat, beinahe immer zu vernachlässigen und oft zu vergessen, nämlich das Reich Gottes oder das Himmelreich. Die ganze Idee des Christenthums findet er in diesem Worte ausgedrückt, und er sagt von Jesus: »Der beständige Gegenstand seiner Lehren, seiner Gespräche, seiner Gebote war die Herrschaft Gottes in uns, die sich auf dem Grunde der Seele ohne Geräusch, ohne äusseren Schein kundgibt. Die Heiligkeit Gottes verstanden und geachtet, seinen Willen angenommen, ihn mit Selbstverläugnung und ohne Zögern erfüllt zu sehen, das war der einzige Zweck, den zu erreichen Jesus sich immer bemühte.«

Näher betrachtet, befreite Jesus nun aber »den allerdings nicht neuen Gedanken des Gottesreiches« von einem doppelten Mangel: nach der Meinung der Juden war »das Reich Gottes beschränkt und Gott herrschte darin durch Schrecken«, dagegen Jesus lehrte die Allgemeinheit dieses Reiches und verkündigte Gott als den Vater, dem es gelte, in Liebe Gehorsam zu leisten. »Vor der Idee der Vaterschaft Got-

tes verschwand jeder Partikularismus, jedes religiöse Monopol, angesichts der Liebe des Vaters zu seinen Kindern ward jeder äusserliche, gesetzliche, bloss förmliche Gehorsam gänzlich ungenügend: im innersten Herzen, in der Seele wollte Gott herrschen, d. h. geliebt werden, und dies Reich soll nun gegründet, die Menschen wieder zur Liebe gegen Gott geführt werden auf keine andre Weise, als durch die Offenbarung der Liebe Gottes gegen die Menschen, die dann in doppelter Weise sich kundthut, nämlich »durch die Vergebung der Sünden und durch die Erneuerung des Lebens«, als »die beiden untrennbaren Akte derselben Liebe.« Von »einer zürnenden, rachsüchtigen Gottheit« ist da nicht mehr die Rede, vielmehr von »dem Vater, der den Bereuenden die Vergebung und zwar ohne Vermittlung und umsonst darbietet,« und »die göttliche Heiligkeit fasst in ihren Beziehungen zu dem Sünder nicht etwa die Rache ins Auge, was ihrer unwürdig und ihrer Natur entgegen wäre, sondern sie will ihn aufs Neue heiligen, was sowohl mit der Natur des Vaters, als auch mit der seines schuldbeladenen Kindes übereinstimmt.« »Gott theilt dem reuig zu ihm Zurückkehrenden »seinen heiligen und guten Geist mit«, und es »stellt sich so zwischen dem Vater und seinen Kindern eine Gemeinsamkeit der Gedanken, des Willens und der Liebe her,« in welcher dann auch das ewige Leben verbürgt ist. So, indem er das Gottesreich in dem angegebenen Sinne verkündigt, ist Jesus denn allerdings zunächst Lehrer, aber er ist auch mehr, als das: er lehrte es nicht bloss, sondern war auch selbst, was er lehrte, und — darin tritt die Bedeutung seiner Person zu Tage. Er wirkt fort und fort nicht bloss durch seine

Person, in welcher »das Menschengeschlecht sein verwirklichtes Ideal erkennt«, und »seine demüthige und erhabene Gestalt, die vom göttlichen Geiste durchstrahlt ist, lebt in dem Gewissen des Christen, wenn auch oft entstellt, dennoch immer erkennbar, geliebt und verehrt.« »Er bleibt der Mittelpunkt und die einzige Grundlage seiner Kirche, er ist die Spitze, zu der alle Glieder der besonderen Kirchen ihre Blicke erheben,« und in Mitten aller Veränderungen ist hier, was unveränderlich bleibt und die Einheit herstellt: Christus selbst.« Daher genügt es denn aber auch, sich zu der Person Christi zu halten, wie die Apostel gesagt haben: »Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst Du und Dein Haus selig.« »Nach unsrer Ansicht«, sagt der Verf., »ist derjenige ein Christ und hat das Recht, für einen solchen gehalten zu werden, der sich auf Jesus beruft, der erklärt, dass er an ihn glaube. Dieser geheiligte Name, diese Persönlichkeit von einer Erhabenheit ohne Gleichen fasst durch sich allein ihre ganze Lehre in sich und bringt sie zum Ausdruck, nämlich das Reich Gottes in uns, die Liebe Gottes und des Nächsten, die Sündenvergebung und das geistige Leben.« Aber Weiteres bedarf es auch nicht. Alles Uebrige ist unwesentliches Beiwerk und einer steten Veränderung unterworfen, dagegen von diesem gilt, was Jesus selbst gesagt hat: »Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.« Man sieht, der Verf. begegnet sich hier mit Gesichtspunkten, die auch in Deutschland längst aufgestellt worden sind, und man muss ihm zugestehen, dass er, wie sehr er auch von dem orthodoxen Lehrsystem seiner Kirche abweichen mag, doch immer noch das

Recht hat, sich selbst einen »Gläubigen« zu nennen. — —

In dem übrigen Theile seines Buches sucht der Verf. dann die verschiedenen Gestaltungen darzustellen, welche das Christenthum von der apostolischen Zeit an bis in die Tage Constantins hinein angenommen hat: das »Judenchristenthum«, wie es in der Apokalypse und dem Jakobusbriefe hauptsächlich zu Tage tritt; »das hellenische Christenthum«, von Stephanus und dessen Kreise vertreten; das »Christenthum des Apostels Paulus«, den der Verf. als den grössten aller Reformatoren meint bezeichnen zu müssen; das »Christenthum des Apostels Petrus«, des Organs der »unlogischen Mittelpartei« zwischen Paulus und Jakobus, welche zuletzt den Sieg davon getragen hat; das »Christenthum des Apostels Johannes«, »viel weniger rein, wenn auch viel mehr entwickelt, als das Jesu, idealer und weit mehr von der Vergangenheit losgelöst, als das der Judenchristen, abstracter, als das des Stephanus, und mystischer, als das des Paulus«; das »römische Christenthum«, eine auf das Aergste von dem altrömischen Heidenthume verunstaltete Gestaltung des ursprünglichen Christenthums; das »Christenthum der ersten Kirchenväter und der Häretiker«, kurze Charakteristiken der verschiedenen kirchlichen und ausserkirchlichen Richtungen und Schulen in der nachapostolischen Zeit; endlich das »Christenthum Constantins«, das Vorbild eines Staatskirchentums, dessen »beklagenswerthe Folgen viel nachhaltiger gewesen sind, als die dem Christenthume günstigen« Alles Gestaltungen, wie sie das Christenthum angenommen hat je nach dem Boden, auf den es verpflanzt worden ist, aber

eben deshalb auch alles individuelle, an Personen, Nationalitäten u. s. w. geknüpfte Gestaltungen, die der Geschichte angehören und damit auch dem Gesetz der Geschichte, der Veränderung und dem Wechsel unterworfen sind, alle zwar an dem Wesen des Christenthums theilhabend, aber doch so, dass dies in ihnen allen mehr oder weniger individuell bestimmt und mehr oder weniger verdunkelt und verdeckt erscheint. Im Ganzen schliesst sich der Verf. in seiner Schilderung dieser verschiedenen Formen des Christenthums der historischen Theologenschule Deutschlands an, die von Tübingen ausgegangen ist und in Baur ihren grossen Meister gefunden hat, und wenn es auch nichts wesentlich Neues ist, was er uns in seinem Buche darbietet, so besteht sein Verdienst doch einestheils darin, dass er die Resultate deutscher Wissenschaft auf diesem Gebiete der Forschung seinen Landsleuten zugänglich zu machen gesucht hat, und anderentheils auch wohl in der dem Franzosen eigenthümlichen abgerundeten, übersichtlichen und auch einem weiteren Leserkreise zugänglichen Form der Darstellung. Wohlthätig berührt haben wir uns gefunden, wie durch die muthige Offenheit, mit welcher der Verf. seine Ueberzeugung über diese Dinge ausspricht, so besonders durch die warme Liebe zu Jesus Christus, die sich in dem ganzen Buche verräth. Es ist allerdings eine scharfe Kritik, welche der Verf. gegenüber hergebrachten Meinungen in Betreff dieser »delicaten Fragen« übt, und die Freiheit der Forschung, die er in Anspruch nimmt, hat er sich durch keine Rücksichten verkümmern lassen, aber es ist auch ein guter positiver Grund wirklich christlicher Ueberzeugungen, der in dem Buche zu Tage

tritt, und keineswegs ist es die blosse Negation, welche sich hier dem Christenthume gegenüber geltend zu machen suchte. Insofern glauben wir denn allerdings, dass die Richtung des Verf. auf die Gestaltung der reformirten Kirche Frankreichs nicht ohne wohlthätigen, theils befreienden, theils neu aufbauenden Einfluss sein könne.

F. Brandes.

Chaucer. Studien zur Geschichte seiner Entwicklung und zur Chronologie seiner Schriften von Bernhard Ten Brink. Erster Theil. Münster. Adolph Russell's Verlag. 1870. VI und 222 S. in Octav.

Es ist hoch erfreulich, dass deutsche Forschung sich um Studium, Verständniss und Genuss Chaucer's, dem überhaupt neuerdings die eifrigste Aufmerksamkeit gewidmet wird, ein gleiches Verdienst zu erwerben bemüht ist, wie ihr wegen Text und Auslegung Shakespeare's längst von allen Seiten zuerkannt wird. Auch hat die englische Literatur wahrlich nicht nur in Hinsicht der Wort- und Versbildung keinen würdigeren aufzuweisen: aus völlig gleichen Motiven überhaupt erfordert sie eine gründliche Kenntniss Chaucer's wie die italienische Dante's. Der Verfasser dieser neuesten, Nicolaus Delius gewidmeten Studien äussert sich fast bescheidener als nöthig über seine Arbeit: er biete nicht eigentlich eine Entwicklungsgeschichte Chaucer's in gleichmässiger Ausführung, sondern wünsche vornehmlich neues Material für eine solche herbeizuschaffen. Von lange her mit dem Dich-

ter und seinen Werken befreundet, finden wir, dass gerade durch die einheitliche, durchaus sachliche Methode, welche Ten Brink in seinen sprachlichen und chronologischen Untersuchungen befolgt, zum ersten Mal Folgerichtigkeit und Zusammenhang in den Bildungsgang des Dichters gebracht wird.

Der Verfasser geht von jener Liste aus, welche Chaucer selber bekanntlich dem Prolog zur Legende of goode women eingeflochten hat, zieht Lydgate's Aufzählung in Fall of the princes hinzu und greift zunächst nach dem Gedicht über den Tod der Herzogin Blanche von Lancaster, das doch mit dem Jahre 1369 einen chronologischen Anhaltspunkt gewährt. Kaum später entstanden als 1369 zeigt es alle Spuren eines Jugendwerks, auf das als solches auch der Rechtsgelehrte in den Canterbury Geschichten anspielt, und lehnt sich dem *Dit de la fontaine amoureuse* des französischen Minnedichters Machault an, der zu ähnlichem Zweck die Geschichte von Ceyx und Halcyone verwendet hatte. Aber selbständig genug hält sich Chaucer eben so gut an seinen Ovid. An den schwankenden Charakter des kurzen Reimpaars im Altenglischen knüpft der Herausgeber die feine Bemerkung, dass diese Versart, dem Knittelvers ähnlich, nothwendig auch auf den poetischen Stil habe zurückwirken müssen. Die in dieser Dichtung begegnenden Anklänge an den Roman de la rose bestätigen alsdann die Vermuthung, dass Chaucer's Version desselben noch früher verfasst sein müsse. Ten Brink schliesst sich in Betreff derselben nicht dem neuerdings von Bradshaw ausgesprochenen Zweifel über Chaucer's Autorschaft an, findet vielmehr in der grossen Anzahl unreiner Reime, die er auf das Sorg-

fältigste zusammenstellt, den Hauptbeweis, dass der Dichter hier die ersten jugendlichen Kräfte erprobte und noch keineswegs die Sicherheit besass, die späterhin in allen nachweislich echten Werken begegnet. Dennoch bewährt sich sein *Romaunt of the rose* als eine treue und zugleich freie Uebersetzung des Originals, was durch eine kritische Ausgabe des letzteren, wie sie noch keineswegs vorliegt, auch nur bestätigt werden kann.

Der Eindruck, den dann die erste Reise nach Italien im Jahre 1373 — denn die Ausführung einer früheren im Jahre 1368 ist mit den vorhandenen Angaben nicht vereinbar — auf Chaucer hinterlässt, die mächtige Einwirkung der dortigen Poesie berechtigen zur Ansetzung einer zweiten Periode seiner dichterischen Entwicklung mit diesem Jahre. Hier gilt es nun zunächst das Verhältniss zu untersuchen, in welchem die Erzählung des Ritters in den *Canterbury Geschichten* zu dem dasselbe Thema nach der Teseide des Boccaccio behandelnden, in der *Legende of goode Women* aufgeführten Gedicht von *Palamon and Arcite* steht. Der Verfasser vermag weder Wharton, Tyrwhitt und Hertzberg, noch Sandras, Ebert und Kissner, die ihm von entgegengesetzten Seiten vorgearbeitet haben, völlig beizupflichten, er gelangt vielmehr nach sorgfältigster Prüfung zu dem Schluss, dass das ältere Gedicht in siebenzeiliger Strophe und überhaupt in engerem Anschluss dem italienischen Muster nachgebildet gewesen sein müsse. Ergibt sich schon die kleine Erzählung *Of quene Anelida and false Arcite* als ein leise modificirtes Bruchstück der ersten Bearbeitung von *Palamon and Arcite*, so lassen sich von diesem noch geradezu Fragmente in

jener Form restituiren. Die spätere Umarbeitung für die Canterbury Geschichten dagegen, als Chaucer den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte, und zwar in langen Reimpaaren, beruht selbstverständlich auf noch grösserer Emancipation von dem fremden Original.

Auch Troylus and Cryseyde lehnt, wie man weiss, an den Filostrato des Boccaccio an, ohne dass die Strophen einander völlig zu decken suchen. Vielmehr schafft der englische Dichter immer freier und lauscht der Fabel durchaus neue Motive ab, während er, von Dante mächtig angezogen, der Divina Commedia nicht nur dieselben Stellen wie Boccaccio, sondern noch andere, von Ten Brink glücklich nachgewiesene, entlehnt. Mit allen seinen aus classischer und spät römischer, aus französischer und italienischer Literatur zusammengelesenen Schätzen strebt Chaucer immer kräftiger aus dem »Kreise mittelalterlicher Poesie« heraus. »Der Dichter des Troylus ist von dem Dichter der Canterbury Tales nicht gar weit mehr entfernt,« S. 77. In Hinsicht auf den räthselhaften Lollius, hinter dem bisweilen Citate des seltsamer Weise niemals mit Namen genannten Boccaccio versteckt erscheinen, erklärt sich der Verfasser eines Sinns mit R. G. Latham, der kürzlich einen Schnitzer des englischen Dichters im Verständniss von Horat. Ep. I, 2 Trojani belli scriptorem, maxime Lolli und die irrige Annahme eines Lollius heissenden Autors über den trojanischen Krieg aufdeckte.

Besonders lehrreich erscheint die Analyse des Hous of fame, das noch beträchtlich mehr Parallelstellen aus der Divina Commedia bietet, als schon Sandras gefunden hatte, und eben so munter nach Bildern aus Virgil, Ovid, dem

Somnium Scipionis, dem Boethius greift. Der Dichter, der den Begriff der Comödie wörtlich nimmt und seinen Humor frei walten lässt, hat deshalb auch für diese besonders gelungene Allegorie mit Absicht noch einmal die kurzen Reimpaare, jene metrische Form gewählt, in der er einst begonnen, die er inzwischen freilich bereits künstlerisch überwindet. Referent gesteht, dass ihm, als er vor Jahren (Geschichte von England IV, 713) diese Dichtung unter die frühesten Erzeugnisse Chauceres versetzte, ihr wahrer Werth verborgen geblieben, und dass er auf die triftigen Gründe, mit denen er jetzt widerlegt wird, S. 112. 187, Nichts mehr zu erwidern hat. *) Künstlerische und chronologische Anzeichen stimmen zusammen, dass der Troylus, das Hous of fame und wenigstens der Prolog der Legende innerhalb der Jahre 1381 bis 1385 nicht lange auf einander gefolgt sein müssen. Auch die Assemble of foules, wo gleichfalls die Danteschen Anklänge noch zahlreicher sind, als Sandras oder Kissner entdeckt haben, wird in dieselbe Gruppe gehören, wenn auch der historische Anlass, welcher dieser Allegorie zu Grunde liegt, verborgen bleibt.

Sehr vereinzelt steht allen diesen Dichtungen gegenüber The lyfe of Seynt Cecile, welche Chaucer bekanntlich späterhin seinen Canterbury Geschichten einzuverleiben beabsichtigte, und welche auch wirklich unter der Ueberschrift The Second Nonnes tale erscheint. Es schliesst sich treu an die Legenda Aurea des Jacobus a

*) Auch das bei Froissart versteckte Datum der in Mailand am 5. Juni und nicht am 25. April 1368 gefeierten Vermählung des Herzogs Lionel von Clarence ist mir entgangen und demnach in der Stammtafel zu Band IV zu verändern.

Voragine an, mit Ausnahme der zwölf einleitenden Strophen, die jedoch von jugendlicher, religiös angehauchter, dem Kampfe des Lebens noch fern stehender Stimmung eingegeben zu sein scheinen. Der Dichter kann noch nicht sein Zolamt angetreten haben, wogegen wieder Stil und Vers, vor Allem eine dem Dante nachgebildete Stelle dafür sprechen, dass dies Product der zweiten Periode angehört. Es fällt somit in den Anfang derselben, und zwar zwischen 1373 und dem 8. Juni 1374.

Die Uebersetzung der *Consolatio Philosophiae* des Boethius bleibt eine werthvolle Probe im Prosa Stil, gegen welche allerdings, wie das bei Entwicklung der Sprache nicht anders möglich, die in anderen Werken Chaucer's begegnenden metrisch übertragenen Stücke aus demselben Buche vortheilhaft abstechen. Der Vergleich mit dem angelsächsischen Vorgänger Aelfred S. 142 liegt nahe, nur hätte bemerkt werden müssen, dass die dem Könige zugeschriebene metrische Version des Boethius nachweislich ein Jahrhundert jünger ist als der Prosa Text. Ten Brink folgert mit Recht aus Chaucer's Worten an seinen Schreiber Adam, dass der Boece, wenn nicht vor, so doch gleichzeitig mit dem Troylus entstanden ist.

Mit der *Legende of goode women* die dritte Periode zu eröffnen, rechtfertigt allein schon die Metrik, insonderheit das lange Reimpaar, das dem Dichter fortan immer geläufiger wird. Parallel mit der Form entwickelt sich aber die Lust der Erzählung. Wir haben hier den Uebergang, die erste Vorbereitung zu den *Canterbury Geschichten*. Der Dank, der im Prolog einer hohen Frau dargebracht wird, kann nur an Anna, die Gemahlin Richard's II., gerichtet sein

für die dem Dichter im Februar 1385 gewährte Erleichterung in seiner amtlichen Stellung, so dass auch die Chronologie zutrifft, die Legende im Laufe dieses Jahrs und Hous of Fame, wo ein Datum, der 10. December (unstreitig 1383), erwähnt wird, im Jahre 1384 verfasst sein muss.

Zu Chaucer's eigener, im Wesentlichen vollständiger Liste seiner Werke, wie sie jenem Prolog eingeflochten bis 1385 reicht, stimmt nun bekanntlich die von seinem Jünger Lydgate zusammengestellte nicht ganz. Nachdem Ten Brink sich hierüber ausgesprochen und namentlich die Entstehungszeit des *Complaynt of Mars and Venus* bis 1395 hinausgerückt hat, wendet er sich den Werken zu, denen Chaucer's Name nicht zweifellos gebührt. *The testament of love* hat schon Hertzberg *Canterbury Geschichten* 36 ff. ihm mit schlagenden Gründen abgesprochen. Eine Reihe sprachlicher und stilistischer Bedenken, vor allen der Reim, zeugen nicht minder gegen *The flower and the leaf*, das einen späteren Nachahmer Chaucer's zum Verfasser haben dürfte. Aehnlich steht es mit *Chaucer's dream*. Wie bedeutend auch der dichterische Werth von *The court of love*, so unmittelbar an Chaucer erinnernd, dass die Authenticität »bisher noch von keiner Seite angefochten worden«, Ten Brink sieht sich nach Prüfung der Behandlungsweise des Reims, die er bei allen diesen Stücken mit seltener Vollständigkeit und Sicherheit durchführt, veranlasst sie zu verwerfen. Vor demselben Urtheil fällt schliesslich *The complaynt of the black knight*.

Die Belege in den Anmerkungen helfen in sehr willkommener Weise ein so ernstes und ergebnissreiches Studium zu verfolgen. Sie ver-

weisen auf die Documente zu dem Leben des Dichters, geben Auszüge aus den Franzosen (zwei sind aus den Handschriften als Beilage abgedruckt) und Italienern an die Hand, beziehen sich auf die neuesten englischen Ausgaben und Bearbeitungen, so weit sie zu erlangen waren, und discutiren näher die einzelnen bestrittenen Punkte. Es wird dem Verfasser nicht ganz an Widerspruch von Seiten der wenigen, wahrhaft Berufenen fehlen, doch wird Keiner dem zweiten Bande, dem Abschluss dieser gediegenen Arbeit, der die Entwicklungsgeschichte Chaucer's von 1385 bis 1400, so wie eine specielle Behandlung der kleineren Gedichte und der Gesetze, welche der Dichter in seiner Metrik beobachtete, bringen soll, anders als mit Freude entgegen sehen.

R. Pauli.

La Baronessa di Carini. Leggenda storica popolare del sec. XVI in poesia siciliana con discorso e note di Salvatore Salomone-Marino. Palermo. Tipografia del Giornale di Sicilia. 1870. 113 Seiten Octav.

In den verschiedenen Sammlungen siciliani-scher Volkslieder, die bisher erschienen sind (von Vigo, Catania 1857, Pitre vol. I. Palermo 1870, so wie von dem Herausgeber vorliegenden Gedichtes selbst Palermo 1867) befinden sich nur äusserst wenige von erzählendem Inhalt, trotzdem deren sehr viele vorhanden sein müssen, wie man aus den Mittheilungen der genannten Sammler ersieht, so dass die Bekanntmachung derartiger Lieder, die Pitre für seinen zweiten

Band und Vigo für eine gleichfalls nächstens erscheinende »amplissima raccolta« in Aussicht stellt, sehr willkommen sein wird. Dass der Inhalt wie der dichterische Werth dieser kleinen Epen sehr Interessantes und Bedeutendes erwarten lässt, erhellt in erster Beziehung schon aus den erwähnten Angaben, in letzterer aber aus dem hier gebotenen historischen Volksliede, welches seinen Stoff in wahrhaft ergreifender Weise behandelt. Diesen bildet aber der durch den Baron Pietro von Carini an seiner achtzehnjährigen Tochter Caterina wegen eines heimlichen Liebesverhältnisses mit Vincenzo Vernallo verübte Mord. Die Unthat fand am 4. December 1563 statt und blieb wegen der hohen Stellung des mächtigen Barons ungestraft, ja man wagte kaum davon zu sprechen; gleichwohl muss dieser erschütternde Vorfall, wie aus verschiedenen Umständen hervorgeht, bald, nachdem er sich ereignet, in Verse gebracht worden sein, obschon das Gedicht sich allem Anschein nach nur in den untern Volksklassen erhielt, den obern aber verborgen blieb oder, was wahrscheinlicher ist, von ihnen ignorirt wurde, wie der Herausgeber an einem schlagenden Beispiel zeigt. Endlich aber, nachdem Jahrhunderte darüber hingegangen und die hochgeborene Familie der Barone von Carini, obwohl inzwischen in den Fürstenstand erhoben, trotzdem ihre feudale Uebermächtigkeit verloren hatte, fing man im vorigen Jahrhundert an, dem in Rede stehenden grauenvollen Ereigniss genauer nachzuforschen; einige Verse des genannten Liedes wurden entdeckt und aufgezeichnet, und den fortgesetzten eifrigen Bemühungen Salomone-Marino's so wie seiner Freunde ist es jetzt endlich gelungen, nicht nur die nähern Umstände

jener furchtbaren That nach historischen Documenten und mündlichen Ueberlieferungen festzustellen, sondern auch 262 Verse jenes Gedichtes in weitzerstreuten Localitäten und Büchersammlungen wieder aufzufinden und zu sammeln, so dass dasselbe nun bis auf etwa noch 50 fehlende Verse in gegenwärtiger Publikation vollständig vorliegt. Den Namen des Verf. zu entdecken, hat nicht gelingen wollen; dass er ein Zeitgenosse des Ereignisses gewesen, ist bereits angeführt worden, und aus dem Gedichte geht hervor, dass er einerseits zwar literarische Kenntnisse besessen haben muss, andererseits aber sich Geist und Wesen des Volksliedes vollkommen anzueignen verstand. Das Versmass ist die »geschwänzte Octave« (ottava caudata) d. h. die sicilische Octave mit bloss zwei verschränkten Reimen, auf welche dann noch zwei, vier oder sechs paarweis gereimte Verse folgen; die Melodie ist in hohem Grade leidenschaftlich und klagend, zuweilen sanft, gegen Ende düster und grauenerweckend. Der poetische Werth der Dichtung muss, wie bereits bemerkt, sehr hoch angeschlagen werden und es möchte erlaubt sein, auf einige Einzelheiten hier näher hinzuweisen. Wie erschütternd ist es z. B. nicht, das unglückliche Mädchen vor dem sie verfolgenden Vater mit lautem Hilferufe verzweiflungsvoll von Zimmer zu Zimmer fliehen und endlich unter dem wiederholten Dolchstoss eines ihn begleitenden Trabanten jammernd ihr junges Leben aushauchen zu sehen! Der unbarmherzige Vater scheint sogar zu fürchten, dass der Henker durch den fliehenden Blick des Schlachtopfers sich rühren lassen könnte, und ruft ihm deshalb zu, sie nicht anzusehen. Er traut ihm also mehr Gefühl zu, als er selbst besitzt, und man denkt

dabei an Svanhild, welche die Rosse erst dann zu zerstampfen wagen, als man ihr die Augen verhüllt hat! Wie ausdrucksvoll ist es nicht, wenn selbst das Gerücht von dieser blutigen That, welches sich in ganz Sicilien verbreitet, es nicht über sich gewinnen kann, bis zu dem Geliebten der Unglücklichen vorzudringen, sondern umkehrt, weil es ihm diesen »Stoss ins Herz« nicht versetzen will! Wie rührend ist der Zug nicht, dass Vernagallo den Sacristan der Kirche, in deren Gruft die ermordete Geliebte beigesetzt ist, dringend anfleht, bei ihr eine Lampe brennend zu erhalten, denn sie hätte im Leben nie gern allein und im Finstern geschlafen, und nun sei sie gar von Todten umgeben! Jedoch wir müssen aufhören, einzelne Züge dieses wunderbaren Gedichts anzuführen; es ist durchweg vortrefflich und der Herausg. weist mit Recht auf die Schönheit desselben eingehend hin. Wenn er jedoch meint, dass eine allerdings sehr ergreifende Stelle desselben sogar in deutsche Volkslieder und aus diesen in Goethe's Faust übergegangen sei, so widerlegt Pitrè in einer Anzeige der vorliegenden Publikation diese Ansicht durch die sehr richtige Bemerkung, dass jene Stelle sich eben nur auf Aehnlichkeit in den Gedanken und einzelnen Ausdrücken stütze, diese aber bei den verschiedensten Völkern in Folge mannichfacher Gründe ganz spontan und ohne Entlehnung entstehen könne. Beide genannte Gelehrte aber weisen mit vollem Recht eine seltsame Ansicht des Prof. Vittorio Imbriani zurück, der das vorliegende Gedicht für die auf ein späteres Ereigniss bezogene Umarbeitung eines italienischen Nationalepos des dreizehnten Jahrhunderts halten will. Diese Monomanie von dem alten

Nationalepos scheint namentlich im Neapolitanischen vielleicht in Folge von Ansteckung zu spuken, wenigstens habe ich auf einen ganz ähnlichen Fall, wie er sich bei de Rada herausgestellt hat, in den GGA. 1867. S. 1201 ff. hingewiesen. Auf die durchweg sehr anziehende Einleitung Salomone-Marino's zurückkommend, will ich daraus noch anführen, dass in Palermo eine eigene Zunft von blinden Liedersängern aus dem Volke mit einem Vorsteher und besondern Statuten besteht, welche, mit poetischem Sinn und gutem Gedächtniss begabt, von Jugend auf Gesang und Musik treiben und an der Hand eines Knaben umherziehend zahlreiche eigene oder ältere Volkslieder hersingen oder improvisiren. Wie erstaunlich das Gedächtniss der untern Volksklassen ist, zeigt der Verf. an einigen Beispielen und nennt unter anderm eine junge Weberin in einem kleinen Dorfe, welche 600 canzuni oder 4800 Zeilen auswendig herzusagen weiss! — Gegen Ende der Einleitung befinden sich jedoch einige unrichtige Angaben, welche als auf »ultramontane« Literaturen bezüglich wir gerne entschuldigen; so z. B. existirt keine schwedische auf Veranlassung einer Königin veranstaltete und herausgegebene Volksliedersammlung vom Jahre 1503; die erste wurde bekanntlich 1814—1816 von Geijer und Afzelius besorgt, wogegen jedoch die dänischen Kämpviser Wedel's auf Antrieb der Königin Sophia erschienen, freilich aber erst im Jahre 1591; ferner ist der älteste spanische Romancero nicht vom Jahre 1667, sondern vom Jahre 1550, eine undatirte Ausgabe desselben wahrscheinlich noch älter; und endlich heisst es hinsichtlich der Deutschen mit Bezug auf jenes Datum »1667«, sie hätten bald nachher ihre Volkslieder ge-

sammelt und studirt; dass aber zahlreiche handschriftliche sowohl wie gedruckte Sammlungen derselben aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts vorhanden sind, ist bekannt. — Am Schluss seines Werkchens hat Salomone-Marino auch noch ein kleines sehr sorgfältiges Dizionario beigegeben, welches sämtliche in dem Gedichte sowohl wie sonst in jenem vorkommenden, eigenthümlich sicilianischen Wörter und Wortformen erklärt; eine sehr dankenswerthe Arbeit, die zugleich den Vortheil bietet, dass sie zum Verständniss dieses Dialects überhaupt eine gute Vorbereitung gewährt. Als besonders eigenthümlich fällt der Ausdruck *munizza* auf, der soviel ist wie *immondizia*, und diese Bedeutung (in der Form *mondezza*) auch unter dem Volk in Toscana hat. Man könnte nun zwar einen im Munde des letztern Statt gefundenen Abfall der Vorsilbe *im* annehmen, da indess das Wort *mondizie* (pl.) in der nämlichen Bedeutung bereits in einer obrigkeitlichen Verordnung des XVI. Jahrhunderts vorkommt, so ist dies weniger wahrscheinlich und es bleibt zur Erklärung, wie mich dünkt, nur die Vergleichung mit dem lat. *purgamen*, *purgamentum* so wie dem gr. *καθαγμα*, *λύμα* übrig.

Lüttich.

Felix Liebrecht.